


יהוה
INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER FVNDATA MDCCCVII.
Ps. CXIX
169.
JOH. XVII.
17.
ὁ λογος
ὁσος
αληθεια
ἐστι·
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΣΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ

Allgemeine Missions-Zeitschrift.

Monatshefte für geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit einer Reihe Fachmänner
unter specieller Mitwirkung von

Dr. Th. Christlieb, Professor d. Theol. zu Bonn, und Dr. R. Grundemann, Pastor zu Mörz,

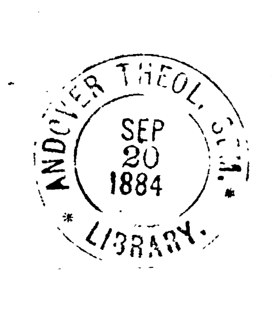
herausgegeben von

Dr. G. Warneck
am Missionshause zu Barmen.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Erster Band.

Gütersloh, 1874.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.


ANDOVER THEOL. SEM.
SEP
20
1884
LIBRARY

Dic cur hic?

Unser Programm.

(Vom Herausgeber).

Kein Historiograph des 19. Jahrhunderts, er nehme einen Standpunkt ein, welchen er wolle, wird die Mission ignoriren können, wenn dem Gemälde, das er von unsrer Zeit entwirft, nicht einer ihrer charakteristischen Züge fehlen soll. Man kann die Mission verächtlich behandeln, man kann ihr Feind sein, aber man kann sie nicht mehr — ignoriren, denn sie ist eine Macht geworden. Und diese Macht ist sie geworden weder durch die Gunst der öffentlichen Meinung noch durch den Beistand der Staaten, noch durch einen Reichthum sonstiger Hilfsmittel, wie sie weltlichen Unternehmungen pflegen zu Gebote zu stehen, ja vielfach nicht einmal durch die unmittelbare Unterstützung der Kirche — in kleinen zumeist privaten und von der Welt verachteten Kreisen hat sie von kleinen Anfängen ihren Ausgang genommen und ihr Werk getrieben mit geringen Mitteln und unscheinbaren Kräften gleich „einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker." Und doch ist dies Senfkorn zum Baume, ja bereits zum großen Baume geworden, unter dessen Schatten die Vögel des Himmels wohnen und dessen Zweige sich immer weiter ausbreiten über „alle Völker der Erde."[1])

Daß dem in Wirklichkeit so ist, kann auch von den Gegnern der Mission nicht in Abrede gestellt werden. Wohin immer der Seefahrer, der Kaufmann oder der Entdeckungsreisende kommt, entweder er findet bereits die Spuren der Missionare, oder der Missionar folgt bald seinen Fußstapfen. Fast zu allen uns bekannten und zugänglichen Völkern der Erde haben die Boten des Evangeliums sich Bahn gebrochen und jährlich besetzen sie neue Gebiete. In hunderten von Sprachen wird die gute Botschaft verkündigt und jährlich vermehrt sich die Zahl der Bibelübersetzungen. Sind wir auch heute noch nicht so weit, daß das Evangelium vom Reich „allen Völkern" und zwar „zu einem Zeugniß über sie" bereits wirklich gepredigt ist — so sind wir doch auf dem Wege zu diesem Ziele der Mission, sind im Ernst darauf aus den einzigartig großen Befehl Jesu Christi buchstäblich zu erfüllen: „Gehet hin in alle Welt und machet zu meinen Jüngern alle Völker!" In diesem Universalismus liegt eben das Charakteristische der jetzigen Missionsperiode. Die Kirche Jesu Christi hat ja zu allen Zeiten Mission getrieben, aber selbst als diese Thätigkeit in ihrer höchsten

---

[1]) Es liegt schon in dieser Thatsache eine innere Apologie der Mission. Wäre es nicht wahr, daß dem Manne, von dem der Missionsbefehl gekommen, „alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden" und daß Er „bei den Seinen ist alle Tage bis an der Welt Ende" — es wäre unmöglich gewesen zumal unter den angedeuteten Verhältnissen es zu einer Weltmission zu bringen.

Blüthe stand: in der apostolischen und mittelalterlichen Missionsperiode hat es eine eigentliche Weltmission nicht gegeben. Das Zeugniß von Christo zu tragen bis an die „Enden der Erden“, sodaß im eigentlichen Sinne des Worts „alle Völker“ evangelisirt werden, also Weltmission zu treiben — diese große Aufgabe zu lösen hat erst unsre Zeit einen ernstlichen Anfang gemacht.

Es fehlt ja dieser Zeit nicht an Ereignissen und Unternehmungen, die sie als eine wirklich große charakterisiren, aber es will uns bedünken, daß sie alle, wenn auch nicht gerade in den Schatten, so doch in den Hintergrund gestellt werden durch das Riesenwerk der Pflanzung des Reiches Gottes durch die ganze Welt! Besonders angesichts dieses Unternehmens ist es Wahrheit, daß wir in einer großen Zeit leben, auf die man in der That das Wort anwenden darf: „selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet, denn Ich sage euch: viele Propheten und Könige wollten sehen, was ihr sehet und haben es nicht gesehen und hören, was ihr höret und haben es nicht gehöret.“

Aber es gehet heute vielen Christen wie zur Zeit Jesu vielen Juden: „sie haben Augen und sehen nicht und Ohren und hören nicht.“ Allerdings constatiren wir gern, daß die Zahl der Missionsfreunde seit dem Beginne der modernen Missionsperiode in erfreulicher Weise gewachsen und daß ein Missionsgeist in der evangelischen Kirche erwacht ist, wie er kaum in einer andern Zeit ihrer Geschichte vorhanden gewesen — aber ebensowenig läßt sich leugnen, daß weite Kreise, namentlich unter den höheren Gesellschaftsklassen und leider nicht blos unter den kirchlich Indifferenten für die Sache der Mission weder Sinn noch Herz haben. Man sollte denken, daß schon die einzigartige Großartigkeit dieses im vollen Sinne des Worts universalen Unternehmens sie begeistern und der bedeutende Einfluß, den es auf die Civilisation der Heidenvölker wie auf die Erweiterung unsrer geographischen, anthropologischen, ethnologischen, religionsgeschichtlichen und linguistischen Kenntnisse übt, ihr Interesse erwecken müßte! Zwar wird in nicht wenigen wissenschaftlichen wie populären Zeitschriften, in Tagesblättern, in der Reiseliteratur ꝛc. der Mission nicht selten gedacht, aber — mit wenigen Ausnahmen — in einer sehr einseitigen, polemischen, oft verächtlichen ja gehässigen Weise, sodaß diese Erwähnung viel mehr Antipathie als Sympathie zu erwecken geeignet ist.

Und doch hat die Mission freilich nicht blos wegen ihrer Großartigkeit, ihres culturgeschichtlichen Einflusses und der mannigfaltigen Handreichung, die sie der Wissenschaft leistet, sondern vornämlich um der geistlichen Segnungen willen, die sie den Heidenvölkern bringt, den gerechtesten Anspruch auf die Sympathie auch der gebildetsten Kreise! Solche Sympathie zu wecken ist nun ein Theil der Aufgabe, welche sich die „Allgemeine Missions-Zeitschrift“ gesteckt hat. Sie will den Versuch wagen auch da ein Verständniß für die Mission zu Stande zu bringen und dahin Kunde von ihr zu tragen, wo aus Vorurtheil und Mangel an Kenntniß Indifferentismus gegen sie herrscht, will den Aufrichtigen unter ihren Gegnern Gelegenheit zur Prüfung und den Zweiflern Material zur Bildung eines günstigen Urtheils liefern. Bei dem allem wird sie sich — zwar nicht jener neutralen Objectivität, die kühl ist und kühl macht bis ans Herz hinan — wohl

aber der gewissenhaftesten geschichtlichen Treue und der größtmöglichsten Nüchternheit befleißigen, sich jeder Art der Schönfärberei enthalten, auch die Fehler nach besten Kräften zu vermeiden suchen, durch welche hier und da eine kleinliche, sentimental erbauliche und unkritische Berichterstattung den Geschmack an der Mission verleidet hat.

Die neue Zeitschrift will aber selbstverständlich auch denen dienen, die bereits Freunde der Mission sind, und zwar vornämlich solchen, die auch in der Mission gern mehr als Kirchthurmpolitik treiben, etwas Ganzes von der Ausbreitung des Reiches Gottes zu wissen verlangen und sowohl für missionstechnische wie cultur- und religionsgeschichtliche, geographische, ethnologische und ähnliche Fragen, soweit sie mit der Evangelisation der Völker im Zusammenhange stehen, ein Interesse haben.

Da möglichst gründliche Bekanntschaft mit der Missionsgeschichte nicht blos die Unterlage für ein richtiges Urtheil über die Mission sondern auch eine wesentliche Voraussetzung für die Liebe zu und die Mitarbeit an ihr bildet, so wird ein historischer Theil den ersten ja den Hauptinhalt der Zeitschrift ausmachen. Dieser missions-geschichtliche Theil soll aber, da der Titel eine „Allgemeine Missions-Zeitschrift" ankündigt, wie das ganze Missionsgebiet so auch die ganze Missionszeit umfassen, wenngleich die Missionsgebiete der evangelischen Kirche unter den Heiden und die Missionsarbeit der neueren Zeit specielle Berücksichtigung finden werden.

Wir sind durchaus keine absoluten Gegner jedes Partikularismus in der Mission. Wie kein unbefangener Historiker neben der politischen Schwächung, die er gebracht und dem kleinstaatlichen Sinne, den er gepflegt den mannigfachen Segen in Abrede stellen wird, der dem deutschen Vaterlande durch seinen staatlichen Partikularismus seiner Zeit zu Theil geworden, so ist es auch der Mission zu Gute gekommen, daß an den verschiedensten Punkten die verschiedensten Missions-Gesellschaften entstanden, und ebensoviele Heerde des Missionslebens in der Heimath wurden und ist es bis auf diesen Tag der Sache durchaus förderlich, daß diejenigen Kreise, welche die heimathliche Missionsgemeinde einer bestimmten Gesellschaft bilden, auch um die Geschichte dieser Gesellschaft sich ganz speciell bekümmern.[1] Aber dieser Partikularismus hat in der Mission wie auf dem Gebiete des staatlichen Lebens sein Maß und seine Zeit. Je länger je sehnlicher wird der Wunsch nach einer einheitlicheren Gestaltung der protestantlichen Missionsarbeit auf den verschiedenen Gebieten der Heidenwelt und je länger je dringender das Bedürfniß nach einer einheitlicheren, zusammenfassenderen und übersichtlicheren Darstellung dieser Arbeit für Freund

[1]) Die „Allgemeine Missions-Zeitschrift" ist also weit davon entfernt, den speciellen Missionsblättern der einzelnen Gesellschaften Concurrenz zu machen. Sie will vielmehr eine Allianz mit ihnen schließen und den einzelnen Gesellschaften direct und indirect dienen, direct indem sie abgerundete Bilder auch aus ihrer Arbeit liefert, indirect indem sie durch Orientirung auf dem Gesammtmissionsgebiete das Verständniß für und das Bedürfniß nach den Specialitäten der einzelnen Gesellschaften weckt und fördert — wie sie denn wiederum auch zuversichtlich auf Unterstützung ihrer Tendenz seitens dieser Gesellschaften glaubt rechnen zu dürfen.

und Feind in der Heimath. Die „Allgemeine Missions-Zeitschrift" möchte in Verbindung mit den Missionszeitschriften von ähnlicher Tendenz („Evangel. Missions-Magazin" und „Missionsnachrichten der Ostindischen Missionsanstalt zu Halle") an ihrem Theile und nach ihrer Auffassung dieses Bedürfniß befriedigen.

Sie wird deshalb zunächst jährlich eine möglichst zuverlässige und umfassende Rundschau über das gesammte Missionsgebiet bringen und dadurch den von der Bremer Allgemeinen Missions-Conferenz schon vor Jahren gehegten Wunsch nach einer jährlich erscheinenden Missions-Chronik realisiren. Bei den zahlreichen Schwierigkeiten, die sich, wie den Fachleuten am besten bekannt, der Ausführung dieses Unternehmens entgegenstellen und die nur im Laufe mehrerer Jahre und durch die vereinte resp. getheilte Arbeit Mehrerer relativ überwunden werden können, dürfen wir wohl auf die Nachsicht der Leser rechnen, wenn ihnen nicht sofort eine völlig lückenlose und bis in's Detail exacte Uebersicht geboten werden sollte.

Neben dieser Rundschau stellen wir es uns aber auch zur Aufgabe in einzelnen geschichtlichen Aufsätzen uns über das gesammte Missionsgebiet zu verbreiten. Es soll also nicht blos die gesammte Missionsthätigkeit unter den Heiden zur Darstellung kommen, sondern auch die unter den Muhamedanern und Juden Berücksichtigung finden und zwar nicht allein — wenn auch vorzüglich — die der evangelischen, sondern möglichst auch die der römisch und griechisch-katholischen Kirche. Selbstverständlich kann dabei nicht die Absicht sein in jedem Jahre von allem etwas zu bringen, sondern im Laufe der Jahre Bausteine zu sammeln, die in ihrer Zusammensetzung etwas Ganzes geben vom Reiche Gottes und seiner Ausbreitung in der Welt.

Aehnlich ist es zu verstehen, wenn wir die gesammte Missionszeit, also neben der modernen Missionsperiode auch die älteren in den Kreis unsrer Darstellung zu ziehen beabsichtigen. Die Mission ist eben nichts Neues in unsrer Zeit, sie wird geübt so lange es eine christliche Kirche giebt und wo immer diese Kirche zu Stande gekommen, da ist es durch die Mission geschehen. Es ist daher zunächst ebenso eine Pflicht der Dankbarkeit, die wir abtragen, wie ein apologetisches Interesse, dem wir dienen, wenn wir der älteren Missionsgeschichte gedenken. Dieses Gedächtniß ist aber auch für die Missionstheorie wie -praxis unsrer Tage von Wichtigkeit. So sehr eine Vergleichung von Sonst und Jetzt auch einen Fortschritt in der heutigen Methode constatiren wird — es wird sich auch von den Alten noch Manches lernen lassen, sintemalen sie auch nicht ohne Weisheit und den Geist Gottes gewesen sind!

Was die Form dieser geschichtlichen Aufsätze betrifft, so sollen sie nicht aphoristische Mittheilungen, sondern stets etwas in sich Ganzes und Abgerundetes sein, gleichviel ob ein Specialbild gezeichnet oder eine generellere Monographie geliefert wird. So großen Werth wir auch auf die Detailschilderung legen und um der Anschaulichkeit willen am rechten Orte ihr ihren Platz einräumen werden, so wollen wir doch jene minutiöse Berichterstattung möglichst vermeiden, die sich ins Kleinliche verliert, den Gesichtskreis einengt und vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen läßt. Bezüglich der Charakterisirung des christlichen Lebens soll die keuscheste Nüchternheit uns

leiten und über der Freude von der Kraft des Evangelii gesunde Beweise anführen zu können die strengste Kritik nicht vergessen und auch der Schatten nicht übersehen werden, der wie jedem Menschenhänden anvertrauten Werke so auch der Mission anklebt. So wenig aber die Mission mit einem Heiligenschein um das Haupt soll abgemalt werden, ebensowenig werden wir natürlich es unterlassen durch eine rechte Beleuchtung unverständiger übler Nachrede vorzubeugen.

Der missionsgeschichtliche Theil unsrer Zeitschrift darf aber auch die Heimath nicht übergehen. Das Missionsleben in der heimathlichen Kirche selbst, hat ja ebenso seine Geschichte wie die Missionsarbeit unter den nichtchristlichen Völkern. Hier sind die Wurzeln des Baumes, dessen Zweige die Heidenwelt zu überschatten die Verheißung haben. Es ist unumgänglich nöthig sowohl in allgemeinen Uebersichten als in speciellen Geschichtsbildern eine zuverlässige und umfassende Kunde davon zu geben, wie weit die Christenheit ihrer Missionspflicht genügt, wie viel und was für Arbeiter sie stellt und welche Mittel sie liefert, wieweit die Kirche als solche Mission treibt, wie viele Missions-Gesellschaften es giebt, was dieselben leisten und welche Grundsätze sie leiten ꝛc. Unsre Zeitschrift will solche Kunde bringen nicht blos in allgemeinen Uebersichten, auch nicht blos in einzelnen Monographien der bedeutendsten Missions-Gesellschaften und in Biographien der Bahn brechenden Missions-Inspectoren, sondern auch in solchen Bildern, welche die Entstehung und das Wachsthum des Missionslebens an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten darstellen. Auch mit geschichtlichen Mittheilungen dieser Art glauben wir zugleich eine apologetische Pflicht zu erfüllen, da sie ebenso den Beweis liefern, daß die Mission nicht eine Winkelsache ist, sondern über die ganze christliche Welt hin ein großes Heer in ihrem Dienste hat, wie daß die Heimath, von der sie ausgeht, reichen Segen von ihr zurückempfängt.

Aber auf Missionsgeschichte soll sich die neue Zeitschrift nicht beschränken. Nicht blos um die Schwierigkeiten zu begreifen, mit denen die Missionsarbeit zu kämpfen hat, sondern vornämlich um die richtigen Unterlagen zu gewinnen, auf die sie sich je nach der Individualität der verschiedenen Völker stellen muß und um den Nachweis zu führen nach wie vielen Seiten hin sie den mannigfaltigsten Wissenschaften dient und von ihnen sich dienen läßt — ist eine möglichst genaue Kunde von Land und Leuten unerläßlich. Die „Allgemeine Missions-Zeitschrift“ muß daher nothwendig geographische, linguistische, anthropologische, ethnologische, culturgeschichtliche und besonders religionsgeschichtliche Fragen, soweit sie in einer Beziehung zur Mission stehen, in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen. Alle die genannten Gebiete sind Hilfswissenschaften für die Mission, wie wiederum die Mission ihnen eine wesentliche Hilfe leistet, sowenig Dank sie auch oft dafür erntet. So hat die Mission beispielsweise das größte Interesse an allen Entdeckungsreisen, durch welche unbekannte Länder uns bekannt gemacht und verschlossene etwa erschlossen werden, wie umgekehrt die Erweiterung unsrer geographischen Kenntnisse vielfach Missionaren zu danken ist, wofür zum Beweise man nur an Dr. Livingstone zu erinnern braucht. Wir verweisen weiter auf die Bedeutung, welche die Ethnologie

für die Mission und die Mission für die Ethnologie hat. Wie der einzelne Mensch als ein specielles Individuum es als sein Recht beanspruchen kann nach seiner Individualität behandelt zu werden und der allgemein für einen schlechten Pädagogen gilt, der aus diesem Rechte für sich keine Pflicht macht — also ist es auch bezüglich der Völker. Auch die Völker besitzen ihre Individualität und die Mission soll sie pädagogisch behandeln. Es dürfen nicht alle Völker nach einer Schablone evangelisirt werden, wie man auch aus der Missionspraxis des großen „Apostels der Heiden“ sattsam erkennen kann, der je nach der Individualität der verschiedenen Völkerschaften meisterlich versteht „seine Stimme zu wandeln“ und „allen alles zu werden.“ Nichts ist für die Missionspraxis wichtiger als genaue Kenntniß des Charakters, der Sitte, der Cultur- und Religionsstufe der verschiedenen Völkerschaften um in pädagogischer Weisheit das rechte Thürlein zu finden und zu öffnen, durch welches das Evangelium dem Herzen des Volkes nahe gebracht werden kann und es will uns bedünken, daß in diesem Stück unsre heutige Mission noch viel zu lernen hat! Um so unentbehrlicher also die Ethnologie! Von welcher Seite auch die Belehrung komme, die Mission nehme sie dankbar an. Aber die Vertreter der ethnologischen Wissenschaft mögen auch der Mission den Ruhm lassen, der ihr gebührt und frei öffentlich bekennen, wie viel werthvolles Material sie ihr verdanken und endlich einmal aufhören die Männer verächtlich zu behandeln, mit deren Federn sie sich doch so oft schmücken!

Sollen wir noch der Linguistik mit einigen Worten gedenken? Es ist Grundsatz der evangelischen Mission jedem Volke in seiner Muttersprache das Heil in Christo zu verkünden. Der Missionar wenn er die fremde Sprache lernt wird ja gern ein Schüler der Männer der Wissenschaft, die dieselbe etwa vor ihm bearbeitet haben. Derselbe Missionar lehrt aber auch nicht selten die Sprache, die er selbst erst gelernt hat — und bereichert die Wissenschaft der Linguistik. Und mehr als das. Er schafft eine Schriftsprache und legt den Grund zu einer Nationalliteratur. Man braucht nur an die c. 230 Bibelübersetzungen zu erinnern — welch eine Bedeutung haben diese für die Linguistik, für das Culturleben, für die Geschichte der Bildung des menschlichen Geistes und Herzens!

Doch genug, der Leser versteht, was wir im Sinne haben. Es soll uns eine besondere Freude sein, wenn es gelingt gerade mit Hilfe dieser Fragen die Mission ein wenig aus der Aschenbrödelstellung herauszuretten, in welche die vornehme Wissenschaft sie so gerne verweist.

Schon in den bisherigen Ausführungen ist gelegentlich mehrfach des apologetischen Dienstes gedacht, welchen die „Allg. Missions-Zeitschrift“ der Mission leisten möchte. Dieser Gesichtspunkt ist indeß so wichtig, daß wir ihm einen selbständigen Platz in unserm Programm anweisen müssen. Gott sei Dank! man ignorirt die Mission nicht mehr, man greift sie an! In Zeitschriften der mannigfaltigsten Tendenz, in Reisebeschreibungen, Romanen, ja in speciell zu diesem Zwecke geschriebenen polemischen Schriften wird sie nicht blos einer scharfen, sondern meist einer sehr ungerechten und — unverständigen Kritik

unterworfen und aufs feindlichste behandelt. So sehr wir auch in diesen Angriffen einen Beweis von der zunehmenden Macht der Mission sehen dürfen, so ist ihnen gegenüber eine Vertheidigung doch ebenso ein Bedürfniß wie eine Pflicht. Und zwar denken wir nicht blos an eine generelle Apologetik. Es wird ja besonders den Vorurtheilen der öffentlichen Meinung gegenüber ganz unerläßlich sein, auch diese zu pflegen — allein specielle Angriffe erfordern eine specielle Apologie und je mehr dieselbe auf gründlicher Kenntniß der in Rede stehenden Verhältnisse beruht, desto durchschlagender wird sie sein. Unfruchtbarer Polemik wollen wir dabei so weit es irgend angeht, aus dem Wege gehen und auch jede Specialapologie so positiv als möglich führen. Endlich sollen auch Missionsgedanken aus und nach der Schrift sowohl unter dem apologetischen als unter dem missionstheoretischen Gesichtspunkte ein Räumlein finden.

Es scheint uns nämlich ein Bedürfniß, daß auch missionstheoretische resp. -praktische Fragen in einem Allgemeinen Missions-Organe zur öffentlichen Besprechung gebracht werden, nicht blos um nach dem Maß unsrer Erkenntniß und Kraft der Arbeit unter den Heiden selbst hier und da einen kleinen Dienst zu leisten, sondern auch um in der Heimath ein größeres Verständniß für die hohen Aufgaben der Mission wie für die großen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hat, herbeiführen zu helfen. Auch die Mission hat ihre Theorie und bedarf je mehr sie aus den Kinderschuhen herauswächst und an Umfang zunimmt desto mehr einer wissenschaftlichen Unterlage für ihre praktische Thätigkeit und zwar in viel höherem Grade als dies mit der Führung des pastoralen Amtes der Fall ist. Es giebt hier eine Reihe Fragen von der weittragendsten Bedeutung über die Aufgabe der heutigen Mission, ihre Methode, die Vorbildung zu ihrem Dienste, die Heranbildung eines eingebornen Lehrerstandes, die Erziehung der heidenchristlichen Gemeinden zur Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit, die Behandlung der Polygamie, Kaste, Sklaverei ꝛc. Selbst wenn die Beantwortung dieser Fragen nur für die eigentlichen Fachleute Werth hätte, müßte es wünschenswerth sein ein Organ zu besitzen, in welchem sie zur Discussion gestellt würden, da sie aber zugleich von sehr allgemeinem Interesse wenigstens für die Gebildeteren unter den Missionsfreunden und durchaus dazu angethan sind, die Theilnahme für die Mission zu fördern, so hoffen wir mit ihrer Aufnahme in unser Programm um so mehr auf Billigung rechnen zu dürfen.

Da unsre Zeitschrift aber auch für die Heimath eine praktische Tendenz hat, so wird sie sich auch solchen Fragen nicht entziehen, auf welche Weise das Interesse für, die Liebe zu, und die thätige Mitarbeit an der Mission geweckt und gefördert werden kann, wird also z. B. über Organisation von Missionsvereinen, Feier von Missionsfesten, Einrichtung von Missionsconferenzen, Abhaltung von Missionsstunden, Sammlung von Missionsbeiträgen, Verbreitung von Missionsschriften ꝛc. Aufsätze bringen.

Auch für die Missionsliteratur und zwar nicht für die deutsche allein, wenn auch für sie vornämlich soll ein Platz reservirt werden. Wir gedenken alle wichtigen Erscheinungen auf diesem Gebiete theils in übersichtlichen Gruppen

theils in Einzelanzeigen zur Kenntniß unsrer Leser zu bringen, auch durch die einzelnen Missionsblätter und die Missionstractate je und dann einen Gang zu thun. Endlich soll die Zeitschrift anhangsweise auch eine Zeitung enthalten, die theils in Original-Correspondenzen, theils in Mittheilungen, welche Missions- und andern Blättern entnommen sind, eine möglichst allseitige Kunde von den wichtigsten neusten Ereignissen auf dem großen Missionsfelde bringt.

Dies unser Programm. Wir denken es ist die beste Apologie unsres Unternehmens und überhebt uns der Nothwendigkeit einer weiteren Begründung desselben auch gegenüber der Existenz von Missionsblättern von allgemeiner Tendenz. Freilich — es ist leichter Programme aufstellen als sie durchführen! Wir sind uns der Schwierigkeit des beabsichtigten Unternehmens durchaus bewußt und scheuen uns nicht zu bekennen, daß wir im vollen Gefühle unsrer Schwachheit an dasselbe herangetreten sind. Aber wir vertrauen auf die Durchhilfe des HErrn, der seinen Jüngern befohlen hat: „handelt bis daß ich wiederkomme" und der da will, daß seiner heiligen Reichssache gedient werde auf mancherlei Weise, sonderlich in einer Zeit, in welcher der immer lauter werdende Ruf: „wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche", auch viele von solchen völlig abwendig zu machen droht, die „nicht ferne sind vom Reiche Gottes". Wir appelliren auch, besonders für die erste Zeit, an die freundliche Nachsicht unsrer Leser. Ermöglichen sie uns das wirkliche Zustandekommen der Zeitschrift, so hoffen wir mit dem Fortgange derselben immer mehr in die Arbeit zu wachsen und tüchtigere Leistungen zu liefern. Es ist wahr: das Programm ist reich besetzt — allein wir glaubten, daß in einer „Allgemeinen Missionszeitschrift" keiner der genannten Punkte fehlen dürfte, auch gedachten wir des bekannten Wortes: „wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen."

Eine Anzahl auf dem Missionsgebiete heimischer Männer hat ihre Mitarbeit bereits zugesagt; vielleicht thut die Probenummer noch hier und da einen Werbedienst, daß noch manch einer sich mit uns verbindet, in dessen Hände die erste „Einladung zur Mitarbeit" nicht gelangt ist.

Die „Allgemeine Missions-Zeitschrift" soll in Monatsheften von $2\frac{1}{2}$ event. 3 enggedruckten Bogen erscheinen und der jährliche Abonnementspreis nur 2 Thlr betragen. Je und dann wird eine Karte resp. ein Bild beigegeben werden.

Der HErr der Mission aber, dem zur Verherrlichung Seines Namens, zum Bau Seines Reiches und zur Erfüllung Seines Willens auch diese Zeitschrift ernstlich dienen will und ohne den wir nichts können, auch nichts können wollen — der segne und fördre das Werk unsrer Hände, damit die Liebe zur Mission und die energische Arbeit an ihr wachse und sich mehre auch unter unserm deutschen Volke, dem Er in den letzten Jahren einen so hervorragenden Platz angewiesen und damit eine so große Aufgabe auch für die Ausbreitung Seines Reiches gestellt hat unter den Völkern der Erde!

Orientirende Uebersicht

über den gegenwärtigen Stand des gesammten christlichen Missions-Werkes

von R. Grundemann.

Einleitende Bemerkungen.

Schon seit der ersten Bremer Missions-Conferenz ist von mir eine jährliche Missions-Chronik erwartet worden. So gern ich auch bereit war, der schwierigen Arbeit, die eine solche erheischt, mich zu unterziehen, bin ich doch selbst trotz der Bereitwilligkeit der meisten deutschen Missionsgesellschaften zur Unterstützung des Unternehmens, bisher nicht im Stande gewesen die äußeren Schwierigkeiten, die die Veröffentlichung darbot, zu überwinden. Die „Allgemeine Missions-Zeitschrift" verspricht einen angemessenen Ort zu bieten, an welchem die beabsichtigte Chronik, wenn auch vielleicht in etwas veränderter Form, zur Ausführung gelangen kann. Ich hoffe, daß sie den Lesern willkommen sein wird. Sie soll ja den Missionsfreund, der die fortschreitende Entwicklung der Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden verfolgen möchte, in den Stand setzen, dies zu thun ohne die Mühe, die Quellen selbst nachzulesen. — Die umfassenden Arbeiten auf diesem Gebiete, zu denen mir mein Missions-Atlas Gelegenheit gegeben, scheinen eine angemessene Grundlage zu bieten, an die sich eine jährliche Rundschau über das gesammte Missionsfeld passend anschließen möchte. Ich muß jedoch gestehen, daß mit den inzwischen verstrichenen Jahren auch die Resultate jener Arbeiten bei mir bereits etwas verblaßt sind. Ich kann daher den Leser, der mich zum Führer nehmen will, vor der Hand nur einladen, zunächst einen Gang zur allgemeinen Orientirung zu machen. Ein jeder folgender Rundgang, der sich in den bestimmten Gränzen eines Jahres zu bewegen hat, wird ein konkreteres, anschaulicheres und deutlicheres Bild liefern. In dieser Beziehung wird der vorliegende Anfang auch aus andern Gründen manches zu wünschen übrig lassen. Selbst eine Verarbeitung der sämmtlichen in die Oeffentlichkeit tretenden Berichte über das eine oder das andre Missionsfeld würde zuweilen nicht im Stande sein ein derartiges Bild zu geben. Es war schon lange mein Wunsch, (dem aber für jetzt noch nicht entsprochen werden konnte) diesem Mangel durch direkte Anfragen bei betreffenden Missionaren zu begegnen. Sollte der Herr auf diese Arbeit seinen Segen legen, so hoffe ich mit der Zeit auf dem angedeuteten Wege vielfach ein klareres und deutlicheres Bild von manchen Missionsgebieten geben zu können. Ich möchte sagen: die Tragweite des Fernrohrs, dessen ich mich jetzt noch bedienen muß, reicht für manche derselben nicht zu und läßt nur allgemeine, zerfließende Umrisse erkennen. Vielleicht aber gelingt es mir mit der Zeit schärfere Instrumente anzuwenden. — Ebenso wünschte ich den rechten Standpunkt, von dem aus ein jeder Theil des großen Missionswerks richtig zu betrachten ist, recht deutlich angeben zu können. Derselbe hängt ab von den verschiedenen, meist durch denominationale Verschiedenheiten bedingte Auffassungen der Mission und der bei derselben angewandten Praxis. Auch

in dieser Hinsicht werde ich bemüht sein, immer bestimmtere Angaben zu machen, durch die der Missionsfreund, der vielleicht nur allzusehr hierin zu generalisiren gewohnt ist, und alle Missionen mit einem und demselben Maße zu messen pflegt, vor den daraus unvermeidlich sich ergebenden Irrthümern geschützt werde.

Eine besondere Beigabe zu der beabsichtigten Missions-Chronik sollten statistische Uebersichten bilden. Jedoch je länger ich mich mit diesem Punkt beschäftigte, desto mehr lernte ich die Schwierigkeiten desselben erkennen. Diese bestehen nicht blos darin, daß es schwer hält, die annähernd für den gegenwärtigen Stand geltenden Zahlen von allen Missionsgebieten gleichmäßig zu erhalten, sondern noch vielmehr in den verschiedenen Principien, die der Zählung in den verschiedenen Missionen zu Grunde gelegt werden. Besonders ist dies der Fall in Bezug auf die Zahl der Bekehrten. Es giebt keinen Generalnenner in welchen die Bekehrten der Methodisten und der Ausbreitungs-Gesellschaft (S. P. G.), der Independenten und unsrer deutschen Missionen, wenn wir sie durch Zahlenbrüche darstellen wollten, zutreffenderweise aufgehen würden. Damit verbietet sich das Summiren von selbst. Nur wenn es gelänge in jedem Falle dem Leser das Zählungsprincip mit der Zahl zugleich in prägnanter Weise zur Anschauung zu bringen, würde eine Zusammenstellung der betreffenden Angaben von Werth sein. Unter diesen Erwägungen verzichte ich denn vor der Hand darauf, statistische Uebersichten zu geben und beschränke mich auf einzelne Zahlenangaben, die hier und dort zur Charakteristik eines Missionsgebietes dienen mögen. — Sollte es später möglich werden von denselben directe Mittheilungen einzuziehen, so wird sich auch in diesem Punkte den Missionsfreunden mehr darbieten lassen.

Man sehe also diese orientirende Uebersicht als einen ersten Versuch an, dessen schwache Seiten ich nicht verhehlen will. Sollte sie sich trotzdem des Beifalls der deutschen Missionskreise erfreuen, so wird mir dies eine Ermuthigung sein, so Gott will, mit wachsenden Kräften mich für den nächsten Rundgang zu rüsten.

I. Westafrika.

1. Senegambien.[1])

1) Die erste Mission, die wir von Norden kommend an der westafrikanischen Küste antreffen, ist die der Pariser Société des Missions évangeliques,[2]) die früher südlicher in Sedhiu am Casamance ihre Station hatte. Seit 1870 ist St. Louis der Sitz der Mission und jener Ort wird nur noch als Außenstation zu Zeiten besucht. Die genannte französische Kolonie bot für die damals auszusendenden neuen Missionare an den Evangelischen, die sich unter ihren 15,000 Einwohnern finden, Anknüpfungspunkte. Die heidnischen resp. muhamedanischen Wolofs wurden erst nach und nach zugänglicher. Die Missionare eigneten sich die Sprache derselben an und konnten bereits namhafte Ueber-

[1]) Vgl. meinen Missions-Atlas I, 1 u. 2.

[2]) Die verschiedenen Missionsgesellschaften setze ich hier als bekannt voraus. So weit thunlich behalte ich die Originalnamen bei, erlaube mir auch leicht verständliche Abkürzungen wie z. B. Am. = American. M. S. = Missionary Society rc.

setzungen in dieselbe ausführen. Die neusten Berichte melden eine Anzahl von Bekehrungen, unter denen einige recht erbaulich sind.

2) Die katholische Mission des apostolischen Vicariats Senegambien hat ihren Hauptpunkt in St. Joseph de N'gazobil, an den sich verschiedene andre Stationen anlehnen. Die Wirksamkeit derselben scheint sich vorzugsweise auf erziehende Thätigkeit zu erstrecken. Die Heranbildung eines Clerus aus den Eingebornen ist besonders in's Auge gefaßt. Ausgedehnte Anstalten haben die weitere Aufgabe mit der Anleitung zum Ackerbau und verschiedenen Handwerken der Bevölkerung eine mit den katholischen Formen verbundene Kultur zuzuführen. Für die Bildung der weiblichen Jugend sind zahlreiche Ordensschwestern thätig. Die Stationen haben 1869 schwer durch die Cholera gelitten.

3) Die Mission am Gambia. Hier hat sich das dem Europäer gefährliche Klima Westafrikas besonders verderblich gezeigt. Infolge davon haben die Methodisten schon lange ihre in früheren Jahren durch ausgedehnte Erweckungen zu einer Blüthe gelangten Gemeinden der Arbeit eingeborner Prediger überlassen müssen, die nur unter der Oberleitung eines europäischen Missionars stehen. Verdient der dadurch hervorgerufene Umstand, daß jetzt das Evangelium vorzugsweise in den Volkssprachen resp. Dialekten verkündigt wird, (während sonst das von den Küstenbewohnern, wenn auch verderbt gesprochene, doch leidlich verstandene Englisch benutzt wurde) alle Beachtung, so läßt sich selbst von den besseren jener Arbeiter bei weitem nicht die Leistung eines Europäers erwarten. Die Gemeinden sind noch nicht auf dem Standpunkte, daß aus ihnen selbst die Organe ihrer Leitung hervorgehen könnten. Es fehlen die für diesen Zweck erforderlichen Schulen. Oft scheinen die Männer, denen man ein Amt übertragen muß, demselben nicht gewachsen zu sein, wenn sie nicht vielleicht gar durch Anstoß mancherlei Art die Sache des Christenthums schädigen. Insbesondere leidet die Gemeinde auf der entfernten Mac Carthy Insel, die nur selten von einem europäischen Missionare besucht werden kann, unter diesen Verhältnissen. Das dortige Missionswerk kränkelt überhaupt, seitdem die brittische Besatzung von jener Insel zurück gezogen ist (1867). Es ist nicht möglich die Gemeinde in ihrem Bestande zu erhalten, geschweige sie zu erweitern. — Im Laufe des verflossenen Jahres ist nun auch die Besatzung von Bathurst weggenommen (1872) und damit die Lage der ganzen Mission erschwert. Die verschiedenen Stämme, die zum Theil streng, zum Theil lax muhamedanisch[1]) zum Theil heidnisch sind, haben seitdem unaufhörliche Kriege. Der Ackerbau wird vernachlässigt, und in Folge davon stockt der Handel (die Erdnuß bildet einen bedeutenden Export-Artikel). Auch werden die Eingebornen gegen die Weißen immer frecher und erlauben sich offne Räubereien.

Dennoch sind die Gottesdienste in den beiden Kapellen zu Bathurst sowie auf den Predigtplätzen, an denen schon kleine Schaaren gesammelt sind,[2]) und die

---

[1]) Jene Marabuts, diese Soninkis genannt. Die letzteren unterscheiden sich wesentlich nicht sehr von Fetischdienern.

[2]) Die letzten Jahresberichte führen unter den letzteren einige Plätze auf, die noch nicht in meinem Atlas zu finden sind, und über deren Lage keine Angaben vorliegen. So: Moro-Cunda, Cotoo und Daranka (Baranka?) Letzteres soll außerhalb des brittischen Gebiets liegen.

Schulen meist gut besucht gewesen, und es hat nicht an Zeichen gefehlt, daß das Wort Gottes seine Wirkung hat. Nach dem letzten Berichte hatte sich die Zahl der Gemeindemitglieder um 39 vermehrt. Dieselbe betrug 744. Wieviel davon Europäer sind, ist nicht gesagt. In fünf Schulen waren 495 Schüler; in den Sonntagsschulen 613.

Die katholische Mission scheint in Bathurst Fortschritte zu machen, besonders infolge der aufopfernden Thätigkeit, welche bei der auch hier wüthenden Cholera 1869 die Missionare und Ordensschwestern geübt haben.

2. Die Mission am Pongas[1])

hat in so fern ein besonderes Interesse, als sie zum Theil von Westindien aus unterhalten wird. Christen afrikanischer Abstammung senden der Heimath ihrer Väter das Evangelium. Der Hauptsitz dieser Westindischen kirchlichen Missionsgesellschaft ist Barbados, wo auch im theologischen Seminare junge Leute aus der Pongas-Gegend zu Missionaren ausgebildet werden. Es sind jetzt ihrer vier auf eben so vielen Stationen in der genannten Gegend thätig und scheinen sich als tüchtige Leute, denen auch ein nüchterner, klarer Blick nicht fehlt, zu beweisen. Die Leitung dieser Mission liegt in der Hand der Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) und steht daher unter der Supervision des Bischofs von Sierra Leone.

Das Feld hat seine eignen Schwierigkeiten. Nachdem schon seit längerer Zeit namentlich französische Faktoreien bestanden, hat Frankreich im Jahre 1867 förmlich von diesem Gebiete Besitz ergriffen. Die Regierung scheint sich jedoch nicht besonders fühlbar zu machen, und die Mission ist, obwohl der schwer erfüllbare Wunsch, daß in den Schulen möge französisch gelehrt werden, ausgesprochen wurde, wie es scheint in keiner Weise belästigt worden. Auch die Europäer auf den Faktoreien erweisen sich nicht feindselig, vielmehr wurden von einem Solchen (einem Deutschen) bei Anlegung einer Station wesentliche Dienste geleistet. Ein größeres Hinderniß liegt darin, daß die hier noch ungestört geltende Sklaverei sich immer entschiedener durch die Predigt des Evangeliums bedroht sieht, daher sich die reicheren Eingebornen, welche sämmtlich Sklaven halten, der letzteren meistentheils widersetzen. An einigen Orten ist die Bevölkerung zum Theil muhamedanisch, doch ohne daß der dem Islam eigene Fanatismus hier hervorträte. Es wird stark über die Stumpfheit des Volkes geklagt; Viele erwarten bei ihrem Uebertritt zum Christenthume äußere Vortheile, oder gar direkte Geschenke. Einzelne Häuptlinge aber haben bereits einen hohen Grad von Bildung und die Mission hat unter ihnen warme Freunde. Dieselbe trägt übrigens einen ausgeprägt hochkirchlichen Charakter. — Der Zuwachs der schon gesammelten Gemeinden war freilich nur ein langsamer, scheint aber sicher fortzugehen. An Uebersetzungen in die hier gesprochene Susu-Sprache wird rüstig gearbeitet. Die neuste der Stationen befindet sich am Rio Nuñez,[2]) so daß jetzt ein Küstenstrich von 20 deutschen Meilen sich unter dem Einflusse dieser Mission befindet.

[1]) Missions-Atlas I, 2.

[2]) Um dieselbe auf dem betr. Carton (Afrika Nr. 2) zu verzeichnen, müßte man denselben etwa um 10 deutsche Meilen nach N. W. erweitern.

3. Sierra Leone.[1])

Sierra Leone ist eines der wenigen Missions-Gebiete auf denen die Missionsarbeit bereits zu einem gewissen Abschluß gelangt ist. Neben einem kleinen Theil der Bevölkerung, der am alten Fetischdienste festhält oder mehr oder weniger sich in Religionslosigkeit verliert, und einem noch kleineren muhamedanischen Theile bekennt sich die überwiegende Menge derselben zum Christenthum, theils als Anglikaner theils als Methodisten. Die ersteren sind bereits zu einer selbstständigen kirchlichen Organisation herangereift; nur einige Stationen stehen noch unter Leitung der Church Missionary Society. Die junge Kirche hat in dem bereits vollendeten ersten Jahrzehnte ihres Bestehens ihre Lebensfähigkeit gezeigt. Unter ihren Mitgliedern finden sich wohlgebildete, vermögende Leute. Die Mehrzahl derselben sind kleine Handelsleute, da das felsige Ländchen für die verhältnißmäßig starke Bevölkerung nicht genügenden Platz zum Ackerbau hat. Ihr Vermögen ist daher den Schwankungen des Handels unterworfen, weshalb auch die Einkünfte der jungen Kirche dann und wann Ungleichmäßigkeit zeigten. Dennoch bringt dieselbe die erforderlichen Mittel auf. Die in der Kolonie selbst ausgebildeten Geistlichen haben sich bisher bewährt, so daß ihnen sogar von unbetheiligter Seite das Zeugniß ausgestellt ist, sie seien würdige Nachfolger jener bereits heimgegangenen Missionare, durch deren harte doch eifrige Arbeit die Gemeinden gesammelt sind. — Auch die Methodisten haben zumeist bereits farbige Prediger. Ihre Gemeinden aber stehen noch immer wie früher in der Verbindung mit der Wesleyan M. S. Die Zahl ihrer vollen Mitglieder, die sich jährlich um einige Hundert vermehrt, beträgt gegen 5000, während außer diesen noch fast doppelt soviel Andere sich zu ihren Gottesdiensten halten. Die Gesammtzahl der Anglikaner wird auch jetzt kaum die der mit den Methodisten Verbundenen erreichen.[2])

Das christliche Leben der Gemeinden auf beiden Seiten dürfte bei möglichst billigen Rücksichten nicht grade unbefriedigend zu nennen sein. Doch macht sich immer wieder noch ein bedeutender Mangel an Stätigkeit und Festigkeit desselben fühlbar und von verschiedenen Seiten wird geklagt, daß es noch auf einer niederen Stufe der Sittlichkeit steht. Die Ausschließung von Mitgliedern muß häufig Statt finden; und wenn sie auch meist später in bußfertiger Weise die Wiederaufnahme nachsuchen, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß die Sierra-Leone-Christen im Großen und Ganzen es auch mit groben Sünden noch viel zu leicht nehmen; namentlich ist die Unkeuschheit ein schwerer Schade, auch fehlt es nicht an starken Resten heidnischen Aberglaubens, Zauberei ꝛc.

Die Gottesdienste werden durchschnittlich gut besucht und auch die Schulen sind größtentheils in gutem Gange. Die der Anglikaner haben dadurch sehr gewonnen, daß sie in engerer Verbindung zur Colonial-Regierung stehen, welche einen Zuschuß zur Unterhaltung liefert, aber auch die Leistungen kontrollirt. Einige höhere Schulen gewähren ihren Zöglingen eine verhältnißmäßig gründliche, umfassende und gediegene Bildung.

Der jetzige Bischof, erst seit einigen Jahren in diesem Amte, entfaltet eine

[1]) Missions-Atlas I, 3.

[2]) Leider liegen mir die Ergebnisse der neusten Volkszählung der Kolonien noch nicht vor.

sehr eifrige Thätigkeit und hat mehrfache förderliche Einrichtungen z. B. auch bezüglich der christlichen Literatur getroffen.

Eine große Anzahl Sierra-Leone-Christen sind nach den benachbarten Küstenstrichen ausgewandert und haben sich daselbst in kleinern oder größeren Gruppen als Handelsleute oder Ackerbauer niedergelassen. Inmitten einer heidnischen Bevölkerung erwachsen dort für sie größere Gefahren als in der Heimath. Um sie dem Christenthum zu erhalten und von diesem Anknüpfungspunkte aus weiter unter den Heiden zu arbeiten, hat die Church M. S. ihre Stationen im Bullom-, Timneh- und Scherbro-Gebiete.[1]) Die Arbeit daselbst, welche von den Gemeinden in Sierra-Leone unterstützt wird, hat mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen und schreitet, obgleich mit Eifer und Treue betrieben, nur langsam vorwärts.

4. Liberia.[2])

Die Nachrichten, die von dieser Negerrepublik in die Oeffentlichkeit gelangen, kommen ziemlich sparsam und sind zum Theil recht farblos. Das erste halbe Jahrhundert ist seit der Gründung des Freistaates verflossen; trotzdem befindet sich derselbe immer noch in den Anfängen der Entwicklung, im auffallenden Gegensatze zu den sanguinischen Hoffnungen mit denen er einst begrüßt wurde, als er in's Leben trat. Die natürlichen Hindernisse, die an diesem Küstenstriche der Kultur entgegenstehen, mögen groß sein. Dennoch zeigt sich an Liberia, daß der Neger für eine selbstständige Thätigkeit zur Pflanzung und Verbreitung einer höheren Gesittung wenig Geschick hat, so sehr seine Bildungsfähigkeit im Einzelnen durch zahlreiche, hervorstechende Beispiele bewiesen wird. Es sind nur wenige Punkte Liberias, die sich über das Niveau afrikanischer Zustände erhoben haben. Das Land im Großen und Ganzen ist noch ohne die allernothdürftigsten Kommunikations-Mittel, sowie ohne sich hebenden Ackerbau und Industrie. Es ist ein wenig Handel, auf dem das geringe Maß öffentlichen Lebens beruht. Die Mission, sofern sie mit der kirchlichen Pflege farbiger amerikanischer Kolonisten und ihrer Nachkommen zusammenfällt, scheint es, hat mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, da die aus dem christlichen Lande mitgebrachten Untugenden auf afrikanischem Boden üppiger sich entfalten als die guten Keime. Die Christianisirung der Eingebornen dagegen hat in den dünn bevölkerten Küstenstrichen an der erwähnten Unwegsamkeit, abgesehen von dem ungünstigen Klima, ihre großen Hemmnisse. Man lenkt daher mit Recht immer mehr das Augenmerk auf die ungleich besser besetzten Gebirgsländer mit gesunderem Klima welche, etwa 15 bis 20 Meilen von der Küste landeinwärts gelegen sind. Mehrfache Erforschungsreisen haben dieselben in den letzten Jahren erschlossen und zugänglich gefunden. Zum großen Theil sind diese Gegenden bereits von einem friedlich vordringenden und wenig fanatischem Muhammedanismus in Besitz genommen. — Von den drei in Liberia arbeitenden Missionsgesellschaften hatte die American Episcopal M. S.[3]) schon seit einem Jahrzehnt von Cap Palmas aus ihre Ar-

[1]) Nördlich, östlich und südlich von Sierra-Leone.

[2]) Missions-Atlas I, 4.

[3]) Die beiden anderen sind Am. Methodist Episcopal M. S. und Am. Presbyterian M. S.

beiten weiter in's Innere ausgedehnt und zwar mit Erfolg. Leider ſtanden uns die neuſten Quellen über dieſe Miſſion nicht zu Gebote.

5. Die Gold- und Sklavenküſte.[1])

Dieſes Feld, auf dem inmitten bedeutender Schwierigkeiten ſchon manche lieblichen Blüthen ſproſſen, hat im Laufe mehrerer Jahre viel durch Krieg gelitten. Am meiſten wurde zunächſt die Miſſion der Norddeutſchen Geſellſchaft, welche den öſtlichen Theil einnimmt, geſchädigt; jetzt wird die der Wesleyaner im Weſten ſchwer bedrängt, während die zwiſchen beiden liegende Basler Miſſion, zwar an einem Punkte bereits ſehr hart getroffen, im Ganzen jedoch noch freier blieb, aber immerhin unter den Einflüſſen des Kriegszuſtandes leidet.

Es iſt das mächtige Königreich Aſchante, welches wieder einmal aus ſeiner abgeſchloſſenen Lage Verbindung mit dem Meere ſuchend die Negerſtämme jener Küſten in Aufregung bringt. Das brittiſche Protektorat war der ihm hinderliche Damm, den es diesmal öſtlich vom Volta-Fluße zu durchbrechen verſuchte (1869). Dabei wurde der äußerſte Vorpoſten der Basler, die Station Anum zerſtört und die Miſſionare Ramſeyer und Kühne (Erſterer mit ſeiner Gattin) als Gefangene nach der Aſchante-Hauptſtadt Kumaſi fortgeſchleppt. Ebenſo wurden die Bremer Stationen Wegbe und Waya geplündert und verwüſtet, doch gelang es den Miſſionaren nach der Küſte zu entkommen. Obwohl der Krieg weite Strecken entvölkerte, erreichte er jedoch nicht ſeinen Zweck. Die reducirten Aſchante-Truppen mußten ſich, nach dem ſie lange weit und breit verderblich gehauſt hatten, doch unverrichteter Sache zurückziehen. Schon waren Friedensunterhandlungen im Gange, bei denen auch ernſtlich auf die Erlöſung der gefangenen Miſſionare hingewirkt wurde. Ehe dieſelben jedoch zum Abſchluß kamen, erhielt die Lage der Dinge eine andre Richtung durch die Abtretung der holländiſchen Beſitzungen, namentlich Elmina's, an England [April 1872]. Aſchante ſah ſich dadurch eines, wenn auch bisher wenig zu benutzenden Gegengewichtes gegen das engliſche Protektorat beraubt. Sein Herrſcher, obgleich ſelbſt weniger kriegeriſch geſinnt, konnte dem Drängen der Kriegspartei in ſeiner Hauptſtadt nicht widerſtehen. Dazu kamen die Bitten des Königs von Elmina um Befreiung von der engliſchen Oberherrſchaft. So wurde denn zu Anfang dieſes Jahres ein bedeutendes Heer ausgerüſtet, das mit wechſelndem Erfolge bis in die Nähe der Küſte vorgedrungen iſt, und jetzt den befeſtigten Hauptplatz Cape Coaſt Caſtle ernſtlich bedroht. Die gefangenen Miſſionare, welche ſchon zu ihrer Auslieferung ſich auf dem Wege nach der Küſte befanden, ſind wieder nach Kumaſie zurückgeführt, und das Ende ihrer nun ſchon über 4 Jahre währenden Gefangenſchaft läßt ſich nicht abſehen. Dabei iſt zu bemerken, daß ihnen dort eine freiere Bewegung vergönnt wird, bei der es ihnen möglich wird, ſelbſt Samenkörner der Wahrheit in der Aſchante-Hauptſtadt auszuſtreuen.[2])

Die zahlreichen Stationen der Wesleyan M. S. welche im Bereich des

[1]) Miſſions-Atlas I, 5.

[2]) Während dieſe Zeilen bereits in der Druckerei waren, iſt die bedenkliche Nachricht eingetroffen, daß nach einem gelungenen Ueberfall der Aſchante auf eine Abtheilung engliſcher Truppen die ganze Küſtenbevölkerung ſich gegen das Protektorat empört hat.

Kriegsschauplatzes liegen[1]) sind zerstört und die Missionsarbeit ist auf unbestimmbare Zeit abgebrochen. Ueber den bisherigen Zustand der betreffenden Gemeinden, (die zusammen etwas über 1000 volle Mitglieder zählen) hält es schwer ein einigermaßen klares Bild zu gewinnen, da die Berichte sich meistens auf Zahlenangaben beschränken, oder sich in ganz allgemeinen Ausdrücken bewegen. Jedenfalls hat jedoch auch in jenen Gegenden das Christenthum soweit Fuß gefaßt, daß es auch durch die gegenwärtigen Kriegsnöthe nicht wird verdrängt werden können.

Auf mehreren andern Stationen erstreckt sich das Wesley'sche Missionswerk bis nach Akra, und trifft hier mit dem der Basler Gesellschaft zusammen, die jetzt auf vier verschiedenen Gebieten Stationen mit fast 2000 Bekehrten hat. Diese Zahl bezeichnet freilich kaum 1/100 der Bevölkerung. Doch ist das Christenthum bereits in jenen Stämmen eine Macht geworden, die hie und da ihre sauerteigartige Wirkung recht deutlich zeigt. Vor einigen Jahren fand eine weitergehende Erweckung Statt, die den Gemeinden starken Zuwachs brachte. Seitdem ist derselbe langsamer geworden, doch ohne in Stillstand oder Rückschritt umzuschlagen. Höhere und niedere Schulen haben eine ausgedehnte und erfolgreiche Thätigkeit. Auf jenen war bereits eine größere Zahl von Lehrern und Katechisten ausgebildet. Kürzlich aber sind aus derselben auch die ersten eingebornen Prediger ordinirt worden. Die aus den Schulen heranwachsende Jugend erweckt erfreuliche Hoffnungen die freilich nicht selten durch den schwer zu bekämpfenden Schaden einer sittlichen Unzuverlässigkeit (namentlich in geschlechtlicher Beziehung) getrübt werden.

Allerlei mit der Mission verbundene Anstalten für Industrie und Ackerbau arbeiten wenn auch mit verschiedenem doch meist mit günstigem Erfolge. — Das fruchtbarste der vier erwähnten Gebiete ist Akuapem mit über 1200 Christen. Auf den am weitesten gegen Aschante vorgeschobenen Posten in Akem, die jetzt auch durch den Krieg in Frage gestellt waren, befindet sich das Werk noch mehr in den Anfängen. Die nördlichste der Basler Stationen Anum, ist wie bereits erwähnt, vor vier Jahren abgebrochen worden.

Die Norddeutsche Mission auf der Sklavenküste hatte, wie gesagt, ihre beiden blühendsten Stationen im Innern verloren. Wegbe, von wo das Seminar und die Schule nach Anyako geflüchtet wurde, war vollständig verwüstet, während Waya, nachdem es geplündert, von den Aschante besetzt gehalten wurde, obwohl es im Gebiet des mit ihnen verbündeten Aongla-Stammes liegt. Seitdem sind hier die Wogen des Krieges zurückgewichen. Waya konnte im vorigen Jahre wieder besetzt werden und befindet sich in schnellem Aufblühen. Die Schule ist besuchter, und die Theilnahme an den Gottesdiensten größer als vor dem Kriege. Auch von Wegbe kommen dringende Bitten um Rückkehr der Missionare, und wahrscheinlich ist jetzt[2]) auch diese Station wieder besetzt. Der kleine Ho-Stamm, in dessen Gebiet sie liegt, hat durch seinen muthigen Widerstand gegen die Aschante so sehr an Ansehen bei den andern Stämmen gewonnen, daß ihm daraus eine Suprematie erwachsen ist. Doch befindet sich das

---

[1]) Die Kreise Cape Coast und Domonast.

[2]) Leider liegen die neusten Berichte nicht vor.

Ländchen in großer Verarmung. Dem Evangelio aber scheinen grade jetzt die Thüren aufgethan zu sein.

Auch der Küstenstamm hat trotz seiner Bundesgenossenschaft mit den Aschante sehr gelitten. Unordentliches Wesen und besonders der Branntwein richten vielen Schaden an. Die Erfolge der Mission in dieser Gegend Keta und Anyako schreiten langsam vorwärts. In einem der letzten Jahre zählte man daselbst 137 Christen, darunter nicht wenig Kinder, und die andern, hinsichtlich des christlichen Lebens, auch noch Kinder, die fortwährend der Leitung bedürfen. Und doch muß die Mission, um den Weg zum Innern offen zu halten, auf alle Fälle die Küste zu behaupten suchen, so schwer dies, auch namentlich durch die vielen Opfer des dortigen Klimas gemacht wird.

Die wesleyanischen Stationen auf dem östlichen Theile der Sklavenküste, (Whydah [Weida] Popo 2c.) sind seit 1867 aus den betr. Berichten verschwunden, scheinen also aufgegeben zu sein. Die katholische Mission aber soll an den genannten Orten Fortgang haben. Dagegen verlautet nichts über das einst mit vielem Rühmen angekündigte Werk derselben in Agbome, der Hauptstadt von Dahome.

6. Die Okuländer.[1])

Ich kann mich nicht entschließen, den vorstehenden, nach dem Vorgange einiger Missionare aufgenommenen Namen fallen zu lassen. Freilich verhält es sich mit demselben so, als wollte man etwa die von germanischen Völkern bewohnten Länder Europas mit dem Namen „Guten-Morgen-Länder" bezeichnen.[2]) Ich will jedoch lieber diese Sonderbarkeit durchgehen lassen, als den vielfach angewendeten Namen Yorubaländer in einer Allgemeinheit brauchen, die nur Verwirrung anrichtet, und die politischen Beziehungen der verschiedenen Volksstämme unverständlich macht. Wer von Abeokuta im Yorubalande redet, thut nichts anders, als jemand, der Berlin nach England verlegen wollte.

Die Thür zu den Okuländern ist Lagos. Dieses alte Nest des Sklavenhandels jener Gegenden ist seit der englischen Besitznahme (1853) in einen Handelsplatz von stetig wachsender Bedeutung verwandelt worden. Die Lage an der Mündung des bis weit in's Innere schiffbaren Ogun sichert ihm als solchem noch eine große Zukunft. Der aufblühende Handel (1870 Export = $1/2$ Million Thlr.) hat unter andern auch eine große Anzahl Sierra-Leone-Christen dorthin geführt, die zu einem schnellen Wachsthum der Gemeinden beitrugen. Der Zuwachs aus der eingebornen Bevölkerung, an der sich die verderblichen Nachwirkungen des Sklavenhandels immer noch sehr bemerklich machen, blieb bisher nur ein beschränkter. Dagegen hat die Umwälzung in Abeokuta (s. unten) mit vielen Flüchtlingen auch ein paar Hundert Christen nach Lagos gebracht. Das Christenthum gewinnt jedoch fortgehend auch bei der ursprünglichen Bevölkerung an Einfluß. Die Church Mission, deren Arbeiter durch die aus Abeokuta vertriebenen Missionare vermehrt sind, hat in verschiedenen Stadttheilen und Vorstädten fünf Kirchen, die zahlreich besucht werden. Die zugehörigen Gemein-

1) Missions-Atlas I, 6.
2) Wie mir G. Rohlfs vorgeworfen hat.

den zählen über 2000 Mitglieder. Auch die Wesleyan M. hat mehrere Kirchen und über 600 volle Glieder. Eine Außenstation derselben ist Porto Novo,[1]) ein hartes Feld, da der dortige König ein fanatischer Götzendiener ist. Mehr Fortschritte macht das Evangelium in Badagry, wo früher scheinbar vergeblich gearbeitet wurde. Seit mehreren Jahren ist daselbst nur noch die Ch. M. durch einen eingebornen Prediger wirksam. Bemerkenswerth war im letzten Jahre die Bekehrung eines alten, weit berühmten Götzen-Priesters, sowie das von heidnischer Seite ausgesprochene anerkennende Urtheil über die Christen, daß sie sich einander so lieb haben. 126 Mitglieder gehören zu der Gemeinde.

Von Lagos aus kommen wir, dem Ogun folgend, zu dem Kern dieses Missionsfeldes, Abeokuta.

Abeokuta ist eine jener merkwürdigen Erscheinungen auf dem Gebiete der Mission, welche gerade unter den scheinbar widrigsten Verhältnissen ein gründliches Festwurzeln des Reiches Gottes aufweisen. Noch jetzt ist es den europäischen Missionaren, die 1867 vertrieben wurden, verschlossen. Die heidnische und antienglische Partei, welche aus politischen Beziehungen zu jener Vertreibung Anlaß nahm und dabei die Kirche und Missionshäuser zerstörte und plünderte, ist noch vorhanden und von großem Einflusse. An ihrer Spitze stehen die meisten der Kriegshäuptlinge (Baloguns) unter Führung eines Sierra-Leone-Mannes, der ein gewisses Maß von Bildung, doch ohne Christenthum besitzt. Die Gegenpartei der Civil-Häuptlinge (Ogbonis) identificirt sich freilich keineswegs mit der Sache des Christenthums, doch beweist sie sich derselben gegenüber duldsam und freundlich. Je mehr die letztere Partei allmählig an Einfluß gewonnen, hat sich die christliche Kirche aus ihren Trümmern wieder erheben können. Mit der Zulassung eingeborner Prediger sammelten sich alsbald wieder Gemeinden, deren Mitgliederzahl freilich nicht die frühere Höhe erreichte, da ein großer Theil der Abeokuta-Christen geflohen war, wie z. B. zu Lagos sich eine Gemeinde solcher Flüchtlinge gesammelt hat. In den beiden letzten Jahren ist der Einfluß der Ogbonis bedeutend gestiegen, so daß sie sogar die Wahl des Königs (Oberhäuptlings) aus dem Alake-Geschlechte, dem die früheren missionsfreundlichen Könige angehörten, durchgesetzt haben. Der jetzige König hegt die gleiche Gesinnung, doch erlauben es die Verhältnisse nicht, daß er die europäischen Missionare herbeirufe. So hat denn die christliche Kirche in jener großen Negerstadt schon seit mehreren Jahren eine ganz selbstständige Entwicklung, in der sich ihre Lebenskraft auf das deutlichste darthut. Die mit der Church Mission verbundenen Gemeinden haben sich um fünf, die Methodisten um zwei nach und nach wieder errichtete Kirchen gesammelt. An zweien der ersteren sind ordinirte Prediger wirksam, während die drei übrigen von Katechisten besorgt werden.[2]) Die Zahl der Mitglieder ist bis auf etwa 1500 angewachsen[3]) und mehrt sich von Jahr zu Jahr durch Uebertritte aus der heidnischen Bevölkerung. Dreißig Erwachsene wurden im Laufe des letzten Jahres getauft. In demselben war die Opferwilligkeit der Christen größer als zuvor; es wurde von den mit der Ch. M.

[1]) Die katholische Mission scheint dort schon mehr Einfluß gewonnen zu haben.

[2]) Die zu Abeokuta gehörige Außenstation Oschielle ist durch die erwähnten Ereignisse nicht abgebrochen worden.

[3]) Außerdem haben die Methodisten 170 volle Mitglieder.

verbundenen Gemeinden eine Summe von 1650 Thlr. für kirchliche Zwecke aufgebracht. Auch laſſen ſich manche Züge eines wahrhaft chriſtlichen Lebens berichten. — Einmal iſt es bereits dem in der Arbeit auf dieſem Miſſionsfelde ergrauten Miſſionar Townſend gelungen einen Beſuch in der Stadt zu machen. Ein andermal paſſirte ſie Biſchof Crowther auf eine Ueberlandreiſe vom Niger her. Beide fanden die Zuſtände erfreulich. Freilich ſind dieſelben bisher keineswegs ſicher; und die feindliche Partei zeigt bisweilen eine drohende Haltung. Auch gehen wieder einmal Gerüchte von einem beabſichtigten Kriegszug des Königs von Dahome, der gewiß darauf ſinnt, die früheren Niederlagen zu rächen. Doch das Chriſtenthum in Abeokuta gleicht einem Baume, der der äußeren Stütze entbehrend um ſo ſicherer feſt wurzelt und dadurch den Stürmen zu widerſtehen im Stande iſt.

Auch die Hauptſtadt der Yorubas, Ibadan, an Größe kaum hinter Abeokuta zurückſtehend, iſt bis jetzt ohne einen europäiſchen Miſſionar. Die langjährigen Kriege beider Städte ruhen zur Zeit, doch iſt die Feindſchaft nicht erloſchen, und der Nationalhaß bleibt rege, als ein nicht geringes Hinderniß für die Miſſion in Ibadan, wohin der Weg über Abeokuta führt. Doch erhalten die Chriſten beider Orte Verbindungen untereinander aufrecht, als ein ſchönes Zeichen für die Kraft des Chriſtenthums, das die politiſchen und nationalen Gegenſätze überwindet. Die Gemeinde zu Ibadan zählt 350 Mitglieder unter Leitung eines ordinirten, eingebornen Predigers, der ſich treu erweiſt und immer wieder einige Bekehrte aus den Heiden ſammeln kann. Auch hat derſelbe die ſeit 1861 infolge der Kriegsunruhen aufgegebene Außenſtation zu Oyo (Ago Oja) beſuchen können. Er fand daſelbſt noch ein kleines Häuflein von Chriſten vor, denen er einen des Leſens kundigen Leiter geſendet hat.

7. Die Miſſion am Niger, am Calabar und Cameruns.[1])

Die Nigermiſſion welche in Verbindung mit der Church Missionary Society unter ſpecieller Aufſicht des bekannten Biſchof Crowther ſteht, umfaßt fünf Stationen. Drei derſelben, Akaſſa, Braß und Bonny, liegen in der Nähe der Küſte. Dort hat die Miſſion noch immer mit den Nachwirkungen der langen Herrſchaft des Sklavenhandels zu kämpfen. Nur wenige Gegenden Weſtafrikas weiſen eine derartige Depravation der Bevölkerung auf, wie dieſe, wo ſelbſt der Kannibalismus unverholen angetroffen wird, und das Heidenthum mit ſeinen Gräueln in unerſchütterter Kraft beſteht. Hiernach ſind nur langſame Erfolge der Miſſionsarbeit zu erwarten. Zu Bonny waren dieſelben nach einem unter der Geneigtheit des Königs viel verſprechenden Anfange (1866) mehrere Jahre lang durch einen grauſamen Bürgerkrieg aufgehalten. Trotzdem, daß derſelbe noch nicht zu Ende iſt, konnte jedoch im Laufe des letzten Jahres mit der Bildung einer kleinen chriſtlichen Gemeinde von zehn Gliedern begonnen werden. Bald wird ſich ihre Zahl vermehren aus 70 Taufkandidaten, die ſich jetzt im Unterricht befinden. — Braß zählte ſchon über hundert Chriſten. Ueber dieſelben iſt eine ſchwere Verfolgung mit aller Wuth eines heidniſchen Fanatismus ergangen. Die meiſten ſcheinen ſtandhaft geblieben zu ſein; zuletzt wurde ihnen

[1]) Miſſions-Atlas I, 7.

auch der Schutz des britischen Konsuls zu Theil. Ueber Akassa lauten die letzten Nachrichten immer noch dahin, daß es wenig versprechend sei.

Einen etwas andern Charakter hat die Mission im Innern, an der großen Wasserstraße des Niger. So sehr auch die ersten Versuche auf diesem Wege den zahlreichen anliegenden Negervölkern eine christliche Kultur zuzuführen fehlschlugen, so sehr gelingt es jetzt in fortschreitendem Maße dieselben Absichten auszuführen. Anstatt des frevelhaften Sklavenhandels blüht dort jetzt ein geordneter Handelsverkehr auf, indem ein weitgehender Austausch afrikanischer Produkte und der Erzeugnisse europäischer Gewerbthätigkeit stattfindet. Mehrere Dampfer sind für denselben unausgesetzt auf dem breiten Strome in Bewegung. Handel und Mission aber arbeiten in diesem Falle gemeinsam, einander auf's Beste fördernd. Eine schnelle durchgreifende Umwandlung der Zustände wird sich freilich auch dort vor der Hand noch nicht erwarten lassen, da der europäische Einfluß doch immer noch ein beschränkter ist. Die Sicherheit läßt vieles zu wünschen übrig. Mehrere Stationen wie Igbebe und Idda haben nicht fortgeführt werden können; und auch Lokoja ist zur Zeit von Kriegsgefahr bedroht, während der muhamedanische König von Nupe bisher es dort nicht an Schutz fehlen ließ. Dies war um so wichtiger als das brittische Consulat daselbst seit einigen Jahren aufgehoben ist. Sicherer geht das Missionswerk zu Onitscha vorwärts, wo nach einem Thronwechsel auch der neue König sich demselben geneigt beweist.

Die Niger Mission hat auf den fünf genannten Stationen lauter Schwarze als Arbeiter, nämlich neun ordinirte Missionare nebst siebenzehn Lehrern. Die Zahl der Bekehrten beträgt 322, unter denen 146 Communikanten.

Die von den Unirten Presbyterianern Schottlands betriebene Mission unter den Efik-Stämmen am Alt-Calabar, ein Absenker der älteren schottischen Mission auf Jamaica, hat 1871 das erste Viertel-Jahrhundert ihrer Wirksamkeit vollendet. Die bei dieser Gelegenheit angestellten Vergleichungen des jetzigen und des früheren Zustandes zeigen den großen Segen, der auf derselben ruht, wennauch auf den ersten Blick ihre Erfolge noch beschränkt erscheinen. Die Gegend um die Mündung des A. Calabar war seit geraumer Zeit der Schauplatz eines regen Palmöl-Handels. Der dadurch hervorgerufene Verkehr der Eingebornen mit Europäern hat zwar in manchen Hinsichten der Mission Wege gebahnt. Andrerseits aber bildet er für einen großen Theil der Bevölkerung auch ein Hinderniß gegen den Einfluß des Evangeliums und auch hier zeigen sich noch die Nachwirkungen des verderblichen Sklavenhandels.

Die auf den drei älteren Stationen (Creektown, Duketown, Oldtown) gesammelten Gemeinden zählen wenig über 100 Mitglieder.[1]) Dennoch zeigen sich im Bewußtsein auch der heidnischen Bevölkerung in einigen Punkten deutliche Wirkungen der Mission, wie z. B. in der immer stärkeren und allgemeineren Anerkennung der Unverletzlichkeit des menschlichen Lebens, der Achtung vor dem Sonntage 2c. Auf 14 Außenstationen sind eingeborne Katechisten thätig, deren

[1]) Es ist zu berücksichtigen, daß sowohl bei der Aufnahme der Bekehrten, als auch bei Handhabung der Kirchenzucht nach strengen Grundsätzen verfahren wird.



einer, (zugleich der erſte Bekehrte) kürzlich zum Predigtamte ordinirt worden iſt. Die gediegene grammatiſche Bearbeitung der Efik-Sprache in welche bereits die ganze heil. Schrift überſetzt iſt, hat gewiß große Wichtigkeit. Auch die Predigt geſchieht in der Volksſprache, ohne Dollmetſcher.

Die beiden jüngeren Stationen, Ikunetu und Ikorofiong, die der Schlüſſel zu wohlbevölkerten und geſunden Gegenden des Inneren werden ſollten, haben bisher noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen und ein, weiteres Vorſchieben der Miſſion iſt noch nicht gelungen. Es iſt hauptſächlich die Zerſplitterung in kleine Stämme und die mit derſelben verbundenen unaufhörlichen Feindſeligkeiten, Eiferſucht ꝛc., welche ein ſolches verhindert hat. Auch iſt dort das Fehlen des Verkehrs mit Europäern ſpürbar, unter den die Küſtenſtämme in gewiſſer Hinſicht für die Miſſion zugänglich geworden waren. Dennoch gewinnt auch auf jenen beiden Punkten das Evangelium immer mehr feſten Boden.

Die Cameruns-Miſſion der engliſchen Baptiſten befindet ſich größten theils in ähnlichen Verhältniſſen, wie die eben beſprochene. Schon etwas länger als dieſe in Thätigkeit, hat ſie im Ganzen unverkennbar einen ſehr fördernden Einfluß auf die Dualla-Stämme ausgeübt, und denſelben ein nicht geringes Maß von der Kultur chriſtlicher Völker zugeführt. Was die Zahl der Bekehrten betrifft, ſo erſcheinen hier die Erfolge noch geringer als am Calabar. Das Feld iſt noch beſchränkter als dort. Die genannten Stämme umfaſſen eine Bevölkerung von etwa 20,000 Seelen. In neuſter Zeit haben Kriegsunruhen, unter denen beſonders John A'kwas-Town und die zugehörigen Außenſtationen ſchwer litten, das Werk ſchon ſeit Jahresfriſt aufgehalten. Die Stationen weſtlich von der Mündung blieben verſchont. Sechs engliſche Meilen von Victoria, auf den Vorbergen des Cameruns-Gebirges, wird eine neue Station Bonjonga errichtet. Die zu den Iſubus gehörige Bevölkerung daſelbſt ſcheint zugänglicher, als die an den Küſtenplätzen. Auch hier ſtrebt man danach das Miſſionswerk mehr nach dem geſunderen Inland auszudehnen.

8. Die Corisco- und Gabun-Miſſion.[1])

Infolge der Vereinigung der lange Zeit getrennten beiden Zweige der presbyterianiſchen Kirche Nordamerikas ſind auch die beiden genannten Miſſionen unter der Leitung des Presbyterian Board ſeit 1870 vereinigt, nachdem die vom Americ. Board gegründete Gabun-Miſſion mit dem letzteren 28 Jahre lang in Verbindung geſtanden hatte. Dieſe Zeit bezeichnet eine lange Reihe von ſcheinbar vergeblichen Arbeiten und Mißerfolgen, neben denen nur ſehr geringe Früchte die ſeltene Ausdauer der Miſſionare lohnten. Eine Schule mit etwa 25 Schülern wurde fortgeführt. Dann und wann konnte einmal eine Taufe vollzogen werden. Die hier anſäßigen Europäer machten dem Werke die größten Schwierigkeiten, und noch mehr die Rivalität der Katholiken. Die Letzteren haben auf ihrer Station St. Marie ausgedehnte Inſtitute, an denen nicht weniger als zehn Prieſter thätig ſind. Induſtrie und Ackerbau, Gartenbau, Muſik ꝛc. wird

---

[1]) Miſſions-Atlas I, 8.

von ihnen geschickt benutzt um eine mit katholischen Formen verbundene Kultur zu pflanzen und zu verbreiten. Auf der benachbarten Station zu S. Peter sind ähnliche Anstalten für die weibliche Jugend unter Leitung von Ordensschwestern, die sich auch außerhalb derselben namentlich der Krankenpflege annehmen. Zieht man dabei noch die steinerne katholische Kirche mit ihrem prunkvollen Gottesdienste und dagegen die kleine Bambukirche mit jenem die höchste Stufe christlichen Lebens voraussetzenden Gottesdienste, der alle äußere Form verschmäht, in Rechnung, so wird das Zurückstehen der evangelischen Mission sehr erklärlich sein. Dennoch lauten in neuster Zeit auch auf dieser Seite die Nachrichten etwas günstiger. Es fanden sich im vergangenen Jahre '34 heilsbegierige Seelen, die um Aufnahme in die evangelische Gemeinde baten. Elfen von ihnen konnte die Bitte alsbald gewährt werden. Möge die Hoffnung der auf diesem Felde ergrauten Arbeiter, daß mit diesen ersten Tropfen ein gnadenreicher „Schauer" und eine größere Erweckung beginne, keine Täuschung erfahren.

Fruchtbarer als am Gabun hatte sich bisher die Mission auf der Insel Corisco und dem gegenüberliegenden Festlande bewiesen. Der dortigen katholischen Mission ist schon lange nicht mehr in den Jahrbüchern zur Verbreitung des Glaubens Erwähnung geschehen. Auf der Insel selbst hat auch die evangelische noch mancherlei Hindernisse, obgleich auch hier sich in einigen Punkten ein Einfluß auf die Bevölkerung im Ganzen erkennen läßt. Die meisten Erfolge aber hat die Predigt auf der Küste, wo sich zu Benita[1]) im Kombe-Lande ein eignes Centrum der Missionsarbeit gebildet hat, mit dem eine Anzahl von Außenstationen in Verbindung steht, während andre, etwas südlicher belegene, von Corisco aus geleitet werden. Wenn die eingebornen Lehrer auf diesen Außenstationen auch noch manches zu wünschen übrig lassen, so bereiten sie doch die Taufbewerber, welche sich hie und da in erfreulicher Zahl einfinden, in genügender Weise zur Aufnahme in die christliche Kirche vor. Besonders scheint das Evangelium im Kombelande weitere Wurzeln zu schlagen und man hegt die Hoffnung, daß es von hier aus nach dem Innern, zu dem kräftigen Volke der Pangwe sich ausbreite, welches sich vor den kleinen, sichtlich dahin schwindenden Küstenstämmen auszeichnet.

Die Kolhs in Ostindien und ihre Christianisirung.

(Von Th. Jellinghaus, von 1865—1870 Missionar im Dienst der Goßnerschen Mission, jetzt Pastor in Rädnitz bei Crossen.)

I. Die heidnischen Kolhs.

Wie mit vielen oft gesprochenen Namen und Begriffen so geht es auch mit dem Namen Kolh. Es ist bis heute nicht fixirt, welche Volksstämme Nordindiens eigentlich mit dieser Bezeichnung zusammen zu fassen sind. Jedenfalls

---

[1]) So findet sich jetzt der Name geschrieben; früher Benito.

ist der Name diesen Völkern von den Hindus gegeben und es scheint das Wahrscheinlichste, daß das Wort aus dem Sanskrit stammt und Schweinetödter bedeutet. Es war dies für die Hindus eine ganz passende Bezeichnung dieser Stämme, weil sie das bei ihnen so verabscheute Schwein tödten und essen. In den spätern Religionsbüchern der Hindus kommt das Wort „Kolh" als Bezeichnung dieser dunklen Stämme mehrere Male vor. Es wird ihnen nicht bloß Schlechtes (wie gewöhnlich den gehaßten und verachteten Ureinwohnern) da nachgesagt. Sie sollen zwar einem mißrathenen Wunder eines Gottes ihren Ursprung verdanken, aber es wird auch erzählt, wie sie Ram auf seinem Zuge nach Ceylon freundlich unterstützt und er sich von einer Kolhfrau habe gastfreundlich bewirthen lassen. Dort ist der Name auch Kolh geschrieben, sodaß diese Schreibung allen andern als Kohl, Kol, Cole vorzuziehen ist. Die Hauptsache für das Verständniß dieses Volkes, seiner Vergangenheit und socialen Lage ist, daß sie zu den nicht hinduisirten Ureinwohnern (aborigenes) Ostindiens gehören. Diese Ureinwohner sind ein viel wichtigerer und größerer Theil der Einwohner Ostindiens als man früher geahnt und angenommen hat. Als das Sanskritvolk, die später so genannten Hindus vom Indus her erobernd in Indien eindrang, fanden sie das große Land von einer großen Bevölkerung schon ziemlich dicht bewohnt. Durch ihre damals schon bedeutend hohe, ja wie es scheint bereits zu einer gewissen Blüthe gelangten Cultur und Tüchtigkeit in allen Wissenschaften und Handwerken waren sie diesen des Lesens und Schreibens unkundigen und auch unter sich zerspaltenen Völkern sehr überlegen. So kam es, daß die Ureinwohner theils ausgerottet, theils unterjocht und zu niedrigen Hindukasten herabgedrückt, theils aus der Ebene in die Berge vertrieben wurden. Die neuere Forschung hat immer mehr dargethan, daß man die Geschichte, die Culturverhältnisse, das Kastenwesen der Hindus, die Sprache, viele Dinge in ihrer Religion und ihren religiösen Gebräuchen, die auffallende Verschiedenheit der Hindus selbst innerhalb der höchsten Kasten in Farbe und Gesichtsbildung nicht verstehen kann, wenn man nicht annimmt, daß sie sich mit diesen Ureinwohnern in vielfacher Weise vermischt haben. Die Verachtung der Ureinwohner und der Stolz der arischen Einwanderer waren unter anderm die Hauptquellen für die unzähligen sich immer aus neuen Vermischungen neu bildenden Kasten.

Die in die Bergländer vertriebenen Ureinwohner Indiens, welche sich bisher in Sprache und Sitte noch gegenüber dem seit vielen Jahrhunderten vorsichgehenden Hinduisirungsprozeß verhältnißmäßig rein erhalten haben, finden wir in die verschiedensten Stämme mit verschiedenen Sprachen getheilt. Trotzdem aber daß sie gänzlich unter sich verschiedene Sprachen sprechen, haben sie doch in Religion, Sitten, Lebensweise und ländlichen Verfassungsverhältnissen sehr viel Aehnliches und Gemeinsames. Ihre Religion ist ein mehr oder minder klarer Monotheismus verbunden mit finsterer Zauberei, Dämonendienst und Ahnenverehrung, aber ohne Vielgötterei, Bilderdienst, Tempeldienst und eigentliche Priesterkaste.

Wie bei fast allen ackerbautreibenden Völkern im Anfang der Entwickelung so zeigt sich auch bei ihnen im Besitzrecht, in der Verfassung und Ordnung der Dorf- und Gauschaftsverhältnisse ein familienhafter Communismus. Dieser Communismus wurzelt in der dort auch geschichtlich berechtigten Anschauung daß

das Land des Dorfes (oder auch des Gaues oder ganzen Stammes) der Gesammtheit der männlichen Dorfbewohner gehört, welche von den ursprünglichen Bebauern und Urbarmachern der Gegend abstammen und daher eine Familie bilden. Es hat nun wohl der einzelne Bauer mehr Besitzthum als der andere, aber er kann sein Besitzthum nicht verkaufen, sondern es fällt, wenn er ohne männliche Nachkommen stirbt, an seine männlichen Verwandten oder an das Dorf zurück. Liebe zu dem von den Vätern ererbten Grund und Boden ist daher ein charakteristischer Zug. Sie können sich gar nicht darein finden, daß sie ihr Familieneigenthum an ausländische Hindus, die nicht zu den ursprünglichen Urbewohnern des Landes gehören, durch Verjährung oder Prozeß für immer verloren haben sollen. So sehr sie daher auch im Großen und Ganzen die milde englische Regierung, welche sie von so vielem Druck der Hindus und Muhamedaner befreit und ihnen ganz gleiches menschliches Recht zugesprochen hat, lieben, in das englische auf ganz andere Anschauungen beruhende Gesetz mit europäischer Prozedur in Zeugenaufnahme und Appellation und endlichem unwiderruflichen Rechtskräftigwerden, können sie sich schwer finden, denn es revolutionirt ihre ganze Anschauung.

Diese Ureinwohner sind deshalb jetzt bei dem großartigen Aufschwung, den Handel und Wandel durch völlige Sicherheit des Eigenthums, Zollfreiheit, Eisenbahnen, Telegraphen, gute Post, tüchtige Schulen &c. gewonnen, in einer entscheidungsvollen Lage. Ein großer Theil ist leider schon seit Jahrhunderten hinduisirt in der Religion und in der socialen Stellung zu niedrigen Hindukasten herabgesunken. Leider haben sie gerade die schmutzigste Form des Hinduismus, die Verehrung des Gottes Shiva als des Gottes der Zauberei, der Teufel, der Zerstörung und der Zeugung aufgenommen und nehmen sie von Jahr zu Jahr mehr an, wenn nicht das Christenthum diesem traurigen Verderbungsprozeß Einhalt thut. Auch die Kolhs standen ehe das Christenthum bei ihnen bekannt wurde nicht nur in immer tieferem Unterdrückungs- sondern auch in diesem Hinduisirungsprozeß. Es ist deshalb bei der Christianisirung dieser Völker nicht die Frage, ob sie in ihrem sogenannten „Naturzustande" bleiben, sondern ob sie durchs Christenthum gehoben oder in den tiefsten Schmutz des verkommensten Hinduismus fallen sollen.

Daher sind eben diese Völkerschaften ein ganz besonders fruchtversprechendes Missionsgebiet. Wenn die christliche Mission für ihr geistliches Leben und die englische Regierung für ihre sociale Stellung und Sicherung ihrer Eigenthumsrechte an Grund und Boden ihre Schuldigkeit thun, so kann man mit Gewißheit hoffen, daß alle diese Völker das Christenthum annehmen und durch dasselbe äußerlich und innerlich gehoben werden. Meine Hoffnung für die Christianisirung Indiens beruht auf den Ureinwohnern einerseits und den vielen Tausenden durch englische Schulen gebildeten Hindus andrerseits, welche die von protestantisch-christlichen Ideen vielfach beherrschte europäische Civilisation und Geistesbildung in immer höherem Grade angenommen haben und annehmen. Sind diese beiden wichtigen Theile der indischen Gesellschaft vom Christenthum erleuchtet, dann muß auch der durch seinen Pantheismus so zähe Hinduismus dem Lichte des Evangeliums über kurz oder lang weichen.

Diejenigen Ureinwohner, welche man mit dem gemeinsamen Namen **Kolh**



bezeichnet, wohnen in dem Hochlande Chota Nagpur (ursprünglich wohl Chutia Nagpur) nach der jetzigen politischen Eintheilung in der Chota Nagpur Division, einem Theil der großen Präsidentschaft Bengalen. Das Gebiet erstreckt sich, circa 50 deutsche Meilen von Calcutta anfangend, vom 87.—81. Längengrade Greenwich und 21—25 Grade nördlicher Breite und hat nach genauer Berechnung einen Flächeninhalt neun Zehntel so groß wie England. Es ist eine 1000—3000 Fuß über dem Meere liegende an manchen Stellen wasserreiche und sehr fruchtbare, meist aber wilde, bewaldete und für den Ackerbau unfruchtbare Hochebene mit vielen schönen Bergen, Flüssen, Wasserfällen, in vielen Theilen noch voll von Tigern, Bären und giftigen Schlangen. Das Land bietet eine schöne Abwechselung von oft schroffen Felsen und schön bewachsenen Bergwäldern und Feldern, voll von Reis und Getreide und Fruchtbäumen aller Art und ist deshalb eins der schönsten Länder Indiens. Das Klima ist für Indien relativ gesund und die Hitze erträglich. Der Durchschnitt der Wärmegrade ist in Ranchi nach genauen Beobachtungen 18 Grad R. (in Deutschland circa 7 Grad R.). An Einwohnern zählt die Chota Nagpur Division circa vier Millionen Menschen. Von diesen sind etwa eine Million eingewanderte Hindus und Muhamedaner (von den Kolhs Turku genannt). Die Hindus gehören den verschiedensten Kasten an und es mögen wohl an hundert Kasten in Chota Nagpur vertreten sein. Sie werden aber von den Hindus im eigentlichen Nordindien für ungebildet und in der Ausübung und Kenntniß der Brahmareligion unerfahren und nachlässig angesehen und vielfach gering geachtet. Die hinduistische Einwanderung muß schon sehr frühe begonnen haben, denn es finden sich viele Jahrhundert alte hinduistische Baudenkmäler. Seit Jahrhunderten ist das Land zum größten Theil von hinduisirten größeren und kleineren Königen oder auch von muhamedanischen Eroberern beherrscht oder tributpflichtig gewesen. Diese Hindukönige und die Muhamedaner brachten immer mehr Hindus ins Land. Daher besteht jetzt die Städtebevölkerung zum allergrößten Theil aus Hindus. Die Hindus sind die Beamten, die Kaufleute, die Handwerker, vielfach auch die Großgrundbesitzer des Landes. Die Folge davon ist, daß die gemeinsame Sprache des Landes, die Sprache des Handels und des Gerichts das Hindi geworden ist, ja in einigen Gegenden haben die Kolhs ihre eigene Sprache ganz verlernt und aufgegeben. Die Kolhs von Chota Nagpur bilden nicht einen Stamm, sondern mit diesem Worte werden mehrere Stämme von verschiedener Größe bezeichnet. Den Hauptstamm der Kolhs bilden die Munda Kolhs im Chota Nagpur proper, besonders südlich und westlich von der Regierungshauptstadt Ranchi. Sie zählen etwa eine Million, unter ihnen hat das Christenthum die meisten Fortschritte gemacht. Ein anderer Stamm, unter dem das Christenthum auch viele Anhänger hat, sind die Uraos mehr westlich von Ranchi. Merkwürdigerweise sprechen diese jetzt in Sitte und Gebräuchen den Munda Kolhs so verwandten und auch seit lange befreundeten Uraos eine von dem Munda gänzlich verschiedene dem Tamulischen in Südindien verwandte Sprache. Ein kleinerer Stamm mit wieder ganz verschiedener Sprache sind die Kerrias im Süd-Westen von Ranchi.

Südwestlich von Ranchi in der Provinz Singbhum mit der Hauptstadt

Chaibassa wohnen die Larka Kolhs oder Ho's[1]) ein vielleicht 200,000 Seelen zählender kräftiger Volksstamm, der sich bisher die meiste Unabhängigkeit bewahrt hat. Die Sprache der Larka Kolhs ist fast dieselbe wie der Munda Kolhs, nur ein verschiedener Dialect. Einen ebenfalls dem Munda Kolh sehr verwandten Dialect sprechen die Bhumijas derselben Provinz. Ein größerer in der Sprache auch dem Munda Kolh naher verwandter Stamm sind die östlich, nördlich und nordwestlich von Ranchi in verschiedenen Gruppen an den Grenzen des Landes wohnenden Santals. Unter ihnen ist bekanntlich von den Baptisten und der Church Mission schon seit länger gearbeitet und ist auch schon eine bedeutendere Anzahl getauft. Es sind auch bereits mehrere Grammatiken und ein Lexicon der Sprache im Druck erschienen und die verschiedensten Mittheilungen über ihre religiösen Vorstellungen, Sitten und Gebräuche gemacht.

Die Religionsanschauungen, Sagen, Sitten und Gebräuche aller dieser Stämme sind vielfach in den Hauptsachen übereinstimmend oder doch sehr ähnlich. Auch in ihrem sittlichen Charakter haben sie viel Gleiches, wie auch ihre Beschäftigung dieselbe ist, nämlich der Ackerbau. Im Ganzen kann man von ihnen sagen, daß sie arbeitsame, gutherzige, tapfere Volksstämme von guten Verstandesanlagen mit manchen löblichen Sitten und Eigenthümlichkeiten sind. Im Vergleich besonders mit den Hindus sind sie offenherzig, unbefangen, liebenswürdig, natürlich, kindlich-heiter, treuherzig und tapfer. Während einige Missionsberichte sie oft etwas zu schwarz malend als dem Trunk und allen Lastern ergeben darstellten, haben einige englische Schriftsteller sie als wahre Tugendhelden, welche nie lügen, nie stehlen und in ihrem ehelichen Leben so sittenrein seien, daß jeder Ehebruch mit dem Tode bestraft würde, beschrieben. Es erinnert dies an Tacitus, Lobpreisungen der Germanen, welcher die Keuschheit und Wahrhaftigkeit unserer Vorfahren gewiß auch zu sehr ins Helle gemalt hat. Ich kann von den Kolhs versichern, daß sie sich sehr wenig Gewissen daraus machen, die Unwahrheit zu sagen. Doch sind sie nicht so ausgelernt und raffinirt im Lügen und Verstellen wie die Hindus. Wenn man ihre Sprache kennt und freundlich mit ihnen verkehrt, so findet man leicht die Wahrheit bei einer Sache heraus und sie freuen sich dann kindlich, wenn sie vorher die halbe Wahrheit gesagt, daß der Europäer alles richtig erkannt hat. Im Ganzen macht man die Erfahrung, daß je uncivilisirter und unerfahrener sie sind, sie um so weniger es wagen einen Europäer täuschen zu wollen. Sobald sie dagegen etwas weltklüger geworden, so halten sie meist, wie die Hindus, Lügen für Klugheit und sagen wohl „die Welt ist der Lüge Haus wie kann man ohne Lüge durchs Leben kommen"? Diese traurige Erfahrung macht man häufig auch an manchen durch den Unterricht der Missionare gegangenen Christen. Dies wird oft in höhnischer Weise der Mission vorgeworfen. Die Missionare sind aber daran wohl meist ganz unschuldig. Es ist dies eben die Wirkung, welche die Erlangung höherer Intelligenz und Civilisation ohne gründliche Herzensbekehrung immer auf Menschen hat, die bisher in einfacheren Verhältnissen gelebt haben, daß sie in eine verderbte und vielfach verlogene Welt gestellt nun auch anfangen im Lügen

[1]) Ho bedeutet Mensch, die Munda Kolhs wie die Larka Kolhs bezeichnen ihren Stamm andern gegenüber schlechtweg als „Menschen" nennen ihre Sprache „ho kaji" Menschensprache.



und Betrügen ihr Glück zu suchen. Darum würde auch höhere Intelligenz und Ausbildung im Lesen und Schreiben ꝛc. die Kolhs ohne Christenthum im Charakter nicht besser sondern schlechter machen, denn da würde das sittlich-religiöse Gegengewicht fehlen.

Was nun das Lob der Keuschheit betrifft, so lebt die unverheirathete Jugend durchgängig in gemeiner Unzucht. Doch ist immerhin soviel davon wahr, daß der Kolh nicht wie der Neger von einer wilden Sinnlichkeit geplagt ist. Es kamen z. B. in der Missionsschule bei der erwachsenen Schuljugend Versündigungen gegen das sechste Gebot sehr selten, (in den zwei Jahren, in denen ich an der Schule war, gar nicht) vor und schienen die Jünglinge gegen die Versuchungen zu dieser Sünde keine schweren innern Kämpfe zu haben.

Die Kolhs sind im Ganzen genommen kein häßlicher Menschenschlag. Die Hautfarbe variirt vom Gelb bis zum Dunkelbraun. Ihre Schädelbildung steht in der Mitte zwischen dem arischen Typus und den niederen Typen der Menschheit. Colonel Dollton, der sich mit der Erforschung ihrer Schädelbildung viel beschäftigt, sagt: „viele haben Gesichtszüge von solcher Formation, welche ihnen ein Recht geben könnten unter die Arier gezählt zu werden, hohe Nase, großen wohlgeformten Mund, und einen ebenso guten Gesichtswinkel wie die Hindus.“ Bei Männern findet man edle ausdrucksvolle Gesichter, die an bekannte Europäer oft merkwürdig erinnern, doch kann man besonders das weibliche Geschlecht, abgesehn von dem oft recht schönen, schlanken Wuchse, nicht schön nennen.

Fragen wir nun nach der Religion der heidnischen Kolhs. Bis in die letzten Jahre hinein ist in Missionszeitschriften wiederholt gesagt worden, daß die Kolhs so gut wie gar keine Kenntniß vom Glauben an den Einen guten, allmächtigen Gott hätten, sondern nur Anbeter und Diener böser Geister seien. Ich selbst ging mit dem unsere ganze Wissenschaft beherrschenden Vorurtheile in die Heidenwelt, daß die Heiden in ihrem Gewissen keine Erkenntniß vom Dasein Gottes, als des einen allmächtigen guten Schöpfers und Regierers der Welt hätten und daß das, was man Polytheismus, Fetischismus, Dämonendienst nennt, die Erkenntniß des Daseins des Einen guten Gottes ausschließt. Ich weiß noch, wie ich einst gegen einen tüchtig gebildeten Hindu (einem Mitgliede der neuen mystisch-rationalistisch-theistischen Sekte der Brahmo-Samajh), diese Ansicht in der Disputation vertrat und behauptete, daß der Glaube an einen Gott nicht mehr, wie er sagte, in aller Menschen Gewissen ohne neue Erleuchtung durch die Offenbarung geschrieben sei. Seine ruhige Behauptung des Gegentheils, daß jedes Heidenvolk wisse, daß Gott sei, war mir auffällig, aber überzeugte mich nicht. Wie staunte ich aber, als ich an das Studium der Munda Kolh-Sprache und der religiösen Sagen und Sprichwörter dieses Volkes heranging und fand, daß sie in ihrer Grundanschauung durchaus monotheistisch, ja daß das Dasein des Einen guten Gottes ihnen in ihren Reden im täglichen Leben so selbstverständlich ist wie uns Europäern, wenn wir von Gott reden. Späterhin habe ich immer mehr gesehn, daß alle Heiden wissen, daß Gott sei und daß, wenn ein Dutzend Heiden der verschiedensten Art mit Muhamedanern und Christen zusammen sitzen, es ihnen in ihren Reden von Gott und Gottes Schickung so selbstverständlich erscheint, daß Gott nur Einer und für sie alle derselbe sei, wie daß es nur Eine Sonne giebt. Paulus hat das Wesen alles Heidenthums richtig gezeichnet, wenn er

sagt Röm. 1, 19: „Denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar ꝛc.“ und wenn die Völker Monotheisten oder monotheistisch sind, die diese Erkenntniß haben, dann sind alle Völker monotheistisch. Es hat sich ja in neuerer Zeit auch herausgestellt, daß die Kaffern, von denen man vielfach das Gegentheil behauptet, auch in ihren religiösen Reden und Gebräuchen diese Erkenntniß des Einen guten Gottes zeigen. Es wäre ja auch undenkbar, daß ein Volk böse Geister glauben sollte und von guten nichts wissen, die Negation erfordert die Position. Wenn wirklich Völker da wären, die nicht das Bewußtsein in Gott dem guten allmächtigen allweisen in sich hätten, so wären solche Menschen auch durchaus nicht der innern Annahme des Christenthums fähig. Darum aber, daß der Heide und Muhamedaner weiß, daß Gott sei, hat er noch nicht die innerliche Erkenntniß Gottes, als des Gottes der Liebe und Heiligkeit, so daß er doch „ohne Gott in dieser Welt ist.“

Die Munda Kolhs nennen Gott Singbonga und die bösen Geister bonga und unterscheiden sie als ikir bonga Tiefengeister oder Wassergeister, buru bonga Berggeister und marang bonga großer Bonga, der gefürchtetste von allen Bongas der im marang buru (großen Berge) wohnen soll. Was das Wort bonga bedeutet, ist schwer zu sagen, es ist noch das wahrscheinlichste, daß es Geist bezeichnet. Die Uebersetzung des Wortes bonga mit Teufel hatte dahin geführt, daß man Singbonga, da singi die Sonne heißt, mit Sonnenteufel übersetzte und also annahm, daß Singbonga nur ein großer böser Geist sei, der in der Sonne wohne. Aber keiner, der die Mundasprache gelernt und die religiösen Sagen des Volkes erforscht, hätte auf diese Anschauung kommen können. Aus allen Sagen und Reden der heidnischen Kolhs geht hervor, daß sie Singbonga nicht nur für den Schöpfer der Erde sondern auch der Sonne erkennen, auch findet sich bei ihnen nichts von Anbetung der Sonne beim Aufgang oder beim Untergang.

Ganz besonders offenbart sich ihr Gottesbewußtsein in ihren nationalen Sagen von der Schöpfung, von einer großen Fluth und von der Vernichtung der Assurs durch Singbonga. Sie erzählen, daß Singbonga, als er die Erde geschaffen (einen Unterschied von Machen und Schaffen kennt ihre Sprache nicht), er aus Erde die Gestalt eines männlichen Kindes gemacht. Dann aber sei ein Pferd gekommen und habe die Figur umgestoßen. Da habe Singbonga einen Hund geschaffen das Pferd abzuwehren und dann der menschlichen Figur Leben gegeben. Darauf habe er dann ein Mädchen auf dieselbe Weise geschaffen. Ueber die Nachkommen dieser ersten Menschen und ihre Thaten erzählen sie noch viele Geschichten. Weiter erzählen sie (und diese Sage besonders ist ein Gemeingut von Jung und Alt), daß später die Menschen böse geworden: sie hätten sich nicht waschen und nicht arbeiten aber immer tanzen und sich betrinken wollen. Da sei eine Fluth von sengel daa (sengel = Feuer, daa = Wasser) Feuer und Wasser gekommen und alles darin ertrunken. Nur ein Bruder und eine Schwester hätten sich in einem tiril Baum (ein Baum mit dunklem ebenholzartigen Holz, welches durch das Feuer-Wasser so schwarz geworden sein soll) verborgen und wären so gerettet. Von diesen beiden Menschen, sagen sie, stammten alle Völker ab, die Verschiedenheit der Kasten sei aus der Verschiedenheit der Beschäftigung entstanden.

Aber Singbonga wollte nicht, daß wieder durch heftige Wasser die Menschen untergehen sollten, deshalb schuf er eine Schlange Lurbing (Lur ist der Name dieser etwas seltenen Schlange, und bing heißt die Schlange), damit sie die zu heftigen Regen als Regenbogen aufhalte und abhalte. So, sagen sie, bläst jetzt, wenn zu viel Regen zu kommen droht, die Lurschlange auf Singbongas Befehl ihre Seele als Regenbogen gen Himmel und macht so dem Regen ein Ende. In der Zwischenzeit, so lange der Regenbogen am Himmel steht, ist die Lurbing todt. Bei den Mundas ist deshalb der allgemeine Name des Regenbogens Lurbing. Sie sagen, wenn der Regenbogen sich zeigt: „Lurbing kuted akanna“ d. h. die Lurbing ist zum Bogen geworden, oder „es wird nicht mehr viel Regen kommen, die Lurbing hat es aufgehalten.“[1])

Solche Sagen von einer großen Fluth haben ja die meisten Völker. Die wunderbarste Uebereinstimmung mit der Genesis ist hier aber die Schöpfung des Regenbogens als Zeichen des Willens Gottes, daß nicht wieder eine solche Fluth kommen solle.

Außerdem haben sie noch eine Sage, gewissermaßen ein nationales Epos von der Vernichtung der übermüthigen Assurs durch Singbonga's Sohn. Diese Sage ist in der „Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1872“ ausführlich veröffentlicht. Der kurze wesentliche Inhalt ist dieser. Das in Chota Nagpur früher lebende Geschlecht der titanenhaften, eisenarbeitenden Assurs wurde so übermüthig, daß sie bei Tag und Nacht immer Eisen schmolzen und dadurch die ganze Erde und den Himmel ja auch Singbonga im Himmel auf seinem goldenen Throne in unerträgliche Hitze und Gluth versetzten. Singbonga sandte, als alle Geschöpfe ihn um Hülfe anriefen, zu dreien Malen Vögel als Boten an die Assurs. Aber sie mißhandelten die Abgesandten Gottes und sprachen: „Wir sind Singbonga, wir sind die Berg-Bonga (Geister), wir sind die Tiefen Bonga. Wenn wir Singbonga fassen, wollen wir ihn wie das Opferböcklein behandeln.“

Da zog Singbonga einem aussätzigen Knaben die Aussatzhaut aus, gab seinem eingeborenen Sohne „sira hon“ Menschengestalt, zog demselben die Aussatzhaut an und schickte ihn auf die Erde herab.[2])

Singbongas Sohn ging nun als „kasra kora toro kora Krätzejunge Wundenjunge“ in entsetzlichem und schmerzhaftem Aussehn im Lande umher um ein Unterkommen zu suchen. Er wurde von allen gemieden, bis das alte kinderlose Ehepaar Lutkum ihn aufnahm. Hier verrichtete er viele nützliche und unnütze Wunder. Darauf verdarb den Assurs plötzlich alles Eisen in der

[1]) Ich machte sie darauf aufmerksam, daß doch eigentlich in der Sage ein Widerspruch, denn einmal werde von „Feuer Wasser“ gesprochen, welches alles zerstört und doch wieder gesagt, daß Singbonga, damit die gewöhnlichen Wasserregen nicht in eine nochmalige zerstörende Fluth ausarteten, die Lurbing geschaffen. Darauf wurde mir gesagt, in dem Ausdruck „sengel daa, Feuer-Wasser“ bedeute das Wort Feuer vor allem nur die Heftigkeit des Wassers.

[2]) Sira bedeutet im Mundari einziger Sohn, im Unterschiede von sida hon erstgeborener Sohn; von diesem einzigen oder eingebornen Sohne Singbonga's erzählen die Munda-Kolhs unter anderm auch, daß er auf Singbongas Dickbein = Schooß sitze; oft wird er auch miadge sira hon einziger (miad = 1) eingeborner Sohn genannt.

Esse. Der „Krätzejunge Wundenjunge" gab ihnen nun den Rath, sie müßten einen Menschen opfern, indem er lebendig im Feuer der Esse verbrannt würde. Als die Assurs keinen Menschen zum Opfer bekommen konnten, erbot sich der „Krätzejunge Wundenjunge" zum Opfer. Er ging in den Eisenofen, kam aber mit schönem gesunden Leibe, behangen mit vielem Gold und Silber wieder heraus. Da fragten sie ihn nach Gold begierig: Wie hast du das bekommen? Er sprach: Da war noch viel mehr, baut einen großen Ofen und macht ihn heiß und geht alle hinein, so werdet ihr viele Schätze holen. Sie thaten so, alle männlichen Assur gingen in den Ofen, welchen die Frauen heizen mußten. Alle verbrannten. Als das die Assurfrauen sahen, ergriffen sie Singbongas Sohn, der wieder gen Himmel fahren wollte, bei den Kleidern und sprachen: „Wir lassen dich nicht, du hast unsere Männer getödtet, wer soll uns jetzt ernähren"? Er erklärte ihnen, ihre Männer seien zur Strafe ihres Frevels umgekommen und nahm die Assurfrauen und schleuderte sie fort, die einen in die Berge, dort wurden sie Bergbongas, die andern in die Flüsse, dort wurden sie Flußbongas, die andern auf die Wege, dort wurden sie Wege-Bongas. Daher ist das Land Chota Nagpur so voll von Bongas, welche die Leute plagen. Singbonga aber bestimmte, daß die Mundas durch den Dorfpriester in den Dorfsarnas (den Opferwäldchen) ihnen opfern und ihnen Nahrung geben sollten und auch, daß die Bongas sich durch solches Opfer besänftigen lassen sollen. Diese Sage ist ein Gemeingut der Munda Kolhs, etwas verschieden wird sie auch bei den Larkakolhs erzählt. Wie sehr die Sage Gemeingut ist und in ihr religiöses Denken verwoben, dafür war mir ein merkwürdiges Zeichen, daß christliche Kolhs dieselbe in ihren Unterredungen mit heidnischen Kolhs als Beweis dafür brauchten, daß Gott die Sünder und die Verächter seines Wortes und seiner Befehle strafe. Mehremale versprachen sich auch christliche Kolhs beim Erzählen dieser Sage und nannten Singbongas Sohn „Prabhu Yisu = Herr Jesus."

Fast noch deutlicher als aus diesen religiösen Sagen ersehen wir das Gottesbewußtsein der heidnischen Kolhs aus ihren Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redeweisen, von denen ich hier einige unter den Munda Kolhs gesammelte anführe.

1. Groß im Himmel ist Singbonga, er hat Himmel und Erde geschaffen, keiner ist größer als er.

2. Wie wir im Hause ein Licht anzünden, so hat am Himmel Singbonga die Sonne gesetzt, damit sie im ganzen Lande leuchte. Wenn nicht, wie sollten die (nida atingtanko) Nachtesser (damit sind besonders die Tiger und die wilden Thiere gemeint) und die Tagesser mit einander auskommen?

3. Wenn dem Kolh widersprechende Befehle und Rathschläge von verschiedenen Herren gegeben werden, so sagt er in bitterer Ironie: Im Himmel ist ein Singbonga, aber auf Erden sind fünf Singbonga. Was sollen wir machen? Wir sind ja dumm.

Hier ist also die Einheit Gottes als etwas für alle feststehendes angenommen, um von da aus die vielen sich für absolute Herren ausgebenden und sich zu Gott machenden Menschen zu verspotten.

4. Wenn einer den andern zum Fleiß ermahnt, sagt er: Im Anfange hat Singbonga zu uns gesagt, das Schweißwasser von dem Haupte abwischend,

arbeitend, pflügend, hackend wirst du Essen haben. Wenn du nicht arbeitest, wo sollst du es erlangen? Wie, wird etwa Singbonga vom Himmel für dich regnen lassen!? Wenn du arbeitest, so sind vier Ecken des Feldes. In einer Ecke wächst vielleicht nichts, in einer andern wird es wachsen.

5. Die Frauen sagen über ihr Verhältniß zu den Männern und zu schwerer Arbeit also: Uns hat Singbonga im Anfang kleiner als euch gemacht, darum gehorchen wir auch euch. Wenn das nicht also wäre und wir es gleich euch im Anfang übernommen (schwere Arbeit zu thun), würden wir es nicht auch können? Euch hat Gott mit beiden Händen gegeben (die Meinung ist Kräfte des Leibes und der Seele, Last und Lust) uns mit einer Hand, daher wir auch nicht pflügen (eine der schweren Arbeiten).

6. Die Männer aber sagen zu den Frauen: Wie uns Singbonga mit beiden Händen gegeben, so hat er uns größer als euch gemacht. Wir haben uns doch nicht selbst groß gemacht? Er selbst hat uns so in Große und Kleine geschieden. Wenn ihr jetzt des Mannes Worte nicht gehorcht, so seid ihr ganz gewiß gegen sein Wort ungehorsam. Er selbst hat uns größer gemacht als euch.

7. Die Männer haben von Anfang die schwere Arbeit, die Frauen den Geburtsschmerz übernommen.

8. Wenn eine Frau glaubt, daß ihr Mann ihr untreu wird, so sagt sie wohl: „Singbonga hat dich für mich bestimmt und du gehst zu einer andern."

9. Wenn einer beraubt ist, so tröstet ihn der andere und sagt: Singbonga ist der Geber, sei du nicht kleinmüthig, Singbonga sieht es, Singbonga wird Strafe geben. Wie viel Tage wird er es (den Raub) essen?

10. Wenn sie einander zur Aufrichtigkeit ermahnen, sagen sie wohl: Durch unser Verbergen wird es nicht verborgen, Singbonga wird es durch den Augenschein zeigen.

11. Wenn einer arm ist und hungrig, tröstet er sich: Was soll ich machen? Ich bin hungrig, aber der die Ameisen und Vögel füttert, wird auch mir geben. Warum sollte er nicht geben?

12. Oder: Singbonga hat die Geburt gegeben, er ist Mutter-Vater, warum sollte er nicht geben? Die eine Hälfte des Tages hat er nicht gegeben, die andere wird er geben. (Die Kolhs haben zwei Mahlzeiten am Tage, die Armen essen nur ein Mal des Tages.)

13. Wenn Jemand verläumdet und verlacht wird, so antwortet er wohl: Singbonga, welcher im Himmel wohnt, wird meiner nicht spotten.

14. Wenn viel Unrecht im Lande geschieht und beklagt wird, aber kein Richter und Helfer da ist, so sagt der Kolh: Singbonga im Himmel ist allmächtig, aber er ist zu weit.

15. Wenn ein liebes Kind gestorben, sagen sie oft: Was kann ich machen: Singbonga hat es geschaffen, Singbonga hat es genommen, ich bin machtlos ich kann mein eigenes Leben nicht an seiner Statt geben.

Während sich so in den im häuslichen und geselligen Leben vorkommenden Redeweisen überraschend viel Gotteskenntniß offenbart und manches von einem kindlichen, aufrichtigen, edleren, freien, religiösen Sinn zeugt, sind ihre religiösen Gebräuche so verkehrt, geistlos und aller wahren Religion entgegengesetzt, daß man sie eigentlich nur als Aberglaube bezeichnen kann. Alles geschieht da aus blin-

der Furcht und gewöhnlichem Eigennutz. Man lernt da recht erkennen, daß das Wesen und die Kraft des Heidenthums die Furcht vor unheimlichen, übernatürlichen Mächten und der Glaube ist, daß man gute und böse Mächte durch Zaubermittel und Opfer sich günstig und unterthänig machen kann. Darin ist sich das Heidenthum aller Völker ziemlich gleich. Auch bei den Hindus besteht die Kraft des Heidenthums außer in der Macht des Kastengeistes in diesem Glauben an Zauberei, Besprechungen, Verfluchungen, Entzauberungen durch die Anweisungen der brahmanischen Bücher. Wo der Glaube an diese Zauberei gebrochen wäre, würde auch bald dem Christenthum Bahn gemacht werden.

Der Aberglaube und die Dämonenfurcht der Kolhs zeigt sich nun, wie schon aus der oben berichteten Assursage hervorgeht, darin, daß sie fast in jedem Berge, Flusse, Teiche, Wege, Dorfe einen bösen Bonga (Hindiübersetzung bhut = Dämon, Teufel) wähnen, welcher allerlei Schaden anzurichten trachte, sehr begierig nach Opfern sei und darum die Leute quäle. Diese Bongas machen Menschen krank, lahm, aussätzig, verursachen Pocken, Cholera, Dysenterie &c. Sie senden Krankheit und Sterben unter das Vieh, verderben die Früchte auf dem Felde, senden den Tieger, daß er kommt und Menschen und Vieh verzehrt. Oft schreiben sie den Bongas solche Macht selbst Gott gegenüber zu, z. B. im Senden von gutem oder schlechtem Wetter, daß ihr Glaube an Dualismus herankommt. Nur selten findet man unsichere Spuren davon, daß sie den Bongas auch irgend welche schützenden Eigenschaften zuerkennen. Um den Einzelnen wie das ganze Dorf vor den bösen Einflüssen der Bongas zu schützen und auch Singbonga (Gott) zufrieden zu stellen, ist in jedem Dorfe einer der Kolhsbauern als Opferpriester = pahan angestellt und ein Wäldchen des Dorfes als heilige unantastbare Opferstelle ausgesondert. Dieser Opferdienst des Pahans muß sehr alt sein, denn in jedem Dorfe befinden sich zwei Geschlechter unter den Bauern: das Pahangeschlecht und das Mundageschlecht. Munda ist so viel als Dorfvorsteher oder Dorfschultze. Von dieser Dorfverfassung unter der Leitung von Mundas hat der Stamm auch wohl den Namen Munda erhalten. Die Mundas müssen aus dem Mundageschlecht sein, die Pahans aus dem Pahangeschlecht. Diese beiden Geschlechter betrachten sich aber als von Einem Ahnherren abstammende Brüder, die sich als Verwandte auch nicht untereinander verheirathen. Daher muß man annehmen, daß bei der Gründung des Dorfes sich die ersten Bewohner, oft wohl zwei Brüder, in diese beiden Aemter getheilt und so in das Munda- und Pahangeschlecht geschieden haben. Der Pahan hat für seine Bemühungen beim Opfern die Nutznießung eines nicht eben großen Bongafeldes. Für gewöhnlich folgt der Sohn dem Vater in diesem Amte. Aber wenn der Pahan kinderlos, oder bei dem Sohn das Opfern keinen guten Erfolg hat, so wird durch Zeichendeuterei (z. B. durch das Stehenbleiben eines gejagten Ochsen vor einem Hause) ein neuer tauglicherer Pahan gesucht. Die Pahane bilden durchaus keine Priesterkaste oder auch nur Priesterstand, sie treiben Ackerbau wie alle andern, von einer eigentlichen Priesterherrschaft ist keine Spur. Dem Christenthum haben sie im Ganzen keinen besondern Widerstand entgegengesetzt, sie sind im Gegentheil sehr oft und zahlreich den Dorfbewohnern voran zum Christenthum übergetreten. Es ist das jedesmal ein Sieg des Christenthums im Dorfe, denn Munda und Pahan sind immer die Vertreter der beiden Dorfgeschlechter und von großem

Einfluß. Dies Dorfpriesterthum ist übrigens in ganz Indien unter den Ureinwohnern und auch bei vielen andern Völkern der Erde verbreitet.

(Fortsetzung folgt.)

Warum und mit welchem Auge will der Islam angesehen sein?

(Von Missions-Inspektor Lic. Plath in Berlin.)

Uns dünkt, es ist vor allem das allgemeine intellektuelle Interesse, welches einen gebildeten Christen, speciell einen Theologen und Missionsfreund reizen sollte, von dem Islam sich eine etwas mehr als landläufige Kenntniß zu verschaffen. Im Grunde ist dasjenige, was wir auf der großen Heerstraße unsrer Universalbildung, ja auch unsrer Fachbildung, wenn wir Geschichts- oder Kirchengeschichtsleute sind, über den Muhamedanismus uns aneignen, überaus dürftig. Rekapituliren wir nur einmal, was uns auf unsern Schulen geboten worden ist! Man hört wohl die namhaftesten historischen Momente von Muhameds Geburt, Leben, Flucht, Sieg, Lehre und Tod, von der rapiden Ueberströmung der christlichen, nun unter einen Bann gelegten Lande und wie diesem Strome in Europa zwischen Tours und Poitiers auf der einen und vor Wien auf der andern Seite ein: Bis hieher und nicht weiter! gesetzt wurde, während er in Asien und Afrika Dimensionen angenommen hat und noch heute weiter annimmt, deren genaue Grenzen bisher unbestimmbar sind. Was muß das also für ein Agens sein, welches solche Effekte hervorbringt! Und wie wenig entspricht unsre geringe Bekanntschaft mit dem Gegenstande seiner eminenten Bedeutsamkeit!

Der Islam hat den verschiedenen Zeiten, die er bereits durchlaufen ist, oft ein sehr verschiedenes Angesicht gezeigt, wie denn irgend ein Querdurchschnitt seiner Geschichte, den wir mit Hinblick auf unsre Vorfahren herbeiführen wollten, z. B. zu den Lebenstagen des Philosophen von Leibnitz, uns einen Anblick gewähren würde, wie er heute nicht mehr zu schauen ist. Auch unsre Epigonen werden Phasen der Entwicklung oder, wie wir hoffen, der Abwicklung des Muhamedanismus erleben, von denen wir uns jetzt noch nichts träumen lassen. So birgt auch gerade unsre Gegenwart Räthsel für uns, zu deren Verständniß und Lösung das nicht hinreicht, was wir über den Islam, seine Entstehung, seinen Verlauf, seinen heutigen Zustand so gelegentlich aufraffen. Es kann in wenig Worte gefaßt werden, was die originale Physiognomie der muhamedanischen Welt für die jetzige Zeit ist. Sie lauten: Die orientalische Frage. Wer also mit denkender und bewußt Partei nehmender Theilnahme den kommenden Geschicken assistiren will, muß sich um die Wurzeln dieser Frage kümmern. Bei dem raschen Tempo, in welchem zur Zeit die Geschichte der großen Völker der Erde, insbesondere der europäischen Nationen vorschreitet, kann sich dieses am Himmel stehende Wetter schneller entleeren, als die allgemeine Meinung vermuthet. Mit Recht — so scheint es — hat Döllinger in seinen Vorträgen über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen darauf hingewiesen, daß die orientalische Frage die einzige (? d. H.) sei, welche nach dem beendigten Ringkampfe der Germanen und Romanen auf der Tagesordnung der Geschichte stehe. Ja, es gehört nur wenig politischer Instinkt dazu, es zu prognosticiren, daß schwerlich

diese Generation oder dieses Jahrhundert weitereilen wird, bevor nicht diese große Staatsaktion vor sich gegangen ist.

Staatsaktion? Wenn man einmal zwischen Familienaktion und Gesellschaftsaktion und Staatsaktion und Menschheitsaktion unterscheiden will, je nachdem eine mehr oder minder gewaltsame Umwälzung in einer der verschiedenen Sphären der Familie, der Gesellschaft, des Staates oder der Staaten, der Menschheit sich zuträgt, so geht unzweifelhaft die Sache des Muhamedanismus über die Grenzen eines Staates oder einzelner Staaten weit hinaus. Sie war ursprünglich die Angelegenheit der kleinen Familie, welcher der Stifter dieser neuen Religion angehörte. Sie ward dann eine sociale Macht für Arabien. Sie wurde bald und dann je länger je mehr eine alte Staaten überwindende und darauf neue selbständige Staaten gründende historische Celebrität. Aber mehr als das! Sie greift so spürbar und nachhaltig in die Entfaltung der in die gesammte Menschheit gelegten Kräfte ein, daß niemand, der über dieses große Problem zu spekuliren anhebt, von ihr Umgang nehmen kann. Man durchlaufe nur irgend eine der Schriften, welche sich dieses Ziel gesteckt haben, statt vieler sei eine genannt: „Ehrenfeuchters Entwickelungsgeschichte der Menschheit,“ und man wird bald erkennen, es muß auch zum Muhamedanismus Stellung genommen sein, ehe uns das Verständniß für den universalen Plan der göttlichen Vorsehung aufgeht, Stellung zu einer Religion, welcher, wie ihr hervortretendster Monographist sagt, mehr als hundert Millionen Menschen, also fast ein Zehntel der Bewohner dieser Erde anhangen, welche beinahe zwölf Jahrhunderte besteht und in weiten Landen dreier Erdtheile ihr Territorium gefunden hat.

Selbstredend wird solch eine Erscheinung nicht allein unter einem einzigen Gesichtspunkte angeschaut werden können. Der nächste freilich ist der geschichtliche, also daß man, sobald das Wort Muhamedanismus genannt wird, die Frage nach dem Stifter, seinem Leben und seinen Thaten, den Erfolgen seiner Nachfolger, ihren Fortschritten und Rückschritten ꝛc. aufwirft und beantwortet. Allein wenn nur der Begriff „geschichtlich“ hingestellt ist, so erkennen wir, daß er einem Köcher voll Pfeilen gleicht, von denen jeder einzelne für sich seinen Zweck erfüllen und sein Ziel erreichen kann. Man stelle nur die fünf technischen Ausdrücke, welche zunächst liegen, neben einander, und es leuchtet auf der Stelle ein, daß sie alle Anwendung finden, wenn man den Muhamedanismus geschichtlich darstellen wollte: „Universalgeschichtlich, kirchenhistorisch, kulturhistorisch, missionsgeschichtlich, geschichtsphilosophisch!“ Am angebautesten ist die universalhistorische und kirchengeschichtliche Behandlung des Muhamedanismus, sie ist in jedem Geschichts- oder Kirchengeschichtswerke irgendwie vertreten. Entlegener schon ist die kulturhistorische Auffassung. Doch bedarf es nur der Indiehandnahme irgend einer allgemeinen Kulturgeschichte, oder einer Spezialschrift über irgend einen besonderen Zweig dieses stattlichen Baumes, und man begegnet dem tiefeingreifenden Einflusse, welchen der Muhamedanismus auf die socialen, merkantilen wissenschaftlichen Verhältnisse der verschiedensten Völker ausgeübt hat. Es seien nur zwei Beispiele herausgegriffen! In Karl Ritters Geschichte der Geographie, herausgegeben von Adalbert Daniel, wird betont, daß mit dem Auftreten des Islam das Licht der geographischen Kenntniß Europas bedeutend heller geworden sei. Oder wir sehen eine Handelsgeschichte ein und erfahren, daß durch die Impulse, welche mit dem Muhamedanismus in die Welt kamen, dem Weltverkehr und Produktenaustausch, ein ganz neuer Aufschwung zu Theil geworden! Wir schweigen

von den Diensten, welche die Moslemim den mathematischen Wissenschaften, der Philosophie 2c. geleistet haben. Aber genügen nicht diese wenigen Linien, um zu zeigen, daß ihre kulturgeschichtliche Wichtigkeit nicht gering sei? Ferner lernt man den Islam wieder von einer ganz neuen Seite kennen, wenn man nicht auf die gewaltsamen sondern auf die friedlichen, idealen Reaktionen gegen denselben blickt, mit andern Worten, wenn man die betreffenden Abschnitte der älteren, neuen und neuesten Missionsgeschichte einheitlich zusammenstellt und also den heiligen Krieg überblickt, in dessen Schilderung ebensowohl Franziskus von Assisi und Reimundus Lullus als der geringe amerikanische Schulmeister, welcher sich heute in Cairo müht, vorkommen müßten. Endlich dürften wir uns nicht mit der empirischen Methode, die geschehenen Dinge darzulegen, zufrieden geben sondern müßten auch hinsichtlich des Islam den höheren Standort erstreben. Welcher ist derselbe? „Das, was mit dem Menschengeschlechte überhaupt bis jetzt eigentlich vorgegangen und wirklich geschehen ist, im Ganzen und im Zusammenhange dieses Ganzen zu verstehen" — um Friedrich von Schlegels Worte in seiner Einleitung zur Philosophie der Geschichte zu gebrauchen, also der geschichtsphilosophische Standort, er ist das ideale Ziel auch bei der Musterung des Muhamedanismus: ihn als ein wesentliches Moment des großen Prozesses der Universalgeschichte zu begreifen, dürfte sicherlich die Höhe historischer Betrachtung sein.

Wie reichhaltig und umfassend dieselbe aber auch sein würde, wollten wir zugleich allen namhaft gemachten Forderungen dabei gerecht zu werden suchen, wir sollten doch immer noch an einer gewissen Oberfläche haften geblieben sein, wenn wir nicht noch einige neue Seiten aufzuweisen und zur Anschauung zu bringen im Stande wären. Sie ergeben sich, sobald man sich erinnert, daß der Muhamedanismus ein doppeltes Angesicht zeigt, ein politisches und ein religiöses. Es ist vornämlich das erstere, welches beschaut wird, so lange man das Ganze geschichtlich betrachtet: nur bei der kirchen- und missionshistorischen Darstellungstendenz muß auch das andre berücksichtigt werden. Allein wir lernten diese ganze große Völkerbewegung nur halb kennen, so wir nicht auch die inneren Seiten ins Licht stellten. Mit andern Worten, die dogmatischen und ethischen Bezüge des Islam erheischen eingehende Berücksichtigung. Wir müssen fragen: Was glauben, wie leben die muhamedanischen Menschen und Völker? Bei dem Bescheidgeben aber muß es das Bestreben sein, nicht nur Karrikaturen des wahren Glaubens und des idealen Lebens, wie sie etwa im Orient zu schauen wären, zu zeichnen. Nein, auch die relative Idealität, welche Muhamedaner von ihrem immerhin unidealen Standpunkte erreichen oder erstreben, ist bestimmt ins Auge zu fassen. Damit jedoch ist bereits indicirt, daß solch ein Nachweis unmöglich geführt werden kann, ohne dasjenige, was wir hier finden, an allem zu messen, was es sonst von Religionen in der Welt giebt, und unwillkührlich wird die Darstellung des Islam dann religionsgeschichtlich, vergleichend religionsgeschichtlich. Wiederum aber führt jedes komparativ wissenschaftliche Verfahren unmittelbar zur philosophischen Auffassung des Gegenstandes. Wir gelangen also auch hier auf dem entsprechenden Standorte an, indem wir den religionsphilosophischen als den letzten dieser Reihe bezeichnen. Wer also mit einem geschichts- und religionsphilosophischen Auge auf den Muhamedanismus blickte und sich dann an der Wahrheit und den vielseitigen Tiefen des christlichen Glaubens weidete, dem würde ein wundersamer Reichthum bescheert sein.

Ein Staatsmann als Missionsapologet.

(Von Dr. Germann, Pastor in Großkochberg bei Rudolstadt.)

Christus ein König und seines Reiches Gränze erst die Enden der Erde, sein Reich nicht von dieser Welt, aber doch in der Welt und von dem gewaltigsten Einfluß auf Entstehen, Bestehen und Vergehen der irdischen Reiche: das sind Glaubenssätze nicht nur, sondern auch Thatsachen der Geschichte. Wie stehen dazu die Staatsmänner der Gegenwart verglichen mit der Stellung von Fürsten und fürstlichen Räthen in früheren Jahrhunderten? Fernweg liegen die Zeiten, wo Annahme des christlichen Glaubens, Schutz kirchlicher Institute und confessioneller Rechte der wesentliche Inhalt eines Friedensinstruments sein konnte. Als ungeistliche Vermengung kirchlicher und weltlicher Interessen verworfen, ist diese ältere Politik jetzt in der alten Christenheit bezüglich ihrer anerkennenswerthen Seite so unverstanden, daß Vielen der Schlüssel zum Verständniß ganzer Perioden der Kirchengeschichte und insbesondere der Missionsgeschichte verloren gegangen zu sein scheint. Wie könnte es auch anders sein, wo Zurückdrängung des kirchlichen Einflusses aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens zur Losung geworden ist?

Auch Englands Staatsmänner lassen sich in Fragen des europäischen Staatsrechtes, besonders der orientalischen Frage lediglich von politischem Interesse leiten (nur ein König wie Friedrich Wilhelm IV. stellte auch hier das christliche Gemeinschaftsgefühl als leitend hin) im Innern haben sie in Irland die allerdings morsche Stütze einer protestantischen Staatskirche aufgegeben, auf die Behandlung Indiens wandten sie die gleichen europäischen Doctrinen an, bis ernste Erfahrungen sie von der Gefährlichkeit solcher neutral-gleichgiltigen und daher feindlichen Stellung gegen die kirchlichen Interessen bei andersgearteten, fast mittelalterlichen Verhältnissen gründlich überzeugten.

Zu den ehrenwerthen englisch-indischen Staatsmännern, welche nicht erst durch diese herbe Schule der Erfahrung ihre Theorieen brauchten corrigiren zu lassen, gehört Sir Bartle Frere, neuerdings viel genannt wegen seiner philanthropischen Mission zur Unterdrückung des ostafrikanischen Sclavenhandels. Im Jahre 1869 nach 35jährigem, tiefgreifendstem Wirken in höchsten Stellungen aus Indien zurückgekehrt, wurde er oft nach den Erfolgen der protestantischen Missionsthätigkeit in Indien gefragt, und zwar gewöhnlich in Erwartung einer ungünstigen Antwort. Da er aus seinen eingehenden Beobachtungen und langjährigen Erfahrungen solchem ungünstigen Vorurtheil entschieden widersprechen mußte, hat er am Weihnachtsabend 1869 für eine Zeitschrift eine größere Antwort niedergeschrieben, welche durch besonderen Abdruck in diesem Jahre auch weiteren Kreisen zugänglich geworden ist.[1]) Die kleine Schrift ist in der That ein sinniges Weihnachtsgeschenk für die indischen Missionen. Wir haben in der neueren Missionsliteratur nichts so Herzstärkendes und Ermuthigendes gelesen. Nimmt man dazu den auch in Deutschland ziemlich bekannt gewordenen Brief, den der bekannte frühere Vicekönig von Indien Lord J. Lawrence an die Times richtete,[2]) in welcher ein im December 1872 von höchster kirchlicher

---

[1]) Indian Missions by Sir Bartle Frere. London, John Murray, 1873.
[2]) Church Miss. Int. February 1873. p, 40 ff.

Stelle angeordneter Missionsbettag ungerecht behandelt wurde, so gewinnt man den erfreulichen Eindruck, daß wenigstens die indischen Missionen in den einflußreichsten Kreisen Englands von lebhafter Sympathie begleitet und gefördert werden.

Sir B. Frere will nur Zeugniß von dem ablegen, was er selbst gesehen und gehört und eingehendst kennen zu lernen durch seine amtliche Stellung Gelegenheit hatte, im Gegensatz zu jener Unzahl oberflächlicher Gegner, welche verurtheilen, was sie nicht kennen. Daher beschränkt er sich auf das westliche Indien, die Präsidentschaft Bombay. Er nimmt also als Basis seiner Apologie, was wohl zu beachten, das wenigst bebaute und bis jetzt sterilste Missionsfeld Indiens. Wie viel hoffnungsreicher müßte ein Bericht lauten, den der kürzlich heimgekehrte Gouverneur von Madras Lord Napier, welcher im letzten Theil seiner Amtsführung den Missionen besondere Aufmerksamkeit zuwandte, erstatten würde, auch wenn er, wie vorauszusehen, einen mehr kritischen Maßstab anlegte! Für die Beurtheilung der Missionserfolge ist zunächst von Gewicht, von welcher Zeit man die protestantischen Missionen Indiens datirt. Gerechter Weise doch erst, seit Indien allgemeiner der Mission zugänglich wurde, seit 1813. Was bis dahin ein Jahrhundert hindurch von den wenigen Deutschen in Verbindung mit Trankebar geschehen, ist als Pionierarbeit höchst werthvoll und keineswegs herabzusetzen, aber bezüglich des großen indischen Reiches doch nicht ins Gewicht fallend.

Im Jahre 1834 gab es in der Präsidentschaft Bombay 16 Militairkaplane, die durch ihr nächstes Amt völlig in Anspruch genommen oder denen durch ihre militairischen Vorgesetzten jegliche Missionsarbeit untersagt war, und 15 ordinirte Missionare der verschiedensten Gesellschaften auf 7 Stationen. Fünfzehn Männer mit geringfügigen Mitteln unter einer völlig anders gearteten Bevölkerung, welche an Zahl der Italiens gleichkommt, im tropischen Klima, bemitleidet oder verlacht von den eigenen Glaubens- und Volksgenossen. Nach 35 Jahren sind Gott sei Dank, die Missionare viel zahlreicher geworden, doch ist ihre Zahl gegenüber der Bevölkerungsziffer immer noch eine völlig verschwindende. Gegenüber den Kräften und Mitteln, die für irdische Kriege aufgeboten werden, ist der Eifer für die Reichssache Christi selbst in den erwecktesten Ländern so überaus lau und arbeitet er mit so beschämend geringen Mitteln, daß die Frage der Krämerseelen, nach dem Verhältniß von Aufwand und Erfolg wie Spott klingt. Uebrigens sind 300,000 protestantische eingeborne Christen in Indien mit Birmah und Ceylon, so viele zählt Lord Lawrence nach glaubwürdigem Census, eine dankenswerthe Frucht.

Die Zahl der Getauften ist aber, nach beiden englischen Staatsmännern, durchaus nicht der einzige und richtige Maßstab von Missionserfolgen. Die Brahmanen, die Muhamedaner, die nicht mischen Völker stehen unter christlichem Einfluß und dieser bewirkt eine Revolution im Denken aller Klassen. Freilich nicht die unmittelbare Missionsarbeit allein hat solche still und stetig fortschreitende Revolution gewirkt, dazu helfen die verschiedensten Factoren bewußt und unbewußt, die ganze abendländische christliche Civilisation mit. In meisterhafter Weise schildert Frere, wie der eigentliche Halt des indischen volkswirthschaftlichen Lebens, die eigenthümliche feste Dorfverfassung, welche so viele Eroberungen überdauert und erträglich gemacht hat,

jetzt zerbröckelt. Die Mission ist der Regulator, das Sicherheitsventil bei diesem unaufhaltsamen Proceß. Die Gaben der europäischen Civilisation nach Indien übertragen und nicht auf einen Baum, auf dem sie erwachsen sind, nämlich das Christenthum, heißt zerstören, und zwar die Grundlagen aller socialen Ordnung zerstören.

Dennoch hält Frere bei dem höchsten Interesse, das der Staat an der Ausbreitung des christlichen Glaubens hat, eine directe Förderung der Mission seitens der politischen Macht für bedenklich und schädlich. Selbst das so späte Hervortreten des Missionssinnes in England habe das Gute gehabt, daß kirchliche und weltliche Interessen bei Eroberung indischer Reiche nicht vermengt seien. Ueber das natürliche Recht der Hindueltern die religiöse Erziehung ihrer Kinder zu bestimmen, in welchem Recht sie nicht durch Erziehungsmaßregeln der Regierung gehindert werden dürfen, redet er goldene Worte. Dabei ist er weit entfernt für eine religionslose Neutralität zu plädiren. Er vertheidigt vielmehr die staatliche Dotirung der Staatskirchen von England und Schottland in Indien aufs wärmste, weil dadurch der Staat vor dem Vorwurf der Religionslosigkeit bewahrt werde, aber er will, daß die Kaplane sich jeder directen Missionsthätigkeit entschlagen sollen. Die Proclamation der Königin, mit welcher dieselbe 1858 die Regierung von Indien übernahm, habe deshalb einen so gewaltigen, nachhaltigen Eindruck gemacht, weil die Königin neben der Zusicherung völligster religiöser Duldung ihre Anhänglichkeit an ihre eigne Religion ausgesprochen habe. Der Staat habe nun diese Zusicherung vollster Toleranz zur Wahrheit zu machen und der Mission freie Bahn zu schaffen, so daß ihre Diener das vollste und freiste Recht der Rede hätten und jeder Erwachsene unbehindert seiner religiösen Ueberzeugung leben könne. Die christlichen Beamten könnten auf tausenderlei Weise die Missionen unterstützen durch ihre Beiträge, ihre Theilnahme, ihre Gebete und vor allem durch ein christliches Leben. Weiteres beschwöre die Gefahr von Uebertritten aus weltlichen Motiven herauf.

Die kleine inhaltsreiche Schrift böte noch Anlaß zu mancherlei Mittheilungen namentlich über die christliche Einwirkung auf die Muhamedaner, z. B. wie Worte der Missionare von Mund zu Mund getragen worden sind, während diese niedergeschlagen über vergebliche Arbeit davon gereist, ferner wie durch Vertheilung von Schriften in die Ferne gewirkt ist rc., doch dann müßte man das Büchlein fast ganz ausschreiben. Einzelne Angaben fordern auch wohl zu kritischen Bemerkungen auf, aber wir hielten Kritik in kleineren Punkten bei einer so dankenswerthen Gabe eines hohen Staatsmanns nicht für geziemend. Die Schrift will beherzigt sein, in ihren Limitationen von den activen Missionskreisen, in ihren Positionen von den christlichen Staatsmännern Europas, ob sie nicht aufhören wollen die Bande zwischen Staat und Kirche zu lockern oder die Kirche durch den Staat zu fesseln, wenn sie sehen wie in einem alten Kulturlande der umgekehrte Weg als heilsam eingeschlagen wird, eine ernste Mahnung, nicht an den Grundlagen der europäisch-christlichen Civilisation zu rütteln!

Der Missionsbefehl als Missionsinstruction.

Versuch einer missionsmethodischen Auslegung von Matth. 28, 19 f. in Verbindung mit Marc. 16, 15.

Vom Herausgeber.

Einleitung.

Durch den unzweideutigen Befehl des Herrn: „Gehet hin in alle Welt, prediget das Evangelium aller Kreatur und machet alle Völker zu meinen Jüngern indem ihr sie taufet und lehret halten alles, was ich euch befohlen habe“ ist das Recht der Mission wie die Pflicht der Kirche zu ihr so sehr außer allen Zweifel gesetzt, daß es ein überflüssiges Werk thun hieße, wollte man Einwendungen der Art gegenüber, die noch immer das Missionsrecht und die Missionspflicht selbst in Frage zu stellen suchen, eine besondere Missionsapologetik treiben. Als die Ordre eines Königs und das Testament eines Hohenpriesters sind die angeführten Worte des Herrn selbst die schlagendste Apologie der Mission, gleich einem Zeughaus voller Waffen um jeden solchen Angriff ein für alle Mal siegreich zurückzuschlagen.

Aber die Worte sind noch mehr. Wie ein irdischer König, der die Ordre zur Mobilmachung erläßt, sofort auch für die Aufstellung des Feldzugsplans Sorge trägt, so hat der König des Himmelreichs mit seinem Missionsbefehle zugleich die Missionsinstruction verbunden, ja die Missionsordre selbst zu einer Missionsordnung, die Missionsanweisung zu einer Missionseinweisung, dies Missionsmandat zu einer Missionsmethodik gemacht. Auch in der Kunst mit wenig Worten viel zu sagen beweist Er sich als Meister, dem kein Meister gleichet und von dem es im absoluten Sinne gilt: „so hat nie ein Mensch geredet wie dieser Mensch“ und „Seine Worte sind Geist und sind Leben“.

Es soll nun im Folgenden der Versuch gemacht werden eine Auslegung des Missionsbefehls unter dem missionsmethodischen Gesichtspunkte zu geben. Auch die Missionsarbeit besonders je ausgedehnter sie wird bedarf einer Methodik, an der sie beides eine Unterweisung wie eine Controle habe. Es ist ja nicht genug, daß wir missioniren, wir müssen es auch in der rechten Weise thun. Wer sollte aber über diese rechte Weise besser Auskunft geben können als der, welcher die Mission befohlen hat?

Wir lernen je länger je mehr die heilige Schrift auch als eine „praktische Theologie“ in dem Sinne betrachten, daß wir in ihr die Normen für alle Arbeit zum Baue des Reiches Gottes, speciell für die rechte Führung des Amtes, das die Versöhnung predigt, suchen und die Vorbildlichkeit des Wirkens Jesu und seiner Apostel für unsern göttlichen Reichsdienst immer besser verwerthen. Erweist sich aber die Schrift als eine so ausgiebige Fundgrube für die Pastoraltheologie, sollte sie nicht erst recht auch eine Missionstheologie — so zu

sagen — enthalten? Zunächst wird man an das Leben und Wirken der Apostel denken, um sie zu suchen. Und der Suchende findet, findet viel. Die Apostelgeschichte wie sie die erste Missionsgeschichte ist und als solche für die Missionsgeschichtsschreibung resp. Missionsberichterstattung vorbildlich, läßt sich auch unter dem Gesichtspunkte einer Missionsmethodik in sehr fruchtbarer Weise ausbeuten, zumal wenn man die Briefe der Apostel als Commentare hinzuzieht. Allein auch die Apostel haben ihre Missionsthätigkeit nicht geübt nach selbsterfundener Methode, sondern das Wort ihres Herrn und Meisters, in dessen Verständniß der heilige Geist durch sein fortgehendes Erinnern sie immer tiefer einführte, ist das Licht auch auf ihren Missionswegen gewesen[1]). An diesen Meister selbst haben auch wir uns also als an die erste und höchste Auctorität zu wenden, wenn wir über die rechte Missionsmethode wollen Aufschluß haben. Freilich die Anweisung die Er giebt ist so zu sagen in Fracturschrift geschrieben, nur die Grundlinien einer Missionsmethodik, nicht eine Missionscasuistik enthaltend, wie es denn überhaupt seine meisterhafte Lehrweisheit gewesen ist, statt eine ins Detail gehende, alle kommenden Eventualitäten casuistisch regelnde Summe von Einzelvorschriften zu geben, große Principien als lebendige Samenkörner in die Seelen seiner Jünger zu pflanzen, die Entfaltung derselben ins Vielgestaltige, Einzelne und Kleine sowol der ihnen immanenten Lebenskraft als der verheißenen Leitung und Erleuchtung des heiligen Geistes, wie den Bedürfnissen und Erfahrungen der weiteren Geschichte seines Reiches überlassend.

Es kann natürlich kaum anders sein, als daß eine missionsmethodische Exegese des Missionsbefehls eine Kritik unsrer jetzigen Missionsmethode mit sich führt. Denn sind die von dem Stifter und Herrn der Mission statuirten Principien die Normen für unsre jederzeitige Missionsthätigkeit, so versteht es sich von selbst, daß auch das heutige Missionswerk nach ihnen beurtheilt werden muß. Sollten nun diese kritischen Streiflichter hier und da die Richtigkeit gewisser gang und gäber Missionstheorieen beanstanden, resp. manches an der jetzt üblichen Missionspraxis der Correctur bedürftig erklären, so bittet der Verfasser ihm das doch ja nicht als Kritisirsucht auszulegen, sondern zu thun wie weiland die Beröenser thaten: mit der Schrift in der Hand und einem unbefangenem Blicke auf das Missionsverfahren unsrer Tage zu sehen, ob sich's also halte.

Wem, wie dem Verfasser dieses Aufsatzes, die Mission eine wahre und warme Herzenssache ist und es im Ernst darum geht diese große göttliche Reichsangelegenheit so schriftgemäß und fruchtbar als möglich getrieben und ihren Gegnern auch die Vorwände zu gehässigem Tadel genommen zu sehen, der wird unter Umständen eine heilige Pflicht zu versäumen fürchten, wollte er eine ihm nöthig scheinende Kritik unterlassen. Diese Kritik kann ihm sauer ankommen, sie kann möglicherweise auch von der einen Seite mißverstanden und von der andern gemißbraucht werden, dennoch darf sie, wo die Sache sie nöthig macht, nicht unterbleiben. Und Gott sei Dank, unter den Missionsleuten steht es ja nicht

[1]) Dieser Gesichtspunkt führte den Verfasser von dem in der ersten Nummer angekündigten Aufsatze: „Einige Grundsätze Paulinischer Missionspraxis" zur vorherigen Bearbeitung des obigen Themas.

so, daß sie ihre Methode für unfehlbar hielten oder nur ihren Feinden das Privilegium der Kritik überließen!

Möglich, daß Schreiber dieses in manchem Punkte irrt, indem er unser Missionsthun an der Missionsinstruction des Meisters vom Himmel mißt. Im vollen Gefühl seiner Schwachheit hat er deshalb die folgende Auslegung nur als einen Versuch bezeichnet und soll es Niemand mehr Freude machen als ihm, wenn erfahrenere Exegeten und Missionsarbeiter die Wahrheit besser ans Licht stellen. Nur daß die Sache gefördert werde, der wir dienen, das allein ist der Zweck dieses Versuches.

I. Das missionarische Reisen.

(Πορευθέντες.)

Indem der Herr seinen Aposteln das Hinausgehen, das Reisen und zwar ohne demselben ein andres Ziel zu setzen als die Enden der Erde (act. 1, 8: ἕως ἐσχάτου τῆς γῆς cf. Mc. 16, 15: εἰς τὸν κόσμον ἅπαντα) ausdrücklich zur Pflicht macht resp. es als die Voraussetzung (πορευθέντες, Partic. aor.) der Missionsthätigkeit statuirt, erklärt er auf das Unzweideutigste, daß er die Pflanzung und Ausbreitung seines Reiches nicht auf eine gelegentliche Verbreitung des Evangelii ankommen lassen will. Es ist ja freilich außer allem Zweifel und ein großer Trost wie eine große Hilfe für alle Missionsarbeiter, daß das Wort des Herrn auch laufen kann (2 Theff. 3, 1) weit über diejenigen Grenzen hinaus, innerhalb deren berufene Missionare es verkünden. Solches ist nicht nur geschehen zur Zeit Jesu, wie z. B. der Glaube der Kananiterin beweist und zur Zeit der Apostel, wie hervorgeht aus der Entstehung vieler christlichen Gemeinden an solchen Orten, die zuvor der Fuß keines Boten des Evangelii betreten, sondern es geschieht auch noch fort in unsern Tagen zum Theil vermittelst des großen Weltverkehrs, der manche Körner der evangelischen Wahrheit dahin ausstreut wohin die eigentliche Missionsarbeit entweder noch gar nicht oder nur berührungsweise gelangt ist. Gott hat seine Stunden, in denen er so zu sagen einen Wind wehen läßt, der den Samen seines Lebenswortes weithin trägt oder da er — wie bezüglich der schnellen Verbreitung der Thesen Luthers gesagt worden ist — „seine Engel Botendienste thun läßt". Allein obgleich auf diese Weise der Herr seinen Knechten vielfach vor- und nacharbeitet und zu ihrer großen Ermuthigung den thatsächlichen Beweis liefert, daß Er selbst mit auf dem Plane ist und es ihm an Mitteln nicht fehlt, so soll uns diese Erfahrung doch nicht im geringsten von der directen Missionsarbeit entbinden. Ganz abgesehen davon, daß Gott sein Wort gemeiniglich nur laufen läßt in Verbindung mit einer energischen Verkündigung desselben durch ausgesandte Boten — das „gehet hin" verlangt gebieterisch directe Sendung von Herolden des Heils in die Heidenlande. Wie Jesus selbst gekommen ist in die Welt die Sünder zu suchen und zu besuchen in ihrer irdischen Heimath, also sollen auch seine Jünger hinausgehen in alle Welt die Heiden aufzusuchen in ihren Wohnsitzen, denn „gleichwie ihn der Vater gesandt hat, so sendet er auch sie." Er sendet sie, die Jünger folgen nicht einer persönlichen Neigung, sondern

gehen hin auf Jesu bestimmte Anweisung. (cf. in Bezug auf Paulus act. 9, 15; 22, 21; 26, 16 ff.) Daß der Herr damit ein Missionsamt[1]) eingesetzt und der Kirche die Pflicht auferlegt hat, dafür zu sorgen, daß dieses Amtes allezeit[2]) gewartet werde, steht außer jedem Zweifel, denn durch den stricten Befehl: „gehet hin“ sollte eine Garantie dafür gegeben werden, daß die Heilsbotschaft wirklich zu allen Völkern ihren Weg finde. Wir wollen uns dieses Ortes nicht auf eine Untersuchung darüber einlassen ob die jetzige Art der Aussendung durch Missions-Gesellschaften die correcte Methode oder nur ein Nothstand sei, auch auf die Frage nicht eingehen, ob die Auszusendenden sich melden oder berufen werden sollen (cf. Act. 13, 2 f.), uns genügt für den jetzigen Zweck, daß der gemessene Befehl Jesu hinauszugehen resp. Boten hinauszusenden in der bestimmten Absicht das Evangelisationswerk und zwar nicht neben anderer Thätigkeit gelegentlich sondern als Lebensberuf zu treiben ebensowol die fortgehende directe Sendung von Missionaren wie die Selbständigkeit des Missionsberufes legitimirt.

Hat nun aber das Reisen mit der Ankunft im Heidenlande sein Ende erreicht? Bei ihrer Probesendung (Matth. 10, 7) giebt der Herr den Zwölfen den Auftrag: „reisend aber prediget“ (πορευόμενοι δὲ κηρύσσετε) und Stier[3]) bemerkt zu der Stelle ohne jedoch eine Anwendung auf die Mission zu machen: „Diese Worte sind keine blos v. 6 wieder auffassende Tautologie, sondern haben ihren eigenthümlichen Gedanken: überall, unterwegs aber, durchreisend, weiterziehend von einer Stadt Israels zur andern verkündiget, rufet des Himmelreichs Nähe aus! Hernach v. 11 wird vorausgesetzt, daß sie nach einigem Bleiben stets weiterziehen. Das galt jener ersten Sendung am buchstäblichsten, doch in erweitertem Maße auch ihrem Apostelamte, indem es sich vom besondern an einzelne Heerden eines Ortes oder Bezirkes gebundenen Hirtenamte wesentlich unterscheidet. Apostel sind und bleiben Reiseprediger, Gemeinden gründen und einrichten ist ihr Amt.“ Daß dieser eigenthümliche Gedanke keineswegs auf die erste Probesendung beschränkt bleiben sollte, lehrt nun seine ausdrückliche Wiederholung Matth. 28, 19 und Marc. 16, 15: „Hingereist seiend und fort und fort reisend[4])

---

[1]) Wir meinen das allerdings nicht in dem Sinne als solle neben dem kirchlichen Amte eine Art apostolisches Missionsamt bestehen. Wie die Apostel Träger des Missions- wie des kirchl. Amtes in Einem waren, so schließt auch heute noch das geistl. Amt (als der allgemeinere Begriff) das Missionsamt in sich ein, das letztere ist nur eine specielle Seite der Thätigkeit des ersteren, aber eine so wichtige, daß der Herr es für angemessen gefunden, sie speciell zu befehlen. Um eben dieses, daß die Mission auf solchem stricten, speciellen Befehle ruht und damit aller Zufälligkeit und dem bloßen Belieben entrückt ist, möglichst stark hervorzuheben, reden wir von einem Missionsamt.

[2]) Daß der Missionsbefehl nicht blos den Aposteln sondern der Kirche aller Zeiten gilt, bedarf an dieser Stelle gewiß nicht erst des Beweises. Jedenfalls liegt derselbe deutlich schon in den Worten: „lehret sie sc. die zu Jüngern zu machenden Völker halten alles was ich euch befohlen habe“ — da unter diesem alles doch gewiß auch der Missionsbefehl zu verstehen ist.

[3]) Die Reden des Herrn Jesu I S. 348 f.

[4]) Der Aorist hindert keineswegs das Reisen als ein fortgehendes aufzufassen, wie die Parallele Matth. 10, 7 und die aoristischen Imperative im Missionsbefehle selbst (μαθητεύσατε, κηρύξατε) deutlich zeigen. Ueberhaupt stehen die Imperative des

richtet ener Evangelisationswerk aus. Das Reisen bildet also ein charakteristisches Merkmal des Missionsberufes, dessen Träger keine pastores loci, keine — sit venia verbo — Stubenhocker, auch keine eigentlichen Stubengelehrte, sondern Reiseprediger sein sollen!

Wir sind nun allerdings nicht in der Lage bei sämmtlichen Aposteln controliren zu können, wie weit sie in diesem Sinne den Befehl ihres Meisters aufgefaßt und ausgeführt haben. Daß sie zuerst längere Zeit in Jerusalem blieben hatte seinen guten Grund, war ihnen auch ausdrücklich befohlen (act. 1, 8 cf. Luc. 24, 47: anhebend von Jerusalem). Aber wie der Herr durch sich erhebende Verfolgungen dafür sorgte, daß Jerusalem nicht eine bleibende Stätte für sie wurde, so mußte auch anderorts die Feindschaft wider das Evangelium der göttliche Treiber zu weiteren Reisen werden. Daß auch die Urapostel wirklich gereist sind geht aus 1 Cor. 9, 5 (cf. act. 9, 32) deutlich hervor und aus act. 8, 40 sehen wir, daß auch der Diakon Philippus als Reiseprediger thätig war. Jedenfalls bietet das Leben Pauli „des Apostels der Heiden“ das Bild eines reisend predigenden Missionars. Mit Ausnahme eines längeren Aufenthaltes zu Corinth und Ephesus (act. 18, 11. 18 u. 19, 10), von wo aus er aber auch die Umgegend weithin besucht haben muß, ist dieser „Apostel der Heiden“ beständig auf Reisen, (2 Cor. 11, 26) zwar, was wir besonders betonen, nicht in der Weise, daß er die Städte und Länder durchjagt, überall nur einen Aufenthalt von wenigen Stunden nehmend, sondern er verweilt längere Zeit (z. B. act. 13, 42 ff. 14, 3. 16, 2. 17, 2. 18, 4. 20, 2. 6. 21, 4), oft nur durch Verfolgungen genöthigt mit kürzerer Anwesenheit sich zu begnügen (z. B. act. 13, 50. 14, 5 f. 20. 16, 40. 17, 10. 14.) und kehrt wiederholt zu den jungen Gemeinden zurück (z. B. act. 15, 36. 41. 18, 23. 20, 2). Zweifellos ist es dieser fortgehenden Reisethätigkeit des großen „Apostels der Heiden“, der auch nach dieser Seite hin für alle Zeiten das Vorbild eines rechten Missionars bleiben wird, mit zu danken, daß das Reich Gottes in kurzer Zeit so bedeutende Dimensionen annahm, und „von Jerusalem an und umher bis an Illyrien alles mit dem Evangelio Christi erfüllet“ (Röm. 15, 19) werden konnte.

Wie steht's nun in Bezug auf diesen Punkt in der heutigen Missionspraxis? Gott sei Dank, es fehlt uns nicht an apostolischen Männern, die in viel Selbstverleugnung und Gefahr[1]) ein Wanderleben geführt haben und noch führen und die mit Paulus sagen dürfen: „wir sind viel gereiset“[2]) und gemei-

Aorist sehr häufig im präsentischen Sinne z. B. Joh. 14, 15 (wo freilich auch τηρήσετε gelesen wird); Joh. 15, 4; act. 16, 13 (wo sich allerdings auch die Lesart μένετε findet); 1 Joh. 5, 21; 1 Tim. 6, 20; 2 Tim. 1, 14; 2, 3; 4, 2; Ebr. 3, 1; 1 Cor. 6, 20; Jac. 5, 7; 1 Petr. 1, 13; 2, 2; 5, 2 2c. 2c.

[1]) Das Reisen zumal in den meisten Missionsländern ist eine ganz specielle Art des Martyriums, wie denn auch Paulus seiner Reisen mitten in der Aufzählung seiner Leiden gedenkt (2 Cor. 11, 26).

[2]) Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß hier nicht etwa an einen Dr. Livingstone gedacht ist, der wenn er auch nicht gerade aufgehört hat Prediger zu sein jetzt doch wesentlich als Entdecker reist. Nicht das Reisen an sich, so wichtig es auch in unbekannten Ländern für die Mission sein kann und darum nicht unterbleiben darf, sondern das Predigtreisen hat der Herr den Missionaren zur Aufgabe gestellt und nur an dieses ist bei dem obigen Citate gedacht.

niglich ist die Missionsmethode dieser Männer auch durch den Erfolg legitimirt. Allein im Ganzen will uns bedünken sitzen weitaus die meisten unsrer Missionare mehr fest als daß sie reisen. Zwar sie machen Missionsreisen, aber auf diesen Reisen haben sie es meist zu eilig, sie durchfliegen die Orte zu sehr, welche sie besuchen; statt Wochen, wenigstens Tage sich aufzuhalten, gehen sie vielleicht schon nach Einer Predigt davon, um wer weiß nach was für einem langen Zeitraume ebenso flüchtig einmal wiederzukommen. Und warum diese verhältnißmäßig dürftige Pflege der Reisepredigt? Weil man seine Aufgabe wesentlich darin sieht, nach Analogie unsrer parochialen Verhältnisse in der Heimath an Einem bestimmten Orte eine Gemeinde zu sammeln und für diese oft genug ziemlich kleine Einzelgemeinde da zu sein um ihr als Pastor und Schulmeister zu dienen. Was den ersten Punkt betrifft so wird bei der Betrachtung der Worte πάντα τὰ ἔϑνη Gelegenheit sein auf ihn eingehend zurückzukommen, dem zweiten gegenüber ist zu bemerken, daß ja natürlich eine bereits gesammelte Gemeinde ihre Pflege haben muß — aber wenn der Missionar diese Pflege so ausschließlich für seinen Beruf ansieht, daß er darüber die Reisepredigt hintanzusetzen für seine Pflicht hält,[1]) so verkennt er offenbar seine Aufgabe. Paulus hatte mehr als Eine christliche Gemeinde gesammelt, aber die nothwendige Pflege derselben hindert ihn nicht weiterzugehen, er legte sie eben in andre Hände, so schwach diese für den Anfang vielleicht auch sein mochten. Wäre er geblieben selbst an einem Orte wie Antiochia, Ephesus oder Corinth, wie hätte er das weite römische Reich mit dem Schalle des Evangelii erfüllen können?

Aber decken sich denn die Verhältnisse von heute mit denen in der apostolischen Zeit? Waren die Apostel, war nicht speciell Paulus, der die Reisethätigkeit vor den andern pflegte, ausschließlich unter Culturvölkern thätig, während die heutige Mission es zu einem großen Theile mit völlig uncultivirten Nationen zu thun hat und soll auch für die letzteren sich empfehlen, was für die ersteren etwa passend sein möchte? War die Reisepredigt damals nicht eine besondere Nothwendigkeit schon darum, weil die Zahl der Missionare so gering? Müssen wir nicht heute, wo wenigstens auf einzelnen Missionsgebieten bereits größere Schaaren von Missionaren thätig sind, feste Stationirung vorziehen und Gemeindepflege zu einer unsrer Hauptaufgaben machen? Wird das Reich Gottes nicht solider fundamentirt werden, wenn man kleine Heerden sorgsam weidet, als wenn man von Ort zu Ort ziehend immer neue Zuhörer sucht?

Wir sind weit entfernt die Berechtigung dieser gewichtvollen Einwände zu verkennen. Weil zweifellos zwischen dem Missionsfelde wie zwischen der Missionsaufgabe von Damals und Jetzt mehr als Ein Unterschied stattfindet, kann es uns nicht in den Sinn kommen, ohne jede Modificirung und Individualisirung die Missionsthätigkeit zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen nach der paulinischen Missionsmethode schablonisiren zu wollen. Aber

[1]) Gemeiniglich findet der mangelhafte oder ganz unterlassene Besuch der umwohnenden Heidenbevölkerung darin seine Entschuldigung, daß die Arbeit (besonders die Schularbeit) auf der Station keine Zeit für ihn übrig lasse — eine Motivirung, die später wenn wir auf „das missionarische Lehren“ zu reden kommen werden, einer besonderen Beleuchtung bedarf.

ein andres ist es diese Methode zur Schablone machen und ein andres in ihr ein Princip festhalten, welches allgemeine Geltung haben muß. In seiner meisterhaften Rede über „Pauli Bekehrung" sagt A. Monod:[1]) „Bei diesem wahrhaft außerordentlichen Menschen ist Alles, Natur und Gnade, so stark ausgeprägt, daß die Praxis beinahe den Werth einer Theorie besitzt; unter allen Zügen der Aehnlichkeit, die er mit seinem Meister hat, ist wohl keiner überraschender als dieser. Wie man an einem Raphael die Malerei und an einem Dante die Poesie studiert, weil sich auf der Höhe, zu welcher sich solche Geister emporgeschwungen, die Malerei im Maler und die Dichtkunst im Dichter zu verkörpern scheint — so erkennt man in diesem Apostel das Apostelamt, in diesem Heiligen die Heiligkeit, in diesem Gläubigen den Glauben und ebenso in diesem Bekehrten die Bekehrung." Und das ist keine rhetorische Hyperbel. Mit Grund der Wahrheit durfte Paulus den Gläubigen zurufen: „wandelt wie ihr mich habt zum Vorbilde, werdet meine Nachfolger" (1 Cor. 4, 16; 11, 1; Phil. 3, 17), denn er war sich bewußt in allem, was er that, Christi Nachfolger zu sein, auch in seiner Missionsthätigkeit, die die beste Auslegung und Realisirung der von Christo selbst über sie gegebenen Anweisungen ist. Da nun offenbar die Reisepredigt nicht als etwas Accidentelles in der Missionsarbeit Pauli betrachtet werden kann, sondern geradezu ihre charakteristische Eigenthümlichkeit bildet, so muß sie für die Missionsmethode aller Zeiten den Werth einer Theorie besitzen und so bedeutende Modificationen derselben die Verschiedenheit der Arbeiter und der Arbeitsfelder auch nothwendig machen kann, im Princip muß sie doch immer als die Signatur der eigentlichen Missionsarbeit festgehalten werden.

Characterisiren wir zunächst die nothwendig sich ergebenden Modificationen. Zunächst ist es die Verschiedenheit der Sprachen, die dem missionarischen Reisen eine natürliche Grenze zieht, die zu überschreiten nur wenigen besonders begabten und von Gott zum Wirken in's Große speciell legitimirten Missionsarbeitern vergönnt ist. Sodann bringt die gleichzeitige Besetzung nicht blos verschiedener Heidenländer sondern meist auch ein und desselben Missionsgebietes eine weitere naturgemäße Beschränkung der Reisethätigkeit mit sich, da es gleichfalls Paulinischer Missionsgrundsatz ist, das unbefugte Eintreten und Eingreifen in die Arbeit Andrer zu vermeiden cf. 2 Cor. 10, 13 ff; Röm. 15, 20, ein Grundsatz, mit welchem Ernst in der Praxis zu machen für die protest. Mission je länger je mehr ein unabweisbares Bedürfniß ist. In diesem Falle, daß mehrere Arbeiter Ein Gebiet besetzt halten, theile man sich dasselbe möglichst in so viel Reisebezirke, als Missionare da sind, damit eine gewisse Garantie gegeben werde, daß kein Theil des Landes gänzlich ohne die Kunde des Evangelii bleibe. Zum Dritten modificirt sich die qu. Forderung wesentlich nach der Beschaffenheit der Völker, unter welchen missionirt wird. Viele Naturvölker, wenn das Evangelium unter ihnen wirklich Wurzel schlagen soll, bedürfen einer stetigen, erzieherischen Einwirkung, die die fast ununterbrochene Anwesenheit des Missionars nöthig macht[2]) und das um so mehr, wenn es schwer hält, Laien-

[1]) Der Apostel Paulus. Fünf Reden. Bielefeld. 1860. S. 59.

[2]) Was die nomadisirenden Völker betrifft, so hat die Mission gewiß die Aufgabe, sie zur Seßhaftigkeit zu erziehen. Allein so wenig ihr Wandertrieb

gehilfen zu finden, welche in Abwesenheit des Missionares als seine Stellvertreter die geistliche Pflege der Gemeinde zu übernehmen geeignet sind. Doch ist das keineswegs unter allen Naturvölkern in gleicher Weise der Fall, wie auf der andern Seite vor Ueberschätzung der geistigen Receptions- und Productionsfähigkeit des großen Haufens bei den sog. Culturvölkern gewarnt werden muß. Zum vierten endlich wird das Umherreisen des Missionars in dem Maße entbehrlich werden, als die eigentliche Missionsaufgabe — worüber später — in einem Volke ihrer Erfüllung nahe kommt. In diesem Falle befindet sich der Beruf des Missionars bereits im Uebergange zu dem eines Pfarrers in der Heimath, der vielleicht nur noch ausgedehnte Filialgemeinden zu bedienen hat. Wo hingegen ein Missionsfeld noch eine vorwiegend heidnische Bevölkerung hat, da darf der Missionar um so weniger während des größten Theils des Jahres an Einem Orte festsitzen, als es nicht sicher ist, daß die Heiden von andrer Seite her mit dem Evangelio bekannt gemacht werden. Ein Missionar ist zuerst und hauptsächlich für die Heiden da und diese aufzusuchen ist sein eigentlicher Beruf. Es kann nicht erwartet werden, daß die fernwohnenden Heiden sich nach unsern Nationen aufmachen, auch wenn diese überall die günstigste Lage hätten.

Wir wollen also keineswegs das Stationirungssystem, welches die neuere Mission gewiß nicht ohne göttliches Leiten fast durchgehends acceptirt hat, verwerfen, aber wir glauben mit Nachdruck darauf hinweisen zu müssen, daß es einer Ergänzung durch ausgedehnte Reisepredigt dringend bedarf. Von vielen zum Theil hoffnungsvollen Missionsgebieten kommt wiederholt die Klage: „Der Arbeiter sind zu wenig!" So viel Grund zu dieser Klage auch vorliegt und so wenig geneigt wir sind, die Anklage, die sie gegen die heimische Christenheit enthält, irgendwie abzuschwächen, so entschieden müssen wir es auf der andern Seite betonen, daß in einer ausgedehnteren Reisethätigkeit der Missionare ein einfaches, leider aber viel zu sehr übersehenes Mittel einer wenigstens theilweisen Abhilfe liegt. Freilich wenn die große Mehrzahl der Missionare wesentlich nur für einen einzigen oft genug sehr kleinen Stationsbezirk da ist, wie soll es jemals dahin kommen, daß die Zahl der Arbeiter irgendwie ausreicht? Wir überlassen eine bloße Reisethätigkeit, wie sie Paulus geübt hat, ohne eigentliche Stationirung[1]) einzelnen von Gott mit besonderen Gaben dazu ausgerüsteten und berufenen apostolischen Männern, nur wünschend, daß ihre Zahl eine viel größere sein möchte, als sie zur Zeit zu sein scheint. Sonst mag es die Regel bleiben, daß der Missionar auf einer bestimmten Station als einem Centralpunkte seiner Thätigkeit einen festen Wohnsitz habe und dort je nach den Bedürfnissen der Ortsgemeinde und des noch im Lande wohnenden heidnischen Volkes einen mehr oder weniger großen Theil des Jahres sich aufhalte. Aber er lasse sich weder durch Rücksichten auf seine Bequemlichkeit, noch auf seine Familie, noch auf die Ortsgemeinde dazu verleiten die Bedienung der Station als seine ausschließliche Aufgabe anzusehen und die Reisepredigt nur flüchtig

---

Nahrung erhalten soll, mit Einem Schlage ausrotten läßt er sich noch weniger und wir sehen nicht ein, warum unter gewissen Umständen der Missionar nicht soll mitwandern dürfen.

[1]) In gewisser Weise kann man Antiochien und Ephesus als Paulinische Stationen betrachten.

und gelegentlich zu treiben. Er kann im Nothfalle wie „die Apostel, des Herrn Brüder und Kefas“ gethan „sein Weib mit sich führen“ (1 Cor. 9, 5), er kann die Predigt von der Stationsgemeinde, wie Paulus, zeitweilig Aeltesten übertragen und eine etwaige Schulthätigkeit erst recht in die Hände von Gehilfen legen[1]), so daß ein stichhaltiger Grund, eine ausgedehntere Reisethätigkeit abzulehnen, nicht übrig bleibt. Es ist wie in vielen andern Stücken, so auch bezüglich des missionarischen Stationirens bedenklich, wenn die Verhältnisse, wie sie in der abendländischen Christenheit allmählig geworden ohne weiteres auf das Missionsgebiet übertragen werden. Was für den Pfarrer in der Heimath eine Tugend ist, kann für den Missionar eine schwere Versäumniß sein. Wird in gesunder Weise beides verbunden, das Stationiren und das Reisen, und das letztere in gesunder Weise geübt, so daß die Reisebesuche von längerer Dauer sind und an demselben Orte öfter wiederholt werden, so wird es gewiß auch an der Legitimirung dieser Methode durch den Erfolg nicht fehlen.

---

[1]) Man pflegt umgekehrt auf manchem Missionsgebiete die Reisepredigt vielfach eingebornen Gehilfen zu überlassen. Wenn diese Gehilfen Männer sind, welche die Qualification von „Zeugen“ Christi besitzen, so ist dagegen nicht nur nichts einzuwenden sondern vielmehr zu wünschen, daß recht viele (versteht sich zunächst unter der Leitung eines Missionars) zu solchem Dienste herangezogen würden. Allein wenn diese Gehilfen fast noch Knaben sind, die weiter keine Legitimation aufzuweisen haben, als daß sie einen Kursus in einer Katechetenschule durchgemacht, so ist ihre Verwendung für die Reisepredigt mindestens höchst bedenklich, wenn nicht geradezu verwerflich. Die Reisepredigt als das Hauptmittel der Einladung ins Reich Gottes an die Heiden fordert zu ihrer Uebung christliche Persönlichkeiten, die durch das was sie sind, imponiren und durch ihre ganze Erscheinung, Geisteskraft, Liebesmacht, Leidensfreudigkeit 2c. von der Wahrheit des verkündigten Wortes überzeugen. Das hatte auch Paulus wol begriffen, daher sehen wir ihn selbst die Predigtreisen machen und sie nicht — man verzeihe das Wort — unreifen Gehilfen überlassen. Auch dachte Paulus viel zu groß von der Reisepredigt, als daß er zur Abgabe derselben an nicht völlig ihr gewachsene Mitarbeiter sich hätte entschließen können. Ihm standen ja tüchtige Gehilfen zu Gebote — aber er scheint sie mehr auf die Pflege der von ihm gesammelten Gemeinden als auf die Reisepredigt angewiesen zu haben. — Es ist absichtlich und mit gutem Grund geschehen, daß wir uns bei dieser Kritik der Anführung bestimmter Exempel aus der modernen Missionspraxis enthalten haben, wie wir diesem Grundsatze auch im weiteren Verlaufe unsres Aufsatzes treu bleiben werden. Nur hier sei eine Hinweisung auf die Gehilfen in China gestattet, die dem mit der chinesischen Missionsgeschichte Vertrauten in ihrer großen Majorität leider den Eindruck machen müssen, daß sie zur Zeit als Reiseprediger verwandt der Ausbreitung des Evangelii eher zum Hinderniß als zur Förderung gereichen.




Orientirende Uebersicht

über den gesammten Stand des christlichen Missionswerkes

von R. Grundemann.

II. Südafrika.

Von dem fernsten Punkte der westafrikanischen Mission zu der südafrikanischen übergehend haben wir längs der wenig gegliederten Küste des Kontinents fast viertehalb Hundert Meilen zurückzulegen um von der Walfisch-Bai aus den nächsten Missionsposten Südafrikas zu besuchen. Auf diesem weiten Wege haben wir neben uns Nichts als die Nacht afrikanischen Heidenthums, das nur in den portugiesischen Kolonien Angola und Benguela von dem düsteren Zwielicht einst äußerlich katholisirter, doch längst wieder fast ganz in's Heidenthum zurückgefallener Stämme unterbrochen wird. Da die neueren Arbeiten der katholischen Mission in diesen Gegenden, von denen vor einer Reihe von Jahren in den Jahrbüchern zur Verbreitung des Glaubens die Rede war, in den letzteren schon lange ganz und gar nicht mehr erwähnt worden, so müßen wir annehmen, daß diese Mission keinen Fortgang gehabt hat, und wenden uns sofort den nächsten Missionen zu, nämlich

1. im Hereró- und Ovambó-Gebiet.[1])

1. Das Hereró-Gebiet charakterisirt sich, seitdem es uns bekannt geworden, als der Kampfplatz verschiedener Nationalitäten, die mit wechselndem Erfolge um die Herrschaft ringen. Von Norden her stoßen hier die schwarzen Stämme der Hereró und Ovambanderú mit den südlich wohnenden, gelben Nama-

[1]) Vergl. Allgem. Missionsatlas, Afrika Nr. 9. Auf dieser Karte sind auf Grund berichtigender Mittheilungen des um die Herero-Mission überaus verdienten Miss. H. Hahn, dem der Herausgeber zum Theil auch die in den übrigen von ihm zugefügten Anmerkungen enthaltenen Notizen verdankt, folgende Nachträge resp. Correcturen anzubringen. Omaruru, von den Eingebornen, wie in den Missionsberichten Okozondye genannt, liegt weit westlicher, als es auf der Karte gezeichnet ist, etwa 35½ L. und 21½ Br. — Ein wenig südwestlich davon fast 15 L. und 21⅔ Br. liegt Okombahe. — Wo auf der Karte Omaruru steht, wird etwa Omburo, eine zukünftige Station zu suchen sein. Bei Schmelens Verwachting — allgemein jetzt Okahandye genannt, liegt der Kaiser Wilhelms-Berg, nordöstlich davon (etwa unter dem d von Okomubonde) Otyosazu. Ameib befindet sich am südlichen Abhang des Erongo-Berges, der aber mehr von Süden nach Norden läuft und im Westen ganz steil abfällt. 1873 sind noch 2 weitere Stationen hinzugekommen, nämlich Otyozondyupa — die nördlichste aller dortigen Stationen, 17 L. 21 Br. etwa zwischen den 2 größeren Omuo-Bergen und Otyizeva 17 L. u. 22½ Br. am Kl. Tswach-Flusse, etwa in der Mitte zwischen Neubarmen und Windhoek. — Das Depot an der Walfischbay muß an die Südspitze der Bucht verlegt werden, in welche sich auch der Kuisib ergießt. D. H.

Stämmen zusammen, während das Mischvolk[1]) der Orlams, (jetzt unter Jan Jonker Afrikaner), das längst nach Suprematie über die letzteren strebte, ebenfalls in diesen Gegenden seine Sitze genommen hat. Früher waren die Schwarzen die unterworfenen, wie denn in völligster Unterjochung aus älteren Zeiten die Berg-Damras als Reste aufgeriebener schwarzer Stämme[2]) übrig geblieben sind.

Auch die Unterwerfung der Hereró war natürlich, da es ihnen an aller Einigkeit fehlte. Hand in Hand gehend mit dem Sieger hat jedoch ein Mann dieses Volkes, Kamaharerò, sich an die Spitze seiner Nation zu stellen gewußt, die gehoben durch die Einflüsse der Mission sowie durch das Zuströmen andrer europäischer Elemente, es wagen konnte, den Orlams Trotz zu bieten, wobei ein Stamm der Namaqua sogar auf ihre Seite trat. Hierdurch entstand der Krieg, welcher im Laufe von 7 Jahren die trotz zwanzigjähriger Arbeit noch ziemlich erfolglose Arbeit der rheinischen M.-Gesellschaft ernstlich bedrohte. Die Hereró erkämpften ihre Freiheit, die der genannte Führer jedoch nicht gerade mit edelm Sinne zu pflanzen bestrebt ist, sondern nach Art afrikanischer Herrscher oft in selbstsüchtigem Streben auszubeuten sucht.

Unter diesen schwierigen Verhältnissen hat sich die Mission nicht nur behauptet, sondern bis jetzt auch bedeutende Fortschritte gemacht. Seitdem nämlich der erwähnte Krieg durch einen Friedensschluß aller Betheiligten beendigt worden ist, sind sieben neue Stationen gegründet worden, u. z. zwei derselben bei den oben genannten Kriegshäuptern Jan Jonker (Windhoek) und Kamaharerò (Okahandye = Schmelens Verwachting). Beide Orte sind aus der Missionsgeschichte bereits bekannt. Nach langer Verödung sind dort nun wieder christliche Gemeinden gesammelt und die Predigt wie der Schulunterricht in gutem Gange. Dasselbe ist von Okozondye zu sagen, wo neben einer Anzahl Europäer und Farbiger aus der Kolonie[3]) der dem Evangelio freundliche Häuptling Willem Zeraoa mit seinem Stamme wohnt. Weiter nach Westen zu liegt Okombahe, wo ein farbiger Katechet unter den Berg-Damras arbeitet. (Dazu kommen endlich die neuen und neuesten Stationen Otyosazu, Otyozondyupa und Otyizeva, siehe die Anm. d. H.) Von den älteren Stationen lauten die Berichte seit dem Friedensschluß fortschreitend günstiger. Auf Otyimbingué zählt die Hereró-Gemeinde c. 200 Seelen und zeigt „ein gesittetes Betragen, erstarkendes Gemeindebewußtsein und Gewissen". Kirchenbesuch und Hausgottesdienst wird von derselben regelmäßig geübt. Das christliche Leben steht jedoch noch in den Anfängen.. Ein Katecheten-Institut macht erfreuliche Fortschritte. Daneben hat diese Station eine kleine holländische Gemeinde. Auch in Neu-Barmen mehrt sich jährlich die Gemeinde, die jetzt 123 Seelen zählt. Mithin ist das Hererovolk mit dem Evangelio bekannt und von vielen Seiten werden Missionare begehrt.

---

[1]) Ist kein Mischvolk, sondern sind reine Hottentotten, vom Süden eingewandert. Das Wort Orlam heißt so viel wie civilisirt. Nur ein ganz kleiner Theil der Orlam steht unter Jan Jonker Afrikaner. D. H.

[2]) Wahrscheinlich sind sie die Ureinwohner Süd-Afrikas. D. H.

[3]) Die Kupferminen, der Handel und die Jagd haben bereits eine weiße Bevölkerung auch nach verschiedenen Orten des Hererólandes geführt.

Endlich ist hier noch eine Namaqua-Gemeinde zu erwähnen, der größte Theil der früheren Rehobother, welcher jetzt auf Ameib am Fuße des Erongo-Berges wohnt. Sie haben viel mit den räuberischen Berg-Damras dieser Gegend zu thun[1]), auch reizt sie ihr unstätes Wesen[2]) fortwährend zu einem Wechsel des Wohnsitzes. Doch fesselt sie bisher noch immer die Predigt des Evangeliums an den Platz; und es fehlt derselben auch nicht an manchen Früchten.

Vom Hereró-Lande aus hat sich die evangelische Mission vor einigen Jahren auf ein weiter nördlich gelegenes Gebiet ausgedehnt. Das fruchtbare **Ovambó-Land**, das sich mit seiner dichten, Ackerbau treibenden Bevölkerung sehr vortheilhaft vor den meist öden, südlicheren Gegenden auszeichnet, war schon im Jahre 1857 von rheinischen Missionaren besucht und als ein versprechendes Missionsfeld erkannt worden.[3]) Zur Besetzung desselben fehlte es jedoch jener Gesellschaft an Kräften; so wurde dies Werk auf Grund freundlicher Verabredung der finnländischen Missions-Gesellschaft überlassen. Die Inangriffnahme begann indessen erst 1870, nachdem die 10 zu diesem Zwecke ausgesendeten jungen Finnländer sich über Jahresfrist in Otyimbingué aufgehalten hatten. Dieselben sind theils ordinirte Missionare, theils Handwerker. Wohl vorbereitet, mit südafrikanischen Verhältnissen bekannt und zum Theil bereits der Hereró-Sprache mächtig kamen sie im Juli des genannten Jahres in Omandongo[4]), der Hauptstadt[5]) des Ondonga-Reiches an, dessen König Tyikongo sie freundlich aufnahm. Er suchte jedoch nur seine äußeren Vortheile, und war zunächst bald verstimmt, daß die Brüder nicht mehr Pulver und Blei mitbrachten, Werkstätten einrichteten ꝛc. Anscheinend günstiger war der Boden bei Najuma, dem König der Oukuambi, dessen Reich, nördlicher gelegen, sich bis an den Cunene hin erstreckt. Dort gründeten einige der Brüder eine Station, Elim, die Anfangs gutes Gedeihen versprach. Doch schon nach zweijährigem Bestehen ist sie, unter Vertreibung der Missionare, zerstört worden. Die portugiesischen Sklavenhändler, sowie manche europäische Abenteurer, die sich der Jagd und des Handels wegen in jenen Gegenden aufhalten, hatten den König feindselig gestimmt. Außerdem wird jedoch auch zugestanden, daß seitens der Brüder mangelndes Geschick den eigensinnigen, grausamen, dem Trunk ergebenen heidnischen Fürsten recht zu behandeln mit Veranlassung zu diesem Ausgange gegeben haben.

Die Vertriebenen haben in Tyikongos Gebiet sich anbauen dürfen, u. z. in Onipa (Bethel) 4½ und Ondyumba 1½ deutsche Meilen von Oman-

---

1) Jetzt nicht mehr. D. H.

2) Namaqua sind im Grunde ein Jägervolk; Hereró Hirten.

3) Vergl. Hahn und Rath's Reise in Petermanns Geogr. Mittheilungen 1859. Die dort gegebene Specialkarte ist bis jetzt noch nicht durch eine vollständigere ersetzt worden.

4) Etwa 70 deutsche Meilen nördlich von Otymbingué.

5) Ist nicht Stadt sondern ein District, in dem die Werft des Königs liegt. D. H.

dongo. Fünf Stunden von dort war schon 1871, als eine weitere Sendung von Missionaren aus Finnland eintraf, eine andre Station, Orukonda angelegt, so daß jetzt im Ondonga-Reiche jenes Missions-Centrum mit 3 Nebenstationen besteht.

Um die genannte Zeit war eine zweite Hauptstation in Ongandyera, (Rehoboth) beim Könige Tyeya gegründet, welche inzwischen auch schon wieder ihrer Auflösung nahe war, als während einer längeren Reise des betr. Missionars zwei andre dieselbe verwalteten. Durch das gute Einvernehmen aber, das der Erstere mit dem Könige bisher zu erhalten gewußt hat, ist das Bestehen vorläufig wieder gesichert.[1])

Die ganze Ovambó-Mission ist bis jetzt über die ersten vorbereitenden Arbeiten noch wenig hinausgekommen. Die großen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hat, bestehen besonders in der Gesinnung der Könige, denen die Unterthanen auf's unbedingteste folgen. Geschenke, Handel, Anfertigung und Reparatur von Gewehren, Versorgung mit Munition sind ihnen bei der Ansiedlung dieser Europäer die Hauptsache. Tyikongo hat seine Unterthanen angewiesen, sie könnten in allen anderen Sachen mit den Missionaren verkehren, auf ihre Lehre aber sollten sie nicht hören. Er verbietet, daß die Sitten des Volkes irgendwie geändert werden. Die Aussichten sind hier also nach 3jähriger Arbeit immer noch dunkel und wenig erfreulich. Die Brüder, die bisher viel von den äußeren Geschäften in Anspruch genommen waren und mit Krankheit heimgesucht wurden, müssen ihre Thätigkeit fast auf die Dienstleute beschränken, welche sie aus dem Hereró-Lande mitgebracht haben. An einigen Orten[2]) wird die Sprache der letztern auch von den Ovambó verstanden. Das ganze Werk auf diesem Felde ist (wie in den ersten Decennien bei der Hereromission) noch ein Säen auf Hoffnung und erfordert viel Geduld.[3])

---

2. Groß-Namaquá-Land.[4])

Durch den oben erwähnten Friedensschluß von 1870 ist auch dieses, seit Jahren schwer erschütterte Gebiet wieder einigermaßen beruhigt worden. Man sagt, daß jetzt auch die englische Regierung sich mehr für das Land nördlich von der Kap-Kolonie zu interessiren angefangen habe, und den Ausbruch weiterer Kriege zu verhindern wünsche. Die immer zahlreicher sich dort einfindenden Europäer bieten dazu genügende Veranlassung. Theilweise stehen dieselben übrigens mit den Missionaren in gutem Einvernehmen, zum größeren Theile aber sind sie bei der Wankelmüthigkeit ein Hinderniß des Missionswerkes, mehr als in früheren Zeiten die vereinzelten Händler auf ihren nur seltenen Besuchen.

Es werden bald 70 Jahren verstrichen sein, seitdem in diesem Lande die

---

[1]) Ist aufgehoben. D. H.

[2]) In Ondonga ist sie so gut Verkehrssprache wie die Landessprache. D. H.

[3]) Ein ausführlicher Artikel über die Ovambó-Mission folgt bald. D. H.

[4]) Vergl. Allgem. Missionsatlas, Afrika Nr. 9. Für Nisbet Bath, 18 L. 28 Br. ist zu setzen Warmbad mit dem Zeichen einer Station der Rheinischen Gesellschaft.

Verkündigung des Evangeliums begann, die verhältnißmäßig schnell, selbst ungewöhnliche Früchte trug. Auch ist dasselbe bereits wie ein Sauerteig durch die verschiedenen Nama-Stämme hindurch gedrungen. Dennoch ist ein bedeutender Bruchtheil der Bevölkerung der christlichen Kirche noch nicht einverleibt. Die zerstreute Lage der Weideplätze, die Wanderlust des Volkes ꝛc. sind mit schuld daran. Doch haben sich auf den Stationen zum Theil größere, seßhafte Gemeinden gesammelt, in denen sich ein Kern treuer, gläubiger Christen befindet, während man bezüglich des christlichen Lebens bei der Mehrzahl der Getauften keine hohen Erwartungen hegen darf.

Die ganze Mission ist in den Händen der rheinischen Gesellschaft, seitdem ihr 1867 auch die südlichste Station Warmbad von den Methodisten nach 37jähriger Arbeit übertragen wurde. Die Arbeit dort ist namentlich durch das Fluctuiren der Bevölkerung, die mangelhafte Rechtspflege der Obrigkeit, die einseitige Gefühlsrichtung der Bewohner, auch durch die Unwirthlichkeit des meist dürren Landes sehr erschwert. An erfreulichen Zeichen fehlt es nicht, wie z. B. daß die 68 erwachsene Mitglieder zählende Gemeinde Warmbad im vorigen Jahre 25 Pfund St. (166 Thlr.) für kirchliche Zwecke aufbrachte. Zahlreicher ist die Gemeinde Bethanien welche ⅔ von den mehr als 1300 Bewohnern des betr. Gebiets umfaßt. Hier nähern sich die Verhältnisse immer mehr denen alter christlicher Länder. Schäden sind hier wie dort. So namentlich die Trunksucht, die leider auch über den Häuptling David Christian ihre Macht übt. Derselbe machte eine Zeit lang mancherlei Schwierigkeiten; nach den letzten Berichten steht er jedoch wieder freundlich und will selbst gegen das Brantweintrinken ein Gesetz erlassen. Bersaba c. 1100 Getaufte zählend ist seit dem Tode des Paul Goliath durch Streitigkeiten um die Nachfolge in der Häuptlingswürde beunruhigt. Missionar Krönlein zugleich Superintendent dieses ganzen Missionskreises hat die Uebersetzung der Psalmen in die äußerst schwierige Namaquasprache im vorigen Jahre vollendet. In der Gemeinde giebt es manches Zeichen von den Wirkungen des Evangeliums. So konnte von dem erbaulichen Heimgange eines alten treuen Presbyters berichtet werden. — Die jüngere Station Keetmannshoop ist augenblicklich verwaist;[1]) bittet jedoch dringend um einen Missionar. Gibeon zählt c. 315 getaufte Gemeindeglieder, etwa ⅓ der Bewohner des betreff. Gebietes. Kirchen- und Schul-Besuch sind gut. Das alte Rehoboth[2]), früher lange Zeit die Stätte treuer und fruchtbarer Predigt, dann in Folge des Krieges von den Einwohnern verlassen, ist seit 1871 wieder besetzt. Die aus der Kap-Kolonie verzogene de Tuin'sche Gemeinde, welche mit ihrem Missionar eine Zeitlang auf Chamis (zwischen Bersaba und Bethanien) saßen, haben sich dort niedergelassen. Auch die umwohnenden Berg-Damra's sind damit wieder unter den Einfluß der Predigt gekommen.

3. Das Kap-Land.[3])

1. Klein Namaquá-Land, der nordwestlichste Theil der Kolonie hat seit Jahren ein sehr verändertes Gepräge erhalten; und zwar durch die Kupferminen,

[1]) Wieder besetzt. D. H.
[2]) Wird zum Gebiet der Hereròmission gerechnet. D. H.
[3]) Vgl. Allg. Missions-Atlas. Nr. 10.

die freilich nicht den anfänglichen Erwartungen entsprechen doch genug Ausbeute gewähren um den Betrieb fortzusetzen. Dieselben haben eine große Anzahl Europäer in's Land gerufen, welche nach Vollendung der Eisenbahn von den Minen zur Küste (Port Nolloth) noch steigen wird. Die Eingebornen, durch Landverlust, Misernten, Hungersnoth und Typhus verarmt, und theilweis aufgerieben erscheinen immer mehr als ein elendes dahin schwindendes Geschlecht, das sich, mit Ausnahme einiger Weniger neben den Weißen nicht auf die Dauer wird behaupten können. Die Noth treibt sie zur Minenarbeit, obwohl sie zum Theil durch Betteln sich zu erhalten suchen Nur an einigen Punkten erholen sie sich allmählig etwas von der Verarmung. So namentlich auf den Missionsstationen. Von denen der rheinischen Gesellschaft bestehen noch Komaggas, Concordia und Steinkopf. Die andern sind aufgegeben oder werden als Außenstationen besucht, wie Richtersfeld. Mit dem geistlichen Leben steht es meist schwach. — Auch die Methodisten auf ihrer Station haben zum Theil über Lauheit zu klagen, obgleich andrerseits von „Erfrischungszeiten" die Rede ist. Khamiesberg ist die Hauptstation; im Anschluß an dieselbe bestehen jedoch 5 Filiale, meist im Minen-Gebiet. In wie weit die Arbeit sich dort auf die Farbigen erstreckt ist nicht zu ersehen. Für die Europäer hat auch die anglikanische Kirche (Ausbreitungs-Gesellschaft) ein paar Katechisten dorthin geschickt, die sich jedoch der Eingebornen gleichfalls mit Eifer annehmen. Auf Spectacle wird hierdurch leider ein Theil der Gemeinde Komaggas der rheinischen Mission mehr und mehr entfremdet.

4. Die übrigen westlichen Distrikte der Kolonie.[1])

So wenig auch alle Bewohner dieser Gegenden durchweg als christlich anzusehen sind, so ist ihnen doch allen das Evangelium bekannt. Es dürften kaum geringe Bruchtheile der Bevölkerung aufzufinden sein, die nicht irgendwie unter christlichen Einflüssen gestanden hätten. Auch ist durch die gesammelten Gemeinden, mit denen das Land wenn auch stellenweis nur weitläufig besetzt ist, dafür gesorgt, daß die Predigt überall in diesen Gebieten im Gange bleibe. Freilich geht es mehr und mehr in ähnlicher Stellung, wie in unsern christlichen Ländern, in denen neben den um das Wort Gottes sich schaarenden Gemeinden, größere Theile der Bevölkerung dem letzteren mehr oder weniger entfremdet sind. — Blos mit fortgesetzter Missionspredigt läßt sich unter solchen Verhältnissen eine Aenderung nicht erzwingen. Hier haben die Gemeinden die Aufgabe, sauerteigartig die Bevölkerung je mehr und mehr mit dem Christenthum zu durchdringen, wozu bestimmte Wirksamkeit in Werken innerer Mission, christlichen Schulen 2c. beiträgt.

Wer die Ziele der Heidenmission in der Bekehrung der einzelnen Seelen, und in Sammlung lebendiger, glaubenskräftiger Gemeinden sieht, der möchte wohl mismuthig auf die gegenwärtigen Zustände des Kaplandes hinblicken, dessen Gemeinden davon noch weit entfernt sind, während die Verhältnisse überall Zeugniß geben, daß die Heidenmission der Lösung ihrer Aufgabe bereits nahe gekommen

[1]) Mit Hinzuname von Uitenhage.

ist. Wer jedoch die Christianisirung der Völker als Aufgabe derselben betrachtet, und ein Volksleben nicht nach Jahren und Jahrzehnten, sondern sachgemäß nach Jahrhunderten zu bemessen versteht, der wird die richtige Nachsicht und Geduld zur Beurtheilung der noch mit manchen Schwachheiten behafteten Gemeinden des Kap-Landes finden und in ihnen die wesentlich vollendete Pflanzung der christlichen Kirche auf diesem Gebiete erkennen.

Hiernach hat denn die Mission dort nunmehr das Geschäft, sich selbst allmählig zurückzuziehen, und die gegründeten Gemeinden in angemessener Weise einem selbstständigen Wachsthum zu überlassen. Die verschiedenen Missionsgesellschaften haben bereits mehr oder weniger planmäßig die Hand daran gelegt. So besonders die Londoner M. G., welche seit einigen Jahren ihre Kräfte von den Kap-Stationen den nördlicheren Gebieten Süd-Afrikas, auf denen die eigentliche Heidenmission zu treiben ist, zugewendet hat. In der Kolonie hatte diese Gesellschaft eine Reihe von Stationen, die einst durch die Bedürfnisse der von den Bauern unterdrückten Eingebornen ins Leben gerufen wurden, sogenannte Institute, auf denen die letzteren Schutz sowie Gelegenheit und Anleitung zu einem seßhaften Leben fanden. Diese Institute, die ihrer Zeit vielen Segen gewirkt haben, sind in neuerer Zeit überflüssig geworden, (? d. H.) da die Gesetze in Bezug auf den Schutz der Eingebornen nichts mehr zu wünschen übrig lassen; (? d. H.) man hat sie deshalb aufgehoben. Die bis dahin vorhandenen Missionare bleiben, so lange sie arbeitsfähig sind, auf ihren Stationen, oder nehmen ihren Sitz in benachbarten Kolonialstädten, während alle kleinern Stationen mit eingebornen Predigern besetzt werden. Für die Ausbildung solcher wird zunächst noch weiter gesorgt. Ebenso wird noch besondere Unterstützung den Elementarschulen zugewendet, deren Stand leider noch nicht als befriedigend angesehen werden konnte. Durch diese Aenderungen sind auch den Gemeinden mancherlei Opfer aufgelegt, zu denen dieselben sich meist bereit und willig gezeigt haben. Die Londoner Mission ist bekanntlich das Organ hauptsächlich der englischen Independenten. Nach dem Obigen hat also eine independentische Tochterkirche im Kap-Lande nunmehr ihre selbstständige Entwicklung begonnen, die an dem freilich nicht zahlreichen Theil der weißen Bevölkerung, welcher dieser Denomination angehört, ihren Kern und ihren Halt haben wird.

Auch die rheinische Mission geht seit Jahren ernstlich damit um, ihre im Kaplande gesammelten Gemeinden selbstständig zu machen. Mit Einfluß der bereits erwähnten Stationen im Klein-Namaqua-Land umfassen dieselben etwa 11000 Seelen. Die Schwierigkeiten aber, welche sich dieser Umwandlung entgegen stellen, scheinen hier tiefer erkannt und gründlicher in Rechnung gezogen zu werden, daher man weniger schnell, als dies seitens der Londoner Gesellschaft geschieht, zu einem Abschluß drängt. Die zunächstliegenden finanziellen Schwierigkeiten sind allerdings auf den rheinischen Stationen zum Theil überwunden. Mehrere derselben machen schon lange[1]) keine Ansprüche mehr an die Missionskasse. Auf andern stehts in diesem Stücke freilich mislicher, da eine fortschreitende Verarmung der Bewohner unverkennbar ist. Aber abgesehen von der confessionellen Frage, die auch hier nicht leicht zu lösen, liegen die Haupthindernisse

[1]) Worcester schon seit 1848.

auf dem nationalen und socialen Gebiete. Es fehlt den Gemeinden zunächst der Zusammenhalt durch ein nationales Band. Die aus den verschiedensten Elementen gleichsam zusammengewürfelte Bevölkerung, (welche man sofort an den mannigfaltigsten Nüancen der Hautfarbe vom dunkelsten Schwarz[1]) bis zu völligem Weiß erkennt) will nicht recht zu einer lebendigen Einheit zusammenwachsen, hat vielmehr durch die zunehmende weiße Bevölkerung eine immer weitere Zersetzung zu erfahren. Letztere ist um so stärker, als jetzt, angezogen durch die Diamanten-Felder, eine Menge weißen Gesindels nach Südafrika gezogen wird, und das Land überschwemmt. Den Einflüssen von dieser Seite zu widerstehen haben die farbigen Christen nicht die genügende Festigkeit. Bei dem Mangel an Regsamkeit, Fleiß und Betriebsamkeit liegt ein allgemeinerer Wohlstand vielfach noch sehr fern, und wird durch die sich mehrenden Verführungen, durch die wachsende Zahl der Schänken ꝛc. immer ferner gerückt. Auch der Gegensatz der Farbigen und Weißen, der an manchen Orten fast an die Schroffheit des indischen Kastenunterschiedes erinnert, bedarf noch bedeutender Milderung, ehe eine selbstständige Stellung farbiger Gemeinden sich wird erzielen lassen.[2])

Neben den vielerlei niederschlagenden und betrübenden Erfahrungen aber, welche die Berichte der letzten Jahre füllen, und die eine falsche, idealisirende Auffassung der Missionssache in heilsamer Weise ernüchternen können, fehlt es doch nicht an manchen erfreulicheren Zeichen in denen fort und fort Spuren von der Kraft des Evangeliums zu Tage treten. Viel befriedigender als auf den Londoner Stationen steht es auf den in Rede stehenden mit dem Schulwesen. Besonders ist Stellenbosch ausgezeichnet durch die Leistungen seiner 542 Schüler zählenden Gemeinde-Schule, so wie der mit einem Knaben- und Mädchen-Pensionat verbundenen höheren Schulen. Worcester ist eine der blühendsten Stationen im ganzen Kaplande. Die Gemeinde zählt gegen 2000 Seelen. Die kleine Gemeinde zu Sarepta steht schwach. Bei der wahrscheinlich nöthigen Emeritirung des alternden Missionars wird sie wieder wie früher Filial von Stellenbosch werden. Tulbagh mit Steinthal[3]) hat in der über 500 Seelen starken Gemeinde eine Anzahl lebendiger Christen. Doch findet sich auch viel Abfall, Trunksucht und Unkeuschheit. Saron ist eines von den Instituten, die mit größerem Landbesitz ausgestattet, Farbige als Pächter sammeln, die sich damit unter die Ordnungen der Station stellen. So hat auch Ebenezer sehr ausgedehnte Ländereien. Seit einer Reihe von Jahren wird an einer Bewässerung derselben durch den Olifantfluß gearbeitet. Doch alle Mühe ist umsonst gewesen. Die erwünschte Hebung der äußeren Verhältnisse dieser Gemeinde ist somit vereitelt. Wupperthal hat verschiedene industrielle Anlagen, die in letzter Zeit

---

[1]) Es wird vielfach nicht genug beachtet, daß ein nicht unbedeutender Theil der Bevölkerung aus ehemaligen Negersklaven (Mozambikern) resp. deren Nachkommen besteht, die übrigens in manchen Beziehungen die Abkömmlinge von Hottentotten übertreffen.

[2]) Dazu fehlen aus Eingebornen ganz und gar die Kräfte, in deren Hand die selbständige geistliche Versorgung und Regierung der Gemeinden gelegt werden könnte. D. H.

[3]) Letzteres ist auf M. Atlas Nr. 10 nachzutragen. Die Signatur gehört unmittelbar unter das T von Tulbagh.

manche Schwierigkeit bereiteten. Auch wird über die Schwachheit und Unzuverlässigkeit der Leute geklagt.

Von den beiden tief im Innern, an den Karree-Bergen vereinzelt gelegenen Stationen ist das einst blühende Amandelboom in der Auflösung begriffen, da durch die wachsende Zahl weißer Pächter die Farbigen mehr und mehr aus jener Gegend verdrängt werden. Schietfontein dagegen mit seiner hauptsächlich aus Kafern bestehenden Gemeinde, ist in gutem Zustande. Die Berichte von dort erwähnen neben einzelnen betrübenden Fällen doch ein fröhliches Zunehmen in der Heiligung und ein kindliches Liebesleben.

Von den 5 Stationen der Berliner Missionsgesellschaft im Kaplande haben die älteren, besonders Amalienstein ganz das Ansehen christlicher Dörfer. Freilich steht die genannte Gemeinde sehr unter dem Drucke der Armuth. Auf dem benachbarten Zoar ist der bekannte, aus confessionellem Gegensatze entsprungene, unerquickliche Streit immer noch nicht beigelegt. Auf Ladysmith, Anhalt-Schmidt und besonders auf der jüngsten Station Riversdale finden noch immer zahlreiche Taufen von Heiden statt. Ebenso auf den Außenplätzen. So wird hier noch mehr die eigentliche Missionsarbeit getrieben. Von den auf 3850 geschätzten Leuten, die im Bereiche der Stationen leben, sind jetzt etwa 1640 getaufte Mitglieder der Gemeinden.

Weniger Uebertritte aus dem Heidenthum werden von den Plätzen der Brüdergemeinde gemeldet, wo die Thätigkeit zum Theil mehr den Charakter der Diaspora-, als den der Missions-Arbeit trägt. Das Gebiet der hier in Betracht kommenden Stationen[1]) wird als das „Oberland" bezeichnet, im Gegensatze zu dem weiter östlich, im Kaferlande gelegenen, auf dem die eigentliche Missionsarbeit vorwaltet. Die Gemeinden des Oberlandes sind meist schon über ein halbes Jahrhundert alt, und gleichen dem Aussehen nach in vielen Beziehungen den Gemeinden der Heimath. Auch hier fehlt es nicht an Spuren eines lebendigen Herzens-Christenthums. Im Ganzen und Großen aber sind auch diese Häuflein noch im Zustande der Kindheit und bedürfen einer fortgehenden Leitung. Die Bemühungen wenigstens eine finanzielle Selbstständigkeit herbeizuführen haben noch nicht befriedigenden Erfolg gehabt. Ist dabei auch die allgemeine Verminderung des Wohlstandes der Kolonie mit in Rechnung zu ziehen, so kommt doch noch mehr auf Rechnung des leichtsinnigen Wirthschaftens der Eingebornen, die ihren Erwerb sofort wieder verbringen. Eitelkeit und Putzsucht spielt dabei eine Hauptrolle. Man findet Farbige, deren Bild wie aus einem Modejournal geschnitten erscheinen würde. Auch Trunksucht und Fleischeslust dringen häufig genug in die Gemeinden ein, von denen wohl überhaupt gilt, was in dem Berichte über eine derselben ausgesprochen ist, daß ihre Mitglieder neben einem Salze von solchen, die mit der Welt gebrochen haben, zum Theil schlafen, obwohl sie vom Heilande zu reden wissen.

Die Mission der Ausbreitungs-Gesellschaft (Soc. Propag. Gosp.) ist diejenige, welche von allen im Kaplande arbeitenden die meisten Stationen hat. Ihre Arbeiten gehen wie ein ausgedehntes Netz, dessen Maschen immer

[1]) Genadendal mit Twistwyk, Beröa, Mamre mit Katzenberg, Wittewater mit Goedverwacht, Elim, Enon, Clarkson mit Witkleibosch.

enger werden, über das Land, auch selbst über die dünn bevölkerten Distrikte. Freilich gilt's dabei nicht blos Heiden der christlichen Kirche zu gewinnen, sondern auch die gesammte Bevölkerung der Kolonie in den Schooß der anglikanischen Kirche zu sammeln. Dabei bildet denn die Arbeit an den Eingebornen keineswegs die Hauptsache, zumal da die Vereinigung derselben mit Weißen zu einer und derselben Gemeinde immer Schwierigkeiten darbietet. An manchen Orten sind daher besondere farbige Gemeinden mit anglikanischem Ritus gegründet. Auch scheint für die farbige Jugend durch Schulen viel gethan zu werden. Leider kommt es hier und da zu Konflikten mit andern Missionen, wozu die auch hier sich regende ritualistische Richtung Veranlassung geben mag.

Die Berichte der englischen Methodisten-Mission lassen, wie die der vorigen, nicht erkennen wie viele ihrer Anhänger Farbige resp. Europäer sind. Die Zahl der vollen Gemeindeglieder, die sich in den letzten Jahren etwas vermindert hat, beträgt 1275. Jene Abnahme ist zum Theil Folge der Auswanderung nach den Diamanten-Feldern, unter der auch andre Missionen zu leiden haben. Auch in Bezug auf den Zustand der Gemeinden überhaupt wird über den nachtheiligen Einfluß des Diamanten-Fiebers geklagt, das das ganze Land durchzittert und das christliche Leben vielfach schädigt. Die Zahl der Schulen hatte sich beträchtlich vermindert. Man ist bei diesen alten Gemeinden jedoch schon an ein Auf- und Niedergehen der Fluth und Ebbe gewöhnt, so daß man sich auch jetzt mit der voraussichtlich wieder folgenden Hebung tröstet.

Ueber die Thätigkeit der südafrikanischen reformirten Kirche, welche auch unter den Farbigen missionirt, lag leider keinerlei Material vor.

Die Kolhs in Ostindien und ihre Christianisirung.

(Von Th. Jellinghaus, von 1865—1870 Missionar im Dienst der Goßnerschen Mission, jetzt Pastor in Rädnitz bei Crossen.)

(Fortsetzung.)

Die Kolhs haben wohl Amulette, aber keine Tempel und Götzenbilder. Die Sarna (das Opferwäldchen) ist die ungeschmückte Stelle der Opfer und der Ceremonien. Diese Sarnas galten früher für sehr unverletzlich und heilig. Niemand durfte wagen einen Zweig daraus abzubrechen, besonders die Frauen hatten diesen Ort zu fliehen, weil der Dämon dadurch besonders leicht erzürnt werde. Die alten Leute erzählen, daß früher der Bonga jeden getödtet, der sich an dem Opferwäldchen vergriffen. Aber, sagte mir ein alter heidnischer Manki (eine Art von Häuptling): seit die Engländer und das Christenthum in das Land gekommen, haben die Bongas ihre große Macht verloren. Es ist oft recht auffällig wie nichtachtend jetzt Heiden über die Sarnas und den Opferdienst reden und auch ohne Scheu die Sarnas umhauen. Einem bis auf zwei Häuser ganz heidnischen Dorfe, das zwei Sarnas hatte, kaufte die Mission für 10 Gulden die eine ab. Die Heiden meinten der böse Geist könne sich ja in die andere verfügen und da bedient werden. Bald darauf kamen sie und boten mir die

andere auch zum Verkauf an, worauf ich einging. Der Ortspriester (hauptsächlich wie ich nachher merkte, weil er fürchtete zu wenig Geld mitzubekommen) machte die Einwendung, er würde dann nicht mehr opfern, weil dann der Bonga auf ihn zornig werden würde. Es wurde ihm von den Heiden geantwortet: das schade nicht, denn all ihr Opfern sei bisher nutzlos gewesen. Doch einigte man sich dahin, daß die drei besten Bäume stehen bleiben sollten, damit unter ihnen nöthigen Falls weiter geopfert werden könne. Merkwürdig war mir die Mittheilung des Missionars Hugo Hahn, daß auch die Afrikaner sagten, seit der Ankunft des Christenthums hätten die bösen Geister ihre große Macht verloren.

Das Opfern der Hühner, Schweine, Böcke, Kühe geschieht auf einem einfachen, am Fuße eines Baumes liegenden Steine, das Opferfleisch wird dann vom Pahan, bei größern Opfer auch von dem Opferer und seinen Angehörigen gegessen. Pahans, die ich nach ihren Beweggründen zum Opfern fragte, gaben mir hier und da die cynische Antwort „damit ich Fleisch zu essen bekomme".

Der Pahan opfert sowohl den Bongas als Singbonga (Gott), dem Singbonga weiße Hühner und weiße Böcke, den Bongas schwarze und bunte Hühner und Böcke. Die besonders festliche Opferzeit ist im Hindi Monat Chait, etwa unserm März, dem „Blumenmonat" der Mundas. An diesem großen Feste, das vor die Saatzeit fällt, opfert der Pahan für das Dorf zuerst an Singbonga dann an die Bongas. Es wird dann alles in den Häusern rein gemacht, manches alte durch neues ersetzt und die Häuser und die Menschen mit Blumen geschmückt. Vor vollbrachtem Opfer dürfen keine Blumen ins Haus gebracht werden. Dann wird der Dorfpriester mit Gesang und Geschrei auf die Schultern gehoben und mit Frohlocken darüber, daß nun wieder „Alles in Ordnung," aus der Sarna in das Dorf zurückgetragen. Nun fängt das ganze Dorf an Reisbranntwein zu trinken, so daß bald das Dorf mit Betrunkenen angefüllt ist. Die Jugend durchschwärmt ganze Nächte auf dem Tanzplatz. Uebrigens feiern die Kohls oft auch die Hindufeste mit, wie überhaupt die Hindus, die Muhamedaner und die Ureinwohner ihre Feste gegenseitig mit großer Lustigkeit mitfeiern.

Außer diesen Opfern an den Festen wird aber noch besonders viel bei besondern Nöthen und Unglücksfällen geopfert. Die Kohls schreiben nämlich fast alle Unglücksfälle als Krankheit, Tod, Mißwachs, Viehsterben rc. den bösen Bongas zu und suchen nun durch Opfer und Zauberei sich davon zu befreien. Ist nun eine Krankheit oder sonst ein Unheil durch die Bongas, wie man meint, angerichtet, so kommt es darauf an, den bestimmten Bonga und oft auch den Menschen, der mit dem Bonga im Bündniß dies angestiftet, heraus zu finden. Dieses Aufsuchen besorgen die Zauberer. Sie stehen selbst als Teufelsdiener im Bunde mit dem Bösen und können daher die dämonischen Ursachen herausfinden und durch der Dämonen Hülfe auch wieder den Zauber bannen. Die kleineren Zauberer heißen Deonra, die großen mächtigen Soka. Diese Art der Zauberei hat, obgleich die Kohls sie ganz unabhängig von den Brahmanen jetzt betreiben, doch viele entschieden hinduistische Elemente in sich. Es werden hinduistische Götternamen wie Krischna und Mahadeo oder Shiva (der Teufelgott der Hindus) dabei angerufen. Ein Zauberspruch eines Mundari Zauberers den ich mir dictiren ließ, enthielt eine Menge Worte aus der Hindu Mythologie. Er war aber so unverständlich, daß mein gelehrter brahmanischer Pandit ihn mir auch nicht übersetzen konnte.

Wir haben es also hier bei den Kolhs wie auch sonst bei vielen Völkern, mit zwei Arten von „Religionsdienern“ zu thun, die im besondern die Religion und den Aberglauben pflegen. Einmal das patriarchalische Dorfpriesterthum, und dann das geheimnißvollere dämonischere Zaubererthum oder Magierthum, das bei den Kolhs bewußt den Teufeln dient. Dies Zaubererthum hat mehr kosmopolitischen Charakter, es finden sich in ihm Bruchstücke aus verschiedenen Religionen.

Ein alter Zauberer, der, wie viele seiner Collegen, Christ geworden war, beschrieb den gewöhnlichen Hergang folgendermaßen. Wenn in einem Hause eine Krankheit oder sonst ein Unglück vermeintlich von bösen Mächten angerichtet ist, so nimmt der herbeigerufene Zauberer Reis, legt denselben auf eine kleine aus Bast geflochtene Wanne, zündet ein Licht an, das er daneben vor sich hinstellt und ruft nun mit untergeschlagenen Beinen dasitzend den Mahadeo (den Teufelgott Shiva, oft auch von den Kolhs „großer Bonga“ genannt) an. Dann beginnt er bald zu zittern und verliert das volle Bewußtsein. Er sieht nun viele Gestalten von Thieren, Dämonen oder auch ein Weib. Daraus schließt er, was für ein Thier geopfert werden muß, welcher Dämon das Unheil angerichtet und welcher Mensch ihn zum Schadenthun bewogen. Sieht er z. B. ein Weib, dann ist sie die Hexe, welche den Bonga geschickt Unglück anzurichten, und unter Anrufung des Mahadeo findet er das Dorf und die Lage und Gestalt des Hauses der Hexe. Um sicher zu sein, gehen dann die Geplagten noch zu zwei andern eine kleine Tagereise von einander entfernt wohnenden Zauberern. Geben diese drei dasselbe Weib an, so wird sie als Hexe gehaßt und verfolgt. Früher als das englisch-indische Strafgesetzbuch noch nicht im Lande Regierungsgesetz war, wurden sie, wie auch des Hexens angeklagte Männer, todtgeschlagen. Aber auch jetzt noch kommen solche blutige Verfolgungen und Ermordungen von Hexen sehr oft vor und schon mancher Kolh ist wegen Ermordung einer Hexe nach englischem Recht gehängt worden. Die englische Regierung nimmt nämlich bei absichtlichem Mord weder bei Hindus noch bei Kolhs religiöse, abergläubische Motive als Milderungsgrund an. Ein Hindu der z. B. einen Menschen der blutigen Göttin Kali opfert, wird ohne Gnade gehangen. Dieser Fall kam noch, als ich in Ranchi war, vor. Der Mörder blieb, wie mir erzählt wurde, bis das Strick ihm die Kehle zuschnürte dabei, daß er ein gottesdienstliches Werk gethan und rief bis zuletzt: „gepriesen sei Kali“. Es hat diese von Seiten der sonst so milden englischen Regierung geübte unbedingte Handhabung der Todesstrafe bei jedem absichtlichen Mord auf die Anschauungen des Volkes über die Verwerflichkeit des Mordes durchaus das Gewissen schärfend eingewirkt und die Zahl der früher ziemlich häufigen Morde sehr vermindert, zum Theil bis unter den Procentsatz in England. Die Kolhs sagten sehr naiv, einen Andern todtschlagen ist jetzt sehr dumm, das ist ja sich selbst todtschlagen.

Der erwähnte Christ gewordene Zauberer, ein alter, etwas stupider Mann, sagte mir, als ich ihn genau darnach frug: er habe oft Richtiges, oft aber auch Falsches gesehn und oft habe auch die Geschichte sich widersprochen. Aber er stand wie fast alle Kolhschristen in dem Glauben, daß die Zauberei wirklich mit Mahadeo und den Bongas in Verbindung setze und deshalb in der Zauberei wirkliche übernatürliche Kräfte wirken. Nur glaubte er, wie überhaupt unsere Christen, daß die bösen Geister den Christen, die Jesu Namen anrufen, nichts

thum können sondern vor dem Gebet weichen müßten. Auch bemerkt er, daß die Zauberarbeit auf den Verstand des Zauberers verwirrend einwirke und dumm mache. Wirklich zeigt auch meist das Aussehn der alten Zauberer ein Gemisch von boshafter Schlauheit und Stumpfheit. Manche Zauberer haben einen großen Ruf und sind sehr gefürchtet und von weither selbst von Brahmanen gesucht. Aus Furcht vor solch einem großen Zauberer und seinen Drohungen wagt oft in einer ganzen Gegend keiner zum Christenthum überzutreten. Oft renommirten sie sogar, sie wollten auch die Missionare ums Leben bringen. Wenn aber dann ein Missionar ihren Unverschämtheiten kräftig entgegentritt, so ziehen sie sich zurück und sagen, über Missionare hätten sie keine Macht, was dann die Missionare und das Christenthum sehr in Achtung bringt.

Diese Zauberei mit der Feindschaft, welche sie unter die sich des Hexens gegenseitig anklagenden Familien bringt und dies fortwährende Opfern von Hühnern, Schweinen, Böcken, Ochsen zur Abwendung von Unheil ist ein großes Elend und Verderben der Kolhs. Denn jährlich opfern sich unzählige Familien arm, oft blutarm. Die sonst von Natur so heitern und fröhlichen Kolhs bekommen oft unter der Last der Dämonenopfer ein ganz finsteres, verzweifeltes Aussehn und ergeben sich in der Verzweiflung dem Trunk.

In diesem ganzen Opferdienst der Kolhs habe ich, soweit ich ihn erforscht, keinen irgendwie edlen religiösen Zug (ich müßte denn die Reinigungsopfer besonders nach ausschlagartigen Krankheiten und Wunden und bei Wiederaufnahme in den Volksstamm dahin rechnen) finden können. So oft ich sie fragte ob sie besonders bei den Opfern an Singbonga nicht nach Vergebung und Sühne von Sünden, nach Besserung des Herzens, nach glücklichem Leben nach dem Tode verlangten, sagten sie mit Bestimmtheit: „Nein wir opfern, damit wir nicht sterben, damit der Tiger uns nicht frißt, unsere Kinder nicht sterben, unser Vieh nicht stirbt, unsere Früchte nicht verderben, damit wir viel Reis bekommen.“ Ich gab einst an auf einanderfolgenden Sonntagen einer Gemeinde von circa 200 christlichen Kolhs halb predigend halb katechisirend Unterricht über 1 Mos. 1—11. Als ich nun die Geschichte von Kain und Abel erzählt hatte, zeigte ich ihnen eingehend wie das Opfer Abels und überhaupt die Opfer der ersten frommen Vorfahren aller Völker, auch der Kolhs, nicht ein Handel mit Gott, sondern symbolische Dank- und Schuldopfer gewesen. Da riefen auf einmal einige der einsichtigeren Kolhschristen: „Und dies rechte Opfer hat der Teufel bei unsern Vorfahren verkehret.“ Ueber dies Wort habe ich oft nachdenken müssen, über den Uebergang vom Abelsopfer zum Handel mit Gott und dann tiefer vom selbstsüchtigen Opfer an Gott zum Opfer der selbstsüchtigen Furcht und Hoffnung an die dunklen Mächte, die Daemonen, so daß es heißt „was die Heiden opfern, das opfern sie den Teufeln.“

Des Hervorhebens werth ist besonders, daß die heidnischen Kolhs durchaus keine Verehrung oder gar Liebe zu den Bongas haben. Als ich fragte: Haben euch die Bongas, dafür daß ihr ihnen dient und ihnen opfert je Gutes gethan? antworteten sie: Wie sollten die Bongas Gutes thun? Spitzbuben sind sie! Der heidnische Kolh dient den Bongas, weil er resignirt ihre Tyrannei nun einmal für sein Schicksal hält.[1]) Da in der Furcht vor den Bongas die ganze Macht

[1]) Eine merkwürdige, etwas dahin schlagende Parallele ist es, daß ein griechischer Schriftsteller unter die unmöglichen Aussprüche das Wort zählt: „ich liebe Zeus“.

des Heidenthums bei ihnen besteht, so ist dies auch der Punkt wo die Bekehrung zum Christenthum einsetzen muß und eingesetzt hat, wie wir nachher zeigen werden. Den oben genannten Kolhs, welche die Bongas Spitzbuben schalten, legte ich die Frage vor: wenn euer Kind in Noth nicht zu euch sondern zu eurem ärgsten Feinde um Hülfe eilen würde, was würdet ihr da fühlen im Herzen? Sie antworteten: „Da würde unser Herz sehr klein, sehr betrübt werden". Nun sagte ich: „ihr wißt und sagt: der gute Singbonga ist Mutter-Vater, aber doch, wenn euch Leid befällt, geht ihr zu den Zauberern, die sich selbst für Teufelsdiener ausgeben, also zu den Teufeln um Hülfe, muß das nicht Singbonga euren Schöpfer und Mutter-Vater betrüben? Gott ist euer Vater und er hat Christum zum Erlöser gesandt, der hat die Sündenschuld weggethan und dem Teufel die Macht genommen rc." Sie gaben mir darauf ganz Recht. Man sieht hieraus, wie leicht die Position des Missionars hier verhältnißmäßig ist.[1])

Die abergläubischen Gebräuche und Vorstellungen als Gespenster bannen, „verthun von Krankheit", beschwören von Besessenen, besprechen, wahrsagen aus Vogelflug und -Geschrei, aus dem Fressen und Nichtfressen der Hühner, Tigermenschen d. h. Menschen die sich durch Teufels Macht in Tiger verwandeln, Tagewählerei, böser Blick und Gottesgerichte sind fast ganz dieselben wie in dem bei uns übergebliebenen heidnischen Aberglauben.[2])

[1]) Zwar bieten die Religionsbücher der Hindus auch zahlreiche leicht aufzudeckende Angriffspunkte, aber der Hindu zieht nach allen Niederlagen sich in seine pantheistische Skepsis und All-einheitslehre zurück und sagt wohl: „meine Religion mag Lüge sein, aber deine ist auch Lüge, denn alles ist Maya = Schein, Lüge."

[2]) Es hat sich immer mehr herausgestellt, daß der Aberglaube aller Völker auf der ganzen Erde im Wesentlichen derselbe und überall dieselben Grundanschauungen und Vorstellungen hat, die Uebereinstimmung in einzelnen Gebräuchen geht oft bei Europäern, Kaffern, Hindustanern, Rothhäuten bis ins Wunderbare. So beherrschte z. B. den Ernteaberglauben bei sehr vielen ganz verschiedenen Völkern der Gedanke, daß bei der Saat eine Gottheit begraben werde, die auferstehe und zur Zeit der Ernte eine Begattung vornehmen müsse, zur Fruchtbarkeit des nächsten Jahres. Es ist dies doch jedenfalls ein starker Beweis für die generelle Einheit des Menschengeschlechts, für die innere Gleichheit aller menschlichen Seelen. Gerade die Ethnologie, die jetzt sich darauf legt mehr auf den Grund zu forschen, zeigt überraschend die Aehnlichkeit und innere Gleichheit der menschlichen Seele in allen ihren Aeußerungen.

Es ist mir eine der liebsten erfahrungsmäßigen Ueberzeugungen, die ich aus der Mission mitgebracht, daß, wie Tertulian so schön sagt, „anima natura christiana" ist d. h. daß die Menschenseele überall dieselben gottgeschenkten Kräfte aber auch dieselben Anlagen zum Sündendienst hat. Das einfache biblische Evangelium ohne die streitenden Dogmenunterschiede der verschiedenen Confessionen paßt in die Herzen der Kinder und Erwachsenen dieser „Naturvölker" wie Schraube in Schraubenmutter. Das biblische Evangelium ist also nicht Produkt einer bestimmten Culturentwicklung und bloß für eine bestimmte Zeit mit ihren Gedanken und Gefühlen, es ist für alle Menschen aller Bildungsgrade gleich ansprechend und zu Herzen sprechend. Diese Erfahrung giebt besonders Muth für die Mission zu arbeiten und zu hoffen.

Diese ebengenannte Uebereinstimmung im Aberglauben aller heidnischen Völker lehrt uns auch, daß gerade dieser Aberglaube das Wesen des Heidenthums ausmacht, daß das Heidenthum in seiner tiefsten Wurzel die Gottes alleinige Allmacht und Anbetungswürdigkeit aus Sündenliebe und bösem Gewißen fliehende und vergessende Gesinnung, demzufolge dann staunende Anbetung der geisterhaft und übernatürlich erscheinenden schaffenden und zerstörenden Naturmächte und in dieser ungläubig-abergläubigen Geistesrichtung der Versuch ist, diese unheimlichen Mächte ohne sittlich-religiöse Besserung durch Zauberei, Zaubersprüche, Zaubergebete, Opfer und Sympathiemittel sich unterthan zu machen oder von sich abzuwehren.



Nicht weniger interessante Seiten als Religion und Aberglaube der Kolhs bietet ihr sittliches Leben in Familie, Ehe und Gemeinde. Im Großen und Ganzen kann man von den Kolhs sagen, sie sind ein gesunder, kinderreicher, kräftiger (doch dies ist relativ zu verstehen, da im ganzen alle Einwohner

---

Das gemeinsame Wesen des Heidenthums ist durchaus nicht Läugnung Gottes, oder Vielgötterei oder gar Götzenanbetung, sondern Ignorirung Gottes (Röm. 1, 28. 31) in der Verehrung der Naturkräfte und geheimnißvoller dämonischer Mächte durch Zauberei und zauberische (nicht sittlich religiöse sondern bloß magische) Opfer und Ceremonien.

Es ist in den, auch in wissenschaftlichen Werken über das Heidenthum bisher feststehenden Ansichten vieles nach den Thatsachen von Grund aus zu corrigiren. Daher ist dringend zu wünschen, daß die hierzu besonders berufenen Missionare und Missionsschriftsteller sich mehr auf die vorurtheilslose gründliche Erforschung der innern Gedanken des Heidenthums legen. Fast allein die Missionare lernen die eingebornen Sprachen so genau und verkehren so viel und so brüderlich mit den heidnischen Völkern, daß sie gründlich das innere Wesen ihrer sittlichen Anschauungen und ihrer Religion erforschen können.

Nur wer es erfahren hat, weiß, wie schwer es ist, die Gedanken, Sprichwörter, Gebräuche, Sagen und Familiensitten zu erfragen und wirklich zu erkennen; wie man hundertmal ganz verständige Eingeborne nach einer Sache fragt und immer die Antwort erhält: „ich weiß nichts" bis man plötzlich mehr findet als man erwartet; wie man durch fortwährendes Fragen, welches auf einmal Alles erfahren will, leicht Falsches erzählt bekommt oder Falsches versteht, wie deshalb jeder Fund wieder in längeren Zwischenräumen unter Hinzuziehung anderer Erfahrungen noch wiederholt näher erforscht und so sicher gestellt werden muß.

Darum gehört zur Erforschung des innern Wesens der Heidenvölker jahrelanger Aufenthalt in solchem steten, intimen Verkehr, wie ihn außer Missionaren selten ein gebildeter Europäer haben mag und kann. Es ist darum die in Deutschland bisher meist stattgehabte Entfremdung und oft Feindschaft zwischen den Vertretern der geographisch-ethnologischen Wissenschaft und den Vertretern der Mission, sowohl im Interesse der Wissenschaft als der Mission sehr zu beklagen. Hätte die Mission von vornherein mehr sich mit diesen Wissenschaften befreundet, sie hätte manchen Fehltritt nicht gemacht und Manches klarer im voraus erkannt, und wäre der Geist unserer wissenschaftlichen Forscherkreise mehr dem Christenthum freundlich, er hätte viel Nutzen durch den Verkehr mit der Mission haben können und manches harte und bitter ungerechte Wort gegen Landsleute, die dem deutschen Namen gewiß nicht zur Unehre Gesundheit und Leben in zäher Geduld für ein hohes Ziel geopfert haben, wäre zur Ehre der deutschen Wissenschaft nicht geschrieben und dann von den populär- (populari bedeutet auch verwüsten) wissenschaftlichen Zeitschriften und Literaten ins gehäßig Gemeine ausgebeutet.

Wie man auf Seiten der Mission nüchterner und gründlicher geworden, so scheint sich doch jetzt auch hier ein besseres Urtheil und Verständniß mit gegenseitiger Anerkennung anzubahnen. Es wird jetzt z. B. von einer der ersten, wenn nicht der ersten, Autorität auf diesem Gebiet, dem Professor Gerland gesagt, daß fast die einzigen Wohlthäter der dem Untergange verfallenen Südseeinsulaner, dieselben protestantischen Missionare gewesen sind, die der reisende Romanschriftsteller Gerstäcker als so widerwärtige Creaturen gezeichnet; daß das Beste und Zuverlässigste, was die Wissenschaft über die jetzt in ihrer Eigenthümlichkeit schon vielfach veränderten Südseeinsulaner erfahren, den auf gründlichen Beobachtungen beruhenden Büchern der protestantischen Missionare zu verdanken sei, ohne sie würde diese Kenntnis der Welt für immer verloren gegangen sein.

Bei allem Respekt vor der Begabung und dem Eifer der wirklich wissenschaftlichen Reisenden, vor dem Ueberblick und Scharfblick, den sie durch Bücherstudium und Bereisen und Vergleichen so vieler Völker bekommen und vor dem Großen was sie geleistet, muß man doch sagen, daß sie um das innere Leben und sittlich-religiöse Fühlen eines einzelnen Heidenvolkes zu erforschen meist gar nicht lange genug mit dem bestimmten Volke verkehren, oft auch für psychologische und religionsgeschichtliche Forschungen gar keine Neigung und Sensorium haben. Sie erfragen das Meiste von den meist entna-

Indiens gegen Europäer schwach sind) Volksstamm. Sie haben viel Familiensinn und wenn sie auch Knaben lieber noch haben als Mädchen, so sind die letzteren auch ganz willkommene Ankömmlinge, da die Verheirathung der Tochter den Eltern wenig Sorge und keine Kosten macht, die Eltern vielmehr noch ein oft sehr reichliches Brautgeschenk vom Hause des Bräutigams erhalten. Sie sind untröstlich, wenn die Kinder sterben. Mir ist es vorgekommen als ob die Väter noch mehr sich nach Kindern sehnten und über die Kinder freuten als die Mütter.

Die Mundakolhs haben eine der Beschneidung und Taufe etwas ähnliche Ceremonie. Bei ihnen gilt nämlich die Mutter und alle, welche sie berühren, vom Tage der Geburt des Kindes an für unrein bis zum achten Tage. Am achten Tage wird durch eine Ceremonie die Mutter gereinigt und das Kind in den Stamm aufgenommen. Es wird ein weißes Huhn dem Singbonga geopfert und das Blut in dem vorher gereinigten Hause umhergesprengt. Dann wird dem Kinde etwas Haar aus der Mitte des Kopfes weggeschnitten und die Stelle mit einer Mischung von Oel und einem meinem Gedächtniß entfallenen Stoffe gerieben. Dann giebt ein Freund oder Verwandter des Hauses dem Kinde als Sâki seinen eigenen Namen. Dadurch tritt dann das Kind wie bei uns durch die Pathenschaft zu ihm in ein Pietätsverhältniß.

Was die Kleidung betrifft so ist die Nacktheit resp. theilweise Nacktheit bei ihnen noch mehr Volkssitte als sonst in Indien. Die kleinen Kinder, Knaben und Mädchen, laufen im Sommer meist ganz nackt in und außer dem Hause umher. Vom achten und neunten Jahre an tragen sie aber doch ein etwa zwei Ellen langes und 4 Zoll breites Tuch als Schamgürtel um die Hüfte befestigt. Auch die erwachsenen Männer gehen bei der Arbeit bis auf diesen schmalen Gürtel ganz nackt, ein Zipfel desselben muß auch oft noch als Geldbeutel dienen. Ebenso tragen die ärmeren Frauen bei der Arbeit oft nichts als ein Lendentuch. Die Heiden behängen sich dabei mit Ringen aus Messing oder aus einer Art Schellak die Arme und die Füße, die Frauen noch die Ohren mit ganz unförmlich großem Schmuck, dazu tragen sie oft auch einen Nasenring. — Bei Männern und Frauen finden sich auch zahlreiche Schnüre mit Perlen, mit kleinen Spiegeln, abergläubischen Amuletten und auch mit den Malas der Hindus, obwohl sie dieselben nicht zum herplappernden Gebet gebrauchen. Die Malas sind bekanntlich ganz so wie die Rosenkränze der Papisten bei den Hindus seit undenklichen Zeiten viel früher als bei der römischen Kirche zum Zählen der Gebete und Zauberformeln im Gebrauch.

Auf Reisen und in der kalten Jahreszeit tragen Männer und Frauen, die das Geld nur irgend dazu haben, ein großes baumwollenes Umschlagtuch, das sie mit großem Geschick in verschiedener Art umzuschlagen wissen. Es dient ihnen auch Nachts als Decke, indem sie den ganzen Körper sammt Kopf und

tionalisirten eingebornen Bedienten und Handelsleuten, oder von europäischen Kaufleuten, Seeleuten, Beamten, Offizieren, die, so tüchtig sie auch sonst sein mögen, in Folge des Stolzes, welcher die Weißen von den Farbigen trennt, meist unglaublich wenig und viel Falsches und Monströses über die Eingebornen wissen und erzählen. Nicht alle wissenschaftlichen Reisenden widerstehen aber dann der für jeden Berichterstatter so naheliegenden Versuchung dies als eigenste Erfahrung im intimen Umgange mit dem Volke gefunden zu berichten, oder doch durch ihre Autorität beglaubigt als gewiß in die wissenschaftlichen Werke zu bringen.



Füßen hineinhüllen und dann wie eine Mumie auf der Matte oder auf einer sehr einfachen 3—5 Sgr. kostenden geflochtenen Bettstelle daliegen.

Trotz dieser Nacktheit kann man Dutzende von jungen Männern und Frauen tagelang mit einander arbeiten sehen, ohne daß irgend etwas von unzüchtigen Bewegungen oder Scherzen sich zeigt. Unfläthig sind sie aber sehr oft wie die Hindus und Muhamedaner im Schimpfen und Verfluchen, indem sie dem zu Beschimpfenden und besonders seiner Mutter, seinem Gatten, seiner Tochter alles Schlechte und Schmutzige nachsagen und anwünschen. Das Hinduwort für Schimpfen bedeutet eigentlich immer: schmutzige, zotige Reden an den Kopf werfen. Ebenso bezeichnend für die sittliche Anschauung der Hindus und zum Theil auch der Kolhs ist es, daß die gewöhnliche Sprache kein Wort für „Scherz" hat, das nicht auch zugleich „Zotenreden" bedeutete. Ich will damit nicht sagen, daß sie keines unschuldigen geselligen Scherzes fähig sind, aber der Begriff unschuldiger scherzender Geselligkeit ist ihnen noch nicht aufgegangen. Was für Verstöße ein die Sprache nicht genau kennender Missionar im Gebrauch gang und gäbe ihm aber in ihrer gemeinen Bedeutung nicht klar gewordener Schimpfwörter machen kann, liegt auf der Hand.

Im Ganzen heirathen oder werden verheirathet die Kolhsknaben vom 16. bis zum 22. Jahre und die Mädchen vom 14. bis zum 20. Jahre. Vor der Verheirathung ist das Leben der Jugend ein durchaus liederliches und unsittliches. Es wird allgemein bei den heidnischen Kolhs als selbstverständlich angesehen, daß die unverheiratheten jungen Burschen und Mädchen einige Jahre wild durcheinander, wie sie sagen „herumspielen". So weit ich darnach gefragt, giebt es sehr wenige Kolhsmädchen, die als Jungfrauen verheirathet werden, manche Kolhs behaupteten, gar keine. Wenn man die Heiden fragt, ob das nicht schändlich, so bekennen sie aber doch immer, daß dies auch vor ihrem Gewissen Sünde sei. Es zeigt sich in vieler Beziehung, daß trotz der allgemeinen Unsitte „des Gesetzes Werk in ihr Herz geschrieben", denn bessere heidnische Eltern suchen mit Mühe wenn auch meist vergeblich, ihre Töchter zurückzuhalten und dulden in ihrer Gegenwart schmutzige Lieder nicht.

Aber diese Unsittlichkeit wirkt doch sehr verderblich, namentlich auf das weibliche Geschlecht. Die jungen Frauen besonders sind oft recht unnütz, laufen wegen Kleinigkeiten fort, sind faul, veruntreuen und verschenken aus des Mannes Hause an ihre Verwandtschaft und pflegen und warten ihre eigenen Kinder nicht gehörig. Das weibliche Geschlecht hat vielfach einen besonders dummen und gemeinen Zug im Gesichtsausdruck und im Charakter. Sie waren auch weniger empfänglich für das Christenthum als die Männer und zeigten vielfach wenig Lust zum Lernen und Beten. Erfreulich dagegen war es, daß die Mädchen in den Missionskostschulen (in denen Kinder von 6—15 Jahren waren) meist sehr gut lernten, auch im Handarbeitsunterricht sich bald an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnten und ohne dazu angehalten zu sein still für sich recht gern frei aus dem Herzen beteten.

Die Eltern sind sehr eilig ihre Töchter **früh** zu verheirathen. Zwar nicht so früh wie die armen Hindumädchen, aber doch meist vor völlig vollendeter Reife. Es ist fast eine Schande für Eltern und Töchter, wenn die letztere völlig auswächst, ehe sie verehlicht wird.

Die **Verlobung** und **Hochzeit** nimmt, wie im Leben aller Völker, so

auch bei den Kolhs eine hervorragendere Rolle ein. Es würde hier zu weit führen diese zum Theil recht interessanten Gebräuche ausführlich zu erzählen. Man vgl. hierüber meinen Aufsatz in der „Zeitschrift für Ethnologie". Berlin, Wiegandt und Hempel. Jahrgang 1871.

Es offenbart sich in denselben ein guter Familiensinn und finden sich manche schöne Ceremonien und Ermahnungen in Bezug auf die eheliche Treue in Glück und Unglück. Merkwürdig ist, daß die sich immer nach einem Ahnherren nennenden, zehn bis zwanzig kleinen Dörfer, welche einen Kili (Stamm) bilden, nicht unter einander heirathen dürfen. Die Braut muß aus einem andern Stamm desselben Volkes sein. Die Verlobung kommt zu Stande durch Ehevermittler unter vielem Auskundschaften der guten und schlechten Vorbedeutungen, als Schreien vom Kuckuk, Raben, Begegnung von Schweinen, Kühen ꝛc. Braut und Bräutigam müssen sich vorher sehen und sagen, daß sie einverstanden sind, aber von eigentlicher Wahl ist nicht die Rede, auch werden sie oft genug zur Ehe gezwungen. Im Ganzen hat die Frau bei den Kolhs eine geachtete und geschützte Stellung. Sie ist des Mannes Gehülfin und arbeitet fleißig mit im Hause und auf dem Felde, da kann von keiner Abschließung die Rede sein. Es ist aber gewiß ein edlerer Zug bei den Kolhs, daß sie der Frau keine eigentlich schweren Arbeiten zumuthen und sie dieselbe nie als Sklavin betrachten. Die Kolhfrau wird sogar „des Hauses Herrin" genannt, während der Mann, des „Feldes Herr" heißt. Als ich Gen. 3. „er soll dein Herr sein" ins Mundari übersetzte, wollte der Katechist nicht recht daran, das Wort Herr, gomke, hier zu gebrauchen, denn die Frau gelte als des Hauses Herrin. Doch redet die Frau auch vom Manne als dem gomke = Herrn und sagt, wenn jemand den abwesenden Mann besuchen will „der Herr ist nicht zu Hause".

Von gebildeten Hindus höherer Kasten habe ich gehört, daß sie sagten, die Stellung des weiblichen Geschlechts zum männlichen bei den Kolhs und bei den Europäern sei auffallend ähnlich. Das ist auch richtig. Die Kolhs, ein einfaches ackerbautreibendes Volk, sind bei den sich aus der Natur der Sache ergebenden Sitten geblieben, ebenso trotz ihrer hohen und ausgebildeten Cultur die Europäer, Dank dem immer wieder zur Einfachheit und Naturwahrheit zurückführenden biblischen Christenthum. Die Hindus, besonders die der höhern Kasten, haben sich mit der Cultur in Gesetzmacherei verirrt. Sie wollten recht gehorsame und keusche Frauen erziehen und alle möglichen Ausschreitungen durch Gesetze verhüten. Dadurch haben sie ihr Familienleben und besonders die Frauen mit den drückendsten Gesetzesvorschriften und Ketten aller Art eingeengt und diese jedem vernünftigen Menschen unerträglich und verdreht erscheinenden Gesetze mit dem Segen und Fluch ihrer Religion in den Herzen befestigt. Durch diese Gesetzmacherei hat es sich aber bei ihnen recht augenscheinlich bestätigt, daß Gesetze allein nie Sünde verhüten und Leben schaffen, wohl aber Leben tödten und Zorn und Unheil aller Art anrichten können.

Eine wunderliche Sitte bei ihnen ist, daß bei der Hochzeit die Braut dem Bräutigam nach dem Elternhause zu fortlaufen und er sie dann wiederholen muß. Sie, um zu zeigen, daß sie die Eltern lieb hat und er, um zu zeigen, daß er die Braut liebt. Die jungen Frauen laufen auch fast alle nach der Hochzeit noch einmal oder mehreremal fort zu den Eltern, um dann mit einem Geschenk von ihrem Manne wiedergeholt zu werden und den Freundinnen zu zeigen, wie





viel sich der Mann um sie Mühe giebt. Von selbst oder von den Eltern zurückgebracht würden sie nicht kommen, weil sie dann von den Freundinnen ausgelacht würden.

Aber die Fälle des Weglaufens haben auch schlimmere Gründe und Ehescheidungen kommen sehr oft vor. Wenn eine Frau mehrere Male fortgelaufen ist und nicht wiederkommen will, so kommen die beiderseitigen Eltern und angesehenen Verwandten, gewöhnlich auch der Dorfschulze und der Dorfpriester zusammen. Die Eltern der jungen Frau geben die bei der Hochzeit an sie gemachten Geschenke oder eigentlich den ihnen gezahlten Kaufpreis wieder heraus und als symbolisches Zeichen der Eheauflösung wird ein Blatt zerrissen.

Der Mann darf aber seine Frau nicht fortjagen, ohne für ihren Lebensunterhalt zu sorgen, denn diese Verpflichtung hat er mit der Hochzeit gegen die Eltern der jungen Frau übernommen. Die Familie der jungen Frau würde das nicht dulden, sondern den Mann bei der Dorfversammlung verklagen oder auch mit der Streitaxt versuchen ihn auf andere Gedanken zu bringen. Doch nehmen sich Mitglieder stärkerer Familien doch oft dies ungestraft heraus und Gewalt geht auch da oft vor Recht und Herkommen.

Die Vielweiberei ist bei den Kolhs erlaubt, doch nicht sehr häufig und im Ganzen von der öffentlichen Meinung geringschätzig und tadelnd angesehn. Im Allgemeinen ist die Anschauung, daß zu „dieser Thorheit“ nicht so sehr die unersättliche Wollust, als besonders der Hochmuth reichgewordener Leute verführe.

In dem Falle aber, daß die Frau kinderlos ist oder nur Töchter hat, (die bei den Kolhs nicht erben,) kommt es bei reicheren Grundbesitzern vor, daß sogar die Frau selbst dem Manne räth eine zweite rechtmäßige Frau zu nehmen und Kinder aus solcher Ehe haben volle Rechte.

So allgemein die Unkeuschheit vor der Ehe unter den Gliedern desselben Volksstammes ist, so wird dagegen der Ehebruch und besonders auch die Verführung der Kolhsmädchen von Hindus entschieden verurtheilt. Ein Hindu der ein Mädchen verführt, muß wenn die Kolhs ihm gegenüber stark genug sind, den vollen Hochzeitskaufpreis und noch ein Sühnegeld an die Eltern des Mädchens zahlen. Darauf wird das Mädchen verstoßen und dem Hindu übergeben, der sie nun zeitlebens ernähren muß.

Im Falle eines Ehebruchs werden die Vorsteher und älteren Leute des Dorfes zusammenberufen, um die Sache zu untersuchen und zu entscheiden. Auf bloßes Gerede ohne Beweis wird wenig gegeben, ist aber der Ehebrecher auf der That ertappt, so wird ihm erst eine beschimpfende Strafrede darüber gehalten, daß er nicht „auf das Angesicht“ des beleidigten Ehegatten gesehen und ihm das Haus verdorben und geschändet und „seinem Herzen Schmerz gegeben“. Dann wird er durchgeprügelt. Nun muß der beleidigte Ehemann sich entscheiden, was er mit dem untreuen Weibe machen will. Zeigt sie sich reuig und will er vergeben, so wird ihm von den beiderseitigen Verwandten Recht und Auftrag sie tüchtig innerhalb der Wände seines Hauses durchzuprügeln. Dann wird von dem Ehebrecher ein Strafgeld genommen, derselbe auch wohl mit Schimpf und Schande zum Dorfe hinaus geprügelt. Will der Ehemann nicht vergeben, so muß der Ehebrecher ihm den vollen Kaufpreis zahlen, den er als Bräutigam den Eltern der Frau als Kaufpreis gegeben und noch ein gehöriges Sühnegeld dazu. Darauf wird ihm das untreue Weib, einerlei ob er Junggesell oder Ehemann

ist, übergeben, damit er die, welche er verführt und verderbt, nun auch zeitlebens ernähre. Ob er sie nun als Frau oder Kebsweib oder Magd halten will, das ist seine Sache.

Bei den Larka-Kolhs kommt trotz des jetzt dort giltigen englischen Gesetzes noch ziemlich oft vor, daß sie den Ehebrecher und die Ehebrecherin auf der Stelle tödten. Ja, es soll selbst vorkommen, daß die erzürnten Eltern den Verführer ihrer noch unverheiratheten Tochter sammt derselben tödten. Doch ist das jedenfalls selten und ist unrichtig als allgemeine Sitte hingestellt. Auch dort ist viel Lüderlichkeit unter den Unverheiratheten, trotz der frühen Verheirathungen.

Ein merkwürdiger Charakterzug der Kolhs wie überhaupt sehr vieler Asiaten ist, daß sie so gleichgültig gegen das Leben sind und so leicht zum Selbstmord schreiten. Es kommt oft vor, daß der Sohn sich aufhängt, weil ihm der Vater nur ein tadelndes Wort gesagt. Besonders häufig nehmen sich die Schwiegertöchter das Leben und stürzen sich in den Brunnen um dann die verhaßte Schwiegermutter als Hexe zu quälen. Diese Indolenz zusammen mit dem auch unter den Kolhs ziemlich allgemeinen Glauben an das im Schädel eines jeden Menschen zuvor mit Linien eingeschriebene Schicksal ist ein Haupthinderniß des intellektuellen und sittlichen Fortschritts der Kolhs und aller Hindostaner.

Krankheit und Tod halten die Kolhs als von den bösen Bongas bewirkt, doch sprechen sie auch davon, daß Singbonga den Tod sende, wenn die Schicksalsfrist abgelaufen. Darum, weil sie bei Krankheit und Tod immer mit Furcht an böse Geister als Ursache denken, fliehen auch die Verwandten der Kranken und Todten, so viel sie können das Haus und betragen sich oft recht roh und herzlos, besonders, wenn sie noch durch den Tod Landbesitz zu erben hoffen. Nichts hat deshalb so sehr das Christenthum in Achtung bringen und verbreiten helfen, als daß die Christen furchtlos zu den kranken Heiden gehen, über ihnen beten, ihnen aufwarten und Medicin geben. Ganz feststehend ist bei ihnen, wie ja so viel man weiß bei allen Völkern, der Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode. Ja sie sehen so sehr die Seele als etwas Selbstständiges gegenüber dem Leibe an, daß, wenn der sterbende Kranke nur noch bewußtlos röchelt, sie sagen, „der Leib bewegt sich noch, die Seele (roa) ist schon fortgegangen.“ Man redet von „jenem Lande“ und sagt, daß nur dort wirkliche Freude sein könnte, wie man denn auch oft hören kann, daß diese Erde „des Schmerzes Haus“ sei, in dem der Weise nicht auf viele Freude hoffe. Es ist jedenfalls höchst merkwürdig, daß diese „Naturkinder“ so bald sie anfangen ernster über das Leben zu sprechen, so viel von seinem Schmerz und seiner Dunkelheit zu sagen wissen. Es zeigt sich darin doch, daß die Menschenseele es in ihrem Gewissen fühlt, daß sie auf dieser Erde nicht in dem ursprünglich gottgewollten normalen Zustande ist.

Die Kolhs glauben auch, daß die Guten in jenem Lande Freude haben, die Bösen aber mit den bösen Geistern in der Hölle sein werden, daß diese Hölle „das Feuerhaus“ sei, im Süden liege und es dort Tag und Nacht brenne. Sie schlafen deshalb nie mit dem Kopfe nach Süden, weil dadurch die Teufel schädlichen Einfluß gewinnen könnten.

Doch obwohl sie sagen, daß die Bösen in der Hölle wären oder auch daß sie als Geister wandern müßten und daß die Guten im Himmel bei Singbonga,

so habe ich doch keine faßbare, gewisse Spur finden können, daß diese Furcht oder Hoffnung auf ihr sittliches und religiöses Leben wirklichen Einfluß übt.

Wie tief oft die Trauer der Kolhs über den Verlust ihrer nahen Verwandten ist, davon möge nachfolgendes in seiner Einfachheit ergreifendes und in der Munda Kolhsprache auch besonders wohlklingendes Klagelied eines Verwaisten Zeugniß ablegen.

Die obere Tola[1]) o ach ist einsam!
Die untere Tola o ach ist öde.
O meine Mutter, die ist nicht mehr!

Die obere Tola o ach ist einsam,
Die untere Tola o ach ist öde,
O mein Vater, der ist nicht mehr!

Wenn ach o meine Mutter noch wäre,
Wenn ach o mein Vater noch wäre,
Wollte ich auf den Schooß mich setzen.

Wenn ach o meine Mutter noch wäre,
Wenn ach o mein Vater noch wäre,
Wollte ich an ihre Brust mich legen.

Mutterlos, ach bin ich verwaiset!
O meine Mutter, die ist nicht mehr!
Vaterlos, ach bin ich verlassen!
O mein Vater, der ist nicht mehr!

Mutterlos sein, das ist großer Schmerz,
Vaterlos sein, ist das nicht Verfinsterung?
O meine Mutter, die ist nicht mehr,
O mein Vater der ist nicht mehr!

Knecht nun sein, das ist sehr schmerzlich,
Lohndiener sein, ist auch sehr traurig!
O meine Mutter, die ist nicht mehr,
O mein Vater, der ist nicht mehr!

Keine Beraubung und Verfolgung erschütterte die eben übergetretenen Christen so oft und so sehr in ihrem Christenthum als wenn ihnen mehrere Kinder abstarben.

Bald nachdem der Mensch gestorben, wird bei den Kolhs der Leichnam auf einem Holzstoße mit dem Kopfe nach Süden und den Füßen nach Norden verbrannt. Wohlhabendere Verwandte geben dem Todten werthvolle Messinggefäße, Geld, Reis, Kleider &c. mit zum Verbrennen auf dem Scheiterhaufen und opfern daneben einen oder mehrere Ochsen, damit der Todte auch in „jenem Lande" habe, was er bedarf. Das alles geschieht ohne Sang und Klang, während die umstehenden Männer ernst und schweigend ins auflodernde und wieder verglimmende Feuer des Scheiterhaufens sehen. Die Asche und die Knochenreste des verbrannten Leichnams werden gesammelt und in eine Urne gethan. Diese Urne wird dann oft für eine Zeit lang im Wohnhause aufbewahrt, um später im Familienbegräbniß beigesetzt zu werden. Solch ein Familiengrab auf dem gemeinsamen Dorfbegräbnißplatz ist mit einem 4—5 Fuß langen und breiten platten Stein, der auf kleineren Steinen einen Fuß hoch über der Erde ruht. bedeckt. Die einzelnen Urnen werden unter demselben nach und nach beigesetzt,

[1]) Dorftheil, Ansiedelung.

Jeder Kolh wird in seinem Dorfe, aus welchem seine Familie stammt und in welchem er erbberechtigt, oder, wie der Kohl sagt, Bhuinyar ist, begraben. Auch wenn der Todte in einem 10—15 Stunden entfernten Dorfe seit lange gelebt hat und gestorben ist, so bringen doch seine Verwandten seine Asche und halbverbrannten Knochen nach dem Bhuinyar-Dorf, welches seine Vorfahren einst urbar gemacht und gegründet.

Bei dieser Beerdigung findet ein merkwürdiger Gebrauch des Kreuzes statt. Nachdem der Platz für die Urne unter dem Steine fertig gemacht, so nimmt einer noch einen Grashalm einer bestimmten Grasart und theilt denselben in zwei Stücke, das eine etwa 6 Zoll, das andere etwa 4 Zoll lang. Diese beiden Stücke bindet er in der Form eines geraden stehenden Kreuzes zusammen und setzt dies Kreuz oben in die mit Asche, Knochen, Reis und etwas Geld gefüllte Urne. Dieses Kreuz führt den Namen murt, welches Wort im Hindi Bild und Götzenbild bedeutet.

Die Verbrennung und Beerdigung der Todten ist bei den Kolhs mit einer für die nächsten Angehörigen sehr kostspieligen Abfütterung und Sauferei der Verwandten und Dorfgenossen verbunden. Ein Todesfall eines Erwachsenen kostet einem relativ wohlhabenden Hause etwa den vierten Theil des beweglichen Vermögens. Um das übermäßige Essen der Gäste zu verhindern, pflegen manche das Essen zu verpfeffern. Die Christen sind daher sehr froh durchs Christwerden so wohl von den kostspieligen Teufelsopfern als auch von diesen Abfütterungen befreit zu sein. (Fortsetzung folgt.)

Die Mission auf der evangelischen Allianz in New-York (2—12. Oktober 1873).

Von Th. Christlieb, D. u. Professor der Theologie in Bonn.

Keine der bisherigen Allianzversammlungen hat in den Ländern, worin sie gehalten wurden, eine so tiefe, das ganze Volk durchzitternde Sensation erregt, wie diejenige, die am 12. Oktober in New-York, oder wenn wir die Nachversammlungen in einigen andern Städten hinzurechnen, am 15. Oktober auf den Stufen des Capitols in Washington ihr Ende erreichte. War in Berlin 1857 und noch in Amsterdam 1867 die Theilnahme des Laienpublicums eine sehr mäßige gewesen, so schwoll sie in New-York — und zwar mit jedem Tage mehr — zu solchen Dimensionen an, daß nach den einleitenden Sitzungen kein Local mehr die Masse der Theilnehmer fassen konnte, daß die Redner vertheilt und gleichzeitige Sitzungen in verschiedenen Localen anberaumt werden mußten, ja daß zuletzt bei den Abschieds-Meetings gegen 20,000 Personen, darunter Tausende von Deutschen, vier bis sechs der größten Hallen Kopf an Kopf füllten, und noch Hunderte auf den Straßen vergebens Einlaß begehrten. Einem Zeitereigniß von solchem Umfang mußte denn auch die amerikanische Presse die größte Aufmerksamkeit schenken. 14 Tage lang füllten selbst die hervorragendsten

politischen Journale ein gut Theil ihrer Spalten mit Berichten und Auszügen aus den Referaten und Ansprachen, und trugen den Nachhall derselben über das ganze Land hin, wobei sich namentlich The New-York Tribune durch sehr umfangreiche Berichte und Excerpte aus den verschiedenen Reden ein großes Verdienst erwarb.

Keine der früheren Versammlungen war aber auch so geeignet, den positiv evangelischen Protestantismus als eine ökumenische Geistesmacht erscheinen zu lassen, wie diese. Nicht nur waren die protestantischen Kirchen Europas mit Ausnahme Dänemarks und Skandiaviens, die aber wenigstens Berichte eingesandt hatten, sowie Oestreichs alle vertreten, besonders zahlreich die verschiedenen Denominationen Großbritanniens (namentlich auch die bischöfliche Kirche) mit gegen 70 Delegirten, Deutschland mit 12, die neben verschiedenen Provinzen Preußens auch Bremen, Sachsen, Thüringen und den Elsaß repräsentirten, Frankreich mit 9, die Schweiz mit 6 und s. f. bis hinaus auf die Evangelisationsgebiete und die jüngsten Glieder der evangelischen Kirche, wie Belgien, Spanien, Italien, Griechenland, sondern es hatten sich auch durch das ganze ungeheure Gebiet der vereinigten Staaten von der atlantischen Küste bis nach San Francisco und von Chicago und den canadischen Seen bis nach Südkarolina Zweigvereine der Allianz gebildet, die alle zahlreiche Vertreter sandten. Und hinter diesen blieben die britischen Gebiete Amerikas, besonders die Provinzen Canada's, dann auch Nova Scotia's, Neubraunschweigs und Westindiens, die zusammen etwa 50 Delegirte schickten, nicht zurück. Dazu sah man Vertreter der weltumspannenden evangelischen Heidenmission aus China, Siam, Birmah, Ceylon, Vorderindien Persien, Syrien, Egypten, der europäischen Türkei, Südafrika, Westindien und den nordamerikanischen Indianergebieten. Und um den Eindruck des Oekumenischen vollständig zu machen, war die Reihe der weißen Gesichter auf der Tribüne der Sprecher auch je und je durch das schwarze eines Negergeistlichen und die einförmige europäisch-amerikanische Kleidung durch das indische Habit eines ordinirten Brahminen unterbrochen, dessen hervorstechender weißer Turban die Aufmerksamkeit der Amerikaner fast nur zu sehr auf sich zog.

Wie schon die früheren Versammlungen der Allianz, so ließ auch diese letzte auf die Besprechung der in der Heimath brennenden kirchlichen Zeitfragen eine Verhandlung über die Mission folgen. Erst einwärts — dann auswärts, und beidemal vor Allem aufwärts, das ist ja billige Ordnung. Bei der außerordentlichen Menge der Theilnehmer und auch der für jeden Tag vorgemerkten Sprecher und Einzelgegenstände war diesmal die Schwierigkeit nur ein unerhörter embarras de richesse. Wenn am ersten Tage (3. Oktober) Berichte über den gewärtigen Zustand der evang. Kirche in Deutschland, Italien, der Schweiz, Spanien, Griechenland, Belgien, Holland, Frankreich, Skandinavien, Rußland, sowie über die geistlichen und kirchlichen Beziehungen zwischen den vereinigten Staaten und England nach Vergangenheit und Gegenwart vorgetragen, am 4. Oktober über „christliche Gemeinschaft“ (Glaubensgemeinschaft mit Christus die Basis christlicher Vereinigung, die Gemeinschaft der Heiligen, ihre Förderung und Darstellung; christliche Gemeinschaft vereinbar mit den Unterschieden der Denominationen; evangelische Allianz, ihre Gegenstände und ihr Einfluß zur Förderung christlicher Gemeinschaft und religiöser Freiheit; der gegenseitige Austausch der Kanzeln) und zwar über jeden dieser — auch für die

Mission ungemein wichtigen — Einzelpunkte von mehreren Rednern gesprochen wurde, so begreift der Leser sofort die Nothwendigkeit der Vertheilung des massenhaften Stoffs auf gleichzeitige Sitzungen in verschiedenen Localen, die denn auch von diesem zweiten Tage an durchgeführt wurde. So ward z. B. am 6. Oktober bei dem Gegenstand „das Christenthum und seine Gegner" eine theologische und eine philosophische Abtheilung gebildet und in jener über die besten Methoden zur Bekämpfung des modernen Unglaubens, über die Factoren und Entwicklungsphasen des amerikanischen Unglaubens, Glauben und Vernunft, Evangelium und Christenthum, Evangeliengeschichte und modernen Kriticismus, in dieser über die Entwicklungstheorie (Darwin) in religiöser Hinsicht, die neueren Entdeckungen in Betreff des Urmenschen verglichen mit der Schrift, Geologie und Bibel (über letztere Gegenstände von Professoren der Naturwissenschaft von den Universitäten Princeton und Montreal), über ideale Philosophie, Christenthum und Humanität, Verhältniß von Theologie und Philosophie verhandelt und zum Theil auch debattirt.

Von der Lehre ging man am folgenden Tag passend zum „christlichen Leben" über, und mußte dieses weitschichtige Thema sogar in 4 Abtheilungen behandeln: I) inneres Verhältniß der christlichen Lehre zum christlichen Leben, persönliche Religiosität; Religion im Familienleben; religiöse Erweckungen; II) religiöse und weltliche Erziehung; die moderne Literatur in ihrem Verhältniß zum Christenthum; III) die Predigt der Gegenwart; IV) Sonntagsschulen. — Der nächste Tag (8. Okt.) beleuchtete das Verhältniß des Protestantismus und Romanismus in 3 Sectionen: I) das Papstthum seit dem vatikanischen Concil (das Infallibilitätsdogma; die Auffrischung des Papstthums in Frankreich; das deutsche Reich und der moderne Ultramontanismus); II) der Conflikt des Altkatholicismus mit dem Romanismus (päpstliche Unfehlbarkeit und Altkatholicismus; Adresse des altkatholischen Congresses in Constanz an die Allianzversammlung; der Katholicismus in der Schweiz; Rom's Appell an gebildete Protestanten); III) die Prinzipien der Reformation und die Evangelisation römisch-katholischer Länder (römische und evangelische Lehre von der Rechtfertigung; Verhältniß des Protestantismus und Romanismus zur modernen Civilisation; Evangelisation römischer Katholiken in Frankreich; Religionsfreiheit; die nöthige Bildung der evang. Geistlichen zur Befriedigung der intellectualen Forderungen der Gegenwart). — Und um keine brennende Frage zu umgehen, stand am folgenden Tag „Christenthum und bürgerliche Obrigkeit" auf der Tagesordnung, wobei die erste Abtheilung die Themen: Kirche und Nation, Kirche und Staat, Verfassung und Regierung der vereinigten Staaten im Verhältniß zur Religion; die Gesetzgebung in moralischen Fragen, der Sabbath und sein Anspruch auf Schutz durch die Gesetzgebung; die zweite den Einfluß des Christenthums auf bürgerliche und religiöse Freiheit und die Wirkungen bürgerlicher und religiöser Freiheit auf das Christenthum, die dritte das Freikirchenthum auf dem europäischen Continent und die Frage nach dem Unterhalt der christlichen Prediger behandelte.

Unter dieser Stofffülle, die wir hier skizziren zu müssen glaubten, weil bis jetzt (Anfang Dezember) keine deutsche Zeitschrift auch nur die Gegenstände unserer Verhandlungen vollständig namhaft machte, nahte „der Missionstag", Freitag der 10. Oktober heran. Amerika, das früheste Objekt (ich erinnere an



die Genfer Missionsunternehmung nach dem Fort Coligny in Brasilien 1557) und jetzt nächst England das thätigste Subjekt der evangelischen Mission, der auswärtigen wie der heimathlichen,[1]) hatte vor vielen andern protestantischen Ländern ein besonderes Interesse und auch ein besonderes Recht auf Behandlung dieses Gegenstandes. Ist es doch heute noch in Nord und Süd und noch mehr in seiner inselreichen Mitte ein hervorragender Missionsschauplatz, und gehören doch seine Leistungen, besonders in Asien, zu dem Großartigsten, was die protestantische Mission überhaupt an Erfolgen aufzuweisen hat. Wer, wie Schreiber dieses, Gelegenheit hatte, in die gewaltige Maschinerie der hauptsächlichsten Missionsgesellschaften Amerikas an Ort und Stelle etwas hineinzublicken, z. B. des wesentlich congregationalistischen American Board of Commissioners for foreign Missions in Boston mit seiner etwa 6000 Bände zählenden Missionsbibliothek, oder der dortigen American Baptist Missionary Union mit ihrer reichen Sammlung religiöser Schriften und Schulbücher in der birmesischen, der Shan, Sgau und andern Sprachen, meist von ihr selbst gedruckt, oder in die Arbeiten der presbyterianischen Heidenmission in New-York, welche neustens in ihren Einnahmen (Mai 1872—73 444,900 Dollars) die Bostoner überflügelt, und vieler anderer größerer und kleinerer Missionsgesellschaften, — oder wer sich von dem ehrwürdigen Veteran des Bostoner Board Dr. Anderson, erzählen läßt, wie die vom Board ausgesandten Missionare ganz dieselbe theologische Bildung haben müssen wie die heimathlichen Pastoren, und wie er, wenn Mangel an Missionaren eintrat, auf die benachbarten Universitäten zu gehen pflegte, und je und je nach Einer Ansprache an die Studenten ein Dutzend Candidaten der Theologie für den Missionsdienst an Einem Abend gewann, der wird nicht umhin können, in Bezug auf Missionsthätigkeit Amerika einen Ehrenplatz unter den protestantischen Nationen anzuweisen. —

Auch der „Missionstag" fiel bei der Masse der zu behandelnden Gegenstände etwas überreich aus. Es wurden 4 Abtheilungen gebildet, wovon in der ersten über die allgemeineren Prinzipien und Verhältnisse des Missionswerks, in der 2. über specielle Heidenmissionsgebiete, in der 3. über Evangelisation nominell christlicher Länder, gesprochen wurde. In der 4. endlich berichteten auswärtige Missionare über ihre Arbeiten in verschiedenen Heidenländern. Greifen wir aus jeder Section das Interessanteste heraus.

Wie in jeder größeren Stadt der vereinigten Staaten und Canada's, die wir zu sehen Gelegenheit hatten, die großen Paläste der christlichen Jünglingsvereine mit ihren splendiden innern Einrichtungen, Bibliotheken, Lesezimmern, Zeichnungslocalen ꝛc. uns deutsche Delegirte in Staunen setzten, so konnte auch die geräumige, etwa 2000 Personen fassende, mit dem Wahlspruch der Allianz (unum corpus sumus in Christo), den Namen der Reformatoren und den Fahnen der verschiedenen Länder geschmackvoll decorirte Association Hall der

[1]) Wir brauchen diesen allgemeineren Ausdruck, weil in Amerika wie in England neben der „äußern und innern" Mission als dritter und selbständiger Zweig von allen Kirchen die sogenannten „Home Missions" mit größter Energie betrieben werden, welche die Ausbreitung der besondern Denomination in der Heimath, Gründung neuer Gemeinden, Kirchen, Pfarrhäuser u. s. f. zum Zwecke haben, also mit unserm Gustav-Adolfsvereine sich vielfach berühren.

New-Yorker Jünglingsvereins für die Hauptversammlungen der Allianz um so eher benutzt werden, als sie ziemlich in der Mitte der großen Stadt und ganz nahe bei einigen Kirchen gelegen ist, deren gastliche Thore sich dann für die andern gleichzeitigen Versammlungen öffneten. In jener Halle tagte denn auch die erste Section der Missionsconferenzen, nachdem wie gewöhnlich eine Gebetsversammlung in der presbyterianischen Madison Square Kirche vorangegangen war.

Hier sprach zuerst D. Angus, Präsident des theologischen Baptistenseminars im Regent's Park, London, über „die Pflicht der Kirchen in Bezug auf Missionen". Nachdem er zuerst das Leben Christi und der Apostel als Missionsarbeit charakterisirt, den Inhalt des Evangeliums und die Methode der apostolischen Predigt definirt und daraus den Schluß gezogen hatte, daß die Predigt, wenn sie den Generalbefehl: gehet hin in alle Welt u. s. f. ausführen solle, heute noch in apostolischer Weise d. h. autoritätsmäßig als Botschaft im Namen Gottes, in freundlicher Ansprache, auf Beweise gestützt, eindringlich und zeugnißkräftig auf Grund persönlicher Erfahrung, dabei „mit Gebeten und Thränen gesättigt" zu geschehen habe, warf er die Frage auf, ob es denn überhaupt möglich und daher unsre Pflicht sei, das Evangelium aller Creatur zu predigen? Und darauf antwortete er: „Die Christen jedes Zeitalters haben das Evangelium dem Geschlecht ihrer Zeit zu bringen. Jeder Christ soll die frohe Botschaft so Vielen sagen, als er nur erreichen kann. Danach könnte in 10 oder 20 Jahren Buße und Vergebung der Sünden in Christo Allen gepredigt werden. Die Christen des 19. Jahrhunderts sind noch fähiger das Evangelium der ganzen Welt zu verkünden, als die Christen des Ersten der damaligen Welt. Daher ist der Missionsbefehl des Herrn für uns besonders und in buchstäblichem Sinne bindend. Wie sehr erleichtern uns die wachsenden materiellen Hilfsmittel das Werk! Als Franklin, der Buchdrucker und Staatsmann, heirathen wollte, widersetzte sich die Mutter seiner Braut, weil schon 2 Pressen in Amerika und nicht Raum für eine dritte sei. Noch sind seitdem keine 100 Jahre verflossen, und 8000 Druckereien sind allein in den vereinigten Staaten in Thätigkeit. Der zehnte Theil davon könnte das neue Testament für die ganze Welt drucken! — Noch vor 10 Jahren brauchte man 6 Monate, um unter großer Beschwerde und Gefahr von der atlantischen Küste Amerikas zum stillen Ozean zu gelangen; jetzt geschieht dies ganz bequem von Montag Morgen bis Samstag Nacht. In 50 Jahren kann jetzt ein Missionar so viel reisen als früher in 250. — Das jährliche Einkommen Englands ist jetzt 5 bis 6 mal größer als im Anfang unsres Jahrhunderts, und hat sich in 30 Jahren verdoppelt. Das der vereinigten Staaten soll sich sogar in je 25 Jahren verdoppeln. Nach allen diesen Seiten sind die Hilfsmittel der Kirche unendlich größer als je zuvor.

Und was kann jetzt damit geschehen? Es läßt sich arithmetisch zeigen, daß mit 50000 Missionaren, die 10 Jahre lang arbeiten, und einem Aufwand von 15 Millionen L. Sterl. per Jahr das Evangelium jedem Menschen auf Erden, Alt und Jung, wiederholt gepredigt werden kann. Diese Zahl scheint groß, und doch ist sie nicht Ein Prozent der evang. Christenheit. In Amerika allein sind 3 oder 4 Denominationen, von denen jede für sich allein alle jene Prediger liefern könnte. England sandte ebenso viele Männer nach der Krim zur

Eroberung einer einzigen Festung. Im amerikanischen Bürgerkrieg fiel die zehnfache Zahl hievon auf jeder der beiden Seiten. Die Kreuzzüge haben noch mehr Leben gekostet, um das irdische Jerusalem und eine weltliche Herrschaft wieder zu gewinnen. Sollten sich da nicht auch 50000 Erlöste finden, um die Welt für Christus zurückzuerobern? — Auch jene Summe scheint groß, aber England allein gibt in je zwei Jahren die gesammte Summe (150 Millionen L.) nur für berauschende Getränke aus. Der Krimkrieg kostete 100 Millionen, der amerikanische Krieg zehnmal so viel. Eine jährliche Taxe von 7 Pence auf jedes Pfund vom Einkommen Großbritanniens gelegt würde jene 15 Millionen ergeben. Ja es wäre nicht schwer, 10000 Christen zu nennen, die das Ganze allein aufbringen könnten. Was Leute und Geld betrifft, so wäre die Sache ganz wohl ausführbar. Aber auch alle andern Schwierigkeiten erwogen wage ich zu sagen, sie würden alle überwunden, wenn etwa englische Nationalehre oder amerikanischer Fortschritt oder das deutsche Vaterland oder die Freiheiten der Schweiz auf dem Spiele stünden, oder der Lauf des Nil zu verfolgen und aufzuzeichnen wäre. Gibts einen Theil der Erde, in den englisch oder deutsch redende Männer nicht eindrängen, nur um ihn kennen zu lernen? Und Christi Gebot und der Welt Noth sollte nicht zu dem Gleichen antreiben können?

Aber ist nicht der Erfolg der Missionen gering? Ist's nicht besser und weiser in der Heimath zu arbeiten, bis da Alles evangelisirt und bekehrt ist? Ich antworte: allerdings hat das Werk hier zu beginnen, aber nicht zu enden. Die Apostel sollten zeugen erst „zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria", dann aber auch „bis an das Ende der Erde". Wo wir immer in der Heimath Leute finden, die das Evangelium nicht oft und ernst predigen gehört haben, da sollen wir es zunächst ihnen verkündigen. Aber bereits arbeiten an der Evangelisation von London mehr tüchtige Leute als die ganze Christenheit zur Evangelisation der Heidenwelt aussendet, in New-York mehr als die Zahl der Missionare in sämmtlichen amerikanischen Heidenmissionsgesellschaften zusammen beträgt. Und hätte die Welt auf das Evangelium zu warten, bis London oder New-York bekehrt und nichts mehr dort zu thun wäre, so würde sie dasselbe nie erhalten.

Die Geringfügigkeit der Erfolge aber muß ich entschieden bestreiten. Es läßt sich zeigen, daß der Erfolg des Evangeliums in den letzten 100 Jahren größer ist als in irgend welchem früheren Jahrhundert. Um der Welt die Bibel zu geben, ist im letzten Jahrhundert mehr geschehen als im ersten Jahrtausend unsrer Zeitrechnung. In diesem kamen höchstens 20 Bibelübersetzungen zu Stande, in jenem aber über 100 und zwar in Sprachen, die von mehr als der Hälfte des Menschengeschlechts gesprochen werden. Im Verhältniß zur Zahl der Prediger gibt es mehr Bekehrungen unter den Heiden als in der Heimath; und es kostet auch durchschnittlich mehr, um Jemand in London oder New-York zu einem Christen zu machen, als der Aufwand hiefür in Heidenländern beträgt. Als Constantin das Christenthum zur Staatsreligion des römischen Reiches erhob, betrug die Zahl der Namenchristen in demselben weniger als 1/15 der Gesammtbevölkerung; und als die Christen der alten Welt am zahlreichsten waren, betrug ihre Zahl doch nie mehr als 1/100 der Bevölkerung der ganzen Erde. Jetzt bilden die Namenchristen 1/5 davon. Eine Generation der heutigen Welt besteht aus 30 Millionen Kindern; davon werden 6 Millionen Namenchristen und ein

beträchtlicher Theil auch wirkliche Christen. Im römischen Reich gab es auf je 30 Mill. nicht 3 Mill. Namenchristen, und im Verhältniß zur ganzen Welt kamen auf je 30 Mill. nur 500,000.[1])

Ist dies kein ermuthigender Fortschritt? und stehen uns nicht die Verheißungen des endlichen Sieges in der Schrift zur Seite? — Und wie würde unser Werk sich vereinfachen, wenn wir uns darauf beschränken wollten, eben nur das Evangelium zu verkündigen! wie Viele auch von Solchen, die keine Pfarrer werden können, könnten sich an dieser Arbeit betheiligen! Und sie wäre die stärkste Darstellung unsres Glaubens, die vollständigste Antwort auf päpstlichen Irrthum und rationalistischen Unglauben. — Wohl leisten wir heute im Werk des Evangeliums 10 mal mehr als vor 100 Jahren, Gott sei Dank, aber dennoch behaupte ich, daß wir immer noch mit unsrer Missionspflicht mehr nur spielen, als sie ernstlich erfüllen! Im Lauf einer Generation könnten wir das Evangelium jeder Kreatur predigen und jeder das neue Testament geben. Noch sind unsre Unternehmungen geringer als unsre Kraft und Fähigkeit, geringer als die Noth der Welt und die Forderungen unsres Herrn. — Die Allianz sollte neben der Darstellung der wesentlichen evangelischen Einheit, neben der Stärkung der brüderlichen Liebe noch ein drittes und praktisches Moment auf ihre Fahne schreiben: Das Evangelium für die Welt und die Welt für Jesus Christus!" —

Ueber den zweiten Gegenstand der Verhandlungen in der ersten Section „territoriale Vertheilung der Arbeitsfelder und die Höflichkeitspflicht in der Mission" war zum Referenten der o. g. Dr. Rufus Anderson bestellt worden, der langjährige auswärtige Secretär des Bostoner Board. Dieser literarisch immer noch sehr thätige Greis, der die meisten der weit zerstreuten Stationen seiner Gesellschaft aus eigener Anschauung kennt, nimmt unter den heutigen Missionshistorikern Amerikas ohne Frage die erste Stelle ein.[2]) Nach einem Blick auf den gegenwärtigen Umfang des protestantischen Missionswerkes erklärte er, daß bei aller Stärke des Widerstandes von Seiten der päpstlichen Missionen doch der Einfluß derselben nicht allzusehr zu fürchten sei, da unsre Heidengemeinden die römische Lehre bald genug als eine ganz verschiedene Religion betrachten lernen. „Vielmehr geschehen die gefährlichsten Invasionen auf unsern Missionsgebieten unter sectirerischen protestantischen Fahnen. Zu Anfang unsres Jahrhunderts wählten die Missionsgesellschaften die ihnen damals am tauglichsten erscheinenden Arbeitsfelder aus. Ihre Erfolge lockten mit der Zeit auch Andere auf dieselben Gebiete. Aber manche unliebsame Erfahrungen modificirten später bedeutend diese Art des Vorgehens, und die meisten der „prälatenlosen Denominationen" kamen auch zu einer brüderlichen Verständigung darüber. Besonders förderlich in dieser Hinsicht war das Benehmen der trefflichen

[1]) Redner stützte sich bei dieser Statistik besonders auf eine frühere Predigt des verstorbenen trefflichen Secretärs der englischen Church Missionary Society, Henry Venn, und eine neuerdings gehaltene Rede von Canon Lightfoot.

[2]) Vergl. seine History of the Mission of the American Board to the Sandwich Islands 3. Aufl. Boston 1872; History of the Missions of the American Board to the oriental Churches 2 Bde. Boston 1873; ferner seine Abhandlungen über Foreign Missions, their Relations and Claims, 3. Aufl. Boston 1870; seinen Report of the deputation to India, Boston 1856 2c.



kirchlichen Missionsgesellschaft Englands (Church Missionary Society), die von Anfang an sich weigerte, schon von andern Gesellschaften besetzte Territorien zu betreten.

Letzteres kann ja nicht geschehen, ohne mehr oder weniger Eifersucht und Antagonismus zu erregen. Die bekannte Invasion unsrer Mission auf den Sandwich-Inseln vor einigen Jahren von Seiten einer andern Kirche ist ein Beleg hievon (Redner spielte hiebei in schonender Weise auf den in der That unmotivirten und auch für's Erste wieder aufgegebenen[1]) anglikanisch hochkirchlichen Missionsversuch des Bischofs Staley auf jenen vom amerik. Board längst vollständig besetzten Inseln an, vergl. z. B. Basler Missions-Magazin 1870 S. 173). Hätte diese rivalisirende Mission sich erfolgreich erwiesen, so hätte sie die Organisation eines selbständigen christlichen Gemeinwesens unter den Eingebornen verhindert, und die christliche Welt hätte es nicht mehr so deutlich sehen können, daß hier in 50 Jahren ein Volk aus dem niedersten Heidenthum zu einer christlichen Nation heraufgebildet wurde, die verhältnißmäßig ebenso viele sichere Beweise von Frömmigkeit bietet, als wir selbst in Neu-England finden können.

Eine andere Mission, der jetzt durch eine ähnliche Invasion Gefahr droht, ist die von Ahmednuggur im Mahrattagebiet (Ostindien). In ihr sind (und zwar eben von Seiten des amerik. Board in Boston) in 40 Jahren Hunderttausende von Dollars verausgabt, Kirchspiele organisirt, eingeborne Pastoren und Lehrer angestellt und das Werk bis zur allmäligen Uebertragung der Verwaltung auf die eingebornen Christengemeinden gefördert worden.[2]) In diesem kritischen Uebergangszustand sendet der Bischof von Bombay einen Missionar von einer andern Denomination und einen eingebornen Lehrer in das schon hinreichend besetzte Ahmednuggur, obschon große nicht occupirte Arbeitsfelder es umgeben. Und er verpflichtet sich zur Bezahlung eines doppelt so hohen Gehaltes für eingeborne Lehrer und Gehilfen, als ihn die dortigen Missionare seither zu bezahlen für gut fanden. Nimmt man hiezu die sehr leichten Bedingungen der Aufnahme in seine Kirche, so begreift man, daß die dortige congregationalistische und presbyterianische Mission ernsten Verwicklungen entgegensieht."

Es wäre hier nahe gelegen, auch ein Wort über das Vorgehen der anglikanisch bischöflichen Kirche in unsrer deutschen Kolhs-Mission in Indien einfließen zu lassen. Redner ging aber sofort zu einem noch hervorstechenderen neueren Beispiel von Verletzung der Höflichkeitspflicht in der Mission über — Madagaskar. Dort befinden sich jetzt nach dem Bericht des Secretärs der Londoner Missionsgesellschaft Dr. Mullins, 400,000 nominelle Christen in Verbindung mit der Mission und 38,000 volle Kirchenmitglieder[3]), darunter die Königin, während 30,000 Kinder die Schule besuchen. Diese große Ernte sproßte, wie bekannt, aus 25jähriger blutiger Märtyrersaat erst neuerdings in wenigen

[1]) Der letzte Jahresbericht der Propag. Soc. meldet übrigens, daß am 23. Juni 72 ein anderer Bischof Alfred Willis in Honolulu ankam. Die Gesellschaft unterhält dort außer diesem Bischof 3 Missionare, zählt 350 Kirchenglieder 60 Communicanten und berichtet von vielen Taufen! D. H.

[2]) Der letzte Jahresbericht des American Board S. 37 weist in seiner Mahratta-Mission bereits 14 eingeborne Pastoren und Prediger, 53 Nationalgehilfen, 15 Bibelfrauen neben 10 (amerik.) Missionaren auf 48 Stationen und Außenstationen auf.

[3]) Nach dem letzten Berichte beläuft sich die Zahl der vollen Kirchenglieder auf 67,385. Wahrscheinlich also 38,000 im gedruckten amerik. Referat ein Druckfehler für 68,000. D. H.

Jahren auf. „Wie schwierig muß da die practische Lösung der großen socialen Probleme sein, die der Herr der Kirche den 30 Missionaren der Londoner Gesellschaft unmittelbar auflegte, und wie wünschenswerth wäre es, daß nichts ihre ohnehin so große Arbeitslast noch schwieriger und verwickelter machen möchte! Was muß dies aber mehr thun, als wenn man unter diese Leute, die alle Congregationalisten, einen Bischof und einen Missionar der Episcopalkirche gerade in das Centrum der ganzen Mission setzt? Ein solcher Missionar ist in die Hauptstadt von Madagaskar gesandt und hartnäckige Anstrengungen sind gemacht worden, auch einen Bischof in Verbindung mit der anglikanischen Staatskirche dahin zu schicken. Nachdrücklich hob die Londoner Gesellschaft in ihrer Correspondenz mit den anglikanischen Kirchenbehörden und mit der (streng hochkirchlichen) Propagation Society es hervor, daß solch eine Maßregel Parteiungen unter den Eingebornen hervorrufen, die Schwierigkeit der Aufrechterhaltung der Kirchendisciplin vergrößern und die eingebornen Gemeinden verhindern würde, sich mit der Zeit von fremder Hilfe unabhängig zu machen. Ein Bischof wurde erwählt; aber als er die voraussichtlichen Folgen seiner Thätigkeit begriff, lehnte er ab. Und ehe ein Zweiter erwählt wurde, bat die Londoner Gesellschaft Ihrer Majestät Regierung aufs Dringendste, dem proponirten Bisthum die Sanction der Krone nicht zu ertheilen, was auch geschah. Ob jener Versuch nun weiter verfolgt werden soll, wissen wir nicht.[1]) — Dr. Mullins ging vor einiger Zeit selbst nach Madagaskar auf ein Jahr, um seine Brüder in ihren Schwierigkeiten zu unterstützen.

Ich komme nun zu den orientalischen Kirchen, wo die Mission besonders bestrebt ist, die eingeborne evangelische Christenheit zu der Pflicht zu gewöhnen, ihre Kirchen allmälig selbst zu unterhalten. Dies ist in Anbetracht ihrer jahrhundertelangen früheren kirchlichen Sitte, ihrer Armuth, ihrer Unterdrückung durch die Obrigkeiten für sie eine besonders schwer zu lernende Aufgabe. Daher sind die eingebornen Pastoren und Gemeinden ganz besonders leicht in Versuchung zu führen, wenn ihnen Geldhilfe in Aussicht gestellt wird; daher ihre Gesuche um Unterstützung nach England, Schottland und selbst den vereinigten Staaten, obschon diese äußerst selten die Billigung ihrer Missionare haben."

Zeigen diese vom Redner in mildester Form dargestellten Beispiele, daß eine volle Harmonie in den Operationen der evang. Missionsgesellschaften zur Zeit noch nicht hergestellt ist, so freute er sich doch, zum Schluß auf die allgemeine Missionsconferenz in Allahabad hinweisen zu können, die ihre Sitzungen zu Anfang des Jahrs 1873 schloß. Sie zählte über 100 Mitglieder, die 20 evangelische Missionsgesellschaften in Indien repräsentirten, und sie drückte ihre Ansicht über unsre Frage in folgendem Beschluß aus: „Die Conferenz wünscht ihrer Ueberzeugung von der großen Wichtigkeit des Princips gegenseitiger Nichtintervention der Missionsgesellschaften Ausdruck zu geben. Sie hält es für rathsam, daß mit einigen allgemein anerkannten Ausnahmen, z. B.

[1]) Einen Bischof hat die Prop. Soc. bis jetzt nicht nach Madag. senden können, aber die Absicht es zu thun, ist nach wie vor vorhanden. 1872 sind 2 neue Missionare an der Küste (Tamatave) stationirt. — Auch die Norwegische M.-G. hat Madagaskar besetzt und zwar sich nicht auf den nördl. Theil der Prov. Betsileo beschränkt, wie es nach dem ersten Abkommen geschehen sollte, sondern auch in der Hauptstadt eine Kirche und Katechetenschule errichtet. D. H.



in den großen Bevölkerungscentren, die Arbeiter verschiedener Missionsgesellschaften auch verschiedene Arbeitsfelder besetzen sollten. Ohne das Recht eines jeden Missionars, sein Amt auszuüben, wo immer ihm Gott Gelegenheit gibt, in Frage zu stellen, ist es unsre heilige Ueberzeugung, daß der Fortschritt des Evangeliums in einem Heidenland nur aufgehalten wird, wenn die Missionare Einer Kirche die Bekehrten einer andern Kirche, die noch unvollkommen mit der göttlichen Wahrheit vertraut und unfähig sind, in die Streitfragen zwischen den kleineren christlichen Parteien mit Verständniß einzugehen, als Mitglieder aufnehmen, zumal die unter Disciplin Stehenden." —

„Das Princip, das wir der Allianz empfehlen möchten — so ungefähr schloß der Bericht — ist im Grunde kein anderes als jene goldene Regel unsres Heilandes: was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen. Dies ist wahre Missionshöflichkeit. Es verlangt kein Opfer von Eigenthümlichkeiten der Denomination, nur soll jede Kirche ihr eigenes Feld in Angriff nehmen und ihre Arbeiten darauf beschränken. Aber zu gleicher Zeit setzt es die Einheit des geistlichen Leibes Christi auf Erden voraus und die Anerkennung, daß die Hauptaufgabe der Missionen, wie sie der letzte Befehl des Herrn vorschreibt, nicht die Ausbreitung der besondern Denomination ist, sondern die des Reiches Christi über die ganze Erde."

Hierauf sollten Thesen zur Vergleichung der römisch-katholischen, griechischen und protestantischen Missionen vorgelesen werden, die Pastor Dr. Grundemann eingesandt hatte. Da jedoch ihre Uebersetzung in's Englische nicht mehr hatte vollendet werden können, und sie sich auch ihrem compacten Inhalt nach mehr zur Discussion unter Sachverständigen als zur Verhandlung vor einer großen gemischten Versammlung eigneten, so unterblieb es. Hoffentlich wird der Verfasser sie in diesen Blättern veröffentlichen. —

Anknüpfend an das Thema von kirchlicher „Höflichkeit" machte ich selbst in der Nachmittagssitzung noch auf zwei Uebelstände aufmerksam, für deren allmälige Beseitigung die Allianz ihr moralisches Gewicht — und ein anderes hat sie ja nicht — in die Wage legen sollte. Einmal daß die englisch bischöfliche Kirche für ihre Diasporagemeinden in Deutschland zwar den Mitgebrauch unsrer Kirchen in vielen Städten recht gerne annimmt, dagegen wenn eine deutsche Gemeinde in England sie, wäre es auch nur für einige Zeit, um dieselbe Aushilfe bittet, nach ihren Gesetzen völlig außer Stande ist, unsre „kirchliche Höflichkeit" zu erwiedern, ein Zustand der Dinge, der auch von nicht wenigen anglikanischen Geistlichen aufrichtig beklagt wird. Ebenso sei es auch eine Verletzung des Allianzprincips gegenseitiger Anerkennung der auf den evangelischen Fundamentalartikeln stehenden Kirchen, wenn einige unsrer übereifrigen Brüder in Amerika (ich nannte bei beiden Beschwerden die betreffenden Kirchen nicht, sie waren aber unschwer zu errathen) auch in geistlich wohlversorgte deutsche Gemeinden sich eindrängen. Wollten sie ihre Mühe auf Katholiken, oder auf Gemeinden, denen nicht das lautere Evangelium gepredigt wird, oder auf sittlich und religiös Verwahrloste, unter denen von Seiten unsrer Kirche nicht genug Seelsorge getrieben wird, kurz auf die Punkte, an welchen die Kirche ihre Pflicht nicht thut oder (wie in unsern großen Städten) aus Mangel an der nöthigen Arbeiterzahl nicht thun kann, verwenden, so könnten die Freunde des Reiches

Gottes in Deutschland sie nur mit Rath und That unterstützen. Denn keine Kirche, die ihr Arbeitsfeld nicht gehörig in Pflege nehme, habe ein Recht sich zu beklagen, wenn dasselbe ihr geschmälert werde. Aber es sei Thatsache, daß manche amerikanische Sendboten nicht an Solche, denen Erweckungsprediger sehr Noth thäten, sondern gerade auch an Bekehrte und Gläubige, an unsre besten Gemeindeglieder sich wenden, welche die Landeskirche um so weniger entbehren könne, je weniger sie Ueberfluß an solchem kräftigen Salz habe. Bei solchem Vorgehen werde die Erweiterung der eigenen Denomination offenbar über die Förderung des Reiches Gottes gestellt. Und dies sei um so mehr zu beklagen, als es thatsächlich eine der Hauptursachen geworden sei, weßhalb in manchen Theilen Deutschlands, besonders im Süden, die evang. Allianz bis heute unter der Geistlichkeit noch nicht viel Anklang gefunden habe. Die amerikanischen Brüder möchten daher doch ihre Missionare anweisen, nur solche Orte in Arbeit zu nehmen, wo die Landeskirche ihre Pflicht in Predigt oder Seelsorge vernachlässige.

Ich erwähne diese offene, besonders von den Presbyterianern mit lautem Beifall aufgenommene Erklärung nur, theils weil mancher unsrer Leser vielleicht erwartet haben mag, daß bei dieser Gelegenheit jener Uebelstand von einem deutschen Delegirten zur Sprache gebracht werde, theils weil bald nach unsrer Rückkehr nach Europa eine Reihe von methodistischen kirchlichen Blättern jene Bemerkungen in keineswegs correkter Weise wiedergaben. —

Das weitere interessante Thema „die Dankverpflichtung der Wissenschaft, Literatur und des Handels gegen christliche Missionen", dessen nachdrückliche Hervorhebung unsre Zeitschrift sich zu einer besonderen Aufgabe machen wird, hatte Rev. Dr. Th. Eddy von New-York zu behandeln. Davon ausgehend, daß es die Pflicht der Missionare sei, das Licht christlicher Ideen in der Welt zu verbreiten, zeigte er zunächst, wie viele und unendlich mühsame Reisen zu Wasser und zu Land die Bekehrung der Heiden nöthig mache und welch wichtige Entdeckungen auch nur für den äußeren Fortschritt der Civilisation dabei gemacht wurden. Was die Missionen zur Ethnologie beitragen, sei überall anerkannt, denn „in 50 Jahren haben sie in dieser Hinsicht mehr geleistet als alle Museen der ganzen Welt." — Und wer könnte ihren Einfluß auf den Welthandel leugnen? Die Bekehrung eines Heiden hat seine Bekleidung zur Folge, und Kleider gibt es nur durch menschliche Arbeit und Industrie. Bekehrung zieht Haus und Heimwesen nach sich, und die Bildung und Entwicklung von Familien und heimathlichen Banden endet in wachsende Civilisation. Missionare halfen Japan, China und Indien wirklich aufschließen u. s. f. — Schade, daß von dieser Rede, die ich selbst nicht mit anhören konnte, die öffentlichen Blätter nur äußerst dürftige Notizen brachten! Ich muß in dieser Hinsicht den Leser auf den noch zu erwartenden offiziellen Bericht über die Verhandlungen verweisen.

Die übrigen Vorträge dieser ersten Abtheilung, besonders über Laienpredigt vom Grafen Andreas von Bernstorff, dessen Referat, da er selbst nicht anwesend sein konnte, von Dr. Schaff vorgelesen wurde, und von dem Philanthropen G. H. Stuart aus Philadelphia, der im amerik. Bürger-

krieg durch treffliche Leitung der Verwundetenpflege sich die größten Verdienste erwarb, übergehen wir, da sie mehr zur innern Mission gehören, und wollen aus den Verhandlungen der andern drei Abtheilungen des „Missionstages" dem Leser nur noch eine kleine Blumenlese vorführen.

(Schluß folgt.)

Der Aschantikrieg.[1])

Von Dr. Weitbrecht in London.

Seitdem im Jahre 1821 die englischen Forts an der Goldküste, die sich bisher (seit 1672) in den Händen einer Londoner Kaufherrengesellschaft befanden, von der Regierung übernommen worden waren, gab es nicht weniger als drei Mal Krieg mit den Aschantis. Diese hatten zu Anfang des Jahrhunderts die Küstenstämme (Fantis) bezwungen und tributpflichtig gemacht; doch blieb ihre Herrschaft immerhin ziemlichen Schwankungen unterworfen. Als der König von Aschanti auch von den Einwohnern von Cape Coast Castle, die nunmehr britische Unterthanen geworden waren, Tribut forderte, wurde dies von dem Gouverneur verweigert. Daraus entstanden langhingezogene Streitigkeiten, welche schließlich in den ersten Aschantikrieg von 1824—26 ausliefen. Die kleine und noch dazu zersplitterte Streitmacht der Engländer unter Sir Charles Mac Carthy wurde gänzlich aufgerieben; Cape Coast Castle war eine zeitlang stark bedrängt, und erst nach zwei Jahren schlug man endlich den Feind bei Dodowa mit großem Verlust zurück. 1831 ging die britische Krone einen Protektoratsvertrag mit den Fantis und anderen Küstenstämmen ein, worauf dieselben mit besserem Erfolg als bisher das Joch der Aschantiherrschaft abzuschütteln versuchten. 1851 wurden sämmtliche dänische Besitzungen käuflich erworben. Der zweite Aschantikrieg entstand im Jahre 63, weil der damalige Gouverneur — zwar aus Menschlichkeitsrücksichten, aber offenbar mit Unrecht — die Auslieferung zweier Aschantiflüchtlinge, die sich gegen den König vergangen hatten, verweigerte. — Nach fünfmonatlichem Feldzug verlief dieser Krieg im Sande, indem man sich gegenseitig zurückzog, es wurde aber kein Friede geschlossen und die Kriegsasche glühte noch fort. Im Jahre 1872 endlich übernahm England, nach einem mißlungenen Versuch die bunt durcheinander liegenden Besitzungen durch Tausch gegenseitig zu regeln, sämmtliche holländischen Forts, insonderheit Elmina, aber erst nachdem die Einwohner ihre Beistimmung kundgegeben hatten. Dabei sandte der Gouverneur Pope Henessey an den König von Aschanti ein ansehnliches Geschenk sammt dem Anerbieten in Zukunft das Doppelte von dem Betrag zu entrichten, den ihm bisher die Holländer als Jahresrente ausbezahlt

---

[1]) Bei dem allgemeinen Interesse, welches dieser Krieg jetzt in Anspruch nimmt und dem speciellen Interesse, das er für die Missionsfreunde hat, wird dieser Aufsatz aus der Feder eines englischen Mitarbeiters um so willkommener sein, als er manche in Deutschland verbreitete uncorrecte Auffassung berichtigt. — Ueber den Atschinesischen Krieg soll die nächste Nummer Mittheilungen bringen. D. H.

hatten, und der Einladung, seine Unterthanen möchten immerfort an den verschiedenen Hafenplätzen Handel treiben. Der König erhielt wol das Geschenk, gab aber keine Antwort auf die Botschaft, sondern bekriegte schon Anfang 73 das Protektorat.

Entschieden falsch sind also die Gerüchte, daß man das Jahrgeld verweigert habe, ebenso die Behauptung, die Engländer hätten den Aschantis den Durchgang zur Küste versperrt, indem dieselben noch bis in dieses Jahr hinein zu Elmina wie sonst Pulver und Blei eingehandelt haben. Wahr dagegen ist, daß manche Aschantihändler von den Fantis stark belästigt worden sind, und daß die britische Verwaltung dies nicht gehörig geahndet hat; ebenso, daß jene Summe nur unter der Bedingung angeboten wurde, sie müsse als Geschenk und nicht als Tribut betrachtet werden. Und das führt auf die tiefer liegende Ursache dieses, wie der beiden vorhergehenden Kriege, nämlich, daß die Könige von A. ihre zu Anfang des Jahrhunderts an der Küste gemachten Eroberungen nie vergessen, noch die Ansprüche auf jene Gebiete aufgegeben hatten. Der gegenwärtige König Koffi Kalkalli (seit 1867) spricht immer von Elmina als seinem Eigenthum, und seine ganze Politik — ähnlich der seiner Vorgänger — zielt darauf hin es in Wirklichkeit dazu zu machen, damit er einen eigenen Hafen besitze (wie der König von Dahome zu Whydah) wo er nach Belieben Zölle auferlegen und Contributionen erheben könnte. Diese Anschläge wurden durch die (besonders seit 1863) kraftlose, unklug vermittelnde Politik der englischen Verwaltung begünstigt. — Im Großen und Ganzen kann man sagen, daß der Zweck, den die englische Regierung bei Uebernahme der Forts anno 1821 im Auge hatte, erfüllt ist: der Sklavenhandel nach außen ist abgeschafft und durch einen einträglicheren Handel ersetzt, so daß die Eingebornen — auch wenn sie sich selbst überlassen wären — schwerlich wieder darein zurückfallen würden. (?) Nun gibt es aber für eine europäische Großmacht wie England, die einmal eine politische Stellung unter solchen uncivilisirten Völkern angenommen hat, nur die eine Alternative, entweder sich als Großmacht zu betragen oder ganz abzutreten. Letzteres wäre gewiß nicht wünschenswerth; denn trotz aller ihrer Mängel ist von der englischen Verwaltung an der Goldküste doch viel für die Civilisation, namentlich hinsichtlich der Gerechtigkeitspflege geleistet worden, auch hat sie der dortigen Mission immerhin einen Schutz gewährt. Und wenn auch drei Kriege in 50 Jahren vorgekommen sind, so darf man doch nicht vergessen, daß vorher bei allen diesen Stämmen Krieg der chronische Zustand war. Im ersteren Falle aber muß die seit 1863 eingeführte Vermittlungspolitik aufgegeben werden. Diese bestand darin, daß man sich nur um die eignen Forts kümmern und bei Verwickelungen zwischen den Eingebornen womöglich nur mit Rath nicht mit That eingreifen, jedenfalls aber in einen Krieg sich nie als Hauptmacht, sondern nur als Verbündeter einlassen wollte. Wie dies Mal, so wird auch immer eine solche Politik darin endigen, daß man schließlich ohne gehörige Vorbereitung doch die Hauptrolle im Krieg übernehmen muß, während die Verbündeten, gänzlich zersplittert, einem stramm organisirten Feinde wehrlos gegenüberstehen und wenig helfen können.

Will England jetzt seine Stellung an der Goldküste nicht gänzlich aufgeben, so bleibt nichts übrig als energisch gegen den König von Aschanti vorzugehen, und ihn gründlich zu demüthigen, ohne jedoch etwa seine Hauptstadt oder gar





sein Reich vernichten zu wollen. Verträge sind das Papier nicht werth, auf dem sie geschrieben sind. Für bloße Geldbußen entschädigt sich der König durch neue Kriege. Geißeln sind ebenso werthlos, da man wohl weiß, daß wir sie nicht tödten, auch wenn das gegebene Versprechen gebrochen wird. Hat aber einmal dieses Reich die Ueberlegenheit der britischen Macht zu fühlen bekommen, so muß letztere in Zukunft die Grenzen ihres Protektorats genauer abstecken, die Küstenstämme möglichst selbständig organisiren, und im Interesse des Handels wie der Civilisation den inneren Frieden der Küstengebiete streng wahren, sei es durch Schlichtung der Streitigkeiten, sei es durch thatsächliche Bestrafung des angreifenden Theils. — Daß England, angesichts seiner schon 200jährigen Herrschaft an vielen Hafenplätzen sowie der Abtretung der übrigen europäischen Mächte zu seinen Gunsten, gegenüber den viel später erschienenen Aschantis das Recht hiezu hat, wird sich kaum bezweifeln lassen.

Hier wie an der ganzen afrikanischen Küste schwärmen die Küstenstämme für das Schutzzollsystem; d. h. sie wollen allein den Handel von Innen her vermitteln. Nachdem aber die Stämme des Innern auf die Vortheile direkten Handels aufmerksam geworden sind, suchen sie sich dieselben auch zu verschaffen. So ist denn auch immer die Politik der binnenländischen A.'s dahin gegangen, an die Küste vorzudringen. — Allein den Stämmen, die hinter ihnen wohnen — einer kräftigen, der Religion nach muhamedanischen Rasse — wollen sie denselben Vortheil nicht gewähren, in der richtigen Voraussicht, daß, wenn diese einmal Feuerwaffen besitzen, ihre Macht dem A. Reich gefährlich werden könnte. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß diese kriegerischen Stämme einmal die A.'s verdrängen, wie diese früher die Fantis. Mit solchen Umwälzungen im Innern kann sich aber natürlich der an der Küste sitzende Europäer nicht befassen. Er hat in seinen Grenzgebieten die Ordnung aufrecht zu erhalten, jeden ehrlichen Händler aufzunehmen, und von dort aus das Vorrücken der Civilisation und des Christenthums möglichst zu befördern.[1])

Missions-Zeitung und -Statistik.

In Japan arbeiten jetzt außer einigen russischen Missionaren der griech.- und einer nicht geringen Anzahl französischer Jesuiten und Nonnen der römisch-katholischen Kirche folgende protestantische Missions-Gesellschaften:

1) die englische Church. Miss. Soc. durch 2 Missionare;

2) die englische Soc. for the Propagation of the Gospel gleichfalls durch 2 Miss.;

---

[1]) P. S. Nach den neusten Nachrichten vom Kriegsschauplatze haben die Engländer die Aschantis wiederholt geschlagen und zurückgedrängt. Freilich ist damit für den Ausgang des Kriegs noch nicht allzuviel gewonnen, denn wenn die Sieger weiter ins Innere vorrücken müssen und die Unzuverlässigkeit der eingebornen Verbündeten immer zunimmt, so steht noch ein harter Strauß bevor. D. H.

3) die Reformed Church of Amercia durch 5 Miss. und 2 weibliche Gehilfinnen;
4) die American Presb. Ch. ebenfalls durch 5 Miss. und 2 Frauen;
5) der American Board (Congregational) auch durch 5 Miss. und 2 Frauen;
6) die Am. Episcopal Ch. durch 6 Miss.;
7) die Wesleyan Meth. der Church of Canada durch 2 Miss.;
8) die Am. Bapt. Ch. durch 3 Miss.;
9) die Woman's Union Mission of Am. durch 5 Frauen;
10) die Meth. Episc. Ch. in Am. durch 5 Miss. — also zusammen 2 engl. und 8 amerik. Kirchen und Gesellschaften durch 35 Missionare und 11 Frauen! Möchten sie alle in rechter Einigkeit des Geistes, wie sie begonnen, auf diesem wichtigen Missionsgebiete das Werk forttreiben.

Am 16. November ist der Missionar Carl Ochs, geboren in Ansbach den 10. Febr. 1812, auf seiner Station Bethanien zu Puttambaukan in der Nähe von Cuddalore in Ostindien an der Cholera gestorben. Im Jahre 1838 von der lutherischen Missionsgesellschaft, damals in Dresden, jetzt in Leipzig, ausgesandt, übernahm er die von den Engländern erworbene Station Mayaweram, die unter seiner Leitung zu hoher Blüthe gelangte. Später sah er sich in seinem Gewissen gedrungen, wegen über die ostindische Kaste entstandener Differenzen aus der Leipziger Mission zu scheiden und errichtete Ende der funfziger Jahre die obgedachte Station. Diese hat namentlich durch die Waisenschule, für welche er in seiner ihn überlebenden Frau, die in Ostindien von englischen Eltern geboren ist, eine treue Mitarbeiterin hatte, nicht geringe Bedeutung erlangt. Im Jahr 1863 schloß er sich mit dieser Station der lutherischen Missionsgesellschaft in Kopenhagen an, die unter der Leitung des bekannten Dr. Kalkar stand und welche die Station übernommen, dafür aber seiner Wittwe eine Pension in großer Liberalität bewilligt hat.

Missionsstatistik über Britisch-Indien. In dem letzten von dem Indischen Gouvernement publicirten Blaubuche nimmt die Regierung in dem Artikel: The moral and material progress and condition of India during the year 1871—72 zum ersten Male amtlich von den Resultaten der Missionsthätigkeit Notiz. Nach der daselbst mitgetheilten Statistik hat ein bedeutender Fortschritt in der Zahl der zum Christenthum übergetretenen in den letzten 20 Jahren stattgefunden. 1852 belief sich nämlich dieselbe in Britisch-Indien (also Burmah und Ceylon mit eingeschlossen) auf 22,400 Communicanten und 128,000 eingeborne Christen von allen Altern, 1862 auf 49,681 Communicanten und 213,182 Christen — 1872 auf 78,494 Communicanten und 318,363 Christen, die sich auf die einzelnen Provinzen folgendermaßen vertheilen:

Bengalen	mit 13,000	Comm.	und	46,968	eingeb.	Christen
Nordwest-Prov. u. Audh	„ 3,031	„	„	7,779	„	„
Pandschab	„ 707	„	„	1,870	„	„
Bombay u. Central-Prov.	„ 2,256	„	„	6,686	„	„
Madras	„ 33,320	„	„	160,955	„	„
Burmah	„ 20,514	„	„	62,729	„	„
Ceylon	„ 5,164	„	„	31,376	„	„

Nicht in demselben Verhältniß hat sich die Zahl der europäischen und amerikanischen Missionare vermehrt, die nur von 459 (1852) auf 606 incl. die 55 nichtordinirten (1872) gestiegen ist. Aber — und dies ist erfreulicher als ein von außen kommender Zuwachs — der eingebornen ordinirten Missionare werden von Jahr zu Jahr mehr; 1872 gab es ihrer bereits 381! In 30 Sprachen resp. Dialecten hat die Mission eine literarische Thätigkeit entwickelt, 142,952 Schüler stehen unter ihrer pädagogischen Leitung, und in 85 Bildungsstätten für eingeborne Geistliche und Lehrer befinden sich 1618 Studirende, 1997 meist erwachsene Mädchen genießen Unterricht in den Zenanaschulen ꝛc. Der offizielle Bericht kann nicht umhin den hohen Werth der Mission für den intellectuellen, sittlichen und politischen Fortschritt des indischen Reichs anzuerkennen und besonders den segensreichen Einfluß hervorzuheben, den die eingeborne Geistlichkeit auf das Volk ausübt.[1])

Was die römisch-katholische Mission in Indien betrifft, die auf 15 Vikariate vertheilt ist, so wird die Zahl der in ihrer Pflege stehenden Christen 1872 auf 914,691 Seelen angegeben, gegen 815,519 im Jahre 1862. Während die protest. Mission um 60% zugenommen, beträgt die Mehrung der römisch-kath. also nur 11%. Wird von dem Zuwachse noch die zweifelhafte Zahl von 57000 gewonnenen Thomaschristen[2]) abgezogen, so bleiben gar nur 42,000 als zehnjähriger Gewinn. Die großen Zahlen dieser Mission datiren noch aus der Zeit der portugiesischen Herrschaft in Indien; der „permissu superiorum" gedruckte Bericht redet stets nur von „römisch-katholischer Bevölkerung", unter der nicht nur die eingeb. Christen, sondern auch alle Europäer ꝛc. ihres Glaubens begriffen ist, daher kommt es, daß auf manchen Stationen die Zahl plötzlich wächst, aber auch ebenso plötzlich wieder abnimmt, je nachdem die Regimenter der Soldaten versetzt werden.

Die Gesammtbevölkerung Britisch-Indiens hat sich in Folge der amtlichen Zählung als viel größer herausgestellt denn bisher angenommen wurde, sie beträgt in runder Summe 200 Millionen, während die unabhängigen Staaten noch gegen 50 Millionen aufweisen.

Die Mission der Rheinischen M. G. unter den Batta auf Sumatra hat bis jetzt durch den Krieg der Holländer mit den Atschinesen nicht zu leiden gehabt. Nach den bis zum Schluß der Redaction eingegangenen Nachrichten haben die Feindseligkeiten ernstlich wieder begonnen, und sind die Holländer siegreich gewesen. Ist es wahr, daß die Cholera im Holländischen Heere anhält, so dürfte das die etwaigen weiteren Operationen freilich sehr hemmen. Eine vielleicht nicht mehr zu befürchtende Niederlage der Holländer würde wahr-

---

[1]) Er schließt mit den Worten: Without pronouncing an opinion of the matter the Government of India cannot but acknowledge the great obligation under which et is laid by the benevolent exertions made by these Missionaries, whose blameless example and self-denying labours are infusing new vigour into the stereotyped life of the great populations placed under English rule and are preparing them to be in every way better men and better citizens of great Empire, in which they dwell.

[2]) 1872 werden nämlich in dem Vikariate Verapoly, wo man es mit den sog. Thomaschristen zu thun hat, von denen manche in einem losen Zusammenhange mit Rom stehen, andre seine entschiedenen Gegner sind, mit einem Male 57000 Christen mehr als 1870 angegeben!

scheinlich eine allgemeine Erhebung besonders der muhamedanischen Stämme in Niederländisch-Indien nach sich ziehen, da diese den Krieg mit Atschin als einen Religionskrieg auffassen, dann dürfte auch leicht die Battamission bedroht werden, die in Folge einer Recognoscirungsreise einiger Missionare nach dem zum ersten Male von Europäern geschauten Tobasee gerade jetzt auf eine weitere Ausdehnung nach dem Norden gegründete Aussicht hat. —

Von den Sandwich-Inseln, auf dem bekanntlich die eingeborne Bevölkerung seit lange in einem unaufhaltbaren Aussterbeprocesse sich befindet, kommt eben die tief betrübende Nachricht, daß dieser Proceß durch einen sich immer allgemeiner verbreitenden Aussatz mit Macht beschleunigt. Die von der Krankheit Ergriffenen werden nach der Insel Molokai gebracht. Gegen 1000 Patienten wohnen bereits dort und wöchentlich landen neue Schaaren. Diese Heimsuchung ist um so schmerzlicher als sie ein Land trifft, in welchem die Mission ihre Aufgabe bereits gelöst hat und das ernstlich begann sich in sittlicher, socialer und politischer Beziehung zu regeneriren. Dazu wird gemeldet, daß der erst jüngst erwählte König Lunalino unheilbar lungenkrank sei und der Thron also bald wieder erledigt werde, auch keine köstliche Aussicht, zumal 4 Prinzen vorhanden sind, die auf die Nachfolge Ansprüche machen und von denen jeder Anhänger haben soll.

Aus Holland Seitens des Niederl. Ref. Miss. Vereins zu Amsterdam, der christl.-ref. Mission, der Missionsgemeinde zu Ermelo, des Harlemer Missionsvereins und der Niederl. Luth. Gesellschaft für innere und äußere Mission zu Amsterdam ist kürzlich (14. Nov. 73) folgende Petition um ungehinderte Gewissensfreiheit in den Niederl. Colonien an die Zweite General-Ständekammer und den Colonial-Minister abgegangen:

„In Erwägung, daß im Reiche der Niederlande, also auch in seinen Colonien und Vasallenstaaten Gewissensfreiheit Rechtens besteht;

daß Gewissensfreiheit das Recht in sich schließt nicht nur selbst das religiöse Bekenntniß zu ändern sondern auch andre durch Ueberredung dazu zu bewegen;

daß im Widerstreit mit diesem Princip und Rechte nur zu lange namentlich in unsern Ostindischen Colonien die Gewinnung für und der Uebertritt zu der christl. Religion noch beschwert ist, wie auf Borneo, oder die Erschwerung durch Approbation gar gestützt wird, wie neulich auf Almaheima geschehen;

daß die Beschränkung des Rechts der Gewissensfreiheit durch die Klausel: „sie dürfe nur dem Staate nicht gefährlich sein" statt einer Ausnahme nicht — wie in unsrer Colonial-Politik — ein Gewohnheitsrecht der Staatsverwaltung werden darf, wenn nicht jegliche Gewissensfreiheit geradezu vernichtet werden soll;

daß vom Colonial-Minister neulich vor Ihrer Versammlung bezeugt wurde, der Sultan von Ternate habe den Wunsch geäußert, die Propaganda möge auf die Heiden, nicht auf die Muhamedaner gerichtet werden und daß die Niederl. Regierung diese bei einem Muhamedanischen Fürsten wol begreifliche, an sich aber unzulässige Auffassung von Gewissensfreiheit sich zur Richtschnur genommen habe bei der Beurtheilung des im Gebiete des Sultan Geschehenen —

richten die Unterzeichneten an Ihre Versammlung das Gesuch, nichts unversucht zu lassen, damit hinfort ehrlich und streng das grundgesetzliche Recht, auf das sie sich berufen, im Reiche der Niederlande mit Einschluß seiner Colonien und Vasallenstaaten respectirt werde."

Ein Evangelisten-Seminar unweit Batavia. Herr Pr. Schuurmann in Batavia hat aufs dringendste dafür geworben ein großes Seminar für eingeborne Lehrer und Evangelisten auf Java ins Leben zu rufen und für diesen Zweck entweder ein Kapital von 1/2 Million Gulden oder die Garantie für 25000 fl. jährlicher Beiträge verlangt. Der Verein für innere und äußere Mission in Batavia hat diesen Plan zu dem seinen gemacht und Freunde desselben in Holland haben durch ein bewegliches „Wort an das Gewissen von Niederland" ihre Landsleute in Europa dafür zu begeistern gesucht. Anfänglich begegnete dies Vorhaben unter den Missionsfreunden Hollands allerlei sachlichen Bedenken, die aber durch den von Depok zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Europa gekommenen Missionar Beukhof jetzt beseitigt zu sein scheinen. Wenigstens hat die Sache zur Zeit guten Fortgang. 19000 fl. jährlicher Beiträge resp. Kapitalzinsen sind bereits gesichert, was um so erfreulicher ist, als die Niederländischen Christen jetzt zur Errichtung christl. Volksschulen den religionslosen Staatsschulen gegenüber bedeutende Geldopfer zu bringen haben.

Aus England. Wie am 20. Dec. 1872, so hat wieder am 3. Dec. 73 in der englischen Kirche auch außerhalb Großbritanniens ein allgemeiner Missions-Bettag unter sehr zahlreicher Betheiligung der Bevölkerung stattgefunden und haben sich dies Mal auch viele der nichtkirchl. Missions Gesellschaften dieser Feier angeschlossen, ein erfreulicher Beweis für das Wachsthum des Gemeinschaftssinnes unter den Missionsarbeitern der verschiedensten protest. Denominationen. Allgemein wird bezeugt, daß in Folge des ersten Bettags nach mehr als einer Seite hin ein nicht geringer Segen Gottes auf die Mission sei gelegt worden: 60 Personen hätten in erkennbarer Verbindung mit jenem Tage zum Missionsdienste sich gemeldet, neue Unternehmungen in China und Japan wären ins Werk gesetzt, der Eifer der Arbeiter daheim und draußen wie auch die Einnahmen gestiegen und in Folge der in den Tagesblättern vielfach geübten — keineswegs immer unfreundlichen — Kritik sei die Mission ein Gegenstand öffentl. Aufmerksamkeit und energischer Apologetik selbst von Seiten hochstehender Staatsmänner geworden, wie kaum je zuvor. Daher das Bedürfniß der Wiederholung einer so offenbar von Gott gesegneten Feier. Möchten die protestantischen Kirchen Deutschlands das Bedürfniß eines gleichen Eintretens für die Mission in öffentlicher Fürbitte und mannhaftem Bekenntniß bald gleichfalls empfinden! Wck.

Der Missionsbefehl als Missionsinstruction.

Vom Herausgeber.

II. Das missionarische Christianisiren. (*Μαθητεύσατε πάντα τὰ ἔθνη.*)

a) Das Object desselben (*πάντα τὰ ἔθνη*).

Die eigentliche Aufgabe der Mission faßt der Herr in die Worte zusammen: „machet zu Jüngern alle Völker" (*μαθητεύσατε πάντα τὰ ἔθνη*). Da das *μαθητεύειν* durch die folgenden Participia *βαπτίζοντες*[1]) *καὶ διδάσκοντες* nicht nur einen epexegetischen Zusatz sondern zugleich eine höchstwichtige modale Bestimmung enthält und es also wünschenswerth ist diesen Zusammenhang auch in der Disponirung unserer Auslegung festzuhalten, so wollen wir uns zunächst mit dem Objecte des *μαθητεύειν* beschäftigen: *πάντα τὰ ἔθνη*.

Ganz unzweideutig bezeichnet es der Herr in diesen Worten als seinen Willen, daß ohne Ausschluß und Unterschied durch die Missionsthätigkeit alle Völker zu seiner Jüngerschaft gebracht werden sollen. Damit ist Präciseres gesagt, als wir bei Markus lesen: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur."

Zunächst erhellt aus diesen Worten die Größe der der Mission gestellten Aufgabe. Welch ein Werk: hinausgehen in die ganze Welt, allem was Mensch heißt das Evangelium zu predigen und gar alle Völker zu christianisiren! Man bekommt Respect vor der Mission, wenn man sich in diese Größe ihrer Aufgabe hineindenkt und es wird unmöglich sie als eine Winkelsache, des Schweißes und der Begeisterung der Edlen nicht werth, verächtlich zu machen. Es giebt kein Werk, das an Großartigkeit ihr könnte an die Seite gestellt werden und das schon durch diese einzigartige Großartigkeit so das Siegel des Himmels an sich trägt wie die Mission. Wahrlich nur ein Mann, dem „gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden" konnte den Befehl erlassen, sein Reich auszubreiten über die ganze Welt und alle Völker zu seinen Schülern zu machen. Einem andern und ob er unter den „Großen" der Erde der Größeste wäre, wäre solch ein Gedanke nie in den Sinn gekommen! Erst jetzt bei seinem Scheiden von der Erde spricht Jesus klar aus, was er während seines Wandels im Fleische oft blos angedeutet und nur dem tieferen Denken als einen Grundgedanken seines Evangelii zu erkennen gegeben hatte, nämlich daß das Christenthum einen universalen Charakter trägt und darum die Tendenz hat, die Weltreligion zu werden. Selbstverständlich bedingt die Erkenntniß dieses Grundcharakters des Evangelii die Weltmission wie umgekehrt die ausdrücklich verordnete Sendung der Jünger Jesu in alle Welt den Universalismus des Christenthums außer allen Zweifel setzt.

Ist es nun die gemessene Weisung des Herrn, alle Völker zu christia-

[1]) Nach Tischendorf: Editio academica septima 1873.

nisiren durch Taufe und Lehre, so ist es der Mission nicht gestattet an irgend einem Volke grundsätzlich vorüber zu gehen.

Wol schlagen die Stunden Gottes für die verschiedenen Völker zu verschiedenen Zeiten und wenn Er, der die Schlüssel Davids in seinen Händen hält, noch nicht aufschließt, so ist es nicht blos ein vergebliches sondern auch ein vermessenes Bemühen, die Oeffnung erzwingen zu wollen. Auch in der Völkermissionirung giebt es eine göttliche Pädagogie, wie sie der Herr selbst in großen Zügen act. 1, 8 sehr bedeutungsvoll andeutet. Schritt für Schritt, nicht in Sprüngen, gleichsam wie auf einer den Rücken sichernden Etappenstraße soll es vorwärts gehen immer tiefer, immer weiter in das feindliche Gebiet. „Den Juden zuerst" lautete die Losung in der apostolischen Zeit; sie waren das Vermittlervolk für die Heiden, daher bestimmte, außer den großen Verkehrswegen und Verkehrsstätten der damaligen Zeit, die jüdische Diaspora wesentlich die apostolischen Missionswege. Und so geht es fort durch die verschiedenen Missionsperioden, die von dem die Schritte seiner Boten leitenden Herrn verschiedene Völkergruppen zu ihrem Missionsobject angewiesen bekommen, so daß es unstatthaft ist früheren Zeiten Vorwürfe darüber zu machen, daß sie nicht bereits diejenigen Völker christianisirt haben, unter denen heute das Evangelium verkündigt wird. Der Herr der Mission hat nicht blos die Zügel des Kirchen- sondern auch des Weltregiments in seinen Händen und es verdient auch vom missionsmethodischen Standpunkte aus die ernsteste Würdigung, daß der Missionsbefehl nicht nur auf die Aussage gegründet wird: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden", sondern daß ihm auch die ausdrückliche Versicherung folgt: „Siehe — merke darauf! — Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende". In den großen weltgeschichtlichen Ereignissen und Kreisen, in der Erweiterung der christl. Herrschaftsgebiete, in der Ausdehnung der europäischen Diaspora, in dem Wachsen des Weltverkehrs, in dem Fortschritte wissenschaftlicher Entdeckungen ꝛc. bahnt der Herr der Missionsthätigkeit seiner Kirche von Volk zu Volk immer weiter die Wege. Daß sie nur allezeit Augen und Ohren geöffnet habe, um das Rauschen seiner Füße und das Leiten seiner Hand zu vernehmen und sich ebenso vor Schläfrigkeit und Trägheit wie vor eigensinnig erwählten Wegen bewahren zu lassen. Jedenfalls ist es ein wenn auch gut gemeintes doch übereifriges und eigenwilliges Vorgreifen der Weltregierung des Herrn, wenn man meint alle Nationen der Erde zugleich in Angriff nehmen und etwa erst auf Entdeckung bisher unbekannter Völker ausgehen zu müssen, um unter ihnen zu missioniren. Wenn nicht alles trügt, sind wir ja freilich jetzt in die Periode der Weltmission eingetreten, aber auch diese Periode hat ihre Stufen und es scheint ein richtigeres Verständniß der Wege Gottes zu sein, zunächst die nun zugänglich gemachten heidnischen Völker (besonders die Kolonialreiche christlicher Mächte, die Protectoratsgebiete, die in Vertragsverhältnissen mit den christianisirten Staaten stehenden Nationen, die durch den Weltverkehr bereits erschlossenen Länder) energisch zu christianisiren, statt durch eine vorzeitige Zersplitterung unsrer Mittel unsre Kraft zu schwächen. Im Reiche Gottes geschieht alles fein zu seiner Zeit. Es bleibt ein Geheimniß um die „Erwählung der Völker",[1]) wie um die Berufung

---

[1]) Siehe Plath: „Die Erwählung der Völker im Lichte der Missionsgeschichte", und Fabri: „Die Entstehung des Heidenthums und die Aufgabe der Heidenmission", S. 91 ff.

der einzelnen Menschen. Auch in Bezug auf die Nationen gilt: das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am Morgen ausging, Arbeiter zu miethen in seinen Weinberg und um die dritte, sechste, neunte und elfte Stunde gleich also that (Matth. 20, ff.); — erst am Abend wird es offenbar werden, warum er nicht alle zu gleicher Zeit berufen hat.

Allein ein ganz ander Ding ist es, die geheimnißvolle Erwählung der Völker respectirend nach der pädagogischen Weisheit Gottes handeln, die die verschiedenen Völker zu verschiedenen Stunden herzuruft und — grundsätzlich an einem Volke oder gar ganzen Völkerfamilien vorübergehen! Nach der klaren Anweisung des Herrn: alle Völker zu christianisiren, muß es ebenso als Ungehorsam wie als Lieblosigkeit angesehen werden, die Missionsthätigkeit ausschließlich auf die sogenannten Culturvölker oder die lebensfähigen Nationen[1]) beschränken und die Naturvölker oder wenigstens die rohesten und dem Aussterben verfallnen unter ihnen bei Seite liegen lassen zu wollen. Bedürfte das „alle Völker“ bei Matthäus noch einer Verstärkung, so läge dieselbe in dem „in alle Welt“ und besonders in dem „aller Kreatur“ bei Markus. Obgleich die letzteren Worte keineswegs erschöpft sind mit der Erklärung: „allem was Mensch heißt, selbst wenn es eine Kreatur wäre, die kaum noch den Namen Mensch beanspruchen zu können scheint“, sondern noch auf einen geheimnißvollen Zusammenhang zwischen Mensch und Natur, zwischen Christianisirung und Cultivirung, zwischen Ausbreitung des Himmelreichs und Beherrschung resp. Verklärung der Erde hindeuten — so sagen sie doch das Erstere zweifellos auch und zwar mit großem Nachdruck. Haben wir vorhin betont, daß das Paulinische „dem Juden zuerst“ noch immer seine Bedeutung hat, so nehmen wir jetzt für den Zusatz „und auch dem Griechen“ dieselbe allgemeine Geltung mit allem Nachdruck in Anspruch. Das Bekenntniß: „Ich bin ein Schuldner beider der Griechen und der Ungriechen, beider der Weisen und der Unweisen“ (Röm. 1, 14, 16) hat auch bezüglich der Scheidung der Völker in Cultur- und Naturvölker seine Giltigkeit. Selbst wenn die Missionsgeschichte nicht den überzeugenden Thatbeweis von der — wenigstens theilweisen — Fruchtbarkeit der Missionsthätigkeit unter den Naturvölkern lieferte — führt uns die erkennbare Handleitung des Herrn zu ihnen, so würde es strafwürdige Auflehnung wider seinen heiligen Liebeswillen sein, wenn wir einer vorgefaßten Theorie zu lieb, nicht folgen wollten. Und was die aussterbenden Nationen betrifft, dieses so dunkle Problem der Weltgeschichte, verhält es sich mit ihnen nicht wie mit dem einzelnen dem sichern Tode verfallenden Menschen, dem den Trost des Evangelii zu bringen die christliche Liebe erst recht dringt? Und wenn die Mission an den hinsterbenden Völkern so weit als möglich gut zu machen sucht, was an ihrer leiblichen und geistigen Gesundheit seitens der civilisirten Namenchristen gefrevelt worden ist, muß uns solche Sühnung nicht als doppelte Pflicht erscheinen, auch wenn die Statistik den Zahlenbeweis liefert, daß nach so und so langer Zeit das betreffende Volk aufgehört haben wird zu existiren? Ist die Mission nicht eine Rettungsthätigkeit für das Himmelreich?

[1]) Siehe Geekie: „Christian Missions to wrong places, wrong races and in wrong hands“, ein Buch, auf das wir später einzugehen gedenken.

Summa: jedes Volk der Erde iſt Miſſionsobject, keins darf übergangen werden. Nur daß die miſſionirende Kirche mit feinem Gemerk ebenſo auf die leitenden wie die wehrenden (act. 16, 6) Winke des die Miſſion dirigirenden Herrn achte und die Botſchaft des Heils bringe einem jeden wenn die Zeit für es erfüllet iſt.[1])

Haben wir bis jetzt aber nur das πάντα betont, ſo müſſen wir nun den Nachdruck auch auf ἔθνη legen. Wer den Worten des Herrn keine gekünſtelte Auslegung geben will, der wird nicht umhin können zuzugeſtehen, daß in dem Miſſionsbefehle von einer — nicht Bekehrung, wie man ſich irrthümlicherweiſe oft ausdrückt ſondern — Evangeliſirung oder Chriſtianiſirung der Völker die Rede iſt. Der Herr ſagt nicht: „gehet hin und machet aus oder unter allen Völkern Einige, eine Auswahl zu meinen Schülern", ſondern er ſagt ohne ſolche Einſchränkung: machet alle Völker dazu.

Orientirende Ueberſicht

über den gegenwärtigen Stand des geſammten chriſtlichen Miſſionswerkes

von R. Grundemann.

II. Südafrika.

(Fortſetzung.)

3.[2]) Die Kafer-Miſſionen innerhalb der Kolonie.[3]) Je weiter wir im Kaplande nach Oſten vordringen, um ſo mehr finden wir unter der gemiſchten farbigen Bevölkerung den Typus der Kafern vorwaltend. Durchgängig tritt uns jedoch dieſe Nation erſt da entgegen, wo das Land einen andern Charakter annimmt und im Gegenſatz gegen die dürren Berge, die öden Hochebenen und die trockenen Flußbetten des weſtlichen und mittlern Südafrikas jene

---

[1]) Eine beſondere Schwierigkeit bietet der Muhamedanismus, dieſes bis jetzt ungelöſte Räthſel der Weltgeſchichte. Jedenfalls iſt für ihn die Stunde Gottes noch nicht gekommen. Dennoch iſt eine Miſſionsthätigkeit an ihm ebenſo wenig ganz und gar zu unterlaſſen wie an Israel ſo lange die Zeit der Heiden währt. Möglich daß mit Israels Bekehrung auch ſeine Stunde ſchlägt, eine Vermuthung, die um ſo mehr an Wahrſcheinlichkeit gewinnt, als der Zuſammenhang des Islam mit dem Judenthum immer unverkennbarer entdeckt wird.

[2]) Auf Seite 55 iſt zu der Ueberſchrift Nummer „2" anſtatt „4" zu ſetzen, was man zu verbeſſern bittet.

[3]) Vergl.: Allgem. Miſſions-Atlas 11 (reſp. 10) und 14. Bei der vorliegenden Arbeit wurden die neuſten Jahresberichte einiger Geſellſchaften ſchmerzlich vermißt. Für die Fortſetzung hoffen wir jedoch mit dem nöthigen Material ausreichend verſehen zu ſein.

mit grünen Wäldern bedeckte Terrassenreihe sich von dem mächtigen Kahlamba-Gebirge zum Meere herabsenkt, die von zahlreichen, nie versiegenden Bächen, welche die fruchtbaren Thäler bewässern durchbrochen wird. Aber auch hier im Heimathslande der nun unterworfenen südlichen Kaferstämme hat das Volksleben in den letzten Jahrzehnten sehr durchgreifende Veränderungen erfahren. Es ist dies jedoch weniger durch den Einfluß der Regierung bewirkt, der über die Aufrechthaltung gewisser Schranken nicht hinausgeht, im Uebrigen aber die Eingebornen möglichst sich selbst überläßt. Viel mächtiger zeigt sich die von den Ansiedlern gebrachte europäische Civilisation. Je sicherer die Zustände in diesen Distrikten geworden, und je weniger ein neuer Kafern-Krieg zu befürchten ist, um so mehr füllt sich das Land mit Kolonisten, die sich oft in nächster Nähe der für die Eingebornen reservirten Strecken (Lokationen) niederlassen. Wenn auf den letzteren nun auch zumeist noch das Leben nach alter Kafer-Sitte herrscht, so sind doch viele Seiten desselben, durch die Einflüsse der nahen Kultur weit und breit leider nicht zum Besseren, modificirt worden. Wohl wird nach wie vor das berauschende Kaferbier getrunken, doch man vermischt es mit dem noch stärkeren Branntwein, der allerwärts in Schänken feil gehalten wird. Sonst fand man Betrunkenheit meistens nur bei besonderen Gelegenheiten. Jetzt ist sie ein alltägliches Laster geworden. Die alte Tracht, resp. Nacktheit ist gewichen, dagegen verbirgt sich unter den Crinolinen, Chignons und seidenen Schleiern, sowie dem Frack und hohen Hut der alte Schmutz und die alte Eitelkeit, die sich in diesen Civilisations-Karrikaturen fast zur Narrheit steigert. Fleiß und Betriebsamkeit wird man selten finden, desto mehr die bekannte alte Faulheit. Damit hängt dann das leichtsinnige Schuldenmachen zusammen, wie überhaupt aus den neuen Verhältnissen sich viele Versuchungen ergeben, denen das im kindischen Unverstande befangene Volk nicht gewachsen ist.

Es liegt auf der Hand, wie bei dieser Lage der Dinge die Mission einen viel schwerern Stand hat, als einst, da sie gegen den noch ungebrochenen Nationalstolz der Kafern und gegen die Mächte des ursprünglichen Heidenthums zu kämpfen hatte. Früher waren die Stationen, wenn auch bei jeder ernsteren Unruhe mit Zerstörung bedroht, dennoch Stätten, an die sich eine allgemeinere Pietät knüpfte. Die letztere schwindet dahin. Sonst fanden sich größere Schaaren bereit an dem geordneten Leben auf denselben Theil zu nehmen. Jetzt scheuen viele Kafern die beengende Nähe der Stationen die für so manche, die schon etwas von der Kraft des Evangeliums gespürt hatten, wie das böse Gewissen im Lande stehen.

Auch auf die bereits gesammelten Gemeinden können diese Zustände nur nachtheilig wirken. Die Erstlinge, denen es einst viel gekostet hat, unter ihren ungläubigen Volksgenossen bei steter Lebensgefahr den Herrn zu bekennen, sterben allmälig aus. Die nachfolgende Generation entbehrt der Kraft und Entschiedenheit der alten Zeit. Nicht ohne Erfolg wirft die Versuchung ihre Angeln bis mitten in die Gemeinden, deren manche eine Abnahme ihrer Mitglieder zu beklagen haben. Dazu kommt die Lockung der Diamantenfelder. Wenn viele der dorthin ziehenden auch nach einiger Zeit zurückkehren, so werden sie schwerlich bessere Sitten von dort mitbringen.

Die Mission hat auf diesem Gebiete jetzt eine Zeit der Dürre und theil-

weisen Stillstandes durchzumachen. Dennoch sind die Lebensbächlein noch nicht versiegt, und es fehlt nicht an manchen Zeichen, daß andre Zeiten kommen werden, mit erfreulicheren Entwicklungen der Kirche unter dem Kafervolke. Beachtenswerth ist die Heranbildung einer größeren Anzahl von tüchtigen und gediegenen Predigern aus dem Volke, deren mehrere sich bereits treu in ihrem Amte als ordinirte Geistliche bewähren. Auch zeigt sich bei vielen Gelegenheiten eine innige Anhänglichkeit der Kafer-Christen für die Kirche und die Missionare, die sich in freudiger Opferwilligkeit offenbart. Ein günstiges Zeichen ist es ferner, daß die denominationalen Unterschiede der verschiedenen Missionen hier weniger schroff als anderswo hervorzutreten scheinen. Episkopale, Lutheraner, Presbyterianer, Methodisten, Independenten und Herrnhuter gehen Hand in Hand. Eine Konferenz vereinigte 1869 die Vertreter dieser verschiedenen Denominationen und scheint in einer später erwähnten „evangelischen freiwilligen Union für Südafrika" ihre Fortsetzung gefunden zu haben.[1]) Die bei jener Gelegenheit ausgesprochene Hoffnung auf eine förmliche Conföderation der verschiedenen Missionen war wohl etwas zu sanguinisch. Soviel wir ersehen, ist jene Union nur eine persönliche Vereinigung, die indessen in der Ausbildung besonders befähigter Eingebornen zu Predigern eine Thätigkeit begonnen hat, die eine wichtige Zukunft haben könnte. Ob jedoch die damit erstrebte Selbstständigkeit einer christlichen Kaferkirche bereits als nahe bevorstehend gedacht werden darf, mag zweifelhaft erscheinen, und die sofort zu erwähnende Maßnahme der am längsten auf diesem Gebiete arbeitenden Gesellschaft möchte anzufechten sein, wenn sie nicht andrerseits dadurch gerechtfertigt würde, daß in der Mission unter den Kafern nunmehr der Abschluß einer Periode nicht zu verkennen ist.

Die Londoner Missionsgesellschaft nämlich hat auch hier, wie in den westlichen Distrikten der Kolonie, begonnen, die von ihr gesammelten Gemeinden zur Selbstständigkeit überzuleiten, indem sie mit in die independentische Kirche der Kolonie eingereiht werden. Freilich sind dieselben noch von großen Massen heidnischer Bevölkerung umgeben. Indessen läßt sich auch hier sagen, daß diel letzteren von den bestehenden Stationen soweit mit der Verkündigung des Evange iums versorgt werden können, daß die Anlage weiterer Stationen unthunlich sein würde.

In dem früheren brittischen Kaferlande finden wir die Gemeinden Kingwilliamston, Knapp'shope, Tidmanton und Peelton. Aus den benachbarten Distrikten sind folgende zu erwähnen, die ebenfalls überwiegend oder fast ausschließlich Kafern umfassen. Philipton, Oxkraal,[2]) Grahamstown, Somerset, Cradock und Queens-Town. Zu diesen Stationen gehören über dreißig Außenstationen. Leider können wir die Zahl der Gemeindeglieder nur dahin andeuten, daß sie zwischen zwei bis drei Tausend beträgt. Außerdem aber halten sich etwa acht bis zehn Tausend von den Eingebornen zu den Gottesdiensten. Es wird für die jungen Gemeinden

---

[1]) Vgl. Chronicle of the London Miss. Soc. 1872 pg. 229.

[2]) Der früher für diese Station gebrauchte Namen Hakney kommt in neuerer Zeit nicht mehr vor. Der obige Name ist auf den genannten Karten nach holländischer Weise Osskraal geschrieben. Auf Karte Nr. 14 (26° O. L. 32 S. Br.) ist demselben die Unterstreichung zu geben.

keine kleine Aufgabe sein, mit der Kraft des ihnen eingepflanzten Evangeliums sauerteigartig diese Massen zu durchdringen und weiter hinaus auf die heidnische Umgebung zu wirken.

Nicht so groß sind die Zahlen, welche die Mission der Unirten Presbyterianer (in Schottland) aufzuweisen hat. Ihre 5 innerhalb der Kolonie gelegenen Stationen (Glenthorn, Emgwali, Henderson, Elujilo und Adelaide) zählen zwischen drei und vier Hundert Kommunikanten. Obgleich die Predigt unter den umwohnenden Heiden mit vielem Fleiß betrieben wird, hatten die älteren Gemeinden nur geringen Zuwachs. Von einem der Missionare wurde in dieser Beziehung bemerkt: Nicht die zunehmenden Zahlen sondern die erstarkende Gesundheit sei wichtig. „Besser ein kleines Feld guten Waizens, als ein großes voll Unkraut." Zu jeder der Stationen gehören mehrere Außenstationen resp. Predigtplätze, sowie mehrere eingeborne Evangelisten (während die letzteren in den Berichten der Londoner soweit sie uns vorliegen, vermißt werden). Hier wird also noch mehr das eigentliche Missionswerk getrieben, Seelen aus den Heiden zu gewinnen. Von den Unirt. Presbyterianern sind daher bis auf die neuste Zeit neue Stationen angelegt worden, nicht blos jenseits des Kei, der Gränze der Kolonie, sondern auch innerhalb der letzteren, wie Adelaide.

Auch die Mission der schottischen Freikirche scheint sich auf diesem Felde weiter und weiter auszubreiten. Auf den 5 Haupt- und 27 Nebenstationen wirken neben den europäischen Arbeitern 26 eingeborne Lehrer und Evangelisten unter 1200 Kommunikanten mit denen fast eine gleiche Anzahl Getaufter zu den Gemeinden gehört.[1]) Die bedeutendsten Erfolge hat diese Mission jedenfalls in ihrem Erziehungsinstitute zu Lovedale, in welchem befähigte Schüler nicht blos der eignen Gemeinden, sondern auch von fremden Missionsstationen eine gediegene und über Erwarten hohe Bildung erhalten. Selbst Lateinisch, Griechisch und Hebräisch wird gelehrt. Die Zahl der Zöglinge beträgt 184, die, wenn auch nicht alle sich dem geistlichen Berufe widmen, doch schöne Hoffnungen für die Zukunft der christlichen Kirche unter den Kafern darbieten. Daneben besteht auch ein Erziehungsinstitut für Töchter, in dem 64 junge Mädchen eine gediegene christliche Bildung empfangen, die um so wichtiger ist, als die Stellung des Weibes bei den Kafern bisher noch immer dem Evangelisten viel Hindernisse bereitet. Nur von dieser Seite wird im Volke mit Erfolg an der Weckung eines sittlichen Gefühls, das leider noch in bedauerlicher Weise mangelt, gearbeitet werden können.

In Bezug auf die Wesleyan. Methodisten ist wiederum zu berücksichtigen, daß ihre Mission sich nicht blos auf die Eingebornen, sondern auch auf die Ansiedler europäischer Abkunft bezieht. Diese Verbindung erschwert wie überall, so hier besonders die Zusammenstellung und Vergleichung dieser Mission mit andern. Es gehört hierher der Graham's-town-Distrikt mit 17 Hauptstationen, so wie 5 von den Hauptstationen

[1]) Die Hauptstationen sind: Lovedale, Pirie, Burnshill, Macfarlau und Cunningham.

des Queen'stown-Distrikt, der außerdem auch die Mission im freien Kaferlande umfaßt. Von jenen 22 Stationen bilden jedoch nur 9[1]) Mittelpunkte eigentlicher Missionsarbeit, während die Gemeinden auf den übrigen Plätzen überwiegend, wenn nicht ausschließlich europäische Mitglieder umfassen. Daß dieser Theil der Bevölkerung zum Gegenstande missionirender Thätigkeit gemacht wird, ist nothwendig und wichtig. Die letztere wird auch von andern Denominationen getrieben, wie z. B. von Presbyterianern, Independenten 2c., man hält sie jedoch als Kolonial-Mission von der Heiden-Mission getrennt. — Stellen wir die betreffenden Zahlen des neusten Jahresberichtes zusammen, so ergiebt sich übrigens auch bei den Methodisten das numerische Uebergewicht für die Heidenmission. Denn die genannten 9 Stationen zählen 3779 volle Mitglieder und mit denselben etwa 16,000 Theilnehmer am Gottesdienst, während auf die übrigen Stationen 2760 Mitglieder und gegen 14,000 Theilnehmer am Gottesdienst fallen. Jene Zahlen sind jedenfalls bedeutungsvoll und beweisen die ausgedehnten Erfolge dieser Mission. Wichtig ist auch, daß sich unter den Missionaren bereits nicht weniger als neun Eingeborne befinden, die auf dem theologischen Institut zu Healdtown eine tüchtige, wissenschaftliche und praktische Ausbildung erhalten haben. Die Presse zu Mount Coke liefert viele religiöse Schriften und Schulbücher in holländischer wie in kafrischer Sprache. Dabei sei noch nachträglich erwähnt, daß auch die schottische Freikirche in Lovedale eine Presse für die kafrische Literatur unterhält, auf der auch eine Zeitschrift in dieser Sprache gedruckt wird.

Auch die Brüdergemeinde arbeitet auf diesem Felde, das sie als „das Unterland" von den andern Theilen der Kolonie, „dem Oberlande" unterscheidet. Auf ihren drei Stationen Siloh, Gosen, Engotini geht das Missionswerk seinen ruhigen Gang, mehr eine Arbeit der inneren Entwicklung, als der weiteren Ausbreitung. Zwar unterbleibt die letztere nicht, da von hier aus neue Stationen im freien Kaferlande angelegt werden, wie unten zu berichten sein wird. Auch konnte noch in neuster Zeit eine Außenstation bei einem bisher noch nicht mit der Predigt versorgten Kaferstamme innerhalb der Kolonie gegründet werden. Die Zahl der in Pflege befindlichen Eingebornen beläuft sich (mit Einschluß der neuen Stationen jenseits des Kei) auf 1349, worunter 308 Kommunikanten.

In den Berichten der Berliner Missionsgesellschaft, welche hier auf fünf Stationen[2]) 217 Kommunikanten und 844 Gemeindeglieder zählt, wird uns ein klarer Einblick in die oben bereits erwähnten Zustände des Kaferlandes gegeben, bei welchem die, namentlich in den englischen Berichten, vielfach übergangenen Schattenseiten zu ihrem Rechte gelangen. Jeder Missionsfreund kann für derartige ungeschminkte Schilderungen nur

[1]) In ersterem Distrikte: Graham's Town, Port Elizabeth und King William's Town mit besonderen Gemeinden Eingeborner, sowie die reinen Kafermissionen zu Peddie (mit Newton Dale), Mount Coke, Annshaw, Lesseyton, Kamastone und Mount Arthur.

[2]) Bethel, Wartburg, Petersberg, Emdiseni und Etembeni. Letzteres liegt südöstlich von Emdiseni, nicht weit von der Keiskama. Auf Miss.-Atl. Nr. 14 ist übrigens die Lage jener Station zu berichtigen und nördlicher, bis etwa zur Höhe von Iggibigha hinauf zu rücken.

dankbar sein, wenn man auch durch dieselben gezwungen wird, gegen die eignen Wünsche vorgefaßte Meinungen zu berichtigen. Ein einseitiges Lichtbild ist der Sache immer nachtheilig. Erst auf dem dunkeln Hintergrunde, wie er hier offen dargelegt wird in der Lauigkeit in den älteren Gemeinden, den heimlichen Aufruhrgelüsten, der Sucht sich der Beobachtung und der Zucht des Missionars zu entziehen, den verderblichen Einflüssen der eindringenden Kultur zc. kommen andre Züge, wie die Geldbeiträge die in einigen Gemeinden 200 Thlr. und darüber betragen, die Anhänglichkeit an die Missionare, mancherlei Regungen christlichen Geistes in Außengemeinden zc. zu ihrer vollen Bedeutung. Auch die Berliner Mission weiß hie und da von solchem Trost in der „kümmerlichen Zeit" zu reden, den sie besonders auch in einigen deutschen Kolonistengemeinden findet, die sich ihrer Pflege anvertraut haben und die jüngst einen Zuwachs erhielten durch den Hinzutritt einer kleinen, bisher mit der anglikanischen Kirche verbundenen Gemeinde.

Die letztern, vertreten durch die Ausbreitungsgesellschaft (Society for the Propagation of the Gospel) hat auf diesem Gebiete, das zur Diöcese des Bischofs von Graham'stown gehört, eine ausgedehnte Thätigkeit auf einigen zwanzig Stationen. Fast die Hälfte[1]) derselben gilt der Heidenmission, während auf den andern Kolonialmission getrieben wird. Einige der ersterwähnten Stationen liegen jenseits des Kei, im freien Kaferlande, und es ist bereits davon die Rede, letzteres als eine besondere Diöcese von Grahamstown abzuzweigen. Im Jahre 1872 konnte der Bischof über 400 von ihm konfirmirte Kafern schreiben. Dreizehn junge Eingeborne befanden sich in Vorbereitung, um die Weihe als Diaconen zu empfangen.[2]) Dieselben sind in dem Seminar zu Graham'stown ausgebildet, das von einem der Mission sonst keineswegs besonders geneigten Lokalblatte als eine bewundernswürdige Kafernuniversität gepriesen werden konnte. Bei einem öffentlichen Examen setzten die Zöglinge das Publikum durch die mit vollem Verständnis und Ausdruck vorgetragenen englischen Gedichte in Erstaunen; mehr jedoch noch durch die dramatische Aufführung, welche ein ungeahntes mimisches Kunsttalent in jenen schwarzen jungen Herrn erkennen ließ.[3]) Ueberhaupt lauten die Berichte von dieser Seite sehr günstig. Es wird wiederholt hingewiesen auf den auffallenden Unterschied durch den die reinlichen, wohlgesitteten christlichen Eingebornen von ihren heidnischen Volksgenossen sich unterscheiden u. dgl.

---

[1]) St. Matthew, St. Lukes, St. John Bapt., St. Peter's, King William's-town und Graham'stown. Jenseits des Kei liegen St. Mark's, All Saints (Bashee), St. Augustine's, St. Aban's, St. Bartholomew's. — Wir zählen diese Missionen hier an letzter Stelle auf, weil das Werk der genannten Gesellschaft unter allen Kafermissionen das jüngste ist.

[2]) Drei von ihnen sind bereits ordinirt worden. Siehe Missionszeitung. D. H.

[3]) Mission Field 1872 pag. 107.

4. Die Miſſionen im innern Südafrika.[1])

1. Die Londoner Betſchuanenmiſſion.[2]) Wie eine Leiter ſteigt dieſe Miſſion im Oſten der unwirthlichen Kalahari-Wüſte von der Gränze des Kaplandes bis in das ferne Centralafrika hinein. Doch ihre Sproſſen ſind verſchieden weit von einander entfernt und von verſchiedener Stärke und Haltbarkeit. Faſt morſch muß man die unterſten, der Kolonie und dem Oranje-Freiſtaat am nächſten gelegenen nennen. Sowohl die Griqua Miſſion, als auch die zu Likhatlong unter den Barolongs resp. Korannas und Reſten von andern Betſchuanen-Stämmen befindet ſich wohl ſeit einem Jahrzehnt oder länger in einem traurigen Zuſtande. Das Land wird merklich trockener. Quellen an denen die Möglichkeit des Ackerbaues hing verſiegen. Hungersnoth treibt die verarmten Eingebornen auseinander und nur mit Mühe, ſcheint es, können die ſeit langer Zeit geſammelten chriſtlichen Gemeinden zuſammen gehalten werden. Schon im Jahre 1863 ſuchte ein Theil der Griqua's dem Elende zu entgehen und jenſeit des Kahlamba-Gebirges in dem ſogen. Nomansland eine neue Heimath zu finden. — Nachrichten über die betreffenden Stationen ſind in den letzten Jahren in dem Blatte der genannten Geſellſchaft nicht zu finden.[3])

Kräftiger und hoffnungsvoller erſcheint die folgende Miſſion zu Kuruman,[4]) unter den Batlapi. Sie hat bereits reichliche Früchte getragen. Mögen auch die Anfänge des chriſtlichen Lebens in jenem Stamme immer noch manche Lücken und ſchwache Seiten zeigen, ſo wird doch die genannte Station von den reiſenden Europäern, die aus dem Innern zurückkommen, ſtets als Vorpoſten der chriſtlichen Kultur willkommen geheißen. Zum Gedächtnis des Mannes, der hier ſeine Lebenskraft in treuer Miſſionsarbeit daran geſetzt, und dem die Betſchuanenſtämme das wichtige Geſchenk einer Verdollmetſchung der heiligen Schrift zu verdanken haben, ſoll hier[5]) eine Anſtalt zur Ausbildung von Eingebornen zu Lehrern und Evangeliſten unter dem Namen Moffat-Inſtitut gegründet werden.

Die nächſte Stufe der Betſchuanenmiſſion führt uns zu den Bakwena, bei denen noch ein großes Arbeitsfeld offen ſteht. Die Seelenzahl dieſes Stammes iſt auf 30,000 veranſchlagt worden. Schon 1872 wurde die Zahl der Bekehrten auf 1200 angegeben, aber über Mangel an chriſtlichem Leben geklagt. Der Häuptling Setſchele ſcheint den Miſſionaren immer noch freundlich geſinnt zu ſein; über ſeinen chriſtlichen Wandel iſt nichts

[1]) Vergl. Allgem. Miſſ.-Atl. II Nr. 10—13.

[2]) Hier wie für einige andre Rubriken dieſer Ueberſicht möchte ich bemerken: a potiori fit denominatio.

[3]) Im letzten Berichte herrſcht über die Griqua-Miſſion völliges Schweigen, während von Likhatlong und ſeinen 7 Außenſtationen 600 volle Kirchenglieder und über 1000 adherents und von Taung mit 2 Außenſt. über 200 Kirchengl. und c. 500 adh. aufgezählt werden. D. H.

[4]) Mit derſelben ſind auch die früher franzöſiſchen Stationen Motito und Mamuſa vereinigt. Der letzte Bericht zählt 730 Kirchengl. c. 1500 adherents.

[5]) Iſt dahin zu berichtigen, daß dieſe Anſtalt zu Schoſchong (ſiehe unten) ins Leben getreten iſt.

mitgetheilt. Doch giebt der letzte Bericht an, daß im Volke ein steigendes Verlangen zu lernen sich kund giebt und daß jetzt manche Früchte früherer Arbeit eingeerntet werden.[1]) Es haben sich übrigens größere Schaaren von Eingebornen die aus der Transvaal-Republik ausgewandert resp. entflohen sind, dort angesiedelt. Für dieselben ist eine besondere Mission errichtet.

Weiter nach Norden folgt die Mission unter den Bamangwato zu Schoschong der Hauptstadt. Die vielen Kämpfe um die Häuptlingswürde, die diesen Stamm lange Zeit beunruhigt haben und auch dem Evangelium viel Hindernis bereiteten, scheinen zu einem sehr erwünschten Abschluß gekommen zu sein. Macheng, der nach Vertreibung seines Bruders Sekhome herrschte und der zu den Missionaren eine äußerlich freundliche doch immer zweifelhafte Stellung einnahm, hat im Jahre 1872 gleichfalls weichen müssen und Khame, der älteste Sohn Sekhome's ist mit allseitigem Vertrauen zur Häuptlingswürde berufen. Die Missionare haben von diesem ihrem Schüler die volle Ueberzeugung, daß er von Herzen dem Evangelium zugethan ist, und knüpfen an seine Thronbesteigung die schönsten Hoffnungen. Jetzt mögen auch hier manche Früchte der früheren Arbeiten (Schoschong war auch einst Hermannsburger Station) hervortreten; immer aber bleiben noch ausgedehnte Aufgaben, da diese Mission, wie die vorgenannte über die Periode der Anfänge noch nicht hinausgekommen ist.

Der äußerste nach Norden vorgeschobene Posten der südafrikanischen Mission findet sich im Matebelenreiche, Inyati, ebenfalls eine Londoner Station. Mosilikazi, der Gründer jenes Kafernreiches, das auch unterjochte und Reste von aufgeriebenen Betschuanen-Stämmen umfaßt, der gefürchtete Eroberer und Tyrann, ist 1870 gestorben. Zur Mission hatte er die Stellung eines beschränkenden Schutzes mit eigennützigen Absichten, wie sie sich so oft bei afrikanischen Häuptlingen findet. Ueber die Thronfolge entspann sich nach seinem Tode ein blutiger Streit, in dem die Missionare besondere Gelegenheit hatten, Werke der Barmherzigkeit zu üben. Schließlich ging aus demselben Lupengula als Herrscher hervor, der sich wenigstens in sofern der Mission freundlich gezeigt hat, als er die Bitte um einen Platz zur Anlegung einer zweiten Station, wenn auch nach vielen Umständen gewährte. Doch läßt sich noch nicht viel von Erfolgen der Predigt unter dem stolzen, stumpfen und sittlich heruntergekommenen Volke berichten. Uebrigens sind die Missionare nicht die einzigen in der Nähe der Hauptstadt ansäßigen Europäer. Es ist charakteristisch, daß wir selbst an diesem entfernten Platze eine Anzahl Weißer als Händler resp. Jäger finden.

Schließlich ist zu erwähnen, daß die Londoner Gesellschaft, jemehr sie ihre Kräfte aus dem Kaplande zurückzieht, auf eine Stärkung des Missionswerkes auf diesen nördlichen Stationen bedacht ist.

2. Die Mission im Oranje-Freistaat. Die älteste Station

---

[1]) Bekanntlich wirkten Hermannsburger Missionare 5 Jahre lang mit Erfolg bei Setschele. Sein Platz wird übrigens in neuerer Zeit, Lohaheng oder Molepolole genannt, wonach Miss.-Atl. Nr. 12, wo dieselbe als Liteyane angegeben, zu berichtigen ist.



der Berliner Mission, Bethanien giebt immer wieder durch den stillen gottesfürchtigen Wandel der Gemeinde, sowie das fortschreitende Wachsthum derselben durch die Taufe Erwachsener, Veranlassung zur Freude. Von den 1000 Eingebornen, die an diesem Platze leben, gehören 600 zur Gemeinde, von denen gegen 300 Kommunikanten sind. Es fehlt freilich auch hier nicht an einzelnen räudigen Schafen, doch wird ihnen durch wohlgeübte Kirchenzucht das Gegenwicht gehalten. Auch die Polizei auf dem Platze wurde früher durch einen von den Missionaren gewählten „Hoofdman“ geübt. Jetzt ist sie einem weißen Friedensrichter und dem Feldkornet übertragen, was sich bisher eher förderlich, als nachtheilig beweist. Mit den Behörden des Freistaats steht die Mission auf gutem Fuße. Bedroht wird sie leider, wenn auch nicht in Bezug auf die genannte Station, durch die Ansprüche der Englischen Regierung, welche durch die Diamantfelder hervorgerufen worden sind. Die letzteren haben bereits auf die in ihrer Nähe gelegene zweite Station, Pniel, einen höchst nachtheiligen Einfluß gehabt, und die zu derselben gehörigen Koranna und Betschuanen in nicht geringem Maße sittlich ruinirt. Mit den erwähnten Ansprüchen wird der gesammte Grundbesitz dieser Station in Frage gestellt. Auf der dritten Station Portjesdam, die einen schönen Anfang hatte, sind die Hoffnungen in neuster Zeit auch etwas herabgestimmt, da die Dürre äußerlich viel Schaden that, und viele Bewohner zum Wegziehen veranlaßte, andrerseits Trunksucht und Mangel an Zucht einzureißen begann, und leider selbst der ehrenwerthe Stifter der Station den Verführungen der ersteren nicht widerstehen konnte. — Die kolonisatorischen Arbeiten die die Berliner Gesellschaft hier mit ihrem Werke verbindet, sind zwar vielfach von ungünstigen Umständen gehindert, haben jedoch immer noch soviel Erfolg geliefert, daß sie einen Theil der für die Mission erforderlichen Geldmittel aufbringen. — Zu Bloemfontein besteht eine kleine deutsche Gemeinde, die von den Missionaren der Gesellschaft bedient wird.

Der Betschuana-Distrikt der Methodisten-Mission hat seinen Mittelpunkt in der eben genannten Hauptstadt des Freistaates. Die dazu gehörigen Stationen liegen jedoch zum Theil in der Kap-Kolonie, wie Wittebergen und Bensonvale,[1]) zwei Reserven, auf denen also unter Eingebornen gearbeitet wird, während auf ein paar andren Stationen[2]) die Wirksamkeit sich wahrscheinlich überwiegend auf Europäer bezieht. Doch sind auch dort die Farbigen nicht übergangen und neben englischer und holländischer Predigt wird auch in Sesuto und Kafir, das Wort Gottes gepredigt.* So sind auch im Freistaat zu Fauresmith und Bloemfontein europäische und Betschuanen-Gemeinden verbunden. Hier dagegen ist Thaba'Nschu mit 606 Mitgliedern, die sich zum Theil freilich auf 29 Außenstationen vertheilen eine aus Barolongs und Mischlingen gesammelte Gemeinde. Ferner gehört zu diesem Distrikt weit im Norden, nahe der Londoner Bakwena-Mission, die Station Moschaneng gleichfalls unter

[1]) Mit 350 resp. 291 Gemeindemitgliedern (1872.)
[2]) Colesberg, Burgersdorp, Alival North.

einer Bevölkerung von Barolong, die trotzdem sie bisher nur dann und wann von einem europäischen Missionare besucht wurde, es auf 162 Gemeindeglieder gebracht hat. Nunmehr sollte ein solcher dort bleibend seinen Wohnsitz nehmen. Die Berichte über den Stand der Gemeinden lauten durchweg günstig.[1]) Auch die Ausbreitungsgesellschaft (Soc. Propag. Gosp.) hat auf diesem Felde 3 Stationen, die unter dem anglikanischen Bischof des Oranje-Freistaates stehen, dessen ganze Diöcese nur 1000 Mitglieder umfaßt. Zu Bloemfontein und Fauresmith ist aus holländisch-redenden Griqua, Koranna ꝛc. sowie auch aus Betschuanen verschiedener Stämme eine Gemeinde gesammelt worden. Bedeutender aber ist die Wirksamkeit unter den Barolong auf Thaba'Nschu. Die Zahl dieses Stammes wird hier auf 13,000 angegeben. Unter ihnen scheint diese Mission gleiche Erfolge wie die der Methodisten zu haben. Eine zweite Station ist in jener Gegend zu Modderpoort angelegt worden. — Die angedeutete Wirksamkeit trägt überall einen stark ausgeprägten ritualistischen Charakter.

Endlich müssen wir die Mission auf den Diamantfeldern erwähnen. Dieselben erstrecken sich am linken Ufer des Vaal von dem verlassenen Hebron an bis an die Mündung des Hart-Flusses. Mit großer Schnelligkeit waren dort im buntesten Gewirr Schaaren von Weißen und Farbigen zusammengeströmt. Es entstanden sonderbare Zeltstädte in denen vor allen die Schnappsbuden, Billardszelte ꝛc. nicht fehlten. Doch auch die Kirche mußte den hier von so großer Gefahr umgebenen Seelen nachgehen. Nicht weniger als 4 Denominationen (Anglikaner, Methodisten, Independenten und die Reformirte Synode des Kaplandes) schickten Prediger dorthin, ließen Zeltkirchen errichten und fanden so viel Erfolg, daß die letzteren oft die Menge der Hörer nicht fassen konnten. Auch den Farbigen wurde besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und Gottesdienste in den verschiedensten Sprachen eingerichtet. Wir haben also hier auch ein eigentliches Missionsfeld zu erwähnen, das leider der Natur der Sache nach der Stetigkeit entbehrt, die für ein solches so nöthig ist.

3. Die Mission der Pariser M.-Gesellschaft unter den Basuto, die bekanntlich von 1865—68 durch den Krieg des Oranje-Freistaats gegen Moschesch auf's Schwerste geschädigt war, hat sich schneller als es erwartet werden konnte, von jener Niederlage erholt, ja erfreut sich sogar bei einer weit durch das Volk gehenden Erweckung eines bedeutenden Aufschwunges. Alle jene Stationen, die zerstört waren, oder wenigstens von den Missionaren hatten geräumt werden müssen, und für deren Wiederaufnahme fast keine Hoffnung mehr übrig blieb, sind (mit Ausnahme von Hebron) jetzt aufs Neue Stätten treuer und gesegneter Arbeit an den einst zerstreuten nun aber wieder gesammelten und stets sich mehrenden Heerden. Die unter Vermittlung Englands[2]) 1869 angenommenen Friedensbedin-

[1]) Der letzte Jahresbericht zählt 11 Hauptstationen auf dieses Missionsgebiet und 2182 volle Kirchenglieder. D. H.

[2]) Dessen Protektion Moschesch angerufen hatte.

gungen entsprachen zwar nicht den Wünschen der Basuto und ihrer Freunde, da nicht unbedeutende Gebietstheile abgetreten werden sollten. Noch im folgenden Jahre war von einer Revision dieser Bedingungen die Rede, um die man die englische Regierung angegangen hatte. Diese Angelegenheit aber verschwand wenigstens in den Berichten der Pariser Gesellschaft unter den Drangsalen des Krieges gegen Deutschland. Obgleich die Folgen des letzteren sich jedenfalls auch bis auf die Stationen im fernen Auslande erstreckt haben, so scheint doch das Missionswerk in keiner Weise darunter gelitten zu haben. Die Berichte lauten so günstig, wie nur von wenigen Missionsfeldern Südafrikas. Das Volk der Basuto hat nach den Niederlagen des Krieges einen entschiedenen Aufschwung genommen. Während andre Farbige nach den Diamantfeldern liefen, soll von den Basuto keiner dies gethan haben. Das christliche Leben macht Fortschritte; die Zahl der Kommunikanten mehrt sich bedeutend und zahlreiche Heiden melden sich zum Taufunterricht. Hie und da wird freilich auch Gleichgiltigkeit, Widerspruch der Häuptlinge ꝛc. erwähnt. Wichtig ist das Seminar zu Morijah welches Lehrer und Gehilfen bildet. Auch ist eine höhere Töchterschule angelegt worden.

Nach den letzten statistischen Angaben betrug die Zahl der Kommunikanten 2183, die der Taufbewerber 1315, die der Schüler 2069. 321 Erwachsene waren im Laufe des letzten Jahres getauft worden; 6099 Fr. für kirchliche Zwecke aufgebracht. — Die Stationen sind: Thaba Bossigo (Bossiou), Berée, Morija, Leribé, Thabana Morena, Siloe, Mabolélé Hermon, Bethesda, Masitissi. Die letztere liegt am linken Ufer des Oranjeflusses, nicht weit von Bethesda, wohin sich während des Krieges Flüchtlinge gesammelt hatten. Außerdem werden von dort die außerhalb des Basuto-Gebietes gelegenen Missionsgemeinden Bethulia, Carmel, Smithfield besucht. Moschesch ist im Jahre 1870 gestorben und zwar als Christ, nachdem er lange Zeit eine zweifelhafte Stellung zur Mission eingenommen hatte.[1])

3. **Die Betschuanen-Mission der Hermannsburger und Berliner.** Schon von dem Jahre 1857 an hatte **Hermannsburg** Missionare bei den Bakwena, Bamangwato und Baharutsi gehabt. Nach mehrjähriger Wirksamkeit trennten sich jedoch dieselben von der Missionsleitung und missionirten auf eigne Hand. Später wurden die beiden erstgenannten Felder von der Londoner Gesellschaft, die auf ihnen die ersten Anfänge gemacht hatte, wieder besetzt. Der Hermannsburger Mission aber blieb der südöstlich wohnende dritte Stamm, zu dem nach Ausgleichung des angedeuteten Zerwürfnisses mehr Missionare geschickt, und neue Stationen angelegt wurden. Bei Feststellung der Grenzen der Tronesvaal-Republik ist ein Theil des betreffenden Gebietes unter dem Namen Mariko (Klein-Moriko) der letzteren einverleibt. Dort liegt die ältere Station Linokana und wahrscheinlich 2 neuere Mathebe und Ramaliana,[2]) über deren Lage

[1]) Ueber seinen Nachfolger finde ich eben keine Angabe. Jedoch ist anzunehmen, daß sein Sohn Tsekelo die Häuptlingswürde erlangt hat. Derselbe ist ein Christ und hat sich einige Zeit in Frankreich aufgehalten.

[2]) Die neuste Karte der Republik (die bei Ausarbeitung des Obigen nicht zur Hand war,) zeigt, daß jedenfalls Mathebe jenseits der Grenze liegt.

keine genauen Angaben zu finden sind. Drei andere Stationen die mit den genannten zu einem Konferenzkreise vereinigt sind, liegen außerhalb der Grenzen der Republik, nämlich: Limao, Pata letschopa, und Kolobeng. Zusammen umfassen die genannten Stationen 104 Gemeindemitglieder aus den Heiden.

Größeren Erfolg hat die etwas später im Rüstenburger Distrikte begonnene Mission gehabt, welche jetzt auf 11 Stationen[1]) über 1200 Gemeindeglieder zählt. Besondere Bewunderung erregt bei allen Besuchern Bethanien, ein großes, gut angelegtes und ordentlich gehaltenes Dorf, an dessen Bewohnern eine durchgehende Umwandlung des ganzen Lebens nicht zu verkennen ist. Für einige Stationen erwachsen aus der Nähe der Boers mancherlei Schwierigkeiten. Doch wird durch diese Nähe auch wieder anderen Schwierigkeiten, wie sie sich bei freien Stämmen finden, vorgebeugt. Aus der heidnischen Bevölkerung ziehen Viele nach den Diamantfeldern und kommen reicher, eingebildeter und verderbter zurück. Den Gemeindegliedern wird es nicht gestattet dieser Versuchung zu folgen. — Manche der genannten Stationen sind übrigens noch sehr jung; noch ist Raum und Gelegenheit vorhanden, die Zahl derselben zu vermehren.

Aehnlich steht es mit dem Werke der Berliner, das sich besonders auf die nördlichen Theile der Transvaal-Republik erstreckt. Es ist dies das jüngste von den Arbeitsfeldern jener Gesellschaft, bringt jedoch die reichlichsten Früchte. Oben an steht noch immer die Station Botschabelo[2]) die unter ihren 1315 Bewohnern 1034 Getaufte und 140 Taufbewerber zählt, immer noch neue Ansiedler aus Sekukuni's Reich anzieht, und das Ansehen eines europäischen Dorfes zu gewinnen anfängt. Erfreulich sind auch die Fortschritte der bei den Städten Pretoria und Leydenburg gesammelten Gemeinden. Die strenge Handhabung der Platzgesetze schützt die Eingebornen gegen etwaige schädliche Einflüsse der nahen Kultur. Auch zu Potschefstroom ist neuerdings eine Station angelegt. Auf den übrigen Stationen[3]) geht es verschiedenartig. Auf einigen ist die Arbeit durch die Feindseligkeit der Häuptlinge sehr erschwert; auf andern geht sie um so lebensfrischer vorwärts. Auch hier zeigt sich mannigfach, daß die Betschuanen fast unter allen südafrikanischen Völkern die besten Aussichten für die Mission darbieten.

Auch auf diesem Gebiete finden sich Stationen der reformirten Kirche Südafrikas, über die wir bisher leider keine näheren Nachrichten erlangen konnten.

---

[1]) Bethanien, Hebron, Mosetla, Potoane, Kana, Rüstenburg, Saron, Leporro Pella, Phalane und Emmaus.

[2]) Sie ist bekanntlich eine Kolonie von Flüchtlingen aus dem Reiche des Bapedi-(Nord-Basuto) Häuptlings Sekukuni, die nach Vertreibung der Missionare von demselben durch diese angelegt wurde.

[3]) Wallmannsthal, Tschuaneng, Ga Matlale, Ga Lekalekale (-Makapanspoort), Modimulle, Blouberg, Makchabeng. Dazu kommt die ganz neue Station Ga Sebase, weit im Norden gelegen.

Wallmannsthal ist auf der Karte nachzutragen östlich von Pretoria am Pienaarsflusse; Tschuaneng etwa 5 Meilen N. N. O. von jener Stadt, zwischen Aaps- und Pienaarsfl. Hinsichtlich der nördlichen Gebiete sind soviel kartographische Veränderungen eingetreten, daß die Karte einer durchgehenden Berichtigung, resp. Neu-Zeichnung bedarf.

Die Kolhs in Ostindien und ihre Christianisirung.

(Von Th. Jellinghaus, von 1865—1870 Missionar im Dienst der Goßnerschen Mission, jetzt Pastor in Rädnitz bei Crossen.)

(Fortsetzung.)

Besonders hervortretend ist die Liebe der Kolhs zu Musik und Tanz, zusammen mit dem ili, einer Art Reisbranntwein, den jede Kolhsfrau zu brauen versteht. Ueberhaupt sind sie ein vergnügtes, heiteres geselliges Volk, so weit nicht die bösen Geister- und Hexenfurcht und die Unterdrückung durch die Hindus und Muhamedaner zusammen mit der Trunksucht ihnen einen Zug von Furchtsamkeit und Stupidität aufgedrängt hat, was besonders oft bei den älteren Leuten auffällt.

Das Tanzen wird von der Jugend mit großer Leidenschaftlichkeit betrieben. In jedem Dorfe ist ein Tanzplatz. Hier versammeln sich die jungen Leute beiderlei Geschlechts an sehr vielen Abenden zum Tanz. Der Tom-Tom, eine Art Trommel, wird geschlagen und begleitet mit ziemlich gutem Takt Tanz und Gesang. Die Tänzer stellen sich, die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite, einander gegenüber. Jeder umschlingt seinen Nachbar mit den Händen um den Hals oder die Taille. So springen sie aufeinander zu und wieder zurück und bewegen sich fort im Kreis von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten. Diese Tanzereien und Saufereien dauern, auch wenn sie den Tag über schwer arbeiten, oft Abend für Abend bis tief in die Nacht hinein. Viele der dabei gesungenen Lieder sind schmutzig und gewöhnlich bleibt nicht nur bei den Unverheiratheten sondern auch bei den Verheiratheten Unzucht nicht aus. Im Ganzen sind diese Tänze Pflegestätten der Unkeuschheit und Trunksucht und Quellen des Unheils. Auch die besseren Heiden urtheilen so tadelnd über die Tänzereien.[1]) Viele Ehemänner suchen mit Worten und mit Schlägen ihre Frauen vom Tanzplatz zurückzuhalten, ebenso findet man, daß die Frauen ihre Männer auszanken und ihnen mit Fortlaufen drohen, wenn die Männer auf die Tanzplätze gehen. Da so oft von Engländern behauptet wurde, es sei verkehrt von der evangelischen Mission, daß sie diese „schönen nationalen" Tänze den Christen zur Sünde mache und verbiete, so erkundigte ich mich mehreremals bei Kolhschristen, die früher selbst getanzt, genauer nach dem sittlichen Verhalten der Tänzer auf den Tanzplätzen. Es wurde mir gesagt, immer seien schmutzige Reden, Lieder und Thaten mit den Tänzen verbunden. Ich sagte ihnen darauf: ich hätte aber von einem Gesange und Tanze gehört, welcher von den jungen Männern mit den jungen Mädchen und Frauen vor der beginnenden Tigerjagd gesungen würde und den Refrain hätte: „Wer da tödtet den Tiger, soll sein der König", in diesem Gesange sei nichts Schmutziges enthalten gewesen. „Ja", antworteten sie mir, „wenn die Leute zur Tigerjagd gehen, da singen

[1]) Die Missionare sind daher keineswegs „Rigoristen und Fanatiker", wenn sie die Christen von solchen „unschuldigen" Vergnügungen zurückzuhalten suchen, wie sie solches z. B. auch auf vielen Inseln der Südsee thun müssen, wo der Ausdruck „unschuldige" Vergnügungen freilich noch eine viel krassere Ironie ist. D. H.



sie keine zotigen Lieder und thun nichts Unzüchtiges, denn sie fürchten sich, daß Singbonga sie sonst in des Tigers Gewalt lassen werde."

Den Gesang liebt der Kolh fast zu jeder Tageszeit und es lebt wirklich im Volk ein poetischer Sinn, aus dem die alten Sagen immer wieder neugeboren und alte und neue Lieder gesungen werden. Der Raum erlaubt es nicht hier mehrere von diesen Liedern zu geben. Darum mögen ein paar Proben genügen.

Gespräch zwischen Mann und Frau über das Altwerden. Die Frau beginnt:

O Du in grasbedeckter Hütte,
Im Holzhaus mein Gatte!
Wie die Blume bist Du vertrocknet,
Wie die rothe Blume bist Du verwelket.
Ist es von der Erde Hitze, mein Gatte,
Oder von des Himmels Gluth,
Daß Du wie die Blume vertrocknet,
Daß mein Gatte wie die rothe Blume verwelket?

Des Mannes Antwort:

Nicht kommt's von der Erde Hitze,
Nicht kommt's von des Himmels Gluth,
Die Zeit geht hin, meine Gattin,
Das Alter steigt auf.

Die Zeit geht hin, meine Gattin,
Wie ein schmaler Fußsteig;
Das Alter steigt auf, Genossin,
Wie auf breitem Landwege.

Wie in einem dummen, dumpfen Hochlande, o Gattin,
Sind wir dumm geworden, o Gattin!
Wie in wirrer, wüster Tiefebene, o Genossin,
Sind wir wirr geworden.

Du bist dumm und ich bin dumm, o Gattin,
Wir sind alle beide dumm.
Du bist wirr und ich bin wirr, o Gattin,
Wir sind alle beide wirr.

Anrede der aus des Vaters Haus scheidenden Braut an ihren Bruder. Ein Hochzeitslied:

In einer Mutter Leib wir waren Schwester und Bruder
Trinkend haben wir getrunken ein ganzes Faß voll Milch,
Dein Loos, o Bruder, ist des Vaters Holzhaus,
Mein Loos, o Bruder, ist das ferne Land.
Die Mutter weinet lebenslang,
Der Vater weinet sechs Monat,
Der Bruder weinet beim Reden und Essen[1])
Die Schwägerin weint einen Augenblick,
Die Hühner mir nachrufend machen sich den Kamm schon wieder glatt.

Nachfolgender kurze Vers möge noch zeigen, wie die heidnischen Kolhs den alten Grundsatz des gottvergessenen und sich zu raschem Genuß der fliehenden Lust anspornenden Menschenherzens: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen

[1]) D. h. so lange das Hochzeitsessen und die Unterhaltung über die Hochzeit und über das Scheiden der Schwester aus dem väterlichen Hause währet.

sind wir todt„ „ede, bibe, lude, post mortem nulla voluptas“ im Liede auf ihre Art variirt haben:

Kommt Mädchen, laßt uns zum Tanze gehn,
Auf dem Flecke der Stein nur bleibt liegen,
Kommt Mädchen laßt uns zum Feste ziehn,
Wie die Bäume (eingewurzelt) nicht wollen wir leben.
Ist das Leben aus, wird der Leib verbrannt,
Ist das Leben aus, werden wir Erde.

In Betreff der Sprache der Kolhs verweise ich auf meinen Aufsatz in der Ethnologischen Zeitschrift, Jahrgang 1873, S. 170 und auf das S. 27—28 Gesagte. Die unter sich sehr nahe verwandten Munda-, Larka-Bhumija-, Santal-Kohl-Sprachen haben fast durchweg einsilbige Wortstämme. Diese Wortstämme sind vielfach gleichlautend mit Stämmen des Sanskrit und der indogermanischen Sprachen. Doch läßt sich hierüber noch nichts Genaueres sagen, denn die vergleichende Sprachkunde hat über dies Gebiet kaum etwas zu forschen angefangen. Obwohl die zeitweilige Richtung der Linguisten auf solche Gleichheit und Uebereinstimmung nicht zu achten pflegt, weil sie, so lange nicht ein organischer Zusammenhang unmittelbar nachgewiesen ist, alles für Zufall zu halten geneigt ist, so kann ich doch nicht umhin die Vermuthung auszusprechen, daß man noch dahin kommen wird eine tiefere Verwandtschaft dieser Sprachen mit den sogenannten indo-germanischen nachzuweisen.

Von für das Wesen dieses Volkes charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieser Sprachen führe ich nur an, daß die Sprache nur das „Du“ hat und ihr alle Höflichkeitsformen in der Anwendung der Pronomina gegen Höhere fehlen. Dies kann uns ein Anzeichen sein, daß die Kolhs nie in complicirten Culturverhältnissen gelebt haben. Es drückt sich eben auch darin ihr Unabhängigkeits- und Freiheitssinn aus. Trotz der Jahrhunderte langen mehr und minder vollständigen Gewalt der Hindus über sie, sind sie doch durchaus nicht sklavisch-unterwürfig und schmeichlerisch geworden. Im Gegentheil offenbaren sie eine kindliche Zutraulichkeit und Kühnheit und reden jeden, er sei von welchem Volke er wolle, gern „Bruder“ an. Eigentlich kriechendes, heuchlerisches, bettelhaftes Wesen wie bei den niedrigen Hindukasten findet man bei ihnen äußerst selten. Aus diesem Freiheitsgefühl haben sie auch Dienste bei der englischen Regierung, in der Armee oder Polizei, bisher nur wenig angenommen. Diejenigen welche wirklich als Polizeisoldaten eingetreten, geben den Posten auf, sobald sie soviel verdient, daß sie sich einige Ochsen anschaffen und als mehr unabhängige Bauern ihr Brod erwerben können.

Zu der Naivität der Sprache gehört auch, daß sie so gern in Fragen reden und antworten, z. B. wo wir sagen: „wirst du mich auch lieb haben“, sagen sie: „Wirst du mich lieben haben oder nicht?“ Wenn man sie ermahnt die Wahrheit zu sagen, so antworten sie: „Warum sollte ich lügen?“ Wenn einer dem andern sagt: „Sei fleißig“ so antwortet der andere: „Warum sollte ich nicht fleißig sein? Wer wird mir, wenn ich nicht arbeite, was zu essen geben? Vom Himmel regnet doch kein Korn?“ Als ich mal meinen Diener, einen Christen, den ich in eine von Tigern gerade recht unsicher gemachte Gegend schicken wollte, fragte: fürchtest du dich auch? antwortete er zuversichtlich lächelnd: Warum sollte ich mich fürchten, ohne Gottes Befehl kann der Tiger mich nicht

aufessen? Oft wenn man einen Christen ermahnte den Herrn Jesum immer lieb zu haben, antwortete er: Warum sollte ich den Herrn Jesum nicht lieb haben? Es deutet dies gewiß auf einen kindlich unbefangenen, von Skeptizismus und Diplomatie unangekränkelten Sinn, der das Wirkliche auch für vernünftig hält und es wunderlich findet, wie es anders sein und wie jemand anders denken könne als er. Diese Gemüthsrichtung und natürliche Zuversicht macht es ihnen als Christen auch leicht, fest zu glauben und Gott zu vertraun und für ihren Glauben als einen unbedingt wahren gegen Hoch und Niedrig muthig einzustehn. In einer wirklich liebenswürdigen Weise wurde mir einst von heidnischen Kolhs in dieser Art geantwortet. Als wir die Station Patrasburj fertig gebaut, wollte ich auch einen Begräbnisplatz für etwaige auf der Station sterbende Christen haben. Ich ließ die Häupter des benachbarten Dorfes, lauter Heiden, kommen. Dieselben boten mir erst, weil sie gern Geld gewinnen wollten eine große Fläche Landes zur Pacht an. Ich lehnte es ab, weil wir keinen Ackerbau trieben und sagte: ich wünsche nur einen geräumigen Begräbnißplatz. Als ich ihnen nun Größe und Lage des Platzes bezeichnet und sie nach dem Kaufpreis fragte, da gingen sie, nach ihrer Sitte in solchen Fällen, etwas abseits um sich zu berathen. Bald kam ein Abgesandter wieder und sagte: „Wie? der Padri Saheb[1]) schlägt ja keine Menschen todt, wir werden ihm doch umsonst einen Platz für die Beerdigung seiner Todten geben?"

Noch wichtiger fast als die Bekanntschaft mit den religiösen und sittlichen Anschauungen der heidnischen Kolhs ist zum Verständniß der Hoffnungen und Kämpfe der Kolhsmission ein Einblick in die sociale Lage dieses Volkes. Wie schon oben von den sogenannten aborigines Indiens überhaupt gesagt, so sind auch die Kolhs ziemlich gewiß die ersten Urbarmacher von Chota Nagpore und darum auch die rechtmäßigen Herren und Besitzer des Landes. Im heidnischen Gesetzbuch des Manu steht schon seit 2000 Jahren der Canon: „Wer zuerst den Boden urbar macht, der ist mit seinen Nachkommen der rechtmäßige Besitzer." Oben ist ebenfalls schon angedeutet daß alles Besitzrecht bei den Kolhs auf der zur Dorf- und Gaugemeinde erweiterten Familie der ursprünglichen Urbarmacher beruht. Die besitzberechtigten Einwohner der in Gauschaften geeinigten Dörfer bilden Eine Familie und betrachten sich als blutsverwandte Brüder. Wenn ein Familienzweig ausstirbt, so fällt das betreffende Land an die Dorfbrüderschaft zurück. Die Leitung der Dorfangelegenheiten in den Dorfversammlungen, die Schlichtung von Streitigkeiten, die Vertretung nach außen liegt in den Händen des Dorf-Munda (Schulze) und Dorf-Pahan (Priester). Aber diese beiden Personen sind nicht reicher als die andern und sind auch schuldig so viel als möglich alles nach dem Wunsche der Dorfversammlung, „der Dorfbrüder", zu verwalten. Je 5—20 Dörfer bilden eine Kili = Gauschaft, die sich nach einem Urahnen, der oft einen Thiernamen führt und dadurch gewissermaßen das Wappen der Gauschaft abgiebt, nennen. An der Spitze jeder Kili steht ein

[1]) Padri aus dem Portugiesischen bedeutet in Indien christlicher Missionar oder Geistlicher, Saheb = Hoheit aus der Sprache der Muhamedaner ist jetzt die Anrede und Titulatur jedes Europäers.

Häuptling oder König mit zwei Beistehern. Aber auch diese Könige waren selbst in den früheren Zeiten ihrer Regierungsherrlichkeit Bauern mit mäßigem Grundbesitz, die wie die andern ihren Acker pflügten. Unter der Herrschaft der Hindus, Muhamedaner und Engländer haben sie aber immer mehr alle Macht der Verwaltung eingebüßt und sind ganz andre Autoritäten an ihre Stelle getreten. Die Nachkommen der Häuptlingsfamilien stehen aber noch jetzt als angesehene Männer in einem gewissen Ansehen bei den gemeinsamen Festen, Jagden und Berathungen.

Besonders merkwürdig ist, daß die Männer einer Kili oder Sippschaft nicht Mädchen aus derselben heirathen dürfen, sondern immer gehalten sind Mädchen aus einer andern Kili des betreffenden Volksstammes zu ehelichen. Dadurch wird einmal die Einheit und Gemeinsamkeit der verschiedenen Kili's des einen Volksstammes sehr erhalten und gemehrt, dann aber auch wieder das bloß männliche Erbrecht und Bewußtsein, daß die männliche ganze Verwandtschaft Besitzerin des festen und beweglichen Eigenthums sei, wach erhalten. Obgleich die Frau im Ganzen eine geachtete Stellung im Hause hat, so kann sie doch weder als Wittwe noch als Tochter erben, denn als Wittwe kommt sie ja aus einer andern Kili und als Tochter kann sie ja nur an einen Mann einer andern Kili verheirathet werden. Stirbt deshalb ein Kolh ohne männliche Erben, so nimmt der nächst älteste Bruder oder Verwandte die Wittwe und ihre Töchter mit allem ihrem Eigenthum zu sich. Die Wittwe erhält mit seiner eigenen Frau gleiche Kleidung und Kost sammt ihren Töchtern und arbeitet mit als Familienglied. Verheirathet sie sich aber wieder, so muß sie alles Eigenthum und auch ihre Kinder im Hause des verstorbenen Mannes zurücklassen.

Außer den erbberechtigten Bauern giebt es aber auch fast in jedem Dorfe außer einigen hinduistischen Handwerkern noch Besitzlose d. h. solche Leute die aus einem andern zu bevölkerten Dorfe stammen und nun als Landmiether des Dorfackers oder auch als Dienstleute der erbberechtigten Bauern ihren Unterhalt suchen. Knechte werden auf ein Jahr gemiethet, indem ihnen zum Zeichen des Contraktes in einer symbolischen Handlung Kopf und Fuß mit Oel bestrichen wird. Diejenigen Kolhs, welche im Dorfe nicht ganz ihren Unterhalt finden, wandern schon seit vielen Jahrzehnten, besonders wenn Familienstreitigkeiten, Wanderlust 2c. dazu kommt, nach Calcutta um dort als Kulis sich Geld zu verdienen. Von Calcutta gehen sie dann auch oft von Kuli-Agenten engagirt nach der Insel Mauritius und Westindien, in den letzteren Jahren besonders viel in die Theepflanzungen von Assam. Wenn sie sich dort einiges Geld verdient haben, so kehren sie nach 3 oder oft auch nach 10—20 Jahren wieder in die Heimath zurück. Die Mehrzahl weiß dann leider mit dem gewonnenen Gelde nichts besseres zu thun als Gastereien und Saufereien zu veranstalten und so alles durchzubringen; nur wenige verwenden das Geld und die erlangte größere Weltkenntniß um sich einen gesicherten, größeren Besitzstand zu erwerben.

Was das Verhältniß der Kolhs zur Kaste betrifft, so haben sie, wohl nur weil die Hindus nicht mit ihnen aßen, auch Kastengebräuche angenommen in der Art, daß sie nicht mit Genossen eines andern Volksstammes essen und daß, wer es dennoch thut, als unrein ausgestoßen wird. Je mehr die Kolhs nun mit Hindus zusammen wohnen, je ängstlicher halten sie die Kastenregeln. Man kann aber noch deutlich merken, daß dies nicht immer so gewesen. Die Munda-Kolhs

essen z. B. das Essen, welches die Urao-Kolhs gekocht haben, während die Urao's die von Munda-Kolhs gekochten Speisen nicht essen. Dabei findet durchaus keine Unterordnung der Munda's unter die Urao's Statt, im Gegentheil die Munda's sind die zahlreicheren und behaupten auch, daß sie die später eingewanderten Urao's aus Liebe bei sich aufgenommen. Die Munda-Kohls erklären daher klugerweise obiges Kastenverhältnis so, daß sie sagen, die Uraos seien früher ihre Köche gewesen, daher äßen sie das von Uraos gekochte, aber nicht umgekehrt.

Wann die Kolhs unter die Herrschaft der Hindus und Muhamedaner gekommen, ist schwer zu sagen. Es finden sich mitten in Chota Nagpur hinduistische Baureste, die 200—400 Jahr alt sind. An den Grenzen giebt es selbst bedeutend über tausend Jahr alte buddhistische Tempelreste. In den Annalen der früheren muhamedanischen Regierung steht, daß Akbar Shah im Jahre 952 also 1545 p. Chr. n. den König von Chota Nagpur unterjocht und tributpflichtig gemacht hat. Es war also schon damals das Land von hinduisirten Königen regiert und die Kolhs wohl noch mehr im Besitz des Grund und Bodens wie jetzt, aber doch nicht mehr ein selbständiger und sich selbst vertheidigender Volksstamm.

Die Kolhs erzählen den Verlust ihrer Unabhängigkeit mit verschiedenen Modifikationen gewöhnlich so: Die Munda-Kolhs hätten neben einer Schlange ein aus der Verbindung zwischen einem Brahmanen und einer Kolhfrau gezeugtes Kind gefunden und dasselbe aufgezogen. Es sei ein so kluger und liebenswürdiger Mann geworden, daß sie ihn zum Könige gemacht und ihm einen Theil des Landes in jedem Dorfe übergeben. Aber dieses Königsgeschlecht, die Nag-bansi's (Schlangen-Geschlecht), habe immer mehr Hindus ins Land gerufen und undankbar angefangen die Kolhs zu unterdrücken und ihres Landes zu berauben. Diese Erzählung hat in dem Hauptsächlichen viel Wahrscheinliches. Die das Königsgeschlecht umschmeichelnden Brahmanen haben diesen ziemlich gewiß von den Munda-Kolhs abstammenden Königen dann eine wunderbare Abstammung und Geburt von einer Gottheit in Schlangengestalt angedichtet. Auf dieselbe Weise sind übrigens nachweisbar viele Könige aus dem Blute der Ureinwohner zu Hindus höchster Kaste mit mythologischen Nymbus von den feilen hungrigen Brahmanen allmählich erhoben und so aus geborenen Beschützern ihres Stammes zu hinduistischen Unterdrückern geworden. Viele dieser Könige haben dann auch ihre Unterthanen in Sprache, Religion und Sitte fast gänzlich hinduisirt. Auf die einfachen Häuptlinge der Ureinwohner und ihr ganzes Volk hatte eben die Bildung der in allen Wissenschaften erfahrenen Hindus, dies feine, gewandte, prachtvolle Auftreten ihrer höheren Kasten, die Staunen und Ehrfurcht einflößenden Berichte, Belehrungen und Zaubersprüche der alten Veden sammt den Schastrs eine gar große überwältigende Anziehungskraft.

So sehr man diese Ueberlegenheit der Hindus und ihre hohe Cultur anerkennen muß, so kann doch ein unpartheiischer, menschenfreundlicher Geschichtsforscher nur sagen: die Hindus haben die Kolhs wie die andern Ureinwohner wohl durch ihre größere Bildung angezogen, aber diese Unterwerfung gereichte diesen Völkern in religiöser, sittlicher und ökonomischer Beziehung nicht zum Segen sondern zum Unheil. Aus ihrer, freilich von finsterer Zauberei und Dämonenfurcht verdunkelten, kindlich-monotheistischen Welt- und Religionsanschauung wurden sie immer mehr hinabgezogen in die ideelloseste Form des pantheistischen Hinduismus, den

schmutzigen Dienst des in Wollust und Mordlust schwelgenden Gottes Shiva und der Kali. Aus ihrer Unabhängigkeit und ihrer vielfach auf guten sittlichen Anschauungen ruhenden brüderlichen Selbstverwaltung kamen sie als eine unreine, unverbesserliche, zur Knechtschaft geborene Menschenrace und Kaste unter eine ungezügelte Tyrannei und mitleidslose Aussaugung. Man sieht daraus recht klar, wie ohne die Herzensbildung des wahren evangelischen Christenthums die höhere Cultur der begabten erobernden Völker die weniger gebildeten Völker social und sittlich durchaus nicht hebt, sondern nur zum Werkzeug der Tyrannei und Demoralisirung wird. Der entsetzlich stumpfe und demoralisirte Zustand der von den ehemals unabhängigen Ureinwohnern abstammenden niedern Hindukasten ist hiervon ein trauriges aber beredtes Zeugnis.

Glücklicherweise ist bei den Kolhs dieser Hinduisirungs-, Unterdrückungs- und Verderbungsprozeß noch nicht ins Unrettbare fortgeschritten, wenns auch bis in die letzten Jahrzehnte hoffnungslos genug für sie aussah.

Die Königsfamilie der Nagbansi und die benachbarten Könige zogen immer mehr Hindus und Muhamedaner ins Land, gaben ihnen alle Posten der Regierung und setzten sie als Verwalter oder Besitzer in und über die Dörfer. Diese Hindus brachten die Rechtsanschauung der Hindus und Muhamedaner mit, daß der König auch Besitzer des Grund und Bodens ist, daß alle ungebildeten Bauern nur rechtlose Miether sein können, von denen man so viel Abgabe und Frohndienste nehmen kann als nur herauszuquetschen ist. Dazu thaten die hinduistischen Kaufleute und Wucherer auch das ihrige um die Kolhs um den Schweiß ihrer Arbeit zu bringen. Aber theils durch die bergige abgelegene Lage des Landes, theils durch den in Aufständen sich kund gebenden bewaffneten Widerstand der Kolhs war doch so viel geblieben, daß in einigen Gegenden, besonders in der Provinz Singbhum, die Kolhs noch die alleinigen Besitzer des Grundes und Bodens unter ihren eigenen Dorf- und Gauvorstehern, (wenn auch meist abgabenpflichtig), geblieben waren, und daß in fast allen Gegenden noch ein Theil des Landes, das Bhuinyar-Land, abgabenfreies Eigenthum der Bhuinyars, der ursprünglichen Dorfurbarmacher, war. Aber das Recht dieses freien Bauernstandes wurde von den Hindukönigen und den von ihnen eingesetzten hinduistischen Dorfbesitzern und Dorfpächtern nur aus Nothwendigkeit stehen gelassen, das entschiedene Ziel war völliges Besitzergreifen alles Landes. Ihre Verbündeten in diesem Werk waren die Uneinigkeit, die Trunksucht und Dummheit der leichtgläubigen Kolhs.

Dies war etwa der Zustand als die Engländer die Regierung über das Land und seine Könige bekamen. Das Land sah zum ersten Male englische Truppen im Jahr 1771 und wurde in Folge davon der Ostindischen Compagnie unmittelbar tributpflichtig. Doch erst allmählig übernahmen die Engländer auch die Gerichtsbarkeit und eigentliche Regierung und erst im Jahr 1832 in Folge eines Aufstandes der Munda-Kolhs vollständig. Die Kolhs waren nämlich durch die ganz in Händen von Hindus und Muhamedanern sich befindliche englische Regierungsmacht immer schlimmer geplagt worden und waren besonders mehrere Fälle von brutaler Gewalt und Frauenraub vorgekommen. Da griffen sie von den auch rebellischen aber feigen Hindukönigen mißleitet und über die Absichten der Engländer ganz falsch berichtet zu den Waffen und machten den Engländern durch tapfern Angriff und Widerstand viel zu schaffen. Die englische Regierung sah ein, daß der Aufstand das Resultat eines bösen Mißverständnisses gewesen

und übernahm nun die wirkliche Regierung des Landes mit den besten Absichten für die Kolhs.

Es wurden die englischen Beamten angewiesen, wie es in der Verfügung heißt: „zu wachen gegen eine weitere Degradirung und Unterdrückung der Kolh-Bevölkerung, — der produktiven und arbeitsamen Klasse des Landes.“[1])

Aber so gut die Absichten der englischen Regierung waren, es blieb, da doch mit muhamedanischen und hinduistischen Unterbeamten das Land verwaltet werden mußte, schwer dies auszuführen, so lange nicht die Kolhs durch die belebende und wahrhaft emanzipirende Macht des Christenthums aus ihrer Unbildung, Indolenz, Trunksucht und verdumpfenden Dämonenfurcht herausgerissen wurden.

Die englische Regierung schaffte mehr Sicherheit des Eigenthums und verhinderte die früher gang und gäbe rohe Räuberei durch die Könige und Dorfbesitzer. Aber die Hindus wußten sich in die neuen Verhältnisse zu schicken. Da sie die einzigen Beamten der der Kolhsprache durchweg unkundigen Engländer waren, so bildete sich bald durch Verwandtschaft und Bestechung ein Bündniß zwischen diesen Beamten und den hinduistischen Unterdrückern und bald war Gericht und Polizei in ihren Händen. Je mehr nun durch die von der englischen Regierung hergestellte öffentliche Sicherheit und die guten, liberalen volkswirthschaftlichen Gesetze der Werth von Grund und Boden stieg, desto gieriger begannen sie nun durch List, Meineid, Rechtsverdrehung und Uebertölpelung der des Lesens und Schreibens und der schwierigen muhamedanischen Gerichtssprache (Urdu) gänzlich unkundigen Kolhs das von den Vätern mit viel Schweiß und Lebensgefahr urbar gemachte Land an sich zu reißen.

In Indien, wo sich fast Niemand aus einem falschen Eide etwas macht, sieht man recht was das beste modern europäische Gesetzbuch und Rechtsverfahren nützen kann ohne sittlich-religiösen Sinn und Gewissenhaftigkeit im Volke.

Wenn der Missionar die schreiende Ungerechtigkeit ansehen muß, welche oft wider den besten Willen des ans Gesetz gebundenen englischen Richters da triumphirt, und welche ein von Natur gutherziges Volk immer mehr ruinirt und auch moralisch corrumpirt, so ist das eine der betrübendsten, niederbeugendsten Erscheinungen des Missionslebens. Ohne Augenzeuge gewesen zu sein hat man keinen rechten Begriff und Gefühl davon, wie ein Volk trotz mancher guten Gesetze und wohlwollender Regierungsabsichten so völlig rechtlos und schutzlos betrogen, beraubt, durch Zwangsarbeit ohne Lohn und Kost zu Tode gequält und so aus einem grundbesitzenden zu einem halben Sklavenvolke gemacht wird.

Ebenso wie ihre Unabhängigkeit, Freiheit und rechtmäßiger Besitz ging, wie schon oben angedeutet, ihre ursprüngliche Religionsanschauung und Sittlichkeit immer mehr zu Grunde und wurde ihr ganzes Denken immer mehr mit den religiösen Gebräuchen des rohesten Hinduismus der niedern Klassen, mit Gedan-

---

[1]) Man vergleiche den Aufsatz „The Kôls of Chota Nagpore“ in der Calcutta Review, Jahrgang 1869, von Missionar J. Long, dem alten bewährten Freund und Sachwalter des unterdrückten bengalischen Landvolks, der auch in dieser Schrift wieder mit der Begeisterung eines Volkstribunen die Wahrheit vertritt, daß die socialen Zustände Indiens nur dann gebessert und auch der Christianisirung nur dann die Wege gebnet werden können, wenn die Landbebauer anstatt rechtloser Miether zu Erbpächtern und Besitzern gemacht werden und in den Besitz ihrer Menschenrechte kommen.



ken von Vielgötterei, Seelenwanderung und pantheistischer „Weltschmerzerlösungs-ideen" angefüllt. Die in den Wissenschaften unkundigen Kolhs fingen an mit geheimnißvollem Staunen brahmanistische Bücher und Zauberformeln zu lesen. Manche Kolhs feierten die Schwingfeste mit und ließen sich zu Ehren der blutigen Gottheit schwingen.

Daß sie nun durch Annahme der Hindureligion ihre Freiheit gänzlich verlieren und zu einer der niedrigsten Hindukasten werden müßten, davon hatten sie wohl eine dunkle Ahnung aber selbst ihre Klügsten kein klares Bewußtsein. Doch ist es bezeichnend, daß, nächst dem Shivadienst, eine Abart der Kabirpanthsekte die größte Anzahl von Proselyten unter ihnen machte. Diese Sekte ist in ihren Grundgedanken durchaus ächt hinduistisch-pantheistisch und weltschmerzlich, aber sie ist revolutionär gegen den Formen- und Satzungskram des Brahmanismus. Vor allen ist sie gegen Bilderdienst und die Tyrannei der Kasten. Sie stellt als Hauptsatz hin, daß die Seele in Allen gleich sei und daß ihr erlösendes Aufgehen in Gott dadurch zu bewirken ist, daß man Gottes Namen oft anrufe, und daß man von allem Fleische der Geschöpfe von reinem und unreinem esse. Die Kaste wagen sie nicht offen zu brechen, aber in den nächtlichen religiösen Versammlungen und Mahlzeiten essen die Leute verschiedenster Kaste miteinander. Die Kolhs, welche dieser Sekte beitraten, entsagten auch als „Gerechtigkeit suchende" dem Reisbranntwein, wurden aber auch wieder oft von schändlichen Guru's (Lehrer, Meister) verführt denselben ihre Frauen preiszugeben.

So saßen und sitzen die Kolhs in großer Finsterniß und gingen immer größerem Verderben entgegen. Noch ein Jahrhundert länger und die evangelische Mission hätte bei ihnen ebenso verderbten, unfruchtbaren Boden gefunden, als bei so vielen andern indischen Kasten und Volksstämmen. Das, was sie aber in dieser Lage besonders empfänglich für das Christenthum machte, war ihr tiefes Gefühl und ehrliches Eingeständniß davon, daß sie „finster" und wie „dumme, verirrte Schaafe" in diesem räthselhaften Leben seien.

Dieses tiefe Gefühl von der Dunkelheit und dem Schmerze dieses Lebens macht sie empfänglich für den Trost und das Licht des Christenthums, weil sie sich noch nicht (wie die sonst auch das Geborenwerden für ein Unglück ansehenden Hindus), darüber pantheistisch beruhigt haben.

So sehen wir aus allem, nicht englische Regierungsweisheit, nicht Schulen und Civilisation konnte die in Teufelsfurcht, Trunksucht und hinduistische Tyrannei gebannten und in der Verzweiflung kraftlos gewordenen Kolhs wirklich sittlich heben, nur die Geisteskraft und Bildung des evangelischen Christenthums konnte sie retten! Sie mußten und müssen entweder Christen werden oder in jeder Beziehung zu Grunde gehen. Es ist mir deshalb immer rührend und muthmachend gewesen, daß sie in ihrer Einfalt das Richtige getroffen, wenn die Christen der Kolhs sich das Wort des Herrn Mtth. 11, 29 u. 30, „Kommt her zu Mir" zu ihrem, bei allen Ansprachen und Gebeten so sehr oft gebrauchten, Lieblingsspruch gewählt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mission auf der evangelischen Allianz in New-York (2—12. Oktober 1873).

Von Th. Christlieb, D. u. Professor der Theologie in Bonn.

(Schluß).

Die zweite Section tagte gleichzeitig mit der Ersten in der bischöflich methodistischen St. Paulskirche, und hatte zu ihrem Gegenstand specielle Missionsgebiete.

Unter diesen kam zuerst das Missionswerk in Indien an die Reihe. Und ganz mit Recht; sind doch auf dieses Missionsgebiet, wie auf kein zweites, die vereinten Anstrengungen der bedeutendsten protestantischen Missionsgesellschaften gerichtet. Nicht weniger als 25 derselben sind heute daselbst mit etwa 550 europäischen und amerikanischen Missionaren, über 200 eingebornen ordinirten Predigern und 2000 Evangelisten und Katechisten auf 400 Stationen in Thätigkeit.[1])

Zuerst sprach hier ein bekehrter Brahmine der schottischen staatskirchlichen Mission, Rev. Narayan Sheshadri aus Bombay, derselbe, dessen hervorstechender weißer Turban uns schon oben aufgefallen ist. Er schilderte zunächst die Brahminen, diese autorisirten Interpreten aller heiligen Bücher, als die Seele des Hinduismus. Jeder Brahmine sei weit mehr ein infallibler Würdeträger als der Papst in Rom. Habe er doch in seiner rechten Hand das Feuer, mit dem er das ganze Universum verbrennen könne, in seinem rechten Ohr den Gangesstrom, in seiner großen Zehe den ganzen Ozean. Er ist Herr in der oberen wie in der unteren Welt, und kann in letzterer Eigenschaft einem Reichen nehmen, was ihm beliebt, als sein rechtmäßiges Eigenthum. Was er vorschreibt, ist infallibel u. s. f. Und um dieses System, das dem Brahminen in diesem und jenem Leben jedmöglichen Vortheil gibt, ungestört aufrecht erhalten zu können, verbieten die heiligen Bücher sowohl den Brahminen als allen Gläubigen, über das Meer oder den Indus zu gehen und fremde Länder zu besuchen. Nur eine Geistesmacht wie das Christenthum kann ein so festgeschlossenes, tief eingewurzeltes Religionssystem wie den Hinduismus mit Erfolg angreifen. Redner skizzirte nun die verschiedenen Wege und Methoden der Evangelisation in Indien: Reisepredigt, Straßen- und Bazarpredigt, Gründung von Schulen und höheren Bildungsanstalten 2c. In letzterer Hinsicht beschrieb er besonders den tief greifenden Einfluß des von dem bekannten schottischen Missionar (jetzt Professor am Free Curch College in Edinburg) Dr. Duff 1830 in Calcutta gegründeten College. Dasselbe hat gegenwärtig nicht weniger als 1300 Zöglinge, die neben fleißigem Bibelstudium einen vollständigen europäischen wissenschaftlichen Lehrcurs durchmachen.

Um den Unglauben der in den Regierungsschulen erzogenen jungen Leute zu bekämpfen, veranstaltete Duff und seine Genossen allwöchentlich eine Vorlesung über geoffenbarte und natürliche Religion. Durch sie wurde unter Andern

[1]) Siehe die genaue Statistik in der vorigen Nummer.

auch der Herausgeber des damals sehr einflußreichen „Enquirer“, Herr Banajie, zum Christenthum geführt. Jene schottische und ähnliche treffliche Anstalten anderer Gesellschaften, besonders der Londoner und der Church Miss. Soc. theils in Calcutta, theils in Bombay und Madras haben in den Anschauungen eines großen Theils der Bevölkerung eine völlige Revolution hervorgebracht. Die alten Schulen des Hinduismus, die auch Wissenschaft und Kunst lehren wollten, aber bei jedem Gegenstand großartige Schnitzer machten, besonders mit ihrer fabelhaften Geographie, wurden von den Studenten sehr schnell in ihrer völligen Absurdidät erkannt, während die Kenntniß des Christenthums sich unter den Gebildeten verbreitete. Und ob Viele dasselbe auch noch nicht als göttlich geoffenbarte Religion anerkennen, so halten sie es doch für die größte civilisatorische Macht der Welt, die für die Bedürfnisse der Menschen sich am besten eigne. Daher ziehen Viele es vor, ihre Kinder lieber in den Missionsschulen zu Christen erziehen als sie in den Regierungsschulen, welche die Bibel ausschließen, zu Ungläubigen werden zu lassen. „Das indische Missionsfeld ist daher ein sehr hoffnungsvolles; aber der Arbeiter sind noch zu wenig. Ist erst Indien christianisirt, so werden seine Völker dem Norden und Osten die helfende Hand reichen und wird bald die ganze Welt das Evangelium vernehmen.“ —

Nach einer Ansprache des schottischen Arztes Dr. Hugh Miller über „die Hindernisse des Missionswerks in Indien“, wobei namentlich auch das gottlose Leben europäischer und amerikanischer Kaufleute in Indien als eines der größten Hindernisse und Aergernisse für die Sache der Mission hervorgehoben wurde, berichtete Missionar Woodside über die Arbeit unter der weiblichen Bevölkerung Indiens und die angestrebten Fortschritte in der socialen Stellung und Erziehung derselben. Nach dem Nit-Schaster, den Purans und andern heil. Schriften soll das Weib für sich keine besondern Andachtsübungen verrichten, sondern ihren Gatten anbeten. „Will sie einen Reinigungsact vollziehen, so möge sie die Füße ihres Gatten waschen und das Wasser trinken; denn der Gatte ist für sein Weib größer als Wischnu.“ Nahezu 120 Millionen Weiber in Indien befinden sich noch immer in einem Zustand physischer, geistiger und sittlicher Sklaverei. Wohl suchte die englische Regierung seit Anfang dieses Jahrhunderts ihre Lage zu verbessern, aber nur Eine Macht der Welt kann dies gründlich bewirken, das Evangelium, wenn es von christlichen Frauen im herzgewinnenden Ton schwesterlicher Liebe in die verschlossenen Zenanas (Frauengemächer) gebracht wird. Der Evangelisation Indiens, die gewiß ist, ob auch Generationen kommender Missionare sich an ihr noch zu Tod mühen müssen, hat sich jetzt eine Macht zugesellt, deren weitreichenden Einfluß die Welt bisher noch nicht genug begriffen hat. Wie an Allem, was zum Ruhm der Humanität beiträgt, so muß auch an diesem heiligen Kampf die christliche Frau theilnehmen, und Indien bietet ihrer besonderen Gabe ein ebenso großes als einladendes Thätigkeitsfeld. Redner deutete damit auf den neusten, vielversprechenden Zweig des indischen Missionswerks — die Zenana-Mission.[1])

[1]) Dieselbe hat seit Jan. 1872 bereits ihre eigene alle 3 Monate erscheinende Zeitschrift „The Indian female Evangelist“, die unter Leitung der Indian female normal School and instruction Society in London redigirt (J. Nisbet u. Co.) schon mehrere treffliche Artikel z. B. von Dr. Duff über Indian Womanhood u. A. gebracht hat, die wir der Beachtung deutscher Missionsfreunde empfehlen.

Einen Blick in noch tieferes heidnisches Elend eröffnete der Bischof der Brüdergemeinde, Dr. von Schweinitz aus Bethlehem in Pennsylvanien, durch eine Rede über Missionsarbeit unter heidnischen Stämmen der niedersten Stufe. Er rechnete zu diesen die Eskimos, einzelne Indianerstämme in Central- und Südamerika, die Buschneger von Surinam, die Bewohner von Feuerland und die Eingebornen von Australien, und verneinte entschieden die Frage, ob es nicht besser sei, von diesen und ähnlichen Stämmen, deren Bedeutung für die Welt im Ganzen gering, die Missionsarbeiter wegzunehmen, um alle Kräfte auf wichtigere Gebiete und größere Nationen zu concentriren. Auch die Arbeit unter den am Tiefsten Gesunkenen ist ein ganz angemessenes, nothwendiges und großes Werk. Ja es hat für unsre Zeit eine besondere Bedeutung, indem es der unchristlichen Philosophie gegenüber den unwiderleglichsten Beweis von der Allgenugsamkeit des Evangeliums für die ganze Welt als Bekehrungs- und Civilisationsmacht liefert, und dadurch die Kirche Christi ermuthigen muß, mit aller Kraft das Heidenmissionswerk zu betreiben. Redner zeigte dies dann näher an der Brüdermission unter den Eingebornen Australiens, die nach 36jähriger vergeblicher Anstrengung von Seiten verschiedener Missionare als absolut unzugänglich für Christenthum und Civilisation galten, bis 1860 der Erstling, Nathanael Pepper, in der Colonie Victoria getauft werden konnte. Letzteres erregte ein solches Aufsehen, daß ein öffentliches Meeting unter Vorsitz des Gouverneurs gehalten wurde, um der Freude der Christen über diesen Sieg des Evangeliums Ausdruck zu geben. Und jetzt führen schon über 100 dieser einst so schmutzigen, nackten, von gerösteten Eidechsen lebenden Wilden in der Pflege der Brüdermission ein christlich geordnetes Leben, ein — Beweis, daß kein Stamm zu niedrig steht für die Einflüsse des Evangeliums, keine Sprache zu barbarisch ist für eine Uebersetzung der Bibel in dieselbe, kein heidnisches Individuum zu thierisch verkommen, daß nicht eine neue Kreatur in Christo aus ihm werden könnte! —

Ein anderes Blatt der evang. Missionsgeschichte schlug Rev. W. Murray von Falmouth in Jamaika auf, der uns ein Bild des heutigen Christenthums in Westindien entrollte. Er stellte Cuba und Jamaika einander gegenüber als zwei Typen, jenes der niedersten, dieses der höchsten Stufe bürgerlicher und religiöser Freiheit in Westindien. Auf jener reichsten aller westindischen Inseln ist heute noch nur der römische Katholizismus geduldet. Sie ist daher die Einzige, auf der sich kein evang. Missionar befindet. Niemand kann dort Eigenthum erwerben ohne die schriftliche Erklärung, daß er „apostolischer römischer Katholik“ sei. Leute von zartem Gewissen lassen dann oft das Wort „römisch“ aus, und ist der Betreffende vermöglich oder bei den Behörden in Gunst, so drücken sie ein Auge über dieser Auslassung zu. Erziehung wird schrecklich vernachläßigt; nicht der zehnte Theil der Kinder zwischen 5 und 15 Jahren besucht irgend eine Schule! Auf der ganzen Insel existirt keine Sonntagsschule, und der Wochenschulen sind nur wenige. Priester und Volk sind gleich unmoralisch, ungerecht und grausam im höchsten Grade. Die Gottesdienste werden in der unandächtigsten Weise gehalten, und von ihnen weg läuft der Priester zum Hahnenkampf. Nicht bloß im Volk, auch in der Priesterschaft ist Unglauben vorherrschend. Durch Jahrhunderte lange staatliche und kirchliche Tyrannei hat das von Natur edel angelegte und tapfere Volk auf diese niederste Stufe der

Unwissenheit und Unsittlichkeit herabsinken müssen. Aber auch für Cuba schlägt durch den gegenwärtigen Kampf um bürgerliche und religiöse Freiheit die Erlösungsstunde. Kommen die Cubaner nach Jamaika, dem Zufluchtsort für ihre Weiber und Kinder, so leihen sie religiöser Unterweisung gern ihr Ohr.

Ganz neu war uns folgende Mittheilung. Seit 1871 besteht in Kingston (Jamaika) eine Mission für Cuba. Ihr Gründer ist Rev. Ramon Monsalvalge, ein bekehrter katholischer Mönch, den Merle D'Aubigné unterrichtete, und der die Reformationsgeschichte desselben in's Spanische übersetzte. Durch die Freigebigkeit eines New Yorker Kaufmanns ward es ihm möglich, nach Kingston zu gehen und dort unter viel Schwierigkeiten eine Kirche und Schule zu gründen. Und die Frucht seiner Arbeit ist jetzt eine 400 Seelen zählende evang. Gemeinde von Cubanern, zwei Sonntags- und zwei Wochenschulen und eine Gesellschaft für Unterstützung und Unterweisung cubanischer Wittwen und Waisen. In Cespede's Armee erklären Generale und andre Offiziere, wie auch viele intelligente Soldaten sich selbst für Protestanten. Licht dringt unaufhaltsam ein in die mittelalterliche Finsterniß dieses Landes.

Dagegen ist Jamaika, „die Quelleninsel", ein nominell protestantisches Land, besonders seit Aufhebung der Sklaverei. Hier ist sittlicher und religiöser Fortschritt unter den Einwohnern in die Augen springend. Leben und Eigenthum ist so sicher wie in England. Industrie und Sparsamkeit nimmt stetig zu unter den Eingebornen. Nach dem Census von 1873 hatte die Insel 506,154 E., darunter 13,101 Weiße, 100,346 Farbige, 392,707 Schwarze. 1/7 derselben kann jetzt lesen und schreiben, nahezu 1/3 lesen. Etwa 45,000 Kinder besuchen die Schule. Die Zahl der Sonntagsschullehrer beläuft sich auf 3000. Protestantische Missionare sind jetzt 205 auf der Insel in Thätigkeit (neben 7 katholischen Priestern und einem Rabbiner), und sie vertheilen sich auf die einzelnen Denominationen so: 73 bischöfliche Geistliche, 40 Baptisten, 28 Wesleyaner, 23 Presbyterianer, 15 Herrnhuter, 11 unirte Methodisten, 6 Congregationalisten, 9 amerik. Missionare (theils congregationalistisch, theils presbyterianisch). Der erwachsenen vollen Kirchenmitglieder sind es über 51000. Die jetzt entstaatlichte Episkopalkirche wird zwar noch immer größtentheils von öffentlichen Einkünften unterhalten, bereitet sich aber auf Selbstunterhalt vor. Völliger Unabhängigkeit am Nächsten stehen die Baptistengemeinden; doch erhalten auch sie noch manche Geistliche von England. Die Andern nähern sich Schritt für Schritt diesem Ziel. Auch auf den Nachbarinseln dehnt sich das Missionsnetz immer weiter aus. — Zwar bleibt auch hier noch viel zu thun übrig. Die völlige Beseitigung des Concubinats und andrer Uebel der Sklaverei wird noch Generationen erfordern. Doch leben schon 109,840 Personen der Gesammtbevölkerung in geordneter Ehe, und im Ganzen ist der fortschrittliche Zustand der Dinge ein ermuthigender. —

Ueber den Zustand der Indianer in den vereinigten Staaten sprachen der ehrenwerthe F. R. Brunot von Pittsburg (Pennsylvanien), der einige Jahre lang an ihrer Hebung arbeitete, und Dr. jur. Nathan Bishop von New York. Wir heben nur aus des Ersteren Rede Einiges hervor. Von der Gesammtzahl der Indianer in den vereinigten Staaten, etwa 350,000, sind jetzt 4/5 ganz oder theilweise civilisirt. 15,000 davon sind volle Mitglieder christlicher Kirchen. Sie vertheilen sich auf 11 Staaten und 8 Territorien,

wohnen auf 90 Reservationen, gliedern sich in 130 Stämme und sprechen 50 verschiedene Sprachen. Viele von ihnen sind sich so fremd wie etwa Türken und Mexikaner. Einige, wie die Oneidas im Staat New York, haben Getreidemärkte und Lehrerseminare. Das zwischen Kansas und Texas liegende Hauptterritorium der Indianer, ein gesundes, fruchtbares Hügelland, voll von Quellen, Flüssen, Wäldern und größer als der Staat New York, ist von den Cherokees, Chocktaws, Chickasawas, Creeks, Seminolen und den Resten einiger anderer Stämme bevölkert, die früher in Georgien, Alabama, Mississippi und Florida wohnten, seit 1830 aber in den Westen des Mississippi verpflanzt wurden. Sie haben baptistische, presbyterianische und methodistische Kirchen, eine Gesetzgebung und eigene Schulen, die Sioux bischöfliche und presbyterianische Kirchen.

Ein Stamm hatte, noch ehe die Angelsachsen ihn auffanden, nicht nur Getreidebau betrieben, sondern auch einen Webstuhl erfunden und so vorzügliche Teppiche verfertigt, daß die Weißen es ihnen hierin noch nicht gleichthun konnten. Wer heute noch von der Nothwendigkeit der Ausrottung der Indianer oder von ihrer Unfähigkeit zur Civilisation spricht, der kennt sie in der That wenig. Durch richtige Unterweisung können sie industrielle, friedsame, christliche Leute werden. Das größte Hinderniß ihrer Civilisation war bisher — der weiße Mann. Die wohlthätigen Maßregeln der Regierung zu ihrer Hebung wurden alle vereitelt von den Agenten, die sie hätten ausführen sollen. Die zum Schutz der Indianer bestimmten Soldaten brachten Krankheiten und Demoralisation in deren Niederlassungen. Der Regierungsagent, statt ihr Freund und Berather zu sein, bereicherte nur sich selbst so schnell als möglich auf ihre Kosten. Ihre Aufklärung war ganz gegen das Interesse der Händler, deren Profit sich ja dadurch verringern mußte. Die Erfahrungen und Beobachtungen des Präsidenten Grant unter den Indianern führten ihn daher zur Ueberzeugung, daß die ganze bisherige Art ihrer Civilisation geändert werden muß. Der Plan, den er nun befolgt, ist der, die Regierungsagenten für die Indianer vom wechselnden Einfluß der politischen Arena gänzlich fern zu halten, und die christlichen Kirchen der betreffenden Distrikte aufzufordern, aus ihrer eigenen Mitte ehrliche, christliche Männer von ächtem Missionssinn für diese Stellen auszuwählen, die fähig sind, an der Civilisirung und Christianisirung der Indianer ohne Selbstsucht zu arbeiten. Die Ausführung dieses Planes hat sich bereits an mehreren Orten als ungemein erfolgreich bewiesen.[1])

Wie sieht es denn aber in dem weiten Gebiet der Südstaaten seit Beendigung des Bürgerkriegs aus in religiöser Hinsicht, insbesondere bei den Millionen befreiter Neger? Diese Frage stand recht lebendig vor unsrer Seele, als wir von der Höhe des Capitols in Washington auf die sanften Krümmungen des Potomac mit ihren reichen Geländen und über sie hinüber auf die Schlachtfelder Virginiens träumerische Blicke warfen, und jene Heldengestalt der Missionsgeschichte vor unsrem Geiste auftauchte, die im J. 1787 furchtlos an den gedungenen

---

[1]) Bei unsrem Besuch einer Tuscarora Indianer Niederlassung in der Nähe des Niagara wurde mir von competenter Seite mitgetheilt, daß eine Hauptursache des Aussterbens dieser kleinen, von Weißen längst umringten und christianisirten Indianer-Colonien ihre auffallende Abneigung gegen die Ehe ist. Sie tragen merkwürdig wenig Verlangen darnach, und haben auch in der Ehe sehr wenig Kinder. Offenbar ein Zeichen von Greisenhaftigkeit, die auch sonst aus Manchem zu erkennen ist.

Meuchelmördern der erschreckten Sklavenbesitzer Virginiens vorüberzog, die, obschon durch ein Regierungsedikt von Richmond geächtet, ihres heiligen Rechtes gewiß plötzlich in Richmond selbst erschien und von den verblüfften Rathsherren den Rathhaussaal selbst zu einer Versammlung erbat und erhielt, und da einer großen, aufmerksamen Versammlung einschneidend verkündete, daß es Sünde und Schande für Christen sei, mit Menschenleibern und Menschenseelen, die Jesus Christus erlöst habe, Handel zu treiben und sie zu gebrauchen wie das Vieh, — und die unter dem überwältigenden Eindruck dieser Rede auch unangetastet von dannen ging! O Richmond, Richmond — habe ich in stille Betrachtung verloren seufzen müssen — daß du damals erkannt hättest die Zeit deiner Heimsuchung! wie viel wäre dir erspart geblieben! 80 Jahre hernach stand vor deinen Thoren in Strömen von Blut und um dich her in den Feuerzeichen rauchender Dörfer und Städte jene Wahrheit wieder geschrieben, die Thomas Coke dir vergebens in's Gewissen gerufen hatte!

Indeß hatte uns bereits eine tröstliche Antwort auf jene Frage Rev. Dr. Moses Hoge aus Richmond in seiner sehr instructiven Abhandlung über „das Missionsfeld des Südens" gegeben. Er erwartet bestimmt, daß der jetzt noch so dünn bevölkerte Süden um seiner reichen natürlichen Hilfsquellen willen bald das bevölkertste Land der Union werden werde. „Zwar ist noch immer nach dem Census der Union in den Südstaaten ein größerer Bruchtheil der Einwohner und zwar auch der eingebornen weißen Bevölkerung ungebildet als in irgend einem andern Theil der vereinigten Staaten. Aber ein Haupthinderniß geistigen Fortschritts, die Dünnheit der Bevölkerung, ist im Schwinden begriffen. Die Sache der Erziehung hat neuerdings einen mächtigen Aufschwung genommen. Noch ehe Handel und Verkehr nach dem Krieg wieder auflebte, begannen alle höheren Schulen des Südens, voran das Musterinstitut der Virginia-Universität, neu aufzublühen. Die Jugend begriff, daß es nun galt, die ungeheuren materiellen Verluste durch größeren geistigen Erwerb zu ersetzen. Bereits steht in Bezug auf christliche Bildungsanstalten der Süden dem Norden vielfach voran. Während in den Neuengland-Staaten auf eine Gesammtbevölkerung von 3,487,000 E. 5,421 Kirchen kommen, existiren in den Südstaaten für eine Gesammtbevölkerung von 9,487,000 Seelen 18,000 Kirchen; dort kommt eine Kirche auf 643, hier auf 518 E. Dort kommen nach dem offiziellen Census auf je 10,000 E. 44 Arme, hier dagegen nur 13. Dort weist die Criminalstatistik unter je 10,000 E. 11 Verbrecher auf, im Süden nur 8.

Dennoch bleibt für die Evangelisation des Südens noch gar viel Arbeit übrig. In den 11 Südstaaten kommen auf $5^1/_2$ Million Weißer nahezu 4 Mill. Neger. In 3 dieser Staaten übersteigt sogar die schwarze Bevölkerung die weiße, besonders in Südkarolina. Zur Erziehung derselben hat sich nach dem Vorgang von Virginien seit 1870 das Freischulsystem entwickelt, wonach weiße und farbige Kinder ohne Unterschied der Rasse unterrichtet werden. Die Grundeigenthümer, obschon von schweren Steuern gedrückt, haben sich zur Gründung solcher Schulen willig gezeigt. Virginien hat dieses System bereits durchgeführt, und so stände es auch im ganzen übrigen Süden, wenn nicht in einigen Staaten, worin Fremde die Aemter monopolisirten und Unwissenheit in den Hallen der Gesetzgebung die Intelligenz vertrieb, die öffentlichen Schulfonds verschleudert und die

Interessen der farbigen Bevölkerung verrathen worden wären. Die Gründungen von Lehrerseminarien für die Neger, wie die treffliche Ackerbau- und polytechnische Schule in Hampton (bei der Festung Monroe), wird mehr als alles Andere dazu beitragen, ihr vielleicht einmal wankendes Bildungsinteresse zu befestigen. Wohl unterrichtete farbige Lehrer, welche die Idiosyncrasieen ihrer eigenen Rasse gründlich kennen, und ohne selbstsüchtige Zwecke deren Bestes suchen, werden ihren jetzigen Eifer für Selbstbildung und Fortschritt am Besten lebendig erhalten können.

In kirchlicher Hinsicht zieht die farbige Bevölkerung eine von den Weißen völlig getrennte und unabhängige Organisation ihrer Gemeinden und Kirchen vor mit Geistlichen und Gemeindedienern ihrer eigenen Wahl und Rasse, mit eigenen Presbyterien, Synoden, Conferenzen oder Bischöfen und Kirchenconventionen je nach ihrer Denomination; und in dieser kirchlichen Emancipationstendenz haben auch die Weißen, die sich gewissenhaft mit der Frage beschäftigten, sie nur unterstützen können. Aber bei Gründung ihrer eigenen Kirchensysteme leihen die weißen Brüder derselben Denomination ihnen alle moralische und auch pecuniäre Unterstützung. So namentlich die Methodisten und Baptisten, zu welchen die Farbigen des Südens meistens gehören. Nur Wenige von ihnen blieben in Verbindung mit der weißen Methodistenkirche des Südens.[1]) Dagegen bildete sich unter deren Auspicien und freundschaftlicher Berathung eine selbständige afrikanisch methodistische Kirche. Alle für Farbige gebauten Gotteshäuser der südlichen Methodistenkirche werden ihr übertragen, wo sie selbständige Gemeinden organisirt. Diese instinktive Rücksichtnahme auf die Rasse beweist sich als ein stärkeres Gemeinschaftsband als das der Nationalität, und ist vielleicht eine Vorbereitung der Zeit, wo die Farbigen in einem eigenen Staat oder Territorium sich zusammen ansiedeln werden. Und Letzteres ist wahrscheinlich die glücklichste Lösung des Problems ihrer künftigen Entwicklung innerhalb der Union. Denn überall zeigt die Geschichte, wie schwer es für zwei nach Charakter und Fähigkeit so sehr verschiedene Rassen ist, in Kirche und Staat in friedlicher Ausübung gleichgestellter Rechte zusammenzuleben.

Wie sehr das Prinzip der modernen Missionen, die Gründung sich selbst unterhaltender Kirchen von Eingebornen, das Christenthum befestigt und verbreitet, das fängt jetzt jene afrikanisch-methodistische Kirche deutlich zu zeigen an. Ihr farbiger Bischof, Right Rev. W. H. Miles, ein Mann von hervorragender Klugheit und Frömmigkeit, konnte auf einer neulichen Generalconferenz in Augusta (Georgien) berichten, daß zu dieser Kirche bereits 14 Conferenzen mit mehr als 600 Reisepredigern und nahezu 600 Localpredigern und etwa 70,000 volle Mitglieder gehören.

Auch die Thätigkeit der Baptistenkirchen unter den Farbigen ist nicht weniger erfolgreich. Ihre Missionsgesellschaften suchen gleichfalls die Schwarzen zur Selbstthätigkeit in kirchlicher Hinsicht und daneben die Weißen

[1]) Die bischöfliche Methodistenkirche, die zahlreichste aller christlichen Kirchengemeinschaften der Union, die schon im J. 1870 etwa 15 bis 16,000 Kirchen zählte, spaltete sich 1844 wegen der Sklavenfrage in eine getrennte nördliche und südliche Section, die auch seitdem getrennt blieben. Etwa 3/4 des Ganzen kommen auf den Norden.

zur Beihilfe für jene zu gewöhnen. Namentlich ihre Sonntagsschulen verbreiten sich über den ganzen Süden. Diejenigen der letzteren, die nicht bloß im Winter, sondern auch im Sommer fortbestehen, heißt man „immergrüne". Wenn das Hauptbedürfniß der südlichen afrikanischen Gemeinden eine gründlich gebildete farbige Geistlichkeit ist und bleibt, wenn der so lebhaften Einbildungskraft der Neger, ihrer Unstetigkeit, ihrem großen Hang zum Aberglauben und Fanatismus nur eine systematische Unterweisung in den biblischen Grundwahrheiten das nöthige Gegengewicht bieten kann, so thut die American Baptist Home Missionary Society in dieser Hinsicht ein gutes Werk. Bereits hat sie zur Erziehung junger Farbiger für das Predigtamt 7 höhere Schulen gegründet in Washington, Richmond, Raleigh, Columbia, Augusta, New Orleans und Nashville. —

Wohl hindert in ihrer Naturanlage Vieles die Erlangung einer hohen Culturstufe. Aber mag der Neger auch im Allgemeinen in Philosophie, wissenschaftlicher Forschung, Staatsweisheit sich nie besonders hervorthun, so können doch seine hervorstehenden Charakterzüge, seine Freiheit von Ehrgeiz und Habsucht, sein demüthiger, gelehriger, gern vergebender, zufriedener, geduldiger Sinn unter den heiligenden Einflüssen göttlicher Gnade ihn mit der Zeit zu einem Typus christlicher Bildung machen, der sanfter, freundlicher, reicher an den Tugenden der Bergpredigt, aufopferungs- und liebevoller ist, als die mehr aggressiven und dominirenden weißen Rassen ihn bis jetzt zu Tage förderten!" —

Redner schloß mit einem Blick auf die Indianer im Süden, der die obige Schilderung Brunot's bestätigte und ergänzte. 1872 habe der jetzige Präsident der vereinigten Staaten, als sich das Gerücht von einem Aufgeben der bisherigen humanen Regierungspolitik hinsichtlich der Indianer verbreitete, dem Board of Indian Commissioners erklärt: „ich glaube nicht, daß unser Schöpfer verschiedene Menschenrassen zu dem Zweck auf Erden entstehen ließ, damit der Stärkere seine Energie in Ausrottung des Schwächeren bewähre. Wenn je eine Aenderung in der indianischen Regierungspolitik, so lange ich im Amt bin, eintreten sollte, so wird es nach der humanitarischen Seite der Frage sein." Die Indianer des Südwestterritoriums seien bereits civilisirte Gemeinden. Sie kleiden sich und wohnen in Häusern so gut wie die niedereren Classen sonst in den vereinigten Staaten. Sie haben Druckerpressen, Zeitungen und Bücher in der englischen und ihren eigenen Sprachen. Ja sie haben im Verhältniß zur Bevölkerung (die sehr dünn) mehr Schulen, mehr Kirchen, eine größere Zuhörerschaft bei den Gottesdiensten und tragen für wohlthätige Zwecke mehr bei als die Bewohner irgend eines Territoriums der Union. Leben und Eigenthum sind unter ihnen sicherer und der Gesetzesübertretungen sind unter ihnen weniger als in den von Weißen besetzten Gebieten (vergl. den 4. Jahresbericht der indianischen Commission). — Neben den Arbeiten der südlichen Methodisten und Baptisten und der nördlichen Presbyterianer (letzterer besonders unter den Creeks und Seminolen) rühmte er namentlich die der südstaatlichen presbyterianischen Mission. Diese habe jetzt ihr Arbeitsfeld am Weitesten ausgedehnt auf jenem Territorium, und unterhalte dort 7 Missionare, 3 Missionsgehilfinnen, eine Anzahl einge-

borner Helfer und die für die höhere Bildung der Indianer so wichtige Spencer Akademie. —

Wir müssen es uns versagen, auch aus den Verhandlungen der dritten Section über Evangelisation nominell christlicher Länder das Wichtigste mitzutheilen, so viel Interessantes auch die Vorträge des zu unsrem großen Schmerze bei der Rückkehr auf der Ville du Hâvre umgekommenen Antonio Carrasco über protestantische Missionen in Spanien (Pastor Fliedner von Madrid las die englische Uebersetzung der spanisch geschriebenen Abhandlung vor), des Rev. Berkeley aus Lurgan (Irland) über protestantische Missionen unter den römischen Katholiken Irlands, des Pastors Lelièvre aus Nimes über protestantische Missionen unter den Katholiken Frankreichs boten.

Nur aus einem Bericht über protestantische Missionen in den orientalischen Kirchen, den ein amerikanisch presbyterianischer Missionar aus Beirut, Rev. Dr. Jessup, eingesandt hatte, und den Rev. Dodge, Professor am Syrian Protestant College daselbst, vortrug, heben wir Einiges hervor. „Das unmittelbare Objekt der Missionsarbeit im Osten ist die Bekehrung der orientalischen Christen, aber ihr letztes Objekt ist die der christlichen Völker Westasiens und Nordafrikas vermittelst jener. Denn die 10 Mill. orientalischer Christen sind durch ihre Verwandtschaft in Sprachen und Sitten der Schlüssel zu den Hunderten von Millionen Muhamedaner und Heiden, unter die sie zerstreut sind. Aber in ihrem jetzigen Zustand sind sie zunächst eines der größten Hindernisse der Bekehrung der Letzteren. Der Islam ist in einer Hinsicht ein Protest gegen die Kreaturverehrung in den christlichen Kirchen des Ostens und Westens. Bilder- und Heiligen-Anbetung sind ja dem Muhamedaner der ärgste Greuel. Daher „steht das Christenthum sich selbst verurtheilend und zum Schweigen bringend im Angesicht seiner Feinde." Deßhalb kann auch die Kirche von Rom mit aller ihrer eifrigen Propaganda und können die orientalischen Kirchen mit allen ihren alten Glaubensformeln und patristischer Gelehrsamkeit die Bedürfnisse der muhamedanischen Welt niemals befriedigen. —

Was sollen nun wir bei solcher Sachlage thun? Es gilt, diesen todten, versteinerten orient. Kirchen das Evangelium in der Volkssprache predigen, ihnen allen die Bibel in ihrer Sprache in die Hand geben, eine evangelische orientalische Kirche auf breiter Schriftgrundlage bilden, deren Diener nicht mehr unter der Controle Europas und Amerikas stehen, und die von den denominationellen Besonderheiten dieser Länder so wenig als möglich an sich trägt. Es gilt also namentlich eingeborne Pastoren heranbilden durch Unterricht besonders in der biblischen Theologie und Kirchengeschichte. Denn wo sollten Bibelstudien enthusiastischer verfolgt werden als in Bibelländern? und wo könnte die Kirchengeschichte besser studirt werden als in ihren alten Sitzen? Auswärtige Missionare sollten nicht Pastoren werden, jedenfalls nicht länger als zur Erziehung eines eingebornen Pastorats nöthig ist. Den Unterhalt des Letzteren sollte das Volk selbst übernehmen. Ein Evangelium, dessen Predigt von Ausländern unterhalten wird, wird selbst auch als ausländisches betrachtet. So lange ein Volk

nicht seine eigenen Geistlichen unterhält, bleibt seine Evangelisirung immer noch unsicher.

Diese neuen evangelischen Gemeinden sollten von vorne herein zu „einem aggressiven Missionsgeist“ erzogen werden d. h. zur Erkenntniß ihres Berufs, das Evangelium auch ihren muhamedanischen, heidnischen und halbheidnischen Nachbarn zu bringen. Sonst wird das Werk still stehen, ehe es recht begonnen hat, und das Resultat wäre eben eine schwache, träge, orthodoxe oder todte orientalische Secte mehr. Der Missionssinn, der einst an diesen Küsten geboren ward, kehrt jetzt nach Jahrhunderte langer Abwesenheit als unerkannter und unwillkommener Fremdling dahin zurück. Wenn die neuen evangelischen Kirchen des Orients ihn nicht annehmen und mit seinem Geistesfeuer sich taufen lassen, so wird ihr Leuchter bald von seiner Stätte weggestoßen werden!

Endlich brauchen wir Volksschulen, um die Leute lesen zu lehren, eine christliche Literatur und in den wichtigsten Städten höhere christliche colleges[1]) und Seminare zur Erziehung der weiblichen Jugend.

Ein schöner Anfang von all dem ist gemacht. Eine orientalisch evang. Kirche ist gebildet, und die Missionare halten darauf, daß die eingebornen Pastoren alle kirchliche Verantwortlichkeit so früh als immer möglich selbst übernehmen. Es gehören zu jener Kirche bereits 95 Gemeinden mit 4800 Communicanten, zu denen noch Tausende hinzugerechnet werden können, die zwar äußerlich noch in Verbindung mit den alten Kirchen, aber im Herzen Protestanten sind. Bei dem tiefen Haß gegen andere Kirchen wie gegen die Moslems, Kurden und Drusen, in welchem die orientalischen Christen auferzogen werden, ist der Abendmahlstisch der Evangelischen die einzige Stätte im Orient, wo Muhamedaner und Christen, Drusen und Juden ihre alten Fehden vergessen lernen. Es bestehen zwei Colleges, 6 theologische Seminare und nahezu 400 Volksschulen in Verbindung mit der amerikanischen Mission. Hunderte religiöser Bücher sind schon übersetzt, und viele englische Classiker sind schon ein Hausschatz in orientalischen Heimstätten geworden. Möge man dieser neuen Kirche bald gestatten, ihre kirchlichen Angelegenheiten ganz selbständig in die Hand zu nehmen ohne ausländische Controle! —

In der vierten Section endlich erstattete eine Reihe von Missionaren kurze Berichte über ihre Arbeiten in verschiedenen Ländern, in der Türkei, Egypten, Griechenland, Persien, Südafrika, Indien, Birma, China und der Pacificküste Nordamerikas. Ich greife davon nur das Interessanteste heraus.

Rev. Dr. Lansing erzählte von den Erfolgen der Bibelverbreitung in Egypten. An manchen Orten werden tägliche Zusammenkünfte zur Betrachtung des göttlichen Wortes gehalten. In Cairo hält man am Sonntag Morgen vor Beginn des Gottesdienstes eine Gebetsversammlung. Nach den Gottesdiensten werden die Berichte der Colporteure 2c. über den

[1]) Der Begriff „college“, wie wir uns auf verschiedenen amerikanischen Universitäten davon überzeugten, entspricht nach seinen Unterrichtsleistungen ungefähr der Obersecunda und Prima unsrer Gymnasien und zugleich der philosophischen Facultät unsrer Universitäten.

Fortgang ihres Werkes in der letzten Woche entgegengenommen. Ein besonderes Comite revidirt die Tractate und besorgt deren Druck in Alexandrien. Der Bau von Docks, Eisenbahnen u. s. f. schreitet rasch vorwärts, so daß Egypten bald seine Stelle unter den civilisirten Ländern einnehmen wird. Kürzlich ist ein Contract über den Bau einer Eisenbahn von Cairo bis zur Vereinigung des weißen und blauen Nils abgeschlossen worden, die für den Fortschritt der Cultur und des Christenthums von großer Bedeutung werden dürfte.

Rev. Gibson berichtet von der starken Einwanderung der Chinesen nach Californien. Jeden Monat kann man zwei Mal je 500 bis 1200 dieser Heiden auf der Werfte von San Francisco landen sehen. Diese Emigration wird einer der wichtigsten Factoren für die heutige Missionsarbeit. Gottes Hand ist darin. Können wir nicht zu den Chinesen Zugang finden, so bringt Gottes Güte sie vor unsre Thüre, damit wir sie in der christlichen Wahrheit unterweisen. Bereits sind längs der Pacificküste 75 bis 100,000 Chinesen, in Californien allein 40,000, in San Francisco 15,000. Das Christenthum macht langsame aber sichere Fortschritte unter ihnen.

Rev. Edkins aus China spricht über den Fortschritt der Ideen in Japan, und erklärt, er habe keinen Zweifel, daß das Christenthum „in kurzer Zeit die Religion Japans und ein englisches Erziehungssystem daselbst eingeführt sein werde".

Rev. Dr. Bliß weist auf die Wichtigkeit Constantinopels als Missionsstation hin. Tausende von Kaufleuten des türkischen Reichs kommen in Handelsgeschäften dahin und dadurch in Berührung mit den intellectuellen und moralischen Einflüssen der Hauptstadt. Viele von ihnen kaufen Bibeln und nehmen sie mit sich in das Innere, wo oft begierig darnach gefragt wird. Die Missionare bemühen sich, ihnen auch Tractate, Zeitschriften u. s. f. mitzugeben, damit sie christliche Ideen in ihre Heimath verpflanzen. Etwa 100 Missionare arbeiten jetzt in der Türkei, und die Schulen vervielfältigen sich rasch im ganzen Lande.

Rev. Labaree kommt vom östlichen Vorposten der christlichen Kirche in Westasien, von Persien, und knüpft daran an, daß dieses Land durch die Hungersnoth und neustens durch die Reisen des Schahs die Aufmerksamkeit der christlichen Welt besonders auf sich zog. „Als muhamedanische Häretiker sind die Perser geneigter auf neue Lehren zu hören als die altorthodoxen Muselmänner. Zwar werden auch sie im Haß gegen die Christen auferzogen, aber sie sind von Natur liberal und tolerant und suchen sich des eingelernten Fanatismus zu erwehren. Die große Mehrzahl ist zur Ueberzeugung gelangt, daß das ganze muhamedanische System bankrott sei. Mit Erstaunen erblickten sie in der Stunde der Noth die Beiträge, die von den Christen aus aller Welt herbeiströmten, während die Muhamedaner nichts thaten; und obschon die Priester meinten, daß eine List von Seiten der Christen dahinter stecke, erkannte das Volk doch bald, daß es nur eine That der christlichen Liebe war. Die großen Evangelisten Persiens sind die zu neuem religiösem Leben erwachten Nestorianer, von deren ernster Frömmigkeit und freudiger Selbstaufopferung Redner mehrere

schlagende Beispiele anführt. Bemerkenswerth ist, daß neuerdings die Vorurtheile der Muselmänner gegen die Nestorianer einem freundlicheren Gefühl zu weichen beginnen. Früher sah man auf sie mit Verachtung, und hätte es für eine sociale Befleckung gehalten, aus derselben Schüssel mit ihnen zu essen. Jetzt hat sich das geändert, und sie essen wie Gleichstehende zusammen. Vor 40 Jahren betrat der erste amerik. Missionar Persien, und jetzt haben sie 20 Gemeinden mit zusammen 1200 Seelen. —

Vor 100 Jahren, berichtete Missionar Thomas von Indien, suchte Jemand vergebens in einer Calcutta Zeitung einen eingebornen Christen. Jetzt gibt es deren 300,000. In den letzten 10 Jahren betrug der Zuwachs 60 Procent und er ist noch immer im Steigen begriffen. Seine (methodistische) Missionsgesellschaft bemühe sich unter Anderem auch Ländereien zu kaufen, um eingeborne, aus ihren Dörfern vertriebene Christen darauf unterzubringen.[1]) So habe sie jetzt in einem Dorf mit 900 Morgen Land 800 Seelen gesammelt, und diese Colonie übe einen wunderbaren Einfluß auf die umliegenden Hindudörfer aus.

Miss. Yorke aus Madras bestätigt die Angaben des Vorredners, und schätzt die Zahl der im vorigen Jahr in seiner Provinz bekehrten Heiden auf 10,300.

Miss. Grout macht Mittheilungen über das amerikanische Missionswerk in Natal, Südafrika. Seit 1834 arbeiteten sie 10 Jahre lang, ohne einen Einzigen zu bekehren. Er war schon im Begriff, aus Mangel an Mitteln dieses Feld aufzugeben, als Sir Peregrine Maltland nach ihm sandte und erklärte, wenn er sich zu bleiben entschlösse, wolle er für seinen Unterhalt sorgen, „denn es sei viel billiger, Missionare unter den Zulus zu unterhalten als Soldaten“. Jetzt haben die Amerikaner dort 600 Bekehrte und 5 eingeborne Pastoren.

Miss. Carpenter von Bassein, britisch Birma, berichtet, daß dort 10 Missionsvereine existiren mit 350 Kirchen und etwa 20,000 Communicanten. $^{9}/_{10}$ des Werks geschieht jetzt durch eingeborne Missionare, von denen schon 70 bis 80 ordinirt sind.

Nachdem noch Rev. Dr. Doolittle einen Blick auf China und die dortige Ahnenverehrung als das größte Hinderniß für Ausbreitung des Christenthums geworfen und die Anwesenden ermahnt hatte, alle Samstag Nacht der Chinesen fürbittend zu gedenken, weil es dann im himmlischen Reiche Sonntag Morgen sei, schloß die Versammlung. —

Darf ich bei herzlich dankbarem Rückblick auf diesen wie auf alle andern Tage der Allianzversammlung zum Schluß noch einen Wunsch laut werden lassen, der sich gewiß Manchem öfters aufdrängte, so ist es der, daß neben den großen allgemeinen Versammlungen doch auch Specialconferenzen von Fachmännern, zu denen eben nur diese Zutritt haben, hergehen möchten. Ueber viele brennende theologischwissenschaftliche und praktischkirchliche Fragen läßt sich nun einmal nicht eingehend genug debattiren in einer gemischten Versammlung von 2000 und mehr Köpfen, in deren vorderster Reihe Dutzende von Reporters sitzen, die nach wenigen

[1]) Ein nicht unbedenkliches Verfahren. D. H.

Stunden ihre oft sehr unvollständigen, bisweilen mißverstandenen Berichte über das Land verbreiten, ja unter denen auch ultramontane Spione (und andere) sich befinden, die aus jeder offenen Darlegung unsrer kirchlichen Blößen sofort Capital schlagen. Ich bin überzeugt, daß entschieden kräftigere Wirkungen und Anregungen von solchen Versammlungen ausgingen, wenn z. B. bei der obigen Frage über „Missionshöflichkeit" hervorragende Vertreter der verschiedenen Missionsgesellschaften vor oder nach der Hauptversammlung unter sich darüber berathschlagt hätten, was etwa geschehen könnte, um ärgerliche Uebergriffe einer Gesellschaft in's Arbeitsgebiet der Andern künftig zu vermeiden; oder wenn wir deutsche Delegirte am „apologetischen Tag" Gelegenheit gehabt hätten, unsern vom landläufigen englisch-amerikanischen Inspirationsbegriff immerhin etwas abweichenden und doch bibelgläubigen Standpunkt in einem engeren Kreis theologischer Fachmänner näher zu erörtern, oder bei der Frage über das Verhältniß von Kirche und Staat unsre heutige Lage in Deutschland vor etlichen Wenigen, aber wirklich Sachverständigen darzulegen und deren Urtheil einzuholen. Möchte man bei künftigen Allianzversammlungen diesen billigen Wunsch berücksichtigen!

Nachschrift des Herausgebers. Bezüglich der Vertretung der Mission auf der Allianz möchte ich diesem gewiß sehr beherzigenswerthen Vorschlage unsres verehrten Mitarbeiters noch eine weitere Ausdehnung geben, nämlich mit dem Missionstage eine **internationale Missions-Conferenz**, zu welcher alle selbständig aussendenden Missions-Gesellschaften offiziell einzuladen wären, zu verbinden. An Stoff zu Berathungen resp. auch zu Beschlüssen würde es dieser Conferenz, die ebenso nothwendig wird, wie sie ausführbar ist, so wenig fehlen wie an dem Segen des Herrn.

Der Atjinesische Krieg und seine Bedeutung für die Mission.

Von Missionar Schreiber.

Seitdem die Holländer seit Anfang vorigen Jahres mit den Atjinesen in einen Krieg verwickelt sind, der größere Dimensionen angenommen, als irgend ein Krieg, den sie in den letzten 30 Jahren in Indien zu führen gehabt haben, seitdem ist der altberühmte aber fast vergessene und verschollene Name Atjin wieder in den Vordergrund getreten, sonderlich in Holland sind zahlreiche Broschüren erschienen um doch einige Bekanntschaft mit

diesem nicht zu verachtenden Gegner zu verbreiten, und auch deutsche Zeitschriften wie „Ausland“, „Globus“ zc. haben derartige Skizzen gebracht. Es ist nun keineswegs unsre Absicht die Zahl dieser Aufsätze zu vermehren, um die es bei Lichte besehen eine sehr mißliche Sache ist, da man wohl mancherlei interessante Sachen aus der früheren Geschichte Atjins erzählen kann, die jetzigen Zustände und Machtverhältnisse des Sultanats aber so gut wie unbekannt sind. Wie unbekannt das Land ist, lehrt ein Blick auf die neusten darüber erschienenen Karten (z. B. die von W. F. Versteeg), auf denen nur der Küstensaum mit seinen Ortschaften und Flußmündungen und nächstliegenden Gebirgen verzeichnet steht, während das ganze Innere weiß bleibt. Und nicht minder groß ist die Unwissenheit in Bezug auf die Bevölkerung des Landes.

P. J. Veth (Atchin en zyne betrekkingen tot Nederland) hält es noch für den sichersten Weg die Bevölkerung approximativ zu bestimmen, indem er mit der Ziffer des Flächenraumes von Atjin in die von ganz Sumatra dividirt, und den gleichen Bruchtheil von der Gesammtbevölkerung Sumatras als Bevölkerung Atjins annimmt. In der That ein wunderliches Verfahren! Wollte man z. B. dasselbe Verfahren auf Sumatras westkust, anwenden, so würde man jedenfalls eine Bevölkerung herausnehmen die 5mal zu gering wäre. Wer bürgt nun dafür, daß in Betreff Atjins die Rechnung genauer ist? Und wie über die Quantität, so sind wir auch über die Qualität der Bevölkerung sehr im Ungewissen. Gewiß ist nur, daß Atjin eine sehr gemischte Bevölkerung haben muß, daß mindestens 4 verschiedene Bestandtheile Atjinesen, Pediresen, Malaien und Battas vorhanden sind. — Ueber den Ursprung und die Verwandtschaft der eigentlichen Atjinesen mit den andern Stämmen werden sich, so lange ihre Sprache nicht besser bekannt ist, nur leere Vermuthungen aufstellen lassen, die zu wiederholen wir keine Lust verspüren.

Wir wollen vielmehr, von einem anderen uns augenblicklich wichtigeren Gesichtspunkt aus ein Wort über den Atjinesischen Krieg sagen und zeigen, welche Bedeutung derselbe für die Mission hat. Es darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden, daß gleichfalls in der Nordhälfte Sumatras also in fast unmittelbarer Nähe von Atjin, unter den Battas sich ein viel versprechendes Missionsgebiet der Rheinischen Missions-Gesellschaft befindet.[1]) Daß der atjinesische Krieg für dieses Missionsgebiet eine große Bedeutung haben muß, liegt auf der Hand. Zwar die Befürchtung als könnten durch den Krieg unsere Missionsstationen in unmittelbare Mitleidenschaft gezogen werden, kann nur aus Unkenntniß der geographischen Verhältnisse entspringen. Selbst in den Zeiten der größten Macht und

[1]) Die erst 1861 begonnene Rheinische Mission unter den Battas auf Sumatra zählt augenblicklich mehr als 1400 getaufte Christen, die sich vertheilen auf 9 Stationen, von denen die 4 südlichen innerhalb, die 5 nördlichen außerhalb der holländischen Kolonie liegen. Es arbeiten unter ihnen 11 Missionare (incl. 2 augenblicklich in der Heimath weilende) und 13 Nationalgehilfen. Zur weiteren vorläufigen Orientirung siehe des Herausgebers Schrift: „Nacht und Morgen auf Sumatra. Schilderungen und Erzählungen aus dem Heidenthum und der Mission unter den Battas“. (2. Aufl. 1872. Barmen, Missionshaus. 8 sgr.)

Ausdehnung des atjinesischen Reiches hat sich seine Macht niemals bis in jene Binnenlandschaften, in denen sich jetzt die Missionsstationen befinden ausgedehnt. Und auch jetzt, selbst im Fall eines Sieges der Atjinesen ist nicht im mindesten zu befürchten, diese könnten über Land nach Südost vordringend jene Stationen gefährden; das hindert nicht nur die Unwegsamkeit des Landes, sondern mehr noch die bekannte Eigenthümlichkeit der sogenannten „freien Battas", daß sie energisch jedermann den Durchgang durch ihr Land verwehren und den Eindringling mit dem Tode ja mit Auffressen bedrohen. Die Bedeutung des Krieges für die Mission dort ist eine andere.

Man möchte fast den jetzt von den Holländern geführten Krieg eine Ironie des Schicksals nennen. Nachdem sie seit langer Zeit nicht nur mit äußerster Vorsicht allen religiösen Fragen, sonderlich der Ausbreitung des Christenthums gegenüber völligen Indifferentismus sich zur Regel gemacht, sondern vielfach gradezu den Muhamedanismus allzu zuvorkommend, behandelt haben, und sie selbst es gewesen, die so grade auf Sumatra sehr viel dazu beigetragen haben die Herrschaft des Muhamedanismus weiter auszudehnen — sind sie jetzt mit einem Mal in einen Krieg verwickelt, der in den Augen aller Muhamedaner in ganz holländisch Indien nichts anders als ein Krieg gegen den Muhamedanismus, ein Religionskrieg ist. In dieser unleugbaren Thatsache liegt die erste Bedeutung des Krieges nicht nur für unsere Mission sondern auch für das holländische Gouvernement selbst, auf die bis jetzt, wie mich dünkt, noch zu wenig geachtet ist.

Atjin hat bei allen Muhamedanern des indischen Archigats den Namen und die Bedeutung eines Bollwerkes des Muhamedanismus, es ist die „Vormauer von Stambul", wie die Leute sich ausdrücken. Sieht man auf die Geschichte Atjins von Alters her zurück, so wird es völlig erklärlich, wie es zu diesem Namen und dieser Stellung gekommen ist. Nicht nur ist Atjin wahrscheinlich das erste Land im ganzen Archipel, das den Muhamedanismus angenommen, sondern derselbe scheint dort auch tiefere Wurzeln geschlagen, mehr wirkliches, geistiges Leben entfaltet zu haben als irgendwo sonst im indischen Archipel. Das beweisen vor allen die theologischen Streitigkeiten, deren in den alten Chroniken Erwähnung geschieht. Ferner haben die Sultane von Atjin vielfach großen Eifer für ihre Religion bewiesen, und haben vor allem gegen die Portugiesen im Interesse des Halbmondes großartige Kriegszüge unternommen. Endlich beruht jener Name auch sicherlich, und vielleicht am allermeisten auf dem Umstand, daß Atjin auf der einen Seite den christlichen Mächten gegenüber bis jetzt seine völlige Unabhängigkeit bewahrt, dagegen sich schon früh — wie man sagt schon im Jahr 1562 — an den Sultan von Constantinopel angeschlossen und seitdem dessen Flagge geführt hat.

Unter diesen Umständen stehen alle Muhamedaner des ganzen indischen Archipels mit ihren Sympathieen natürlich auf Seiten der Atjinesen, wo nicht etwa, wie bei den Malaien der Padangschen Bovenlande, dem alten Menangkaban, die Erinnerung an alte Feindschaft und Unbill doch stärker ist als die religiöse Sympathie. So lange nun die Holländer die Oberhand behalten in diesem Kriege, hat es damit ja wohl nicht viel auf sich, die

Muhamedaner werden es bei stillen Wünschen und allerlei Gerede bewenden lassen wie z. B., daß Atjin nicht unterliegen könne, daß die Welt unterginge, wenn Atjin genommen würde 2c. Einen offenen Aufstand zu versuchen scheinen sie doch nicht gewagt zu haben, wenigstens ist jene kritische Zeit zwischen dem ersten so unglücklich ausgelaufenen Feldzuge und diesem zweiten vorbeigegangen und man hat nur von einem einzigen Aufstand, in Benkalen, gehört, und selbst bei diesem möchte es noch sehr zweifelhaft sein, ob er in irgend einem Zusammenhang mit Atjin steht, und nicht vielmehr rein lokale und persönliche Ursachen hat. Ganz anders aber würde sich ohne Zweifel die ganze Sachlage gestellt haben, wenn die Holländer auch bei dieser zweiten Expedition unverrichteter Sache hätten abziehen müssen. Dann würden gewiß an vielen Orten zugleich Aufstände ausgebrochen sein. Denn daß im Geheimen überall der Fanatismus der Muhamedaner gegen die Holländer, wie ein Feuer unter der Asche glimmt, von Jahr zu Jahr vermehrt durch die Scharen der Mekkapilger,[1]) denen man ja jetzt durch die Dampfschiffe die Reise so bequem gemacht hat, ist ganz unleugbar. Würde es dann aber für die Holländer nicht sehr nahe gelegen haben, sich mit ihren Beamten und ihren Truppen auf Java zurück zu ziehen und alle die „buitenbezittingen" d. h. alle andern Inseln, die ihnen ja im entferntesten nicht so viel werth sind, als Java, einstweilen preis zu geben? Doch wir wollen diese traurige Voraussicht und alles was damit unvermeidlich zusammenhängen würde, nicht weiter ausführen. Nachdem der Telegraph uns die Nachricht von der Einnahme des Kratons und der Gefangennehmung des Sultans gebracht hat, darf man ja wohl auf einen glücklichen Ausgang rechnen, obwohl nicht zu übersehen ist, daß die Holländer noch keineswegs über alle Berge sind.

Gelingt es ihnen aber wirklich, Atjin völlig zu besiegen, welche Bedeutung wird das haben für unsere Mission unter den Battas? Das Eigenthümliche dieser Missionsarbeit ist dies, daß der Hauptgegner nicht das Heidenthum ist, sondern der Muhamedanismus. In weiten Kreisen des Batta-Volkes hat der heidnische Aberglaube schon alle Macht über die Gemüther verloren, tausende sind faktisch ohne alle Religion, da sie den alten heidnischen Glauben verlassen haben, aber statt dessen noch keinen neuen angenommen. Sie haben zwei Wege vor sich, zwischen denen sie wählen können, ob sie dem Kreuz oder dem Halbmond folgen wollen. Aufs Aeußerliche gesehen ist gar vieles was die Wahl zu Gunsten des Muhamedanismus bestimmen kann, vor allen der Umstand, daß das Christenthum ihnen nur durch einzelne wenige Missionare verkündigt wird, während der Muhamedanismus, der ringsum, soweit ihr Blick reicht, über alle malaiischen Völker herrscht, vor allen durch seine geschlossene Macht, durch die Menge seiner Bekenner ihnen imponirt. Diesen Umstand wissen natürlich die Verbreiter des Muhamedanismus trefflich auszunutzen, sie reden den Leuten vor, der Christen seien nur sehr wenige, die Muhamedaner seien bei weitem die meisten und auch die eigentlichen Beherrscher der Erde, in Europa wären

[1]) Von den 110000 die 1872 Mekka besuchten, kamen auf den indischen Ocean allein 10531, unter ihnen 6205 Malaien aus dem Archipel! D. H.

alle Nationen, auch die holländische dem Sultan von Stambul tributpflichtig ꝛc. Wenn nun den Leuten in diesem Fall einmal ad oculos demonstrirt wird, daß die Holländer doch mächtiger sind als die Muhamedaner, und daß der Sultan von Stambul selbst diese seine Vormauer nicht schützen kann, so wird das jedenfalls einen mächtigen Eindruck auf sie machen, einen Eindruck der nothwendiger Weise auch der christlichen Mission zu gute kommen muß. Wir dürfen freilich nicht erwarten, daß in Folge desselben etwa zahlreiche Uebertritte von Muhamedanern zum Christenthum vorkommen würden, aber vielleicht daß es gelingen wird, eine größere Menge jener bis jetzt unentschiedenen Leute für das Evangelium zu gewinnen. Jedenfalls wird es für die Mission unter den Battas eine höchst wichtige entscheidungsvolle Zeit sein und es wird gelten sie mit aller Macht auszunutzen.

Hiemit haben wir jedoch noch keineswegs die Bedeutung, welche dieser Krieg für die Mission hat, erschöpft. Er hat noch eine andere nicht minder wichtige Seite, die uns deutlich werden wird, wenn wir ihn im Zusammenhang mit der Ausbreitung der holländischen Kolonie auf Sumatra in unserm Jahrhundert betrachten. Nachdem Holland als Königreich restituirt, und ihm die während der französischen Occupation Hollands von den Engländern in Besitz genommenen ostindischen Kolonien restituirt waren, wurde das Verhältniß zwischen England und Holland in Indien definitiv durch den Traktat von London vom Jahr 1824 geregelt. Durch diesen Traktat hatte England zwar seine Besitzungen auf Sumatra an Holland abgetreten, aber da England erst wenige Jahre vorher (1819) mit Atjin einen Vertrag geschlossen hatte, durch den dieser Staat gewissermaßen unter englischen Schutz zu stehen kam, so brachte das die holländische Regierung in ihrer Beziehung zum Sultanate in eine sehr mühevolle Stellung. Einerseits hatte sie übernommen für Sicherheit der Küsten, für Unterdrückung von Seeraub und Strandraub zu sorgen, andrerseits waren ihr doch durch Rücksicht auf England die Hände gebunden, so daß sie gegen Atjin nichts Ernstliches unternehmen konnte. Diese ihre eigenartige Stellung haben denn die Atjinesen sich auch zu Nutze gemacht den Holländern gegenüber. Es hat nicht an vielfachen Reibereien und kleineren Feindseligkeiten gefehlt. Die Holländer haben auch nach und nach einige früher unter atjinesischer Herrschaft stehende Plätze an der Westküste von Sumatra, wie Baros und Singkel in Besitz genommen, aber gegen Atjin selbst durften sie nicht vorgehen, so sehr ihnen auch mancherlei übermüthige Behandlung von Seiten des Sultans oder Seeräuberei seiner Unterthanen dazu Veranlassung gegeben hätte. Neue und ernstlichere Verwickelungen wurden aber dadurch herbeigeführt, daß die Holländer im Jahr 1858 einen Traktat mit dem Sultan von Siak schlossen, worin derselbe sein ganzes Gebiet sammt den Dependentien (onderhoorigheden) unter holländische Oberherrschaft stellte. Zu diesen Dependentien gehörten auch einige kleine Reiche wie Deli und Batubara Assahan, die früher unter Atjinesischer Oberhoheit gestanden hatten und neuerdings bei der Schwäche des Sultans von Siak wieder mehr und mehr nach Atjin sich geneigt hatten. Nun zog Holland also auch dieses streitige Gebiet mit zu seiner Kolonie. Die Engländer, die ja auf der

andern Seite der Straße von Malakka in Singapur, Malakka und Pulo Pinang ihre Besitzungen haben, hatten mit Eifersucht die Ausbreitung der holländischen Kolonie auf der Ostküste Sumatras angesehen, selbst gelegentlich dagegen protestirt. Nach und nach schlug aber ihre Ansicht mehr zu Gunsten der Holländer um, da sie sahen, daß die Ausbreitung der Holländer bei den neuerdings sehr ermäßigten Schutz-Differentialzöllen derselben, ihrem Handel mit Sumatra nur förderlich war, bis dann endlich im Jahr 1871 ein neuer Traktat geschlossen wurde, durch welchen Holland völlig freie Hand auf Sumatra bekam. Sumatra hat seit Eröffnung des Suezkanals und seitdem die Dampfschifffahrt nach Indien und China solche Dimensionen angenommen hat, ungemein an Bedeutung und Wichtigkeit gewonnen, schon durch seine natürliche Lage, dann noch besonders durch die Kohlenschätze, die es birgt. Daß mit dem Sultan von Atjin gutes Einverständniß nicht möglich und alle Verträge mit ihm werthlos seien, davon hatte die Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit der Atjinesen, den Holländern hinlängliche Beweise gegeben. Es bleibt für sie darum nichts anders übrig als Atjin in ihre Kolonie einzuverleiben. Um so mehr wurden sie aber zur Eile in dieser Angelegenheit angetrieben, da die Atjinesen ein falsches Spiel mit ihnen spielten, einerseits mit ihnen einen neuen Friedens- und Freundschaftsvertrag schlossen, und zugleich auf der andern Seite bei verschiednen Mächten, — Frankreich, Türkei vielleicht auch Amerika Hülfe gegen Holland suchten. Diese Intriguen scheinen hauptsächlich von einem Atjinesen Sidi Muhamed[1]) mit Namen, der sich früher Jahre lang in Frankreich aufgehalten hatte, ausgegangen zu sein. Den Holländern würde aber ihre ganze Stellung auf Sumatra verdorben sein, wenn sich ein anderer, civilisirter Staat Atjins bemächtigt hätte — daher ihre Bereitwilligkeit Elmina auf der Küste von Guinea an England abzutreten nur um auf Sumatra ganz freie Hand zu bekommen. Dazu würde auch den Engländern ein neuer, mächtiger Nachbar in der Straße von Malakka nichts weniger als erwünscht gewesen sein, — woraus sich wiederum ihre Bereitwilligkeit dem Wunsche der Holländer zu willfahren und ihre Sympathie für den Sieg derselben erklärt. Man wird ebenso wenig leugnen können, daß die Atjinesen den Holländern Grund genug zur Kriegserklärung gegeben haben, wie daß den letzteren dieser Krieg sehr erwünscht gekommen, da sie nach einem glücklichen Ausgang desselben Atjin in irgend welcher Form zu annektiren ein Recht haben. Dann würde es für sie aber zur politischen

[1]) Dieser Sidi Muhamed ist Reichsverwalter. Er hat eine sehr abenteuerliche Geschichte hinter sich. Geboren 1828 in Pedir als Sohn eines dortigen Fürsten, hatte er durch sein Betragen sich so sehr den Zorn seines Vaters zugezogen, daß dieser der barbarischen Landessitte gemäß, ihn verurtheilte in einem kleinen Kahne ohne Ruder und Speise dem Spiele der Wellen preisgegeben zu werden. Da fischt ein französischer Kauffahrtei-Kapitän ihn auf, bringt eine Aussöhnung mit dem Vater zu Stande und nimmt ihn mit nach Frankreich. Hier wird er Napoleon III. vorgestellt und besucht dann Holland und Constantinopel. In die Heimath zurückgekehrt schwingt er sich zum Reichsverwalter auf (der Sultan selbst ist ein unbedeutender junger Mann von erst 18 Jahren). Sein Haß gegen Holland soll unermeßlich sein. Innerhalb Jahresfrist, so vermaß er sich, müßte die atjinesische Fahne auf den Thürmen Batavias wehen!

D. H.

Nothwendigkeit werden die ganzen Battalande, das letzte und einzige Gebiet von Sumatra, was alsdann als freies Territorium noch übrig bleiben und das sich scheidend und hindernd grade zwischen die Besitzungen auf der Westküste und die auf der Ostküste einschieben würde gleichfalls zu besetzen.

Verwirklicht sich diese Voraussicht, dann wird es wohl ehe dieses Jahrhundert sein Ende erreicht hat, auf Nordsumatra keinen Heiden mehr geben, wenigstens dem Namen nach wird alles, was nicht fürs Evangelium gewonnen werden kann, dem Islam anheimfallen. Daran ist kaum zu zweifeln, wenn man sieht wie es in den südlichen battaschen Landschaften mit dem Wachsthum des Muhamedanismus gegangen ist, seitdem die Holländer dieselben unter ihre Herrschaft bekommen haben. Da gilt es also für unsre Mission auf dem Platze zu sein, ihre Aufgabe, die dann mit einem Mal so viel größer geworden, zu begreifen und mit aller Energie in alle Thüren die sich dann öffnen, in alle jetzt noch unzugänglichen Batta-Landschaften, sofort einzudringen, um wo möglich dem Muhamedanismus zuvor zu kommen, oder doch wenigstens zu retten was sich retten lassen will.

Missions-Zeitung und -Statistik.

Nachrichten aus England lassen an der betrübenden Nachricht, daß Dr. Livingstone in Folge der Dysenterie auf der Reise nach dem Bemhe-See in Unyanyembe am 15. August des vorigen Jahres gestorben ist, kaum noch einen Zweifel aufkommen. „Dem Auswärtigen Amt ging d. 26./1. Abends ein Telegramm von dem brittischen Consul in Aden zu, vom gleichen Tage datirt, welches die frühere Depesche aus anderer Quelle bestätigt. Der Consul berichtet über eine Anzeige, datirt Unyanyembe, den 20. Oktober, von dem Lieutenant Cameron, Anführer der Hilfsexpedition. Darnach starb Livingstone nach vierzehntägigem Leiden an der Ruhr. Nach Aufbruch vom See Bemba (?) versuchte er vom Norden her über dieses Wasser überzusetzen. Dies gelang ihm nicht. Er wanderte daher das Ufer entlang, überschritt den Chambize und andere Ausflüsse des Sees, sodann den Luapule. Bei Durchschreitung dieses Sumpflandes mußte er oft stundenlang durch Moräste und Stauwasser waten, wiederholt befand er sich bis zu drei Stunden hintereinander bis über den Bauch im Wasser. In Lobisa erkrankte er und starb nach vierzehntägigem Siechbette. Von seinen Leuten sind zehn gestorben. Die übrigen neunundsiebenzig befanden sich zur Zeit auf dem Marsche nach Unyanyembe. Sie hatten der Leiche die Eingeweide ausgenommen und die Höhlung mit Salz ausgefüllt. Zur bessern Conservirung füllten sie den Mund mit Cognac. Die Leute befanden sich in großer Noth und hatten daher Livingstone's Diener Chumas zur Besorgung von Lebensmitteln ausgesandt. Dieser brachte dem Lieutenant Cameron die traurige Kunde.





Cameron erwartete die Leiche am 20. Oktober in wenigen Tagen. Es braucht nicht gesagt zu werden, wie tief der Verlust des unermüdlichen Mannes hier allerwärts gefühlt wird. Es giebt schwerlich einen zweiten Engländer, der in gleichem Maße die Verehrung aller seiner Landsleute genießt. Und gerade jetzt hoffte man auf seine baldige Rückkehr und bereitete sich darauf vor, ihm den verdienten Dank zu Theil werden zu lassen."[1])

Die englische Ausbreitungs-Gesellschaft (S. P. G.) hat jetzt einen Bischof für Madagaskar gefunden (siehe S. 79 Anm.), nämlich den Rev. R. Kestell-Cornish, den die schottische Episcopalkirche zu consekriren sich hat bereit finden lassen, nachdem die englische Staatskirche auf die bringenden Vorstellungen der London Missionary Society, die Erlaubniß zur Weihe eines hochkirchlichen Bischofs für Madagaskar verweigert hatte.

Der zwischen den Hovas und den Sakalavas auf der westl. Seite Madagaskars ausgebrochene Krieg ist durch die Unterwerfung der letzteren schnell beendigt worden. Die Königin reiste selbst von der Hauptstadt Antananarivo nach Fianarantsoa im Lande der Sakalaven, um die Huldigung der Unterworfenen entgegen zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit forderte sie das zahlreiche, sie begleitende Volk (gegen 50000) auf, das Morgen- und Abendgebet mitzuhalten, wenn das Zeichen dazu gegeben werde. Viele erkundigten sich nach der neuen Religion von Jesus, von der sie gehört hätten daß sie gut sei. Die Königin selbst befriedigte gern diese Wißbegierde, bezeugte daß das Christenthum die einzig wahre Religion sei und theilte viele Neue Testamente aus. Dieser Besuch der Königin hat ein weiteres großes Gebiet der Missionsthätigkeit erschlossen. Die Ernte ist in Madagaskar in der That groß, aber der Arbeiter sind wenig. Natürlich erfordert dieses große zur Ernte weiße Arbeitsfeld auch eine ganz specielle Pflege und Organisation. Daher hat die London Miss. Society im Juli des vergangenen Jahres eine Deputation, an ihrer Spitze Dr. Mullens zur Visitation nach M. gesandt, über deren Resultate wir bald einige zusammenhängende Mittheilungen geben zu können hoffen.

In Japan hat im November des vorigen Jahres ein Ministerwechsel stattgefunden. „Der Stein des Anstoßes für das bisherige Ministerium war aber nicht die innere, sondern die äußere Politik, nämlich das Verhältniß zu Korea. Dieses Reich ist theils den Chinesen theils den Japanern tributpflichtig. Zwei glänzende Kriege gegen Korea im vorigen Jahrhundert bilden einen Edelstein in der Krone Japans: die Tradition derselben lebt frisch und feurig im Volke. Um so mehr war sein Nationalstolz verwundet, als Anfangs dieses Jahres Korea den Gehorsam kündigte. Die Erfolge gegen die Flotten der Franzosen und Amerikaner haben den König von Korea und sein Volk stolz gemacht; sie wollen nicht länger Diener sein und fernerhin keinen Tribut zahlen. Andererseits fühlen die Japaner ihr Nationalbewußtsein; ihr Eintritt in die Reihe der gleichberechtigten Nationen läßt sie diesen Trotz schwer empfinden. Vielleicht wäre es für Japan doch heilsamer, seine geringe Kraft auf die eigene Entwickelung zu wenden. Eine Zersplitterung der Kräfte im auswärtigen Kriege dürfte

[1]) Sobald als möglich wird ein eingehender Artikel über L., den Entdeckungsreisenden unter den Missionaren und den Missionar unter den Entdeckungsreisenden folgen.

für das kleine Kaiserreich verhängnißvoll werden. Japan ist nicht reich an natürlichen Hilfsquellen, die Ausfuhr bleibt gegen die Einfuhr bedeutend zurück und die Finanzen bedürfen vorsichtiger Verwaltung, zumal im gegenwärtigen Zustande der Gährung, in welcher das Reich und seine socialen und politischen Einrichtungen sich befinden. National und politisch betrachtet, kann Korea niemals ein integrirender Theil des Inselreiches werden; der Tribut war nur nominell, und was den Stolz früherer Eroberungen betrifft, so läßt man den lieber für die Nachkommen in der Tradition bestehen, als sich durch einen unglücklichen Krieg möglicher Weise zu ruiniren. So dachte aber Sogischima, der Minister des Auswärtigen, nicht. Als außerordentlicher Gesandter an dem Pekinger Hof hatte er sich Lorbeern gepflückt; nun wollte er sie in Korea holen. Fast war der Mikado auf seiner Seite; da zeigte sich starker Widerstand der gemäßigten Partei. Als der Mikado nicht zu bestimmen war, zog Sogischima sich schmollend zurück, und wahrscheinlich wird Mori, bisher Gesandter in Washington, Minister des Auswärtigen. Vorläufig hat Iwakura, der als Führer der letzten Gesandtschaft nach Europa bekannt gewordene Staatsmann, den Vorsitz im Ministerium angenommen." Hoffentlich gereicht dieser Ministerwechsel auch der inneren Entwickelung des für die Mission jetzt so wichtigen Landes zum Segen.

Wie berichtet wird hat die japanische Regierung wieder Abstand genommen von der Einsetzung des je sechsten statt des je siebenten Tages zum Ruhetage. Die meisten und besten Lehrer waren mit der Anordnung der Feier des je sechsten Tages nicht einverstanden. Das Missionswerk wird dadurch nicht gehindert, daß Geistliche an den Regierungsschulen nicht angestellt werden.

Die christl. Gemeinde zu Yokohama hat ohne directen Einfluß der Missionare sowohl ein Glaubensbekenntniß als eine Art Verfassung für sich festgestellt. In diesem merkwürdigen Dokument heißt es zum Eingang: „Unsre Kirche ist nicht irgend einer Secte angehörig, sondern sie glaubt allein an den Namen Christi, in dem wir alle Eins sind und hält alle, welche die Bibel als ihren Wegweiser annehmen, für Christi Knechte und unsre Brüder. Alle Gläubigen auf der ganzen Erde gehören zur Familie Christi, in der die brüderliche Liebe herrscht." Möge diese Erklärung das gute Vorzeichen für die Bildung einer einheitlichen japanischen Kirche sein.

Zwei Aelteste Ogawa und Okuno aus den christlichen Gemeinden zu Yeddo und Yokohama haben jüngst eine sehr ermuthigende dreiwöchentliche Reise durch die Provinz Kadsusa gemacht. Sie haben an vielen Plätzen oft vor hunderten von Zuhörern das Evangelium verkündigt und zwar ohne jede feindselige Hinderung. Oft wurden sie aufgefordert wieder zu kommen. In einem Dorfe fanden sie einen Mann, dem früher ein Traktat mit dem Vaterunser, den 10 Geboten und einer kurzen Summa des christl. Glaubens in die Hände gekommen war und der seit Jahren täglich zu Gott gebetet. Seine Freude über die Botschaft der Reiseprediger war sehr groß. Dadurch sind die dortigen Christen sehr ermuthigt worden und haben sich sofort ein Dutzend bereit erklärt Prediger unter ihren Landsleuten zu werden. Die Missionare von Yokohama gehen deshalb mit dem Gedanken um eine theologische Bildungsschule für eingeborne Evangelisten ins Leben zu rufen. — Auch die Missionare (amerikanische) berichten von sehr erfreulicher Aufnahme ihrer Person und Botschaft auf mannigfachen Reisen.

In China sind wieder 2 katholische Priester, ein Franzose und ein Chinese in Kien-kiang-hien Provinz Sze-tschuen zu Anfang Sept. 73 in empörender Weise ermordet worden. Der Mandarin des Ortes, als fanatischer Christenfeind bekannt, der noch nie Fremde in seinen Bezirk gelassen, erlaubte in verstellter Freundlichkeit den beiden Priestern den Aufenthalt in der Stadt. Plötzlich wird das Haus, in dem sie Wohnung genommen, von einem wüthenden Pöbelhaufen umlagert, die Gäste herausgeschleift und todt geschlagen. Der Mandarin aber that nichts dem Pöbel zu wehren. Die Missionare haben vertragsmäßig das Recht sich im Innern niederzulassen und für alle ihnen zugefügten Unbilden, sollen die Ortsmandarinen verantwortlich sein. Binnen 8 Jahren sind in der Provinz Sze-tschuen 3 Mal Missionare ermordet worden.

Auch in Wutschang sind wieder Anschläge gemacht worden, welche das Volk auffordern, alle überflüssigen Kinder doch ja an das Findelhaus der Regierung zu geben und nicht an das, welches die „Barbaren" gegründet. Jenes sei der Weg zum Leben, dieses der zum Tode. Denn während diese Barbaren Liebe zu den Kindern zur Schau tragen, behandeln sie dieselben mit der Grausamkeit des Wolfs. Man habe entdeckt, daß den Kleinen das Gehirn herausgenommen und mit allerlei Arzneien vermischt werde, um diese desto wirksamer zu machen 2c. Diese Anzeige wurde gerade gegenüber der Examenhalle angeheftet um die Tausende dort zusammenströmender Leute mit Erbitterung gegen die Christen zu erfüllen. Und daneben forderte der Vicekönig der Provinz auf, die Ausländer, denen man etwa begegnen möchte, nicht auszulachen oder zu verhöhnen!

Bekanntlich hat der junge Kaiser von China im vergangenen Jahre sich dazu verstehen müssen die Gesandten der europäischen Mächte in feierlicher Audienz zu empfangen ohne das übliche chinesische Ceremoniell. Wie stellt man nun dieses Ereigniß dem Volke dar? Oeffentliche Anschläge verkündigen, daß den fremden Gesandten auf inständiges Bitten die Gnade gewährt worden sei, am Hofe zu erscheinen. „Als sie aber vor dem erhabenen Antlitze Seiner Kaiserl. Majestät erschienen, waren sie wie vom Schlage gerührt und so verwirrt, daß keiner ein Wort zu sprechen vermochte. Die meisten wurden ohnmächtig und mußten aus dem Audienzsaale hinausgeführt werden."

Die Indian Evangelical Review meldet, daß ein Missionar Downes den Versuch hat machen wollen jenseits des Gebietes der britischen Herrschaft in Kafiristan das Evangelium zu verkündigen. Das Volk, von den Muhamedanern arg bedrängt, verlangt nach Unterweisung im Christenthum und ist nach dem Urtheil kundiger Männer ein hoffnungsvolles Missionsfeld. Aber das Govemement hat den Versuch verboten und den Missionar an seiner Reise gehindert, indem es ihn mit Gewalt zurückbringen ließ! Die Leute sollen warten bis man sich an der Grenze besser angesiedelt hat! Der Krieg gegen die Aschanti's ist nach den neusten Nachrichten als beendet anzusehen. Die Asch. haben sich unterworfen und endlich auch die $4^1/_2$ Jahre lang gefangen gehaltenen Basler Missionsgeschwister freigegeben.

In Duke Town am Alt-Calabar (Westküste Afrikas) haben eine Anzahl eingeborner Christen dem im Dienste der United Presbyt. Church (Schottland) stehenden Missionar W. Anderson eine Dankadresse überreicht, welche Zeugniß davon ablegt, daß auch auf diesem Missionsfelde der ausgestreute Same

zu wurzeln und zu reifen beginnt. „Wenn wir, heißt es darin, zurückblicken und die vergangenen Tage mit den jetzigen, besonders die Sonntage von heute mit denen von früher vergleichen, so können wir nicht anders als mit der Schrift ausrufen, daß wahrhaftig noch aller Knie sich Ihm beugen und alle Zungen bekennen müssen, daß Er der Herr sei. Ja, Gott hat ihre Arbeit gesegnet in einem Umfange, dessen Größe sie selbst noch zu wenig kennen. . . Wie groß ist die Veränderung! All der frühere Sonntagsunfug hat aufgehört. . . Es herrscht in der ganzen Stadt unter Mann und Weib ein überraschendes Verlangen dem Gottesdienst beizuwohnen und — die einst vernachlässigte Kirche reicht kaum aus um alle zu fassen, die da kommen dem Herrn zu dienen. Gestatten sie uns daher Ihnen unsern herzlichen Dank auszusprechen für Ihren an dieses Volk gewendeten Eifer, für dessen Wohlergehen Sie bereits 24 Jahre Missionsarbeit gewendet haben. Wir hoffen, daß dieses Volk, welches jetzt die Kirche besucht, nicht allein Hörer des Worts bleiben sondern durch ihre Predigt und Unterweisung auch bald zu wahren Nachfolgern Christi bekehrt werden wird."

Dem zu Clarkebury im Queen's Town-District (Südafrika) stationirte Wesleyanischen Missionar Hargreaves, dessen Einfluß es gelungen war in einem verheerenden Kriege zwischen 2 mächtigen Kaferstämmen den Häuptling Krielie zu bewegen die Umgegend von Clarkebury zu schonen, von weiterem Blutvergießen abzustehen und in sein Land zurückzukehren, ist seitens des engl. Governements ein Anerkennungsschreiben zugegangen für die bedeutenden Dienste, die derselbe dem Lande erwiesen, auch ein Zeugniß für die segensreichen Einflüsse der Mission auf uncultivirte Stämme, die — den Culturländern zu gute kommen!

In Kafraria auf St. Mark's Mission Station hat seitens der engl. Ausbreitungs-Gesellschaft durch den Bischof von Grahamstown am 4. Juni des v. J. die feierliche Ordination dreier eingeborner Kafergeistlicher stattgefunden, von denen einer auf dem Augustins-Colleg zu Canterbury, die beiden andern auf verschiedenen Anstalten der Kap-Kolonie ihre theologische Ausbildung empfangen haben. Die vor der Ordination (natürlich in der englischen Sprache) stattfindende Prüfung fiel durchaus befriedigend aus. Bei dem Weiheacte verlasen die Ordinanden das Evangelium in Kafir, Englisch und Holländisch und nach ihm hielten sie den Kafrischen Gottesdienst, in die einzelnen Functionen sich theilend. Bis jetzt war erst ein geringer Anfang gemacht mit der Heranbildung eines eingebornen Lehrer- und Predigerstandes. Nach den Mittheilungen der S. P. G. scheint es als ob in Zukunft ein erfreulicher Fortschritt auf diesem Wege in Aussicht stehe.

Die bei Gelegenheit des (in der vor. N. bereits erwähnten) Missions-Bettags in England in der Westminster-Abtei gehaltenen Reden sowohl des liberalen Dekan Stanley als des bekannten Oxforder Professors Max Müller haben in den Missionskreisen Englands großes Aufsehen erregt und vielen Widerspruch hervorgerufen. Dekan Stanley sprach auf Grund von Ap. 26, 28 f. in einer wenigstens sehr mißverständlichen Weise über die unbegrenzte Toleranz des Apostels Paulus, seine Anerkennung des seiner eignen Geistesart Verwandten unter Juden und Heiden 2c. Der berühmte Oxforder Gelehrte, der vielen schon durch sein Auftreten in der Kirche wie durch die an diesem Orte nicht geeignete wissenschaftliche Form seines Vortrages Anstoß gab, gab eine Uebersicht der großen Weltreligionen, sie theilend je nachdem sie missionirend

auftreten oder nicht (into Non-Missionary and Missionary). So stellte er das Christenthum, den Buddhismus und den Muhamedanismus in Eine Reihe, von ihren Gründern behauptend, daß sie es alle hätten erkannt gehabt als ihre Pflicht die Wahrheit auszubreiten, den Irrthum zu widerlegen. Bei der dann folgenden Charakteristik idealisirte der Redner die heidnischen Religionen nicht wenig, so daß der „Spectator" seine Ansichten mit denen des Buddhismus sogar als übereinstimmend bezeichnete. Wir haben die Rede selbst noch nicht gelesen, vermuthen aber, daß sie etwa dieselben Gedanken entwickelt haben wird, die sich bereits in der Vorrede zum ersten Bande der „Essays" finden und gedenken später auf sie zurückzukommen.

Die Einwanderung chinesischer Arbeiter nach San Francisko hat in solchem Maße überhand genommen — es sollen sich ihrer 1873 in dem genannten Staate 121000 und in der Stadt S. Fr. 25000 befinden — und die Interessen der weißen Bevölkerung so ernstlich bedroht, daß man allerlei Gewaltmaßregeln ergriffen hat, um sie einzuschränken. Zunächst ist eine sog. Kubik-Luft-Verordnung erlassen, d. h. befohlen worden, daß jedem schlafenden Chinesen 500 Kubikfuß Raum gegeben werden muß, während bis dahin das einzelne Individuum etwa nur den 5. Theil dieses Raumes inne hatte, wodurch die Schlafräume in den Chinesenherbergen zu wahren Pesthöhlen wurden. Da nun die meisten wegen Nichtachtung dieses Gesetzes bestraften Chinesen lieber in's Gefängniß wanderten, als die festgesetzte Geldstrafe bezahlten, so ist weiter verfügt worden, daß den Gefangenen das Haar bis auf einen Zoll Länge abgeschnitten werde, eine Maßregel, die den mit abergläubischer Werthschätzung ihres geliebten Zopfes begabten Chinesen große Furcht vor dem Gefängnisse eingejagt hat. Ferner ist ein Gesetz auf dem Wege, welches verbietet Todte ohne polizeiliche Erlaubniß von den Leichenfeldern zu entfernen, abermals ein Schrecken für die chinesischen Einwandrer, die wenn sie nicht lebend in ihr Vaterland zurückkehren können, doch wenigstens ihre Leichen dorthin geschafft haben wollen. Endlich hat sich ein Anti-Chinesen-Arbeiterverein gebildet, der bereits 8000 Mitglieder zählt, mit der Tendenz keine Chinesen mehr in Dienst zu nehmen und keinerlei chinesische Fabrikate zu kaufen. Auf diese Weise will man den Söhnen des Reiches der Mitte die Lust der Auswanderung nach N. Amerika gründlich verleiden.

Der Missionsbefehl als Missionsinstruction.

Vom Herausgeber.

II. Das missionarische Christianisiren. (*Μαθητεύσατε πάντα τὰ ἔθνη.*)

a) Das Object desselben (*πάντα τὰ ἔθνη*).

(Fortsetzung.)

Um den Herrn zu seinem eigenen Interpreten zu machen resp. Schrift durch Schrift zu erklären, werfen wir zunächst einen Blick auf die hauptsächlichsten der parallelen Stellen. So heißt es Matth. 24, 14: „Und es wird gepredigt werden dieses Evangelium vom Königreich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß allen Völkern (*εἰς μαρτύριον πᾶσιν τοῖς ἔθνεσιν*) und dann wird das Ende kommen." Als eine ihrer Zeit ganz gewiß (*κηρυχθήσεται* fut.) eintretende Thatsache behauptet hier der Herr die Verkündigung des von ihm gebrachten Evangelii in der ganzen von Menschen bewohnten Welt und charakterisirt diese Verkündigung als ein *μαρτύριον* — nicht *ἐν* sondern geradezu — *πᾶσιν τοῖς ἔθνεσιν*. Daraus erhellt, daß nicht blos einzelnen, wenn auch noch so vielen Individuen in allen Theilen der Völkerwelt, sondern daß den ganzen Völkern als solchen das Evangelium wird gepredigt werden. Wäre dies nicht die Meinung, so könnte weder der einfache Dativ stehen, noch gesagt werden, daß ein *κηρυχθῆναι εἰς μαρτύριον πᾶσιν τοῖς ἔθνεσιν* stattgefunden habe. Mag man in dem Ausdrucke *μαρτύριον*[1]) wie es uns als das Richtigere erscheint, mehr die positive Bedeutung der Zeugnißablegung von dem Heil in Christo oder den gerichtlichen Charakter der Verkündigung betonen, jedenfalls ist eine solche Bezeugung gemeint, daß nach ihrer Statthabung mit Fug und Recht eine Verantwortlichkeit der Bezeugten eintritt cf. act. 18, 5. f. Matth. 8, 4. Marc. 1, 44. Luc. 5, 14. Wenn diese Verantwortlichkeit nun *πᾶσιν τοῖσ ἔθνεσιν* zugeschrieben wird, so ist evident, daß nicht blos eine Auswahl aus den Völkern, sondern die Völker in ihrer Gesammtheit, als Ganzes das Heil zeugnißkräftig angeboten bekommen haben müssen, also daß Niemand eine Entschuldigung hat, wenn er des Heiles verlustig geht. Streng genommen ist in dem qu. Ausspruche eine Aussage über den Erfolg, d. i. über Annahme oder Nichtannahme des Zeugnisses nicht enthalten. Der Herr constatirt nur die Thatsache einer solchen allgemeinen Anbietung des Heils vor dem Ende, daß dieselbe als ein Zeugniß für (und im Falle der Nichtannahme selbstverständlich gegen) jedes Volk und damit jedes einzelne Individuum in jedem Volke betrachtet werden kann.

---

[1]) cf. Cremer: „die eschatologische Rede Jesu Christi Matth. 24. 25" S. 52 f. und desselben: „Biblisch theol. Wörterbuch der Neutestamentl. Gräcität". 2 Aufl. 1872. Artikel *μαρτύριον*.

Weiter lesen wir Luc. 24, 47: „Also ist es geschrieben und also mußte Christus — — predigen lassen in seinem Namen Buße zur Vergebung der Sünden allen Völkern (εἰς πάντα τὰ ἔθνη) anfangend zu Jerusalem.“ Wieder handelt es sich auch in dieser Stelle um ein κηρυχθῆναι, ohne daß über den Erfolg desselben weder nach der einen noch nach der andern Seite etwas ausgesagt wird, nur daß dieses Mal statt des objectiven „Evangelium vom Reich“ die subjective „Sinnesänderung zur Vergebung der Sünden“ als Gegenstand der Verkündigung genannt ist. Wenn diese Verkündigung nun geschehen soll εἰς[1]) πάντα τὰ ἔθνη, so heißt das offenbar: sie soll ganz und gar in die Völker und zwar in alle Völker ein und durch sie hindurch gehen, nicht eine oberflächliche sondern eine eindringende und eindrückliche sein (cf. Marc. 13, 10: εἰς πάντα τὰ ἔθνη δεῖ κηρυχθῆναι τὸ εὐαγγέλιον). Wie ist solche eindringende Verkündigung für Völker aber anders denkbar, als daß das gesammte Volk unter der zeugnißkräftigen Predigt vom Heil steht, zumal diese Predigt hier als μετάνοια für die Völker bezeichnet wird? — Ferner verdient das „anfangend von Jerusalem“ in diesem Zusammenhange Beachtung. In Jerusalem hatte offenbar eine solche Aufforderung zur μετάνοια sowol durch den Herrn selbst als auch nach Pfingsten durch die Apostel stattgefunden, daß die ganze Stadt sie gehört haben mußte und kein Einwohner eine Entschuldigung haben konnte, wenn er nicht zur Vergebung der Sünden gelangte. Offenbar wird nun das κήρυγμα εἰς τὰ ἔθνη in Analogie stehen mit dem in Jerusalem; wie die Jünger angefangen haben, also werden sie auch fortfahren sollen. — Zum dritten ist nicht zu übersehen, daß der Herr das „Predigenlassen allen Völkern,“ als eine nothwendige Erfüllung der alttestamentlichen Schrift hinstellt, da er es gleich dem „Leiden und Auferstehen am dritten Tage“ abhängig macht von „also ist es geschrieben“ v. 46, (cf. v. 45: da öffnete er ihnen das Verständniß, daß sie die Schrift verstanden). Was sagt aber die alttestamentl. Schrift? Sehen wir ganz ab von der nicht geringen Zahl prophetischer Stellen, die nach Analogie von Jes. 60, 3 ff. die Aufnahme der gesammten Völker (mit ihren Königen) in das Messianische Reich in Aussicht stellen, es genügt schon die dem Abraham gegebene Grundverheißung, daß in ihm und seinem Samen — welcher ist Christus — alle Völker gesegnet werden sollen Gen. 12, 3. 18, 8. 22, 18 cf. act. 3, 25 u. Gal. 3, 8 um das „also stehet geschrieben“ zu rechtfertigen, so daß es nur der dem Vater der Gläubigen gegebenen Verheißung durchaus entspricht und Christus sich nur als Erfüller der Schrift beweist, wenn er verordnet alle Völkerschaften zu seinen Jüngern zu machen.

Endlich werden wir nicht umhin können, die Paulinische Stelle Röm. 11, 25 f. zur Erklärung herbeiziehen zu müssen: „ich will euch nicht verhalten dieses Geheimniß, auf daß ihr nicht stolz seid (ἵνα μὴ ἦτε παρ' ἑαυτοῖς φρόνιμοι). Blindheit ist Israel einestheils widerfahren, so lange bis die Fülle der Heiden eingegangen sei und also das ganze Israel selig werde“. (ὅτι πώρωσις ἀπὸ μέρους τῷ Ἰσραὴλ γέγονεν, ἄχρις οὗ τὸ πλήρωμα

---

[1]) Die deutsche Uebersetzung „unter allen Völkern“ trifft offenbar den Sinn des Grundtextes nicht.

τῶν ἐθνῶν εἰςέλθῃ καὶ οὕτως πᾶς Ἰσραὴλ σωθήσεται). Es handelt sich natürlich uns bei dieser Stelle wesentlich nur um die Auslegung der Schlußworte. Da ist zunächst zu beachten, daß nicht von einem πλήρωμα ἐκ τῶν ἐθνῶν die Rede ist sondern τὰ ἔθνη selbst als Gegenstand desselben bezeichnet werden. Damit scheint uns sofort die Auffassung ausgeschlossen zu sein, daß man unter dem qu. Ausdrucke eine Sammlung einzelner Individuen aus den Heidenvölkern, also die Summa aller aus ihnen zusammengebrachten wahrhaft Gläubigen zu verstehen habe, obgleich diese Sammlung ziemlich zusammen fallen würde mit der zu Ende geführten Missionirung der Heidenvölker, wenn nicht — wovon weiter unten die Rede sein wird — angenommen werden muß, daß von dem als Volk erretteten Israel erst noch ein belebender Einfluß auf die bereits christianisirten Völker ausgeübt werde (Röm. 11, 12, 15). Daß der Apostel auch an unserer Stelle nicht einzelne Individuen sondern Völkergesammtheiten im Auge hat, dürfte auch schon daraus sich ergeben, daß er sich im ganzen Zusammenhange seiner Deduction wie mit Israel als ganzem Volke, so auch mit den Heiden als einer Gesammtheit beschäftigt und eine geschichts-philosophische oder richtiger völkergeschichtliche Betrachtung liefern will. Wir müssen also unter τὰ ἔθνη die Völker selbst verstehen. Was ist nun weiter τὸ πλήρωμα der Völker?

Πλήρωμα[1]) heißt nicht eine bestimmte Zahl, sondern Gesammtheit, Fülle, Vollheit, den bei sich habenden Genitiv als das was voll gemacht, erfüllt ist oder werden soll bezeichnend. Z. B. πλήρωμα τῆς θεότητος, die Gottheit in ihrer Gesammtheit, ihrer ganzen Fülle; πλήρωμα τοῦ χρόνου, die Zeit war erfüllt, voll gemacht; πλήρωμα τοῦ νόμου ἡ ἀγάπη die Liebe macht voll, erfüllt das ganze Gesetz; πλήρωμα τῆς γῆς die absolute Gesammtheit alles dessen, was die Erde erfüllt ꝛc. Demnach bezeichnet τὸ πλήρωμα auch an unserer Stelle nicht eine Auswahl, die in einer begrenzten von Gott bestimmten Zahl von einzelnen Heiden besteht, sondern die Vollheit, d. h. die Gesammtheit der Heidenvölker. Denn πλήρωμα durch ἐκλογή erklären zu wollen hieße doch nichts Anderes als sagen das Ganze sei gleich dem Theile, wie es auch als eine gekünstelte Exegese abgewiesen werden muß, πλήρωμα durch πλήρωμα τῆς ἐκλογῆς zu umschreiben. Der Sache nach ist vielmehr τὸ πλήρωμα τῶν ἐθνῶν so viel als πάντα τὰ ἔθνη, ganz so wie es in Bezug auf Israel gleich πᾶς Ἰσραήλ ist (v. 12 u. 26); der Ausdruck πλήρωμα ist gebraucht um das „Eingegangensein“ der gesammten Völker zugleich als das Erfülltwordensein eines göttlichen Willens und einer bestimmten Zeit (Luc. 21, 28) zu bezeichnen.

Von dieser „Gesammtheit der Völker“ sagt nun der Apostel ein εἰςελθεῖν aus, eine Bestimmung wohin? nicht hinzufügend. Dieser absolute Gebrauch des Wortes ist auffallend. So nahe es auch liegt zu ergänzen: „in das Reich Gottes,“ so muß der Apostel doch Grund gehabt haben solche Ergänzung wegzulassen. Welchen? Wir vermuthen, er drückt sich so allgemein aus, weil er

[1]) cf. den Artikel bei Cremer: biblisch theol. Wörterbuch der Neutestamentl. Gräcität.

eine leicht zu viel aussagende Angabe über den geistlichen Zustand der „Gesammtheit der Heidenvölker“ nicht machen wollte. Demnach dürfte der Sinn dieses „Eingehen“ etwa sein: die Gesammtheit der Völker ist in den Bereich des Reiches Gottes gebracht, steht innerhalb seiner Grenzen, sie hat das Bürgerrecht im allgemeinen Sinne (cf. Joh. 1, 11 f.), ohne daß sich von ihr — als Gesammtheit — sagen läßt, sie habe realiter Theil an dem ewigen Leben. Mit andern Worten der Apostel bezeichnet die eigentliche Missionsaufgabe als vollendet, die Völker in ihrer Gesammtheit christianisirt, das Reich Gottes über die ganze Welt ausgebreitet.[1])

Diese Auffassung wird auch unterstützt durch die von dem Apostel für Israel daraus gezogene Folge, nämlich *καὶ οὕτως πᾶς Ἰσραὴλ σωθήσεται.* So entschieden wir es festhalten, daß nach dem ganzen Zusammenhange hier an das leibliche Israel gedacht werden muß und jede spiritualisirende Auslegung als Vergewaltigung des Textes verwerfen, so können wir doch einer solchen Auffassung nicht beipflichten, welche unter dem *πᾶς Ἰσραήλ* alle einzelnen Juden versteht. Im Gegensatz zu dem vorhergegangenen *ἀπὸ μέρους* will der Apostel durch das jetzige *πᾶς* offenbar nur sagen, daß nach der Christianisirung der Völker und auf diesem Wege (*οὕτως*) auch Israel in seiner Gesammtheit als Volk, das Heil in Christo sich geben lassen resp. dasselbe annehmen wird[2]) wobei nicht ausgeschlossen ist, daß — vielleicht viele — einzelne Individuen an den Heiland nicht gläubig werden. Muß aber das *πᾶς Ἰσραήλ* als Volk in seiner Gesammtheit aufgefaßt werden, wohin ja auch der ganze Zusammenhang der völkergeschichtlichen Betrachtung des Apostels an dieser Stelle tendirt, so ist auch der Rückschluß auf das *πλήρωμα τῶν ἐθνῶν* durchaus gerechtfertigt, nämlich daß unter ihm die Heidenvölker in ihrer Gesammtheit müssen verstanden werden.

Kehren wir jetzt zu unsrer Grundstelle Matth. 28 zurück. Es hat offenbar die Schriftanalogie für sich das *μαθητεύειν πάντα τὰ ἔθνη* in dem Sinne einer Christianisirung der Heiden als Völker aufzufassen. Es würde in diese Auffassung nun aber sofort eine durchaus unrichtige Vorstellung hineingetragen werden, wenn man von einer Völkerbekehrung als Missionsaufgabe reden wollte. Bekehrung ist heutzutage ein bestimmter dogmatischer Begriff und wir werden sehen, daß dieser Begriff mit dem von Christus geforderten *μαθητεύειν* sich durchaus nicht deckt. Es ist gleich unstatthaft diesen Begriff mit dem Missionsbefehle zu verbinden, mag man *τὰ ἔθνη* als einzelne Heiden oder als Völkerschaften auffassen, in jedem Falle würde durch das „alle“ eine Allgemeinheit lebendiger Erneuung in Christo gesetzt,

[1]) „Zuerst ist zu constatiren, daß *εἰςελθεῖν* (am einfachsten ergänze man *εἰς τὴν σωτηρίαν*) nach dem ganzen Zusammenhange, der vom geschichtl. Christenthum und dem Verhältniß der Juden und Heiden dazu, nicht vom ewigen Heil handelt, nicht bedeuten kann die definitive Aufnahme ins ewige Reich Gottes, sondern nur den Eintritt in die irdisch-geschichtliche Heilsanstalt, also etwa die Christianisirung. Man vergleiche Joh. 10, 9. 16.“ Kübel: „das christl. Lehrsystem nach der heil. Schrift“ S. 536 f.

[2]) „*σωθήσεται* kann nach dem Zusammenhange nicht auf definitive ewige Errettung, sondern nur auf objective Versetzung in den historischen Genuß der *σωτηρία*, also auf Christianisirung gehen.“ Kübel A. a. O. S. 53, 8.

welche mit der Schrift wie mit der Erfahrung durchaus im Widerspruche steht. Freilich wird es das Resultat der energischen Missionsarbeit sein, daß aller Orten wahrhafte Bekehrungen stattfinden, so gewiß als das gepredigte Evangelium eine Kraft Gottes zur Errettung ist für alle, die daran glauben und diese unter allen Nationen von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu dem lebendigen Gott wahrhaft bekehrten und in Christo erneuerten Menschen werden die „kleine Heerde“ bilden, „welcher der Vater das Reich beschieden hat.“ Sofern dies Resultat der eigentliche für die Ewigkeit werthvolle Gewinn der Missionsarbeit — freilich aber wieder nicht blos dieser, sondern auch der Jahrhunderte lang nachfolgenden pastoralen Thätigkeit — ist, kann man es wol auch als das Ziel derselben bezeichnen. Aber doch nur im relativen Sinne und in abgeleiteter Weise. Die Aufgabe der eigentlichen Missionsthätigkeit geht noch weit über dieses Ziel hinaus. Abgesehen davon, daß es thatsächlich ganz unausführbar ist die Missionsthätigkeit blos auf das Zustandebringen wahrhaftiger Bekehrungen zu beschränken und nur die „Auswahl“ aus den Heiden zu sammeln, es würde mit solcher Beschränkung ein Raub an den Völkern begangen werden, der sich von dem Gott, welcher will, daß allen Menschen geholfen und daher allen zeugnißkräftigerweise das Heil in Christo nahe gebracht werde, nimmermehr würde verantworten lassen. Da es sich durchaus unsrer Kenntniß entzieht, welche Individuen in einem Volke die „Auswahl“ bilden, so muß eben um unsrerseits keinen Raum zur Entschuldigung resp. Anklage zu geben, das ganze Volk in das Licht und in die Luft des Evangelii gestellt werden. Ob es dann nur bei wenigen zur wahrhaftigen Bekehrung und durch sie zur Ergreifung des ewigen Lebens kommt, das darf uns von der energischsten Anbietung des Heils an das ganze Volk so wenig abhalten als sich Gott hat abhalten lassen, der ganzen Welt seinen eingebornen Sohn zu geben, obgleich es ihm durchaus nicht verborgen war, daß viele ihn nicht aufnehmen würden.

Daß Christus wirklich Völkerchristianisirung will, obgleich es vor seinem alles durchschauenden Auge ganz klar ist, daß mit ihr seine Kirche auf Erden ein Mischlingsfeld wird, das auch viel Namen- und Scheinchristenthum in sich birgt (Matth. 13, 24 ff. cf. *Ζιζάνια*), erhellt (jetzt noch ganz abgesehen von dem Taufbefehle, der in engster Beziehung mit dem Auftrage *μαθητεύειν πάντα τὰ ἔθνη* gegeben ist), nicht nur aus Matth. 22, 9 f. und besonders aus dem Gleichniß vom Netz,[1]) (Matth. 13, 47 ff. cf. Luc. 5, 4; Joh. 21, 6) das ins Meer — Bild der Völkerwelt — geworfen ist, sondern geht auch aus folgender Erwägung deutlich hervor. Wenn der Herr Matth. 10, 12, es den Jüngern bei ihrer Probesendung zur Pflicht macht einzugehen in die Häuser, so giebt er ihnen damit offenbar den wichtigen Wink, wo möglich die Menschen in ihrer Familiengemeinschaft anzufassen und es darauf anzulegen, ihm nicht blos einzelne Seelen sondern Häuser zu gewinnen.[2]) Mit der Christianisirung der Familiengemeinschaft

---

[1]) Von einem Fangen mit der Angel womit man wol die „Einzelbekehrung“ verglichen hat, ist überall in der Schrift nicht die Rede. Es wäre dies auch ein — unschönes Bild, wie sofort erhellt, wenn man es ins Einzelne auslegt.

[2]) Siehe Stier: A. a. O. I S. 355.

ist aber im Princip auch das Recht resp. die Pflicht zur Christianisirung der Völkergemeinschaften gegeben, denn da die Familien die Grundsteine der Völker und die Völker erweiterte Familien sind, so ist diese nur die Consequenz jener. Ein Blick auf die Handlungsweise Gottes im Alten Bunde setzt diese Behauptung außer allen Zweifel. Von dem Augenblicke an da Gott den Abraham erwählte und die Beschneidung verordnete für alle Angehörigen seines Hauses war der Grund zur israelitischen Volks-Kirche — so zu sagen — gelegt. Aus Abrahams Familie wuchs das Bundesvolk und Gott erklärte, daß er ein Bundesvolk haben wollte, als er die Hausgemeinschaft heiligte. Nun ist auch in diesem Stück der Sohn Gottes nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Indem er selbst auf die Bildung von Hausgemeinden hinwirkte (Luc. 19, 9) und seine Jünger auf seine ausdrückliche Anweisung hin (Matth. 10, 12 f. Luc. 10, 5) handelten, indem sie reichlich Hausgemeinden gründeten (act. 2, 39. 11, 14. 16, 15, 31, 34. 18, 8. 1 Cor. 1, 16 ꝛc.), ist auch für die Neutestamentliche Zeit die Volkskirche[1]) als eine auf göttlichem Willen beruhende Institution legitimirt und kann ihre Gründung unter allen Völkern der Erde als die der Mission gestellte Aufgabe füglich nicht mehr in Zweifel gezogen werden.

Endlich darf wol auch die Stelle act. 9, 15 in Betracht gezogen werden. Nach ihr sind es die Heiden und ihre Könige, (ἐνώπιον ἐθνῶν τε καὶ βασιλέων cf. Matth. 10, 18 ἡγεμόνες καὶ βασιλεῖς) an welche Paulus mit seinem Missionswerke gewiesen wird. Gewiß ein Wink von principieller und dauernder Bedeutung, da die Berufungsurkunde des ersten und größten Apostels der Heiden typischen Werth für die gesammte Heidenmission hat. Es ist also die Heidenwelt in ihrer organischen Gestaltung als das Arbeitsfeld für alle missionarische Thätigkeit hingestellt,[2]) denn die Nationen mit ihrer obrigkeitlichen Spitze repräsentiren die Völker in ihrer nationalen Ordnung und Einheit.

Werfen wir nun nach dieser wesentlich exegetischen Untersuchung einen Blick auf die Geschichte um unsern Schriftargumenten den historischen Beweis hinzuzufügen.

Es liegen bereits zwei abgeschlossene Missionsperioden hinter uns, die der apostolischen und nachapostolischen Zeit und die mittelalterliche. Ist nicht das Ergebniß hier wie dort die Aufnahme der Völker als Völker in die Jüngerschaft Jesu, also die Bildung von Volkskirchen? Hat also die geschichtliche Entwicklung unsre Auslegung des μαθητεύειν πάντα τὰ ἔθνη nicht bestätigt? Oder wären die als das Resultat der bereits abgeschlossenen Missionsperioden thatsächlich zu Stande gekommenen Volkskirchen als eine mißlungene, verkehrte Geschichtsentwickelung zu betrachten? Wer aber, der an die der Kirche verheißene Leitung des heiligen Geistes glaubt, wollte es wagen ihre ganze Geschichte — denn diese Bildung von Volkskirchen ist nicht blos ein nebensächliches Ereigniß in der christl. Geschichtsentwickelung sondern ein sie ganz

[1]) Es braucht wol kaum bemerkt zu werden, daß Volkskirche nicht mit Staatskirche und daher Völkerchristianisirung nicht mit Staatenchristianisirung verwechselt werden darf. cf. Volksmann: „Im neuen Staate eine neue Schule“ (Ger 1873) p. 54 ff.

[2]) Siehe Baumgarten: Die Apostelgeschichte I S. 334.

beherrschendes Moment — für einen Irrthum zu erklären?[1]) Muß die geschichtliche Thatsache nicht vielmehr zur Correctur einer mit ihr im Widerspruch sich befindenden Theorie nöthigen! Es kommt uns nicht in den Sinn der Mission Gewaltmaßregeln zu empfehlen, wie sie — Gott sei Dank! vielfach unter Protest der Missionare — nicht selten das Mittelalter in Anwendung brachte um ganze Völker zu christianisiren, es handelt sich uns jetzt nur um die Constatirung einer Thatsache, die von so eminenter Bedeutung für die ganze Gestaltung der Kirche Christi auf Erden geworden ist, daß man sagen muß, sie würde nicht stattgefunden haben, wenn sie nicht die Intention des Herrn der Kirche gewesen wäre. Möglich, daß es selbst den Aposteln nicht in völliger Klarheit als die Aufgabe der ihnen aufgetragenen Mission vor Augen gestanden hat, die Völker als Völker in die Jüngerschaft Jesu einzuführen — die Geschichte hat sich also entwickelt, daß auf der apostolischen Fundamentirarbeit die Volkskirchen entstanden sind und angesichts dieser sich in der mittelalterlichen Mission wiederholenden geschichtlichen Entwickelung sollten wir über unsre Aufgabe vollkommen im Klaren sein.

Aber, wirft man vielleicht ein, wo sind in der modernen Mission die Volkskirchen, oder auch nur solche Ansätze zu ihnen, die ihr baldiges Zustandekommen hoffen lassen? Sind es nicht fast überall nur kleine Häuflein, die unsre heutige Mission gesammelt hat? Uns dünkt die Widerlegung ist nicht schwer. Abgesehen davon, daß auch die moderne Mission thatsächlich bereits Volkskirchen zu Stande gebracht resp in der Bildung derselben begriffen ist z. B. auf den Sandwich-Inseln, auf Madagaskar, unter den Karenen, den Kolhs und mehr als einer Insel der Südsee, Sierra Leone's und Liberias ganz zu geschweigen — ist nicht die Zeit, in welcher wir missioniren, für die Etablirung von Volkskirchen noch viel zu kurz? Hat es nicht sowol in der apostolischen und nachapostolischen Zeit wie im Mittelalter Jahrhunderte gedauert, bis die Völker als Völker das Heidenthum aufgaben und das Christenthum annahmen? Sind wir Kinder des 19. Jahrhunderts, in welchem der Dampf regiert, nicht zu ungeduldig, und vergessen wir nicht viel zu sehr jenes auch heute noch trotz des Dampfes in unveränderlicher Geltung stehende Grundgesetz des Himmelreichs, nach welchem dieses gleich ist einem Senfkorn? (Matth. 13, 31 f.). Steht unsre moderne Mission auf den meisten Gebieten wesentlich nicht erst in ihren Anfängen, wie kann man aus den Resultaten dieser Anfänge einen Beweis erbringen wollen für die Behauptung, daß die Aufgabe der jetzigen Mission überhaupt nur die Sammlung einer „Auswahl" aus den Nationen sei? Liegt nicht umgekehrt der Schluß nahe, daß auch die jetzige Missionsperiode wenn sie erst abgeschlossen sein wird, bezüglich der Bildung von Volkskirchen ein den früheren Missionsperioden gleiches Ergebniß erzielt haben wird?

Aber noch ein andrer Umstand verdient die ernstlichste Beachtung. Wenn

[1]) Zu einer solchen Erklärung würde auch die traurige Thatsache nicht berechtigen, daß der Unglaube die christl. Volkskirchen wieder zu entchristianisiren ernstliche Anstalten trifft. Die Erklärung dieser Thatsache liegt auf einem ganz andern Gebiete und ändert an der göttlichen Völkerpädagogie nichts, die ihre Gerichte erst dann definitiv vollstreckt, wenn sie erklären kann: „ihr habt nicht gewollt."



wir auf einer ganzen Reihe von Missionsgebieten noch nicht über die Sammlung kleiner Häuflein hinausgekommen sind, von denen nicht einmal gesagt werden kann, daß sie eine „Auswahl“ repräsentiren, liegt es nicht nahe zu fragen, ob nicht etwa unsrerseits eine Schuld vorliegt? Die Treue der Missionare in allen Ehren, kann denn bei aller Anerkennung derselben nicht sachlich gefehlt worden sein? Sollte es unsre Missionspraxis wirklich überall getroffen haben? Wo sich auch noch nicht einmal die ersten Ansätze zur Etablirung einer Volkskirche bilden, obgleich das Feld schon lange bearbeitet ist, sollte es nicht auch darin seinen Grund haben, daß man eben eine Christianisirung des Volks gar nicht als Missionsaufgabe ansieht? Wir werden bald sehen, daß allerdings vielfach auch da, wo man nur „die Sammlung einer Auswahl“ als Missionsaufgabe hinstellt, die Praxis doch mächtiger ist als die Theorie, indem dennoch die Fundamente der Volkskirche gelegt werden, jedenfalls aber ist es klar, daß diese Fundamentirung einen verhängnißvollen Aufschub erleidet, wenn man sie nicht als klares Ziel sofort ins Auge faßt und es muß als höchst sonderbar bezeichnet werden, dann aus dem thatsächlichen heutigen Missionsbefunde, daß nämlich die Volkskirchen noch fehlen gegen die Hinarbeitung auf Volkskirchen als Missionsaufgabe auch noch argumentiren zu wollen. [1])

Ehe wir nun die äußerst wichtigen missionsmethodischen Grundsätze entwickeln, welche sich mit Nothwendigkeit aus der eben dargelegten Theorie über die Aufgabe der Heidenmission ergeben, dürften noch einige Bemerkungen über den Ursprung wie über die praktischen Consequenzen resp. Incon-

---

[1]) Es gereicht dem Verfasser zur besonderen Freude, daß er sich für die von ihm auf Grund der Schrift und Erfahrung vertretene Ansicht über die Aufgabe der Heidenmission auf zwei ziemlich verschieden gerichtete hervorragende Missionsleiter berufen kann, nämlich auf Graul (cf. Hermann: „Dr. Karl Graul und seine Bedeutung für die lutherische Mission“ S. 129 f.) und Josenhans, der in seinem Vorwort zu der aus dem engl. Original frei übersetzten „Geschichte der Mission auf den Sandwich-Inseln“ schreibt (Basel, 1872): Die Geschichte der Sandwich-Mission stellt uns klar vor Augen, daß das Ziel der Missionsarbeit in einem Land und unter einem Volk nicht etwa blos die Bekehrung einzelner Seelen sein darf, sondern daß es sich um die Bildung selbständiger nationaler Kirchen handelt, für welche die Mission nur das Mittel ist. . .“

Allerdings kann es ja ein anderes sein, die Bildung selbständiger nationaler Kirchen unter den Heiden und — die Christianisirung des ganzen Volks als die Aufgabe der Mission hinzustellen. Allein, es ist nicht nur unmöglich beides in Gegensatz zu einander zu stellen, sondern eins bedingt nothwendig das andre. Wer „selbständige, nationale Kirchen“ will, muß diesen Kirchen auch die weiteste Ausdehnung wünschen, daß sie nicht ecclesiolae inmitten einer wesentlich heidnischen Nation bleiben, sondern sich über die ganze Nation erstrecken und es kann nur als eine glückliche Inconsequenz betrachtet werden auf die Bildung selbständiger nationaler Kirchen hinzuwirken, wenn man nicht die Aufnahme der Völker als Völker in die Jüngerschaft Jesu als Missionsaufgabe statuirt, wie weiter unten des Weiteren zu erweisen sein wird. Cf. übrigens zu der ganzen in Rede stehenden Frage von Hofmann: „die Mission in der Heidenwelt und unter Israel“ (Nürnberg 1856), wo der Unterschied der Missionsaufgabe unter den Heiden und der unter Israel sehr richtig darein gesetzt wird, daß es in dieser Zeit gelte die Heiden volksweise zu christianisiren, hingegen aus Israel einzelne Seelen zu retten.

sequenzen der gegentheiligen Anschauung am Platze sein. Was den ersteren betrifft, so scheint es nämlich, daß sie (nämlich die Ansicht daß nur „Einzelbekehrung" das Ziel der jetzigen Mission) weniger das Ergebniß vorurtheilsfreier Exegese der einschlagenden Stellen und unbefangener Geschichtsbetrachtung, als vielmehr (von der Naivität abgesehen, in der man beim Beginne der Mission handelte) der Ausfluß einer gewissen theologischen Gesammtanschauung, oder der Versuch ist in einem fertigen Systeme für die heutige Missionsthätigkeit einen passenden Platz zu finden. Besonders sind es eschatologische Anschauungen von ganz bestimmter Färbung, aus denen die von uns bestrittene Auffassung hervorgeht. Nun ist es keineswegs unsre Absicht uns auf eine sachliche Kritik des qu. Systems dieses Ortes einzulassen, nur auf das Bedenkliche der Construction einer Missionstheorie aus fertigen Systemen statt aus den klaren Missionsworten des Herrn möchten wir aufmerksam machen. Offenbar ist das der natürlichste und richtigste Weg die Aufgabe der Heidenmission zu erkennen, daß ich mich in erster Linie an die, bestimmte Aussagen über dieselbe enthaltenden Worte Jesu wende und ohne alle Rücksicht darauf, was ich etwa auf Grund eines bereits fertigen Systems mir durch Schlüsse zurecht zu legen Neigung habe, zu lesen versuche, was diese Worte wirklich sagen und mich hüte sie sagen zu lassen, was sie nach meinem Systeme resp. meiner vorgefaßten Meinung sagen sollen. Es ist der Schrift allezeit durch solche von Systemen beeinflußte Interpretation viel Gewalt geschehen und es schützt vor dieser Gewaltthätigkeit nicht weniger, daß das System, nach welchem man construirt, sich biblisch und reichstheologisch als daß es sich kirchlich und dogmatisch nennt. Erst wenn ich auf Grund einer unbefangenen Exegese zu einem sicheren Resultate über die in Rede stehende Frage gelangt bin, tritt die systematisirende Thätigkeit ein. Es bleibt ja das Bedürfniß nach der Bildung einer biblischen Gesammtanschauung selbstverständlich im vollsten Rechte, ja es ist eine unerläßliche Forderung für jeden Schriftforscher dem Schrifteinzelnen im Schriftganzen seinen richtigen Platz anzuweisen, nur daß nicht a priori auf der Basis einiger sogenannter Grundanschauungen ein biblisches System construirt wird, aus Liebe zu welchem man dann beständig Gefahr läuft das Schrifteinzelne zu alteriren, indem man es unter der Brille des fertigen Systems liest.

Ein dieses System beherrschender Grundgedanke ist die Israel vindicirte centrale Stellung unter den Völkern der Erde, kraft welcher erst das Alttestamentliche Bundesvolk nach seiner Bekehrung zu Christo den Beruf habe der priesterliche Vermittler des Heils für die Völker zu werden.[1]) So weit wir nun auch davon entfernt sind die reichsgeschichtliche Vermittleraufgabe Israels sowol in der vorchristlichen wie in der apostolischen und in der letzten Zeit zu bestreiten, so will uns doch bedünken, daß die Ausdehnung derselben auch auf die Missionirung der Völker nur eine aprioristische Construction aus den qu. Grundgedanken, aber nicht das Ergebniß selbständiger Exegese ist. Es ist bereits früher gelegentlich darauf hingewiesen worden, daß Paulus, „der unter allen Neutestamentlichen Schriftstellern die Lehre von der Zukunft und Wieder-

[1]) Cf. Auberlen: „Der Prophet Daniel und die Offenbarung Johannis" S. 344 ff. u. Fabri a. a. O. S. 65 f.

annahme Israels am deutlichsten und bestimmtesten vorträgt" die Bekehrung des Alttestamentlichen Bundesvolkes aufs unzweideutigste erst nach dem Eingegangensein der Gesammtheit der Völker setzt (Röm. 11, 25), eine Behauptung, welche durchaus mit den eignen Worten des Herrn in Harmonie steht: ἄχρι οὗ πληρωθῶσιν καιροὶ ἐθνῶν Luc. 21, 24. Sind aber „die Zeiten der Heiden erfüllt und ist die Fülle, die Gesammtheit der Völker bereits eingegangen, was für eine Missionsaufgabe an die Völker soll dann das bekehrte Israel noch haben?[1]) Die Sache liegt vielmehr umgekehrt. Israels Verstockung währt so lange bis der Sieg des Evangeliums durch die Christianisirung der Völker vollendet ist auf Erden, dies macht den tiefsten Eindruck auf Israel, daß es die Verwerfung seines Messias endlich als Sünde erkennt, einsieht in welchen es gestochen hat und ausruft: „gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn" (καὶ οὕτως πᾶς Ἰσραὴλ σωθήσεται) das Volk der Wahl wird eifersüchtig gemacht (εις τὸ παραζηλῶσαι αὐτούς Röm. 11, 11, cf, 14) über dem Eingegangensein der Gesammtheit der Völker, es will nun nicht mehr allein außerhalb des Christenthums stehen und nimmt das Heil um so begieriger an, je energischer es dasselbe bis dahin von sich gewiesen hat.

Aber wird mit solcher Bestreitung einer Missionsaufgabe des bekehrten Israel nicht Röm. 11, 12 u. 13 alterirt, wo derselbe Apostel schreibt: εἰ δὲ τὸ παράπτωμα αὐτῶν πλοῦτος κόσμου καὶ τὸ ἥττημα αὐτῶν πλοῦτος ἐθνῶν, πόσῳ μᾶλλον τὸ πλήρωμα αὐτῶν; d. h. wenn Israel (als Volksganzes gerettet wird)? und εἰ γὰρ ἡ ἀποβολή αὐτῶν καταλλαγὴ κόσμου, τίς ἡ προςλήμψις εἰ μὴ ζωὴ ἐκ νεκρῶν? Im Gegentheil es wird der Heilsannahme seitens des gesammten Israel vielmehr eine noch größere Machtwirkung beigelegt. Zunächst geht aus den in Rede stehenden Worten klar hervor, daß sie eine Missionsaufgabe d. h. ein μαθητεύειν τὰ ἔθνη durch βαπτίζειν und διδάσκειν, überhaupt nicht enthalten. Vielmehr wird die Mittheilung der in Christo geschehenen Versöhnung an die Welt d. i. an die Völker v. 15 ausdrücklich als die Folge der Verwerfung Israels und als während der Zeit derselben geschehen bezeichnet. Mit seiner Wiederannahme ist eine ζωὴ ἐκ νεκρῶν verbunden. Was ist aber dieses „Leben aus den Todten?" Eine äußerliche Christianisirung der Völker kann es nicht sein, denn im Gegensatz zu dem was während der Verstocktheit Israels geschehen ist, soll eine Kraftwirkung anderer und größerer Art bezeichnet werden, (cf. Röm. 5, 10), diese kann aber kaum in etwas anderem bestehen, als daß das bekehrte Israel eine geistliche Belebung, eine Erweckung unter den zu einem großen Theile geistlichem Tode verfallenen christianisirten Völkern bewirkt.[2]) Diese Auffassung ist um so wahrscheinlicher als nach dem Gesammtzeugnisse der Schrift die Erstorbenheit und der Abfall in der christianisirten Welt immer

---

[1]) Wollte man sich etwa auf prophetische Stellen des A. T. berufen, so erwidern wir mit den durchaus zutreffenden Worten Kübels (A. a. O. S. 539): „darüber sollte man doch einverstanden sein, daß Alttestamentliche Stellen nur dann wenn sie neutestamentlich bestätigt sind, für uns normativen Charakter haben können."

[2]) Cf. Reiff: „die christl. Glaubenslehre" Basel 1873. 2. Band. S. 403 f.

überhand nehmen wird. Es wird ja die Zeit vor dem Ende eine doppelte Signatur tragen: das Evangelium dringt zu allen Nationen und in dem christianisirten Theile der Menschheit nimmt der Abfall und die Lauheit zu. Ehe nun das Ende wirklich eintritt, erfolgt durch Vermittlung des gläubig gewordenen Israel erst noch die v. 15 in Aussicht gestellte Belebung, eine Hoffnung, die wol mit der Erfüllung der apoc. 20 enthaltenen Weissagung zusammenfallend zu denken ist, weshalb die qu. ζωὴ ἐκ νεκρῶν auch mit der dort erwähnten „ersten Auferstehung" (apoc. 20, 5) zusammengebracht werden muß.

Aehnlich wie mit der Israel vindicirten Stellung verhält es sich in dem qu. System mit der Idee vom tausendjährigen Reiche. Es ist hier nicht der Ort eine biblische Untersuchung zu führen über dieses Problem, das zum Lieblingsdogma einer besonders in der süddeutschen Theologie weit verbreiteten eschatologischen Richtung geworden ist, uns geht dasselbe hier nur soweit an, als es der von uns bestrittenen Missionstheorie, welche als die Aufgabe der jetzigen Missionsperiode nur „Einzelbekehrung" setzt als Ausgangspunkt dient. Man mag das Vaticinium vom tausendjährigen Reiche deuten wie man will, jedenfalls findet sich in der dasselbe enthaltenden klassischen Stelle apoc. 20 keine Anknüpfung, welche zu der Annahme berechtigte, daß die Signatur dieser Siegeszeit des Evangelii auf Erden eine massenhafte Christianisirung der Völker durch Missionsthätigkeit sein werde. Zwar lesen wir v. 3 daß in Folge der Bindung Satans die Völker nicht mehr werden verführt werden — es scheint uns aber eine gekünstelte Exegese, aus diesen Worten die allgemeine Bekehrung derselben und zwar durch Missionirung zu folgern, denn abgesehen davon, daß v. 8 nach Vollendung der tausend Jahre die nur sistirte Verführung dennoch eintritt, so sind offenbar „nicht verführt werden" und „missionirt werden" durchaus keine identischen Begriffe. Πλανάω heißt vom richtigen Wege, von der Bahn des Rechten, von der Wahrheit ab- und in den Irrthum hineinführen, cf. Matth. 18, 12 f. 24, 47, 24. Da nun von einer Verführung von dem rechten Wege ab bei unchristianisirten Heiden füglich nicht die Rede sein kann, sintemal sie als unter der Herrschaft der Obrigkeit der Finsterniß stehend sich bereits im Irrthum, in der Lüge als in ihrer Lebenssphäre befinden, so müssen τὰ ἔθνη in der qu. Stelle Völker überhaupt und zwar speciell die christianisirten Völkermassen bedeuten.[1] Auf Grund von Matth. 24, 24. 2 Theff. 2, 9 ff. wissen wir nun, daß je näher es dem Ende und damit im Zusammenhange dem Gericht und der Offenbarung der Herrlichkeit Jesu zugeht, die Mächte des Irrthums in solcher Kräftigkeit ihren verführerischen Einfluß auf die christianisirte Welt ausüben werden, daß selbst für die Auserwählten Gefahr ist, von ihnen sich täuschen und gefangen nehmen zu lassen (ὥστε πλανηθῆναι, εἰ δυνατόν, καὶ τοὺς ἐκλεκτούς). Es scheint uns also, daß apoc. 20, 3 eine durch die Bindung Satans bewirkte Sistirung dieser verführerischen Energieen des Irrthums unter den christianisirten Völkern weissage, eine Aussicht, die mit der vorhin entwickelten

[1]) Die Beweisführung Kübels (A. a. O. S. 549) daß die ἔθνη Kap. 13 u. 19 nur christianisirte dagegen Kap. 20 nicht christianisirte Völker sein sollen, ist uns überraschend. Die Schwierigkeit, die der Verf. durch diese künstliche Unterscheidung lösen will, scheint uns auf principiellerem Wege viel einfacher sich beseitigen zu lassen.



Auffassung über die von dem bekehrten Israel ausgehende Erweckung leicht in Zusammenhang zu bringen sein dürfte. Ehe das Ende und mit ihm das Gericht wirklich hereinbricht, findet noch eine letzte große Gnadenheimsuchung Gottes statt. Nach der Vollendung der eigentlichen Missionsaufgabe erleben die christianisirten, durch die immer kräftiger wirkenden Gewalten des Irrthums theilweise aber wieder entchristlichten, ja verheidnischten Völker erst noch eine Zeit, in welcher der Lüge ihre täuschende Maske genommen und das Evangelium in ein besonders helles Licht sieghafter Wahrheit gesetzt wird — dann kommt der letzte Kampf und der endliche Ausgang.

Nur noch einer dritten Wurzel wollen wir gedenken, aus welcher die Theorie der Einzelbekehrung herauswächst, daß nämlich überhaupt die „letzte Zeit" im specifischen Sinne des Worts als die Haupt-Missionszeit aufgefaßt und erwartet wird, daß in ihr vermittelst specieller mehr oder weniger direct gedachter Mitwirkung des Herrn und der Ausgießung besonders reicher Gandenkräfte das Reich Gottes unter den Völkern sich mit großer Kraft und Schnelligkeit ausbreiten werde. Es ist ja unbestritten richtig, daß je näher die letzten Zeiten kommen die Mission an Umfang gewinnt, und daß das Reich Gottes sich ausbreiten wird, wie ein Kapital sich vermehrt, bei dem man Zins zu Zins schlägt, oder eine Aussaat wächst, deren Frucht immer wieder Same wird. Es ist ja offenbar, daß je näher es dem Ende zugeht die Zeiten immer inhaltsreicher werden, d. h. daß sich in kürzere Zeiträume immer mehr Geschichte zusammendrängt. Je älter man wird, desto lebendiger erfährt man die Wahrheit des Wortes: „wir eilen schnell dahin als flögen wir davon." An der alternden Welt zeigt sich ganz dieselbe Erscheinung, es ist als ob die Zeit je näher sie ihrem Zusammenflusse mit der Ewigkeit kommt, desto mehr in ihren Strom hineingerissen würde, gleichwie die Flüsse eilen, wenn sie einem Wasserfalle nahe kommen. Daher wird auf die Zeiten je näher sie dem Ende liegen desto mehr das Wort Anwendung finden: „Ein Tag ist vor dem Herrn wie tausend Jahre." Aber daraus folgt mit nichten, daß jetzt unsre Missionsaufgabe nur „Einzelbekehrung" sei. Abgesehen davon daß ein tieferer Blick in die moderne Weltgeschichte mit ihrem Weltverkehre durchaus den Eindruck macht, als ob wir bereits in diese Periode eilender Geschichtsentwicklung eingetreten seien, also erst recht an die eigentliche Völkermission denken sollten — wo in aller Welt stehet denn geschrieben, daß weil es zuletzt in schnellerem Tempo gehen wird, wir nicht vom Anfang an es darauf anlegen sollten den großen Völkermassen in der Etablirung von Volkskirchen eine Stätte zu bereiten, da sie Aufnahme finden können? Dazu scheint uns von größter Wichtigkeit folgende Erwägung. Wie überall im Reiche Gottes, so ist auch bezüglich der Mission die Eile geschichtlich und psychologisch vermittelt und naturgemäßer Fortschritt allezeit ein Grundgesetz göttlicher Reichsentwickelung. So sehen wir wol z. B. am Ende der ersten Missionsperiode, daß zur Zeit Constantins das alte Heidenthum wie mit Einem Schlage zusammenbricht und durch die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion die Volkskirche sich etablirt. Aber dieser — wenn auch nur äußerliche — große und schnelle Sieg des Evangelii wäre offenbar ohne die umfassende Evangelisationsarbeit der drei ersten Jahrhunderte unmöglich gewesen. In Folge dieser Arbeit waren die Völker des

römischen Reichs unter den Einfluß einer sie ganz umgebenden christlichen Atmosphäre gebracht, deren Lebenskräfte nicht nur das Gebäude des Heidenthums nach und nach morsch gemacht, so daß es zuletzt plötzlich zum Fall kommen mußte, sondern auch die Fundamente gebildet hatten, auf denen bleibend die Volkskirche erbaut werden konnte. Wir sind auf dem Wege jetzt ähnliche Erfahrungen zu machen. Die Fundamentirungsarbeit geht zuerst gemeiniglich sehr langsam von statten, aber der Erfolg dieser ersten, schwierigsten, dem oberflächlichen Auge wenig greifbare Resultate aufweisenden Missionsthätigkeit erstreckt sich weit über die Statistik hinaus. Eine Stütze des Paganismus nach der andern sieht der tiefer Blickende fallen, christliche Einflüsse die Macht der heidnischen Sitte immer mehr durchbrechen und eine evangelische Anschauung nach der andern sich selbst bei denen einbürgern, welche die Taufe noch nicht empfangen haben. Ist in gesunder Weise der Grund gelegt, so erbaut sich auf ihm das Gebäude der Volkskirche je länger je schneller bis der endliche Abschluß zuletzt in überraschender Geschwindigkeit sich vollzieht. Das ist dann der Missionsarbeit naturgemäß reifende Frucht, die ihren eignen Samen wie von selbst immer weiter ausstreut. Die Einführung der Völker in das Reich Gottes blos der „letzten Zeit" vorbehalten und die jetzige Missionsperiode nur der „Einzelbekehrung" widmen, würde demnach um ein anderes Bild zu brauchen, nichts anderes sein, als einem Hausbau vornehmen wollen ohne allmählige Aufführung des Gebäudes von seinem Fundamente aus zu den einzelnen Stockwerken bis zum Dach. Und faßt man vollends ins Auge, daß unsre heutige Mission den früheren Missionsperioden gegenüber sich bereits als Weltmission charakterisirt, also ein Zeichen der nahenden „letzten Zeit" jedenfalls an sich trägt, so ist es um so unbegreiflicher, wie trotzdem in Abrede gestellt werden kann ihre Aufgabe sei die Christianisirung der Völker!

Wir übergehen den Individualismus, der gleichfalls einen Grundzug des qu. Systems bildet und dessen charakteristische Eigenthümlichkeit es ist über der Rettung einzelner Seelen die Bedeutung der Kirche zu ignoriren, um nur noch zu fragen, wie sich die Theorie von der „Einzelbekehrung" mit dem Zeugniß der Geschichte auseinandersetzen will? Und zwar denken wir jetzt nicht an die früheren Missionsperioden, die wie bereits angedeutet worden, einen unwiderleglichen Beweis gegen sie führen, sondern an die moderne Missionsgeschichte, die auf den ersten Blick insofern für die qu. Theorie zu sprechen scheint, als bisher die Christianisirung ganzer Völker erst geringe Anfänge aufzuweisen hat. Allein man lasse sich nicht täuschen durch diesen Scheinbeweis, der nur für solche bestechlich sein kann, die zwischen Aufgabe und augenblicklichem Erfolg, zwischen Ziel und Weg zum Ziel nicht unterscheiden. In Wahrheit legt auch die moderne Missionsgeschichte das stärkste Zeugniß dagegen ab, daß blos die Sammlung einer Auswahl aus den Heiden vermittelst Einzelbekehrung unsre jetzige Missionsaufgabe sei. Eine auch nur oberflächliche Bekanntschaft mit den größeren oder kleineren Häuflein der durch unsre jetzige Missionsthätigkeit gewonnenen Heidenchristen stellt uns nämlich aller Orten vor die unwidersprechliche Thatsache, daß dieselben weder eine wirkliche Auswahl repräsentiren noch durch lauter Bekehrungen im pietistisch-dogmatischen Sinne des

Worts zu Stande gekommen sind. Für den nüchternen Beobachter ergiebt sich vielmehr dies als der thatsächliche Befund, daß selbst die kleinsten Sammlungen von Heidenchristen den Charakter alles Kirchenackers in dieser Welt an sich tragen, d. h. daß sich neben lebendigem auch viel bloßes Scheinchristenthum in ihnen findet und sie lange nicht aus lauter wirklich bekehrten Leuten bestehen. Wir sind weit entfernt davon, daraus der Mission einen Vorwurf zu machen, wir finden es vielmehr sehr begreiflich, daß es nicht anders ist — aber wir fragen, müßte man unsre ganze jetzige Mission nicht als eine mißlungene bezeichnen, wenn ihre Aufgabe wirklich die oben bezeichnete wäre? Nicht blos da, wo wir durchaus in Harmonie mit dem Willen des Herrn von der Kindertaufe Gebrauch machen, überhaupt überall wo es zur Sammlung von Gemeinden kommt, sehen wir nichts anderes als — Bruchstücke einer Volkskirche entstehen; mögen die Theoretiker diesen Namen auch noch so sehr perhorresciren, der Sache nach entspricht er der Wirklichkeit. Verhält es sich aber so mit dem thatsächlichen Ergebniß, sollte es nicht eine Macht werden, welche die unrichtige Theorie corrigirt?

Endlich — welche Consequenzen für die Missionspraxis würden sich ergeben, wenn man sie im Ernst festhielte! Zunächst dürfte man die Kindertaufe nicht dulden, denn es liegt auf der Hand, daß mit ihrer Einführung nothwendigerweise über Einzelbekehrung und Auswahlsammlung sofort hinausgegangen, ja im Princip die Volkskirche gewollt werden muß. Würde aber dem Baptismus wenigstens für die Missionspraxis solch eine Concession gemacht, wie wollte man sich vor dem Herrn verantworten, der gerade im Missionsbefehle angeordnet hat: „machet alle Völker zu meinen Jüngern indem ihr sie taufet (μαθητεύσατε . . . βαπτίζοντες)? — Wäre es in Wahrheit unsre Aufgabe es nur auf die Sammlung einer Auswahl vermittelst Einzelbekehrung anzulegen, müßte man dann nicht völlig nicht blos davon absehen ganze „Häuser," in die christliche Gemeinschaft aufzunehmen, wie doch die Apostel gethan, sondern auch das ganze Gebäude des Heidenthums zu zerstören, ihm in seiner Totalität den Krieg bis zur völligen Vernichtnng anzubieten, es als Volksreligion auszurotten und darauf hinzuwirken, daß das gesammte Volk mit christlichen Anschauungen als einer neuen Lebensatmosphäre umgeben würde? Mit andern Worten, würde dadurch nicht ebenso der Universalismus des Christenthums in Wahrheit illusorisch gemacht, wie um die Lügenburg des Heidenthums ein fester Wall aufgeführt wenigstens — im Sinne des qu. Systems — bis zum tausendjährigen Reiche oder der Bekehrung Israels? — Müßte man endlich nicht alle diejenigen Institutionen verwerfen, welche als ihr letztes Ziel nichts anderes als die Bildung einer Volkskirche verfolgen, nämlich die systematische Heranbildung einer eingebornen Geistlichkeit, die Erziehung der gesammelten Gemeinden zur Selbständigkeit, ihre Verbindung unter einander zu einheitlichen Kirchenkörpern u. dergl.? Glücklicherweise aber fällt es Niemand ein diese Consequenzen wirklich zu ziehen. Allerdings hat man in den Anfängen der modernen Mission vielfach die Inangriffnahme der genannten Institutionen versäumt, dieweil man in liebenswürdig-naiver Engigkeit nur an die Rettung einzelner Seelen und etwa ihre Sammlung in ecclesiolae ähnlich den pietistischen Conven-

tikeln in der Heimath dachte,[1]) aber es wird heute Keiner gefunden unter den Missionsleuten von Fach, der diese Versäumniß als das Ideale rechtfertigte, so sehr sie auch für den Anfang begreiflich und darum entschuldbar ist. Im Gegentheil man erklärt sie einstimmig als einen Fehler, an dessen Folgen man heute noch zum Theil sehr schwer leide und ist nach Kräften bemüht die nöthige Correctur eintreten zu lassen. So stehen wir denn vor der sehr merkwürdigen Thatsache, überall auch da, wo man in der Theorie nur die Einzelbekehrung als Missionsaufgabe statuirt, in der Praxis mit Fleiß also handeln zu sehen, als ob die Christianisirung der Völker das Missionsziel wäre. Es sind eben die Realitäten des Lebens zuletzt doch mächtiger als die Systeme der Schule und wir wollen uns freuen, daß auch in der Mission der ihre Arbeiter leitende Geist Gottes die Unrichtigkeit der Theorie durch die Praxis corrigirt, hoffend daß man auf Grund praktischer Erfahrungen und Bedürfnisse je länger je mehr auch über die Theorie einig werde.

So erfreulich es nun auch ist, daß wir überall die praktische Missionsarbeit in Inconsequenz mit der Theorie von der Einzelbekehrung erblicken, so liegt es doch auf der Hand, daß es immer eine mißliche Sache bleibt mit einem ganz andern Ziele im Auge blos durch einen gesunden praktischen Sinn vor einer absoluten Irrung in der Methode bewahrt zu werden. Jedenfalls wird dadurch die Erreichung des Ziels aufgehalten und die Gefahr immer nahe gelegt, unter dem Einflusse der Theorie den richtigen Weg wieder aufzugeben. Gerade weil die Auffassung der Missionsaufgabe von der tiefgehendsten Bedeutung für die Missionsmethode ist, haben wir der Begründung der ersteren eine so eingehende Untersuchung widmen zu müssen geglaubt. Ist durch sie das Ziel klar erkannt, daß es nämlich Christianisirung der Völker gilt, so ist wenigstens in seiner allgemeinen Richtung auch der Weg zum Ziele gegeben und man ist in die Lage gesetzt ihn mit bewußter Klarheit zu gehen.

(Fortsetzung folgt).

John Coleridge Patteson, Missionsbischof von Melanesien.

Ein Märtyrerbild aus der Mission der Gegenwart.

Vortrag, gehalten im Ev. Verein in Berlin am 5. Jan. 1874

von Wilhelm Baur, Hofprediger.[2])

H. V. Ueber der Nacht, in die wir heute eingetreten, glänzt der Stern, der die Heiden nach Bethlehem leitet. Ein Märtyrerbild aus der Mission am Vorabend des Epiphanientags darf auf günstige Stimmung in den Christen-

[1]) Cf. Langhans: „Pietismus und Christenthum im Spiegel der äußern Mission" S. 248 ff., — beiläufig bemerkt ein Buch, dessen Kritik in einzelnen Punkten man dankbar acceptiren könnte, wenn sein Verfasser nicht — abgesehen von seinem Standpunkte der Immanenz — sich statt nach dem Worte der Schrift zu richten: „der Gerechte strafe mich freundlich" seinen spitzen Griffel in Galle getaucht hätte!

[2]) Der Verfasser hofft in den „Lebensbildern aus der Heidenmission" bald eine ausführliche Biographie Pattesons folgen zu lassen und ist ihm für diese Arbeit die umfangreichste Benutzung des Werkes der Miß Yonge bereits zugestanden.



herzen rechnen, verliert aber durch die Theilnahme, die es bei ihnen findet, nichts an dem Recht, eine Reihe wissenschaftlicher Vorträge zu eröffnen. Denn die christliche Erbauung und die wissenschaftliche Belehrung haben beide ihren Antheil an der Mission. Es ist das Werk im ausgezeichneten Sinne des Worts, spricht die Erbauung, Gottes Rath, Christi Befehl, des Geistes Lust. Keins hat solche Tiefe: denn aus der Tiefe des göttlichen Erbarmens entsprungen trägt es in die Tiefe menschlichen Elends sein Heil. Keins hat solche Länge: denn aus der Ewigkeit stammend durchwirkt es die Zeit, um für die Ewigkeit Frucht zu schaffen. Keins hat solche Breite: denn über den ganzen Erdkreis und alle seine Völker, Zungen, Geschlechter und Stände erstreckt es sich. Keins endlich hat solche Höhe: denn es hebt den versunkenen Menschen in die Herrlichkeit seines Gottes wieder empor. Aber die Wissenschaft gesellt sich zu der Erbauung, um aus dem Werke Gewinn zu ziehen. Die Wissenschaft von der Erde, der Natur, den Völkern, den Sprachen, Religionen wird durch die Mission täglich bereichert. Und wenn Max Müller, der ehrenvolle Vertreter deutscher Wissenschaft in England, in einer Besprechung der von einem Missionar herausgegebenen Werke des Confucius auf der einen Seite von dem Missionare verlangt, „daß er seine Mußestunden wissenschaftlichen Bestrebungen widmet, sei es dem Studium der Sprache oder der Literatur des Volks, unter dem er lebt, sei es einer genauen Schilderung der Scenerie und der Alterthümer des Landes, der Sitten, Gesetze und Gebräuche seiner Bewohner, ihrer Legenden, ihrer Volkspoesie oder ihrer volksthümlichen Geschichte, sei es einem besonderen Zweige der Naturwissenschaften", so bezeugt er auf der andern Seite, daß das Werk der Heidenbekehrung unter solchem Interesse nicht leidet. „Die erfolgreichsten Missionäre, so sagt er, waren gerade diejenigen, deren Namen nicht allein bei den Eingebornen, unter denen sie wirkten, sondern auch bei den Gelehrten Europas in dankbarem Andenken stehen. Das Wirken der jesuitischen Missionäre in Indien und China, der Baptisten in Serampore, eines Gogerly und Spence Hardy in Ceylon, eines Caldwell in Tinnevelly, eines Wilson in Bombay, eines Moffat, Krapf und endlich eines Livingstone, wird nicht nur in den Annalen unsrer Akademieen, sondern auch in denen der Missionsgesellschaften leben." Heute würde der große Sprachgelehrte vielleicht auch Bischof Patteson, der ihm einst die sorgfältigsten Beobachtungen über die Mundarten der Südsee zugesandt, nennen. Sie aber, H. V. das ist meine Hoffnung, werden auch aus den geringen Mittheilungen, die ich über diesen Märtyrer zu geben gedenke, den Eindruck gewinnen, daß hier die edelste Bildung mit der innerlichsten Frömmigkeit, eine volle Ader ächtester Menschlichkeit mit der nachhaltigsten Gluth für den Aufbau des Reiches Gottes, ein Familiensinn von der innigsten Wärme mit einem Opfersinn sich verbunden hat, der das Zeichen eines ein für allemal dem Könige aller Könige zum Dienste gestellten Lebens ist.

Es sind ursprünglich persönliche Beziehungen gewesen, die meine Theilnahme auf Pattesons Missionswerk hingelenkt haben. Und als ich zu dem Vortrag mich entschloß, für den ich heute Abend um Ihre Aufmerksamkeit bitte, glaubte ich keine andre Quelle zu haben als Handschriftliches und Zeitschriftliches. Nun aber ist in den letzten Wochen das Leben Pattesons erschienen, in zwei starken Bänden, und ich habe mich nie mehr in der Verlegenheit des Reichthums be-

funden als in dieser Stunde. Es wird Sie interessiren, von wem das Leben verfaßt ist. Charlotte Mary Yonge, die bekannte englische Schriftstellerin, eine Verwandte Pattesons, hat einst unter den Lesern ihres „Heir of Redtcliffe" die begeisterten Förderer des Missionsschiffs „Southern Cross" gefunden, durch ihr Buch „Daisy chain" die Missionsschule in Kohimahrama bauen helfen, hat das Werk von Anfang bis heute gefördert und nun dem Märtyrer in einem Buch voll reichen Inhalts ein treffliches Denkmal gesetzt.

John Coleridge Patteson ist am 1. April 1827 in London geboren. Sein Vater war ein hochangesehener Rechtsgelehrter, schon mit vierzig Jahren als Richter auf die Königsbank, in das oberste Gericht des Landes, berufen, bei seinem durch Taubheit veranlaßten Ausscheiden Mitglied des privy council, des Staatsraths der Königin, ein Mann, der als die persönliche Darstellung der herzgewinnendsten Christentugenden in hohem Grade das Vertrauen seines Landes besaß. Der Kirche von England gehörte er als gläubiges, treues Mitglied an, „ein gesunder Kirchenmann der alten Schule," gewissenhaft in der Uebung kirchlicher Frömmigkeit, den Neuerungen abgeneigt, ob sie nach dem Rationalismus, oder nach dem Romanismus schmeckten. Wie ein Patriarch stand er in seinem Hause und in dem Kreise der Verwandten und Freunde, im Haushalt feste Ordnung bewahrend, voll tiefen Gefühls der Verantwortlichkeit für die eigne und der Seinen Führung, dabei von einer bezaubernden Herzensgüte, in welcher er es unter andern nicht lassen konnte, für die Jugend in der Familie auf immer neue häusliche Freuden zu sinnen. Nichts schöneres kann gedacht werden als das Verhältniß zwischen dem Vater und seinem Sohne: von des Vaters Seite das vollste Vetrauen, von Seiten des Sohnes die kindlichste Hingabe bis ans Ende. Seine Mutter, die Tochter des Obersten Coleridge, die Nichte des berühmten Dichters, war in gleichem Grade wegen ihrer warmen Liebe und wegen ihrer festen Treue geachtet, zärtlich und streng, wie es gerade Noth that, nach eines Bruders Zeugniß ohne ein Körnlein Selbstsucht. John Coleridge Patteson, in der Familie Coley genannt, hatte zwei ältere Schwestern, die eine aus des Vaters erster Ehe, und einen jüngeren Bruder, welche Geschwister sämmtlich den Märtyrertod Coleys überlebten. Coley empfing von der Mutter, die bis in sein Jünglingsalter lebte, den ersten eigentlichen biblischen Unterricht. Jeden Morgen nach dem Frühstück las sie mit den vier Kindern. Und die Bibel, die der Vater dazu dem fünfjährigen geschenkt, hielt dreißig Jahre später ein getaufter Südsee-Jüngling hinter seinem vielgeliebten Lehrer bei der Bischofsweihe. Die Schule entführte den Knaben dem elterlichen Hause: zuerst nach Ottery St. Mary in Devonshire, dann nach Eton bei Windsor, endlich nach Oxford zum Studium der Theologie. Er erwies sich im Kindes-, Knaben- und Jünglingsalter als stehend unter dem Einfluß eines warmen, reichen, frommen Familienlebens und unter der tiefgehenden Zucht des heiligen Geistes. Aber dem Kinde fehlte nicht die Kindersünde der Lüge, dem Knaben nicht die Versuchung der Uebertreibung im Spiel, und von dem Jüngling kann man nicht rühmen, daß er den Studien mit Begeisterung sich hingegeben habe. Als dem Fünfundzwanzigjährigen der Reiz philologischer Studien namentlich durch die Entdeckung aufgegangen war, daß verwandte Sprachen sich zu ganzen Sprachfamilien, wie die semitischen und indogermanischen, zusammenfänden, da konnte er

schreiben: „Ich wollte, ich hätte einen besseren Griechen und Lateiner aus mir gemacht, aber unglücklicher Weise haßte ich die Classiker.“ Und an dem zweiunddreißigsten Geburtstag kann der „loving and dutiful son“ in dem Briefe an den Vater eine Klage voll bitterer Reue anstellen, daß er keine Freude an klassischen Studien gefunden. Jetzt sei er so ins Studium der Sprachen hineingekommen, daß ihn jede griechische Partikel aufs Höchste interessiren würde. Aber in seiner Jugend sei ihm Thukydides lediglich schwer, Herodot sonderbarer Weise prosaisch, Tacitus dunkel, Livius scheinbar leicht und in Wahrheit unverdaulich erschienen. Mit den Poeten habe er nichts anzufangen gewußt, am wenigsten mit den Philosophen, mit Plato und Aristoteles. Und wenn er selbst eingesteht, daß ihn die Klassiker nicht begeisterten, so finden wir auch keine Spur eigentlicher Begeisterung für die Theologie. Er that, was er that, aus Pflicht, nicht aus Liebe. Dennoch war er ganz in der Weise, wie ihn die trefflichen Eltern erzogen, nicht allein sittlich ernst, sondern auch gläubig fromm. „Glaubst du, daß Gott mir vergeben kann?“ so fragte der Knabe wol, wenn ihm die Mutter sein Unrecht vorgehalten. Und wenn ihm Vergebung zugesagt war, so hieß sein einfaches Gelübde: „Ich will gut sein.“ Der Gedanke, Geistlicher zu werden, kam ihm früh, und bezeichnend ist es, daß ihm das geistliche Amt gerade als Dienst der Sündenvergebung besonders köstlich dünkte. Meine erste Predigt, pflegte er zu sagen, soll über Jesaia 53 gehalten werden. Es fehlt dem jugendlichen Alter nicht die Ahnung, in welcher Weise er einst das geistliche Amt führen werde. Im Jahr 1848 ward Selwyn, bis dahin Geistlicher in Windsor, zum Bischof von Neuseeland geweiht. Er war ein Freund der Familie Patteson und Coley, in dem nahen Eton auf der Schule, versäumte nicht den Gottesdienst, als in Anlaß der Abreise Selwyns eine öffentliche Feier in Windsor Statt fand. Der vierzehnjährige Knabe schrieb darüber: „Ich hörte den Archidiakonus Wilberforce am Morgen und den Bischof am Abend, obwohl ich genöthigt war, die ganze Zeit zu stehen. Es war schön, wie er davon sprach, daß er ausgehe, um eine Kirche zu gründen, um dann vernachlässigt und vergessen zu sterben. Alles Volk brach im Schluchzen aus, er war bei seinen Pfarrkindern so sehr beliebt. Er sprach von seinen Gefahren und setzte sein Vertrauen auf Gott, und dann als er geendigt — niemals glaub' ich so etwas gehört zu haben wie die Erregung, ich hatte ein Gefühl, daß alle, wenn es nicht an einem so heiligen Orte gewesen wäre, ausgerufen hätten: Gott segne ihn!“ Als dann der Bischof zu Pattesons Eltern kam, war der Sohn grade zu Hause, und halb im Ernst, halb im Scherz, sagte der Bischof zu seiner Mutter: „Frau Patteson, wollen Sie mir Coley geben?“ Sie erschrack, aber sie sagte nicht Nein. Und als, hiervon unabhängig, der Sohn ihr erklärte, es sei sein größter Wunsch, mit dem Bischof zu gehen, antwortete sie: wenn er herangewachsen diesen Wunsch noch hege, so solle er ihre Einwilligung und Zustimmung haben. Im Frühling darauf empfing er die Confirmation, nach Ordnung der Kirche von England, durch den Bischof. Es fügte sich, daß dieser nicht bloß im Allgemeinen zum christlichen Ernst mahnte, sondern daß er der Jugend empfahl, sich die Selbstverleugnung und wahre Hingabe des Bischofs von Neuseeland zum Vorbild zu nehmen. Es war ein Samenkorn in die Seele des fünfzehnjährigen Knaben gelegt, welches nach vierzehn Jahren aufging.

Nach Vollendung der schulmäßigen Studien besuchte Patteson das Festland. Er eilt durch Deutschland, sieht die Schweiz, durchreist Italien, schenkt den Gebilden der Kunst volle Theilnahme, schließt sich ächtenglisch einer Audienz bei Pio nono an und kehrt heim. Nach einiger Zeit, mitten in der Vorbereitung für den Kirchendienst, besucht er zum zweitenmal Deutschland und läßt sich in Dresden nieder. Wie heilsam für einen so jungen Gottesgelehrten das Reisen ins Ausland ist, das haben vor Zeiten unter den ungünstigsten Verhältnissen zur Reise schon die Alten empfunden, und wir haben den Segen an deutschen Kirchenmännern des 17. Jahrhunderts wie Johann Valentin Andreä und Philipp Jacob Spener. Die landeskirchliche Selbstgenügsamkeit wird beschämt und die confessionelle Engigkeit wird erweitert, wenn dem unbefangenen Sinne die Thatsache sich aufdrängt, daß anderwärts anders geartetes, aber doch auch ganz gutes Christenthum zu finden sei. Coley Patteson, von seinem Hause her mit einem Sinne begabt, welcher der sprichwörtlich gewordenen Steifheit und Zugeknöpftheit mancher Engländer gradezu entgegengesetzt war, gab sich mit jugendlicher Wärme dem deutschen Leben hin, freute sich an dem gemüthlichen Sinne seiner Hauswirthe, und an den wohlfeilen deutschen Büchern, ging Abends mit Entzücken ins Theater, um zum Sommernachtstraum Webers Musik zu hören oder klassische deutsche Stücke zu sehen, studirte den Tag über Hebräisch, wovon er in England sehr wenig empfangen hatte, las das N. T. nach Olshausens Commentar und Bengels Gnomon, vertiefte sich in Neanders Bücher und ließ sich durch Besuche bei Kirchenmännern wie Harleß über deutsche Kirchenverhältnisse belehren und berichtete dem Vater — jetzt erst durch das Neue, das er im Ausland sah und hörte, zur lebendigen Aneignung des Ueberlieferten heimischen Kirchenthums angetrieben. Nach England zurückgekehrt nimmt er mit sechsundzwanzig Jahren ein ländliches Pfarramt an, in der Nähe des Landbesitzes seines Vaters, in Alfington bei Exeter auf dem Gute seines Onkels Coleridge. Mit großem Ernste bereitet er sich auf die Ordination vor. Auf die Succession der Weihe von den Aposteln her legte er nach der Anschauung seiner Kirche großes Gewicht, größeres auf die unmittelbare Einwirkung des heiligen Geistes. Durch heftige Bewegungen des Gemüths mußte er hindurch. Einmal brach er, schon vor der Ordination einen Dienst in der Kirche verrichtend, fast zusammen. Er fand es nicht seltsam, daß die nahebevorstehende Erfüllung eines lang gehegten Wunsches ihn so tief erregte, aber er war nicht geneigt, in diesen lebhaften Gefühlen die Zeichen besondrer Frömmigkeit zu sehen, und freute sich, als der Segen der Handauflegung in ein ruhiges Gemüth sich senkte. Das Loos war ihm aufs Lieblichste gefallen: in der Nähe des Vaters und der Geschwister hatte er das Glück seinen Kirchendienst mit einem ländlichen Pfarramt beginnen zu können, dem lehrreichsten zugleich und befriedigendsten, denn wie es in die einfachsten Elemente des menschlichen Lebens unmittelbar einführt, in die Familie, die Arbeit, die Armuth, die Krankheit, das Sterben, so gewährt es aus diesem Verkehr mit dem einfachsten Menschenleben dem Herzen warmes Mitgefühl und edle Fülle. Patteson in der Stille seines Dorfes das Studium, namentlich der ältesten Kirchenväter, mit der Thätigkeit in der Gemeinde verbindend, legte in alles, was er unternahm, seine ganze Seele: in die Predigt, das Gebet, die Ermahnung zum Sacrament, in die Fürsorge für die Jugend, in die Zurechtweisung der Alten und in die Pflege

der Kranken. Feierlich war ihm der erste Tod eines Gemeindegliedes, dessen Zeuge er sein durfte: von Mittag bis zum Morgen war er harrend und betend an der Sterbenden Seite, und als in der Frühe die Leute des Dorfs aufwachten, hörten sie das Glöcklein, welches der Gemeinde den Heimgang einer Seele verkündigte — und die Glocke hatte der junge Pfarrer selbst geläutet. Man konnte sich kaum einen schöneren Anfang der Wirksamkeit denken, als Pattesons Leben — alles was Familie und Freundschaft und Gemeinde an Liebe, alles was frische Jugend, Bildung und Wohlstand an Annehmlichkeit bieten konnte, war sein. Wollte er auf dem Lande bleiben — wie lieblich war dort das Wohnen! Wollt' er das ländliche Wirken mit städtischem vertauschen — die Wege standen ihm offen!

Da kommt Bischof Selwyn, dessen Rede vor zwölf Jahren dem Knaben einen so tiefen Eindruck gemacht, von Neuseeland auf ein Jahr nach England zurück. Coleys Hoffnungen, in die Mission zu treten, werden wieder wach. Er spricht mit einem Freund: so lange der Vater lebe, meint dieser, dürfe der Plan nicht ausgeführt werden. Am 19. August 1854 kommt der Bischof mit seiner Gemahlin zu den lieben Gastfreunden Patteson auf ihren Landsitz nach Feniton. Coley eilt von seinem Dorf zu flüchtigem Willkomm herbei. Wie er allein heimkehrt, bricht er in einen Strom von Thränen aus, so groß war seine Herzensbewegung bei dem Wiedersehn eines Helden der streitenden Kirche. Am andern Morgen ist Coley zum Frühstück wieder in des Vaters Hause. Es folgt ein Gang mit dem Bischof in den Garten. Sie sprechen über des jungen Geistlichen Gegenwart und Zukunft. Das Wort fällt, daß er noch immer daran denke, später in den Missionsdienst zu treten, jetzt halte ihn nur der Gedanke an den Vater zurück. Der Bischof meint, dies Werk dürfe, weil es die ganze Frische und Kraft des Mannes erfordere, nicht aufgeschoben werden. Ein langes Gespräch entspinnt sich. Coley durfte sich auf das Zeugniß seiner Schwester Fanny berufen, daß seine Begeisterung kein Strohfeuer, sondern nachhaltige Gluth sei. Nach dem Gespräch eilt er zu der geliebten Schwester hin: „Ich konnte nicht anders, ich sprach mit dem Bischof von meinem Wunsch!" „Du mußt die Sache vor den Vater bringen," ist der Schwester Rath, „er ist ein so großer Mann, daß er der Krone des Opfers, wenn er dasselbe zu bringen willens ist, nicht beraubt werden darf." Des Vaters erster Eindruck war ein Schrecken: „Du hast Recht gethan, daß du mit mir gesprochen und nicht gewartet. Mein erster Impuls ist Nein zu sagen, aber das wäre sehr selbstisch." Als er mit seiner Tochter Fanny allein war, brach sein Schmerz aus: „Ich kann ihn nicht gehen lassen." Aber kaum waren die Worte gesprochen, so wurden sie widerrufen: „Gott verhüte, daß ich ihn aufhalte." Und wie ein gerechter Richter, als ob er nicht selbst Partei wäre, wog er im Gespräch mit dem Bischof die Gründe für und wider ab, nur Gottes Sache im Auge. „Wohl, sprach er, ich gebe ihn ganz, ohne irgend einen Gedanken auf Wiedersehn. Ich will nicht, daß er denke, er müsse wiederkommen, um mich noch einmal zu sehen." Am Abend nach der Andacht, als alles zu Bett gegangen, war der Bischof mit dem jungen Diakonus allein und berief ihn zum Werk. Der Ruf ward angenommen. Der Bischof ergriff des Berufenen Hand: „Gott segne Dich mein lieber Coley, es ist mir ein großer Trost, Dich zum Freund und Genossen zu haben." Mit der Familie, mit den Freunden war die Verständigung leicht. Am schwersten fand

sich die arme Gemeinde in die Pflicht, ihren geliebten Seelsorger den Heiden geben zu sollen. Der vorher bewunderte Bischof von Neuseeland erschien ihr wie ein Räuber. Doch fand auch sie sich in den Willen Gottes, und übergab dem scheidenden Hirten auf Weihnachten eine Bibel zum Andenken. Und Liebeszeichen wurden auch sonst zwischen dem Scheidenden und den Zurückbleibenden, so lang es ging, ausgetauscht. Einer elfjährigen Verwandten, die er sehr liebte, giebt er auf die zarteste Weise Rechenschaft über seinen Entschluß: „Ich bin im Begriff auf Weihnachten, wenn ich so lange lebe, weit von England weg zu fahren, grade ans andre Ende der Welt mit dem guten Bischof von Neuseeland. Ich brauche dir nicht zu sagen, wo es auf dem Globus zu finden ist. Geistliche sind dort nöthig, das arme unwissende Volk mit dem Worte Gottes bekannt zu machen und aus vielen Gründen ist es recht, daß ich gehe. So wirst du mich denn nach Weihnachten für lange Zeit, vielleicht für immer in dieser Welt nicht wiedersehn. Aber ich werde dir oft schreiben und dir Farnkräuter und Samen senden und dir von den Fichten der Norfolk-Insel erzählen, und du mußt mir schreiben und alles von dir sagen und immer an mich denken und für mich beten, weil ich dich doch von ganzem Herzen liebe und nicht aufhöre Gott zu bitten, daß die Reinheit und Unschuld deiner Kindheit dich durch all dein Leben begleiten und dich zu einem Segen (wie du schon bist, mein Liebling) für deine theure Mutter und alle die dich kennen, machen möge." Seiner Erzieherin schreibt er in der Nacht vom 24. auf den 25 Mai: „Ich verlasse die Heimath diesen Morgen, so darf ich sagen: denn es hat Mitternacht geschlagen. Ich trage an mir bis an der Welt Ende Ihr Kreuz und das Andenken an diejenige, welche mit großer und lang geprüfter Geduld das Kreuz, das Gott ihr aufgelegt, trägt." Als am Abschiedsmorgen, 25. Mai 1855, die letzten Küsse mit dem Vater und den Schwestern gewechselt waren und diese dem Bruder nachsahen, so lang die Augen ihn erreichen konnten, bemerkten sie, daß ihr Vater nicht bei ihnen stünde. Die eine schlich leise und schaute ins Wohnzimmer — da saß der liebe Alte, seine kleine Bibel in der Hand, und sie waren beruhigt. „Gott sei Dank, schrieb der Sohn dem Vater aus London, ich bin ruhig, ja fröhlich. Ich blieb, nachdem ich Euch verlassen, ein Paar Minuten auf dem Kirchhof, pflückte ein Paar Primelknospen von der Mutter Grab und ging dann vorwärts. Zuweilen fühlte ich heftige Bewegung wiederkehren. Ich las viel unterwegs und wunderte mich, daß ich meine Gefühle so gut bemeistern konnte."

Eine innigere Familienliebe ist kaum zu denken als die zwischen den Hausgenossen von Feniton-Court und selten mag in der Nachfolge des Herrn ein reineres und völligeres Opfer gebracht worden sein. Wie nahe lag der Gedanke, daß Patteson einmal zum Besuch wieder in die Heimath, in das Vaterhaus käme — nein, „rein ab und Christo an, so ists gethan!" Und als der Vater heimgegangen war, warum sollten die Schwestern nicht den Bruder in seiner Ansiedelung aufsuchen? Der Plan ward erörtert, aber aufgegeben um des Werkes willen! Wie viel Unruhe des Gemüths, wie viel Schweben zwischen Hoffnung und Furcht haben sich die frommen Christen durch diese rückhaltslose Hingabe ihrer Wünsche an Gottes Willen erspart! Und für die Süßigkeit des Verkehrs Aug' in Auge, die sie geopfert, wie reich wurden sie entschädigt durch den brieflichen Verkehr, durch die fernhinwirkende Gemeinschaft der Liebe und des Gebets! Während der Missionar unter seinen Heiden lebte, wie unter Geschwistern

und Kindern, blieb er mit der Heimath, ihren geistigen Interessen und ihren Familienangelegenheiten ununterbrochen in Verbindung; die Lieben aber daheim — welchen Inhalt erhielt ihr Leben, ihr Gebet und ihre Fürsorge durch das Werk unter den Heiden, das der Ihren Einer that! Patteson blieb unverheirathet. Dankbar für jeden Verkehr der Freundschaft wollt' er sein wie Paulus — ein Missionar im ältesten apostolischen Styl!

Und die Weise, wie die Mission bisher von Bischof Selwyn betrieben worden war und hinfort von ihm in Gemeinschaft mit Patteson betrieben werden sollte, hatte etwas von altkirchlichem Styl. So etwa, wie vor tausend Jahren Anskar als Erzbischof in Hamburg eingesetzt ward, mit der Aufgabe, die Dänen, Schweden, Slawen und andre Nordvölker zum Christenthum zu bekehren, war es dem Bischof von Neuseeland überlassen, wie er die Inselwelt der Südsee mit dem Evangelium füllen werde. Bischof Selwyn sah seinen Beruf mit gesundem Blicke so an, daß er nach Paulus Vorbild überall, auch im Gebiete des ihm übertragenen Bisthums, wo schon von andrer Seite ein Anfang in der Mission gemacht war, es mied, das Werk des Evangeliums zu treiben. Er wollte nicht fleißigen Arbeitern in die Ernte fallen und den Heiden nicht den Anblick des Zwiespalts in der christlichen Kirche geben. Offenes Gebiet waren im Ganzen noch die Gruppen der Neu-Hebriden, der Banks-Inseln und der Salomons-Inseln, die man unter dem Namen Melanesien, Schwarzinselwelt zusammenfaßt, weil die Bewohner dieser Inseln in Gestalt und Farbe viel mit den Negern gemein haben. Nun war aber die Zahl der Inseln so groß, die Bevölkerung auf den Inseln meist so gering und die Mannigfaltigkeit der Sprachen so außerordentlich, daß es unmöglich schien, die Einführung des Christenthums durch Absendung von Missionaren auf die einzelnen Inseln zu bewerkstelligen. Man mußte daran denken, möglichst bald aus den Eingebornen Geistliche zu gewinnen. Da ward ein ebenso geschickter als interessanter Plan dargefaßt: der Bischof fuhr mit seinem Schiff von Insel zu Insel, knüpfte, so gut es ging, Verbindungen an, nahm Jünglinge, die ihm überlassen wurden, mit nach Auckland, seinem Bischofssitz, behielt sie dort in der Schule während der neuseeländischen Sommerzeit, in unserm Frühling aber, wenn bei den Antipoden die Winterszeit beginnt, brachte er die zarten tropischen Pflanzen in ihre Heimath zurück, wieder von Insel zu Insel fahrend, und wenn in Auckland die Jahreszeit wieder milder ward, lud er die alten Zöglinge ein und warb neue mit ihm nach Auckland zu kommen. Zu diesem Werke hatte er eben in England ein eigenes Missionsschiff „das südliche Kreuz" bauen lassen. In diesem Werke sollte Patteson seine rechte Hand werden. Er selbst war mit dem Bischof auf einem andern Schiffe nach Neuseeland gefahren und am 6. Juli 1855 in Auckland ans Land getreten. „Das südliche Kreuz" ließ nicht lange auf sich warten.

Und nun sollte die Arbeit beginnen. Patteson war aufs Reichste dazu ausgerüstet: er war jung, gesund, körperlich gewandt, ein ausgezeichneter Seemann, für die Sprachen vorzüglich begabt, durch seinen Glauben entschlossen, dem Werke ohne allen Rückhalt sich hinzugeben, durch seine Liebe fähig, den Heiden menschlich, ja brüderlich zu nahen. Nichts ist fröhlicher zu lesen, als die erste Rundreise, die er nach einjährigem, vorbereitendem Aufenthalt in Auckland mit seinem Bischof von Insel zu Insel macht. Jede neue, auf der die Landung versucht wird, erneuert die Spannung, wie es mit Land und Leuten

dort sein werde. Und das Schiff, das durch die klare Fluth des Meeres unter dem wunderbaren Blau des Himmels von einem Märchen zum andern segelt, begleiten wir mit scharfblickendem Auge und fast mit klopfendem Herzen. Hier harmlosester Empfang, dort lauerndes Umschwärmen, auf einer dritten feindliches Bogenspannen, auf der vierten Spuren des Kannibalismus — das alles begegnet uns. Und eigenthümlich ist das Gemüth bewegt durch die gemischte Empfindung, daß man den Insulanern mit vollem Herzen Heil bringend entgegen gehen möchte und daß man mit Vorsicht die Schritte abmessen muß, um nicht in Gefahr des Lebens und des Abbruchs der Arbeit zu kommen. Sie landen auf Mallicolo. „Klar wie Krystall wär das Wasser: glänzend, wie die tropische Hitze es machen konnte, das Laubwerk an der Küste. Schaaren von Kindern spielten im Wasser oder rannten auf den Felsen und auf dem Sand umher, auch einige Männer waren da, natürlich alle nackend, und da sie ein Amphibienleben führen, finden sie das sehr passend. Hier ist, fügte er später hinzu, jedes Anzeichen von freundschaftlicher Gesinnung, von einer edlen und sanften Gemüthsart, und ich hoffe, wir werden bei der Rückkehr einige Knaben mitnehmen. Nie sah ich Kinder, die anziehender in Erscheinung und Manieren gewesen wären — die lieben kleinen Jungen, ich hatte Verlangen, ein Paar von ihnen aufzuziehen. Es würde euch Freude gemacht haben, zu sehen, wie sie mit mir spielten, lachten und um mich herum sprangen." Dann auf Santakruz: „O, die wunderbare Schönheit der Scene, See und Fluß mit reichem Laubwerk wie mit Fransen besetzt, Vögel umherfliegend (ich sah einen großen blauen Vogel, vermuthlich einen Papagei,) Fische hüpfend, das vollkommen stille Wasser, der geheimnißvolle Rauch von einem Feuer oder zweien, der Ruf eines Mannes, der aus dem Walde drang, grade Neues genug, um in mir die volle Freude an einer so lieblichen Bay zu wecken, wie außer uns englische Augen keine je gesehn." Auf Vanikoro sahen sie keine Menschenseele. Sie ließen einen schwarzen Jungen auf einen Kokos-Baum steigen, um Nüsse herabzuholen und legten eine Streitaxt als Bezahlung darunter. Daß die Insel bewohnt war, davon bot sich ein schauerlicher Beweis, denn ein schrecklicher Geruch stieg aus der Erde und ein Neuseeländer, der nach der Ursache forschte, fand Menschenknochen, an denen Fleisch herabhing. Nicht weit davon war ein Ofen, wie ihn die Eingebornen haben, ein Loch, mit Steinen umgeben.

Am Tage der Himmelfahrt Christi waren die Missionsmänner in die Inselwelt hinausgefahren, Mitte September, in der Zeit, da Aucklands Klima warm genug für die Bewohner der Tropen wird, kehrten sie zurück. Die Beute, die sie brachten, bestand aus vierzehn Melanesiern, darunter drei schon getaufte Männer und ein jüngst gebornes Kind, ungefähr so vielen, als Anskar zum Anfang gekaufte und geschenkte Sclaven in seiner Schule in Dänemark hatte. Nun begann die Arbeit in St. Johns College in Auckland mit großer Lust. Patteson sah die ihm anvertrauten Heiden mit dem Auge der Liebe an. „Sie sind im allgemeinen artig (gentle), urtheilt er von seinen Melanesiern, und scheinen Einem anzuhängen, nicht mit dem völlig unabhängigen Wohlgefallen der Neuseeländer, sondern mit dem sanften, gefälligen Charakter der Tropen-Kinder. Sie sind kindisch zärtlich, das ist das Wort für sie. Ich habe ein paar Minuten nach der Landung Knaben und Männer gehabt, die mir folgten wie die Hunde, ihre Hände in den meinigen wie ein kleines Kind mit seiner Wärterin thut." Und wenn er in einem andern Brief es bezeichnend findet für die Tiefe

des heidnischen Abfalls, daß auf den Inseln Bauro und Gera der Gott in der Schlange, dem eigentlichen Bilde des Bösen, verehrt wird und wenn er den Kannibalismus nicht verschweigen kann, den er gefunden, so lautet doch sein Urtheil milde. „Wenn ihre Leidenschaften erregt sind, thun sie furchtbare Thaten und sie sind meist Kannibalen, d. h. nach einer Schlacht findet allemal ein Kannibalenfest Statt, sonst nicht. Aber wenn man sie gut und klug behandelt, bin ich der Meinung, daß wenig Gefahr in den Besuchen bei ihnen ist, ich meine so, daß man das erstemal bloß an der Küste landet, das nächstemal vielleicht zu einem Dorfe geht, an der Küste das drittemal schläft und das viertemal zehn Tage sich dort aufhält ꝛc.“ Dieser milden Auffassung der suchenden Liebe entspricht es, wenn er auch bei den Heiden der Südsee einen Rest von religiösem Leben anerkennt. Ists ein tiefes Wort und für unsern Verkehr unter einander von der größten Bedeutung, welches Göthe einmal ausspricht, daß es gegen große Vorzüge eines andern kein Rettungsmittel gebe als die Liebe, so darf das Wort für das Werk an Verlornen dahin umgewendet werden, daß es auch gegen große Gebrechen eines andern keine Rettung gebe als die Liebe, jene Liebe nämlich, die unter allen Gebrechen noch den Punkt findet, von dem aus das Leben geheilt werden könnte, jene Liebe, die da weiß, daß alles Betonen der Heilsbedürftigkeit Verdammen wäre ohne den Glauben an die Heilsfähigkeit. Darum ists nöthig, daß Missionare heute unter die Heiden gehn nicht allein mit dem Abscheu gegen das Teufelswerk, das sich ihnen überall darstellt, sondern auch mit dem Sinn für das Werk Gottes, das bei aller Mißgestaltung doch nicht ausgetilgt ist. „Die Empfänglichkeit für das christliche Leben ist da, urtheilt Patteson, wie sehr es auch mit ungeheuerlichen Gestalten von Aberglauben oder Grausamkeit oder Unwissenheit überzogen sein mag. Dennoch kann das Gewissen auf die Stimme des Evangeliums der Wahrheit Antwort geben.“ Aber was er sagte von der Empfänglichkeit seiner Heiden, war nicht bloß Dogma: es war die Liebe, welche die Zöglinge auch in ihren Gebrechen liebte, um ihr Gutes zu wecken. „Ich möchte meine Stellung unter diesen Knaben und Jünglingen mit keinem Gut vertauschen,“ schrieb er nach einigen Monaten des Verkehrs mit ihnen einem Verwandten. „Ich wünschte, Sie könnten sie sehen und kennen lernen: ich kann mir nicht denken, daß Sie jemals Zöglinge gehabt, die den Weg zu Ihrem Herzen wirksamer zu finden vermocht, als diese Jungen sich an mich angeschlossen haben. Es bedarf keiner Anstrengung, um sie herzlich zu lieben. Gariri, ein lieber Knabe von St. Christoph, steht jetzt bei mir an meinem Pult in Verwundrung über den Pfad, den meine Feder geht. Er ist vermuthlich ungefähr sechszehn, ein überaus liebenswürdiger Knabe, zart, anhänglich, mit all der tropischen Sanftmuth und Gütigkeit . . . Selten find ich Zeit für Speculationen, fährt er dann fort, sein Glück preisend, ich bin so glücklich als der Tag lang ist, obgleich er nie mir zu lang scheint, was für eine Ursache des Dankes ist es für mich, aus dem Lärm des Streits heraus zu sein und hunderte und tausende nach den Brosamen verlangen zu sehen die in den heftigen Kämpfen mit rauher Hand ausgeschüttelt werden. Was aus dem Anblick der Heidenwelt sich zu ergeben scheint, ist nicht High oder Low oder Bfoard Church oder irgend ein besondrer Name, sondern allein das sehnliche Verlangen, alle Unterscheidungen zu vergessen. Wer denkt an etwas anderes als dies: sie haben den Namen des

Heilands, der für sie gestorben, nicht gehört, wenn er unter Schaaren von nackten Burschen steht? Ich kann das tiefe Glück dieses Lebens nicht beschreiben."

In St. Johns College bei Auckland, dann in St. Andrews College in dem günstiger gelegenen Kohimarama, hat er mit den Melanesischen Zöglingen sein Leben ganz getheilt. Während er selbst mit seiner trefflichen Begabung die Sprachen ihnen vom Munde weglas, lehrte er sie alles, von den Regeln des äußerlichen Anstandes bis zur seligmachenden Wahrheit von Christo. Er hat seine Freude, wenn die Zöglinge erst wissen, wie man Messer und Gabel nimmt und finden, daß Plum-Pudding ein köstlich Ding sei. Sie lernen im Hause Bücher drucken, im Garten graben. Sie essen mit ihm am Tische, schlafen mit ihm im Zimmer. Wenn Krankheit eintritt, giebts keinen sorgfältigeren Krankenwärter und keinen treueren Beter. Väterlich ist die Angst um das Leben der Zöglinge und der Jubel über ihre Genesung. Und wenn er durch dies Leben in der Gemeinschaft der Liebe die Herzen sich gewinnt, da ist die Hoffnung nahe, daß er sie auch für den Herrn gewinnen werde. Wie treu arbeitet seine Seele, um die Heilsgeschichte auf den einfachsten, verständlichsten und wärmsten Ausdruck zu bringen! Wie dankbar ist er, wenn die erste Spur sich zeigt, daß ein Samenkorn aufgegangen! Mit welcher Bewegung sieht er dem Taufen entgegen! Der ersten Reise ist manche andre gefolgt. Obwohl die Briefe und Tagebücher meist Erfreuliches berichten — die Schrecken und die Gefahren fehlen nicht. Er ist wohl einmal genöthigt, bei den Insulanern zu übernachten, auch wenn er der guten Stimmung derselben noch nicht gewiß ist. Er muß wohl einmal sich schnell zurückziehen, von Pfeilen umschwirrt, die etliche seiner Begleiter zum Tode verwundet. Er muß mitten in Gottes schönster Welt der Menschen schauerlichste Werke sehen. Er betritt die Insel Eromanga acht Tage, nachdem das treffliche Missionsehepaar Gordon von den Bewohnern derselben auf schauerliche Weise ermordet worden war. Zu der Freude, mit welcher er einst in das Werk eingetreten, gesellt sich ein wachsender Ernst der Verantwortung. Längere Zeit hält er sich auf den einzelnen Inseln auf. Größer wird die Zahl der Schüler. Es werden zahlreiche Taufen möglich. Schon giebt es aus ihrer Mitte Lehrer für die Heiden. Auch aus der Heimath empfängt er Gehilfen. Und wie Patteson mit dem Werke so ganz Eins geworden, kommt endlich auch der Gedanke, mit welchem Bischof Selwyn von Anfang an den jungen Freund in die Arbeit gerufen, zur Verwirklichung: Patteson wird Missionsbischof für Melanesien.

Er hatte es nie gewünscht. Er hatte keinen Wunsch, als der Sache seines Herrn auf die beste Weise zu dienen. Er hätte ihr mit derselben Freudigkeit weiter gedient, wenn ein anderer zu der Würde berufen worden wäre. Aber Bischof Selwyn verfolgte den Gedanken und erhielt die Erlaubniß, seinem treusten Gehilfen durch die Bischofsweihe die volle Verantwortlichkeit für die Predigt des Evangeliums in Melanesien aufzuerlegen. Die Weihe ward am 24. Febr. 1861 durch Bischof Selwyn unter dem Beistand zweier andrer Bischöfe, des von Nelson und des von Wellington vollzogen. Es war eine ergreifende Feier: die gottesdienstlichen Formen ganz von warmem Leben durchdrungen, Bischof Selwyn wie ein geistlicher Vater, die andern wie Brüder, die bekehrten Heiden-Jünglinge wie Kinder, umher eine lebendige Gemeinde — und durch die Reden, die gehalten wurden, ward in die Feier hinein die Gestalt des Vaters geführt, der das Abrahams-Opfer seines Sohnes gebracht. „Es ist vorüber — ein

sehr feierlicher gesegneter Gottesdienst, schreibt der Sohn am Abend seinem Vater. Alle Tage bist du in unsern Gedanken gewesen. Der Bischof sprach von dir in seiner Predigt mit zitternder Stimme und ich brach zusammen; aber in dem Augenblick, da das Veni creator über mir gesungen ward und die Hände mir aufgelegt wurden, war ich sehr ruhig. Die Bibel, die mir dargereicht ward, ist dieselbe, die du mir an meinem fünften Geburtstag mit deiner Liebe und deinem Segen gabst. O mein theurer, theurer Vater, Gott wird dich für alle deine Liebe zu mir segnen und für deine Liebe zu Ihm, dem du mich in seinen Dienst gegeben. Möge sein himmlischer Segen mit dir sein — mit euch Lieben allen für immer! Dein dich innig liebender und gehorsamer Sohn." Die Bibel, die der Vater dem fünfjährigen Sohne einst geschenkt, ward von einem Melanesier Knaben dem weihenden Bischof vorgehalten. Tagalana war aus Mota, wo Patteson Monate lang gearbeitet, — nach einigem Schwanken ein ernster Christ. „Tagalana", sprach einst Patteson zu ihm, „du pflegtest zu sagen, wenn ich sterben sollte, könntest du ohne meine Hilfe vielleicht wieder zurückfallen. Ist das wahr?" „Nein, nein, war die Antwort, damals fühlt' ich in meinem Herzen nicht so, wie ich jetzt fühle. Ich weiß nicht, wie Er hineingekommen, ich weiß nur, Er kann nicht sterben und wird immer mit mir sein. Du weißt, du sagtest, du seiest nur ein Wegweiser, den Weg zu bezeichnen, der zu Ihm führt, und ich sehe, daß wir dir folgen, aber mit einander zu Ihm gehen müssen." Im Sommer darauf starb Tagalanas Vater. Bei der Nachricht war das erste Wort des Knaben zu Patteson: „O, daß das Wort Gottes in alten Zeiten nach Mota gekommen wäre! Ja, es ist wahr, ich weiß, ich muß dankbar sein, daß es nun gekommen ist und ich muß mich daran erinnern und muß versuchen andern zu helfen, die sonst auch sterben würden, ehe sie es glauben. — Ja, ich bin nun ganz dein Kind! Ja, Ein Vater für uns alle im Himmel! Du mein Vater hier! Ja, ich bleibe nun immer bei dir, du müßtest mich denn wegsenden! Sie fragen mich, bei wem ich nun leben sollte; ich sage: bei dem Bischof!" Dieser Motaknabe, in der ersten Liebe zu seinem Heiland, hielt halb sitzend, halb knieend hinter seinem geistlichen Vater und mit glückseligem Gesicht dem weihenden Bischof die Bibel vor, das Geschenk des Vaters an das Kind, damit er während der Handauflegung daraus lese. Und nach der Bischofsweihe Arbeit wie vorher. Bald Jubel über die Taufe, bald Hochzeitsfreude, wenn er Eins aus seinen Kindern mit einem andern in christlicher Ehe verbinden durfte, dann wieder Angst um die Kranken. Er schreibt am 1. Jan. 1863: „Meine theuersten Schwestern, der erste Brief des neuen Jahrs an euch! Gott Lob, der uns vergönnt, es zu sehen! Es ist ein Uhr Nachmittags und um halb fünf sollen sechs theure Kinder (von 22 bis 14) getauft werden. Alles ist in einem gewissen Sinne geschehen; wie wenig in anderm und höhern Sinne! Möge der allmächtige Gott die Fülle seines Segens auf sie ausgießen! Ich sitze und schaue sie an und mein Herz ist zu voll für Worte! Sie sitzen bei mir und bringen ihren kleinen Zettel mit Fragen, über die sie selten sich selbst zu sprechen getrauen. Ihr mögt Gott danken, daß er mir solchen Trost, solchen Segen und solche liebe Kinder giebt. Sarawia und Woleg sind älter als die andern vier; B — alt in Gesinnung und männlich an Charakter. Ich sehe ihn gerne an wie ein Vater seinen Erstgebornen. Seine kleine Frau, die bald Maria heißen wird, ist was Pena für mich war. Kann ich mehr sagen? Ja, sie ist selbst mehr. Dann kommen Tagalana und Pasvorang,

die so liebenswürdige theure Knaben sind als es je gegeben — Knaben, über die man närrisch sein und vor denen man doch Ehrfurcht haben kann. Welch eine große Gnade ists! Wie unerwartet! Möge Gott mich demüthig und geduldig durch alles machen!" Mit solchem Herzensjubeln begann Patteson das neue Jahr. Die Trauer blieb nicht aus. „Ich schreibe vom Speisesaal, jetzt unser Hospital, so meldet er Ende März 1863 den Geschwistern, rund um mich her liegen elf Melanesier in der äußersten Gefahr. Ich habe heute zwei in einem Grabe begraben und taufte einen andern, der jetzt sterbend neben mir liegt. Es hat Gott in seiner Weisheit und Güte gefallen, eine schreckliche Heimsuchung über uns zu senden, eine sehr heftige Form der Dysenterie. Seitdem hab' ich vierzehn Tage weder Tag noch Nacht geschlafen, außer daß ich hier und da eine Stunde erhascht. Als ich die zwei Kinder heut begrub, war mein Herz voll, ich durfte nicht danken, konnte bloß beten und glauben und auf Ihn trauen." Es war eine Zeit der Anfechtung, der Buße, des Gebets, des Glaubens. Nach einem Monat ging der Sturm vorüber. Sechs waren gestorben. Die andern fingen zu genesen an.

Diese Krankheit weckte einen lang gehegten Wunsch wieder lebhafter auf, die Missionsschule von Neuseeland an einen Ort zu verlegen, der für die Zöglinge der Tropenwelt gesunder wäre. Die Norfolk-Insel war seit dem Eintritt Pattesons in die Arbeit dazu von Bischof Selwyn wie von ihm selbst sehnlich begehrt. Auf halbem Weg zwischen der Nordspitze Neuseelands und Neu-Calidonien gelegen, der Mittagslinie um ein beträchtliches näher, bot sie den Melanesiern ein milderes Klima. Eine Geschichte, märchenhaft wie so vieles in dieser Inselwelt, hatte seit einigen Jahren auf dieser Insel eine Art Abschluß gefunden. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatten sich ein Paar englische Seeleute, die an ihrem Capitän und seinen Getreuen eine Meuterei verübt und sie in einem Boot auf offner See ausgesetzt hatten, aus Furcht vor der Strafe mit 18 Eingebornen aus Tahiti, darunter zwölf Weiber, auf der sehr schwer zugänglichen, winzig kleinen Insel Pitkairn, auf dem Wege von Panama nach Neuseeland mitten im Ocean einsam liegend, niedergelassen. Sie verbrannten ihr durch Meuterei beflecktes Schiff, brachten, was sie besaßen, namentlich auch mitgenommene Pflanzen ans Land, behielten nur zwei Boote. Sie fanden keinen Menschen auf der Insel, aber Wasser, Holz und guten Boden. Bis dieser Ernten lieferte, lebten sie von Fischen. Aber in der Colonie brach Zwiespalt aus und die Männer von Tahiti erschlugen die englischen Männer. Nur ein Matrose Adams schleppte sein Leben in ein Versteck. Den holten die Tahitierinnen wieder hervor, nachdem sie selbst die Mörder erschlagen. Und Adams, durch die ernsten Erlebnisse erweckt, las fleißig in der Schrift, bekehrte sich und brachte die Colonie in christliche Ordnung. Als 1824 ein englischer Capitän auf die einsame Insel kam, war er voll Verwunderung, ein Völklein von 36 Personen männlichen und 30 Personen weiblichen Geschlechts in einem freundlichen Dörfchen zu finden und von dem ehrwürdigen Adams, als dem Vater, Priester und Regenten derselben begrüßt zu werden. Dieser stellte sich mit seinen Leuten nun unter den Schutz der englischen Regierung und man sandte ihnen Ackergeräth und einen christlichen Lehrer. Die Colonie gedieh und ward, weil die Insel für ein wachsendes Volk zu klein war, nach mancherlei Zwischenfällen 1856 auf die Norfolk-Insel verpflanzt. Hierher ward denn im Jahre 1867 die Missionsschule unter dem Namen

St. Barnabas-College verpflanzt. Hier, von manchen Unzuträglichkeiten des Lebens in Neuseeland befreit, aber viel mehr als dort vereinsamt, nur selten und unregelmäßig durch die Post erfreut, verlebte Patteson die letzten Jahre in immer zunehmendem Ernst, umgeben von seinen paar englischen Gehilfen und seiner Familie von Schülern und Bekehrten. Arbeit in den Feldern, wie sie die Benedictiner in alten Zeiten thaten, Unterricht in den Schulen, Uebersetzung und tiefes ruhiges Studium, mit immer offner Thür für die vertraulichen Mittheilungen seiner schwarzen Kinder, dies war sein Leben, ein Leben ungewöhnlich voll von Frieden und Liebe und Freude, aber auch voll tiefer Sorge und Demüthigung. Febr. 1870 ward Patteson von schwerer Krankheit befallen und er mußte sich ein Paar Wochen von seinen Freunden in Auckland pflegen lassen. Man drang in den langsam Genesenden zur Erholung in die Heimath zu gehen. Er schlugs ab, er hatte keine Lust, sich feiern zu lassen, aber volle Lust, unter seiner Heerde zu sterben. Und die Arbeit ging so köstlich voran: Gehilfen von England und Neuseeland kamen: er ordinierte Georg Sarawia, den ersten Melanesischen Diakonus, hatte mehrere noch hoffnungsvollere Candidaten in der Vorbereitung, einige christliche Ehepaare aus den Eingebornen lebten theils in St. Barnabas, theils in Mota und der Plan der allmäligen Unterweisung und Gesittung trug die schönsten Früchte.

Am 27. April 1871 trat Patteson seine letzte Reise an. Er war im letzten Jahr besonders viel von den europäischen Angelegenheiten bewegt worden. Die gesandten Bücher hielten ihn in Verbindung mit den kirchlichen Fragen der heimischen Kirche. Das Dogma der Unfehlbarkeit, das im Vatican angenommen worden war, erregte in ihm den lebhaften Wunsch, es möchten die dem Dogma nicht zustimmenden Katholiken mit der Kirche von England Fühlung finden. Ueber den deutsch-französischen Krieg erschrack er. Was sollte er seinen Melanesiern davon sagen, welche das Evangelium für eine Botschaft des Friedens und Wohlgefallenes hielten? Manche Wolke flog über sein ernstes, friedevolles Angesicht. Er fühlte von der Krankheit her sich schwächer als sonst. Und ein tiefer Schmerz lag auf seiner Seele Grund, die Bangigkeit um sein Werk. Nichts hat von jeher dem christlichen Werk der Heidenbekehrung größern Schaden gebracht als die Sünde der Namenchristen. Patteson hatte von Anfang seiner Bekanntschaft mit den Südsee-Insulanern behauptet, daß sie von Natur sanft, nur durch Reizung zu wilden, mörderischen Thaten getrieben würden. Er selbst hatte nun ins siebzehnte Jahr seine friedlichen Besuche von Insel zu Insel gemacht und war mehr und mehr ein Mann des Volks bei all diesen kleinen Völklein geworden. Aber seit zwei, drei Jahren war ein düsteres Mißtrauen in die Gemüther der Insulaner gesäet worden. Es fehlte an Arbeitern in Queensland und auf den Fidschi-Inseln. Schiffe gingen aus, sie auf den Inseln, die ganz besonders Pattesons Missionsfeld waren, zu suchen. Man begann damit, daß man die Leute durch einen ehrlichen Vertrag gewann. Man fuhr fort, indem man sie auf die Schiffe lockte und entführte. Man schritt zu offener Gewaltthat. Und was das Teuflischste scheint: man ließ von den Schiffen, die auf Menschenraub ausgingen, Stimmen hören wie vom Gottesdienst und kleidete einen Menschen in die Kleidung eines Geistlichen, damit die Insulaner glauben möchten, der Bischof komme zu ihnen. Die Täuschungen und Gewaltthaten, wie sie die Inseln entvölkerten, bedrohten sie das friedliche Werk der Mission. Ostern 1871 hielt er seine letzte Confirmation von drei Mädchen und zwei

Knaben von den Salomo-Inseln. Das „südliche Kreuz“ kam von Neuseeland und brachte Grüße und Gaben aus der Heimath: Bilder-Bücher und für die Melanesischen Kinder, eine Arche Noah, die mit hellem Entzücken empfangen wurden. Diese Schätze sollten mit auf die Reise gehn. „Ich bin völlig wohl“, schrieb Patteson am 27. April 1871 wenige Stunden vor der Abfahrt. „Und wenn ich oft traurig bin durch den Gedanken an vergangene und gegenwärtige Sünden, so hab ich doch festes Vertrauen in Gottes Barmherzigkeit und eine begründete Hoffnung, daß der heilige Geist mich leitet und beeinflußt. Was kann ich mehr sagen, damit ihr zufrieden und liebevoll an mich denkt? Gott segne Euch alle!“ Die Reise ging auf gewohnten Bahnen. Eine Hauptstation auf der Hin- und Herreise, war Mota, wo die Gemeinde im erfreulichsten Wachsthum stand. Ungefähr dritthalb hundert Kinder und Erwachsene durfte er dort taufen. Und während er taufte, brachte einer seiner Gehilfen fünfzig Zöglinge nach Norfolk. Die letzten Aufzeichnungen, die wir von der Hand Pattesons haben, berichten uns beides, daß er das schlimmste für sein Werk von dem Menschenhandel fürchtete und daß er an den Bau eines neuen Schiffs zur Vergrößerung des Werks dachte. Er erzählt von dem Wirken Gottes in der Natur und wie klein alles Menschenwerk, auch das schauerliche Bombardement von Paris, im Vergleich mit dem Vulkan Tonalulu sei, den er wieder gesehn. Und das allerletzte, was seine Hand geschrieben, sind Bemerkungen über Bibelkritik von Delitzsch, dem frommen und gelehrten deutschen Ausleger der Bibel, dessen Buch über Jesaia ihn auf der Reise begleitet und bei seiner Bibellectüre erfreut. Am Morgen des 20. Sept. im Angesichte der Insel Nukapu, welche zu der Santakruz-Gruppe gehört, hatte er seinen Begleitern noch kräftig über Stephans Märtyrertod gesprochen. Um das Korallenriff der Insel sah man in der glühenden Sonne, die um diese Zeit am Aequator ihre Sommerwende hat, fünf Kähne umherschweben. Er glaubte, daß die Leute sich fürchteten, nahe zu kommen und ließ das Boot herab und stieg mit Atkin, dem englischen Geistlichen und mit den Eingebornen, Stephan Taroniara, James Minipa und John Nonono ein. Dann nahm er Geschenke ins Boot und steuerte auf die Kähne los. Die Eingebornen erkannten den Bischof und weil er bei der grade geringen Fluth mit seinem Boot über das Riff nicht herüber konnte, so schlugen sie ihm vor, in eins ihrer Fahrzeuge zu treten. Er that es und hoffte damit allen Verdacht zu beseitigen. Der Bischof fuhr mit zwei Häuptlingen und kam ans Land. Seine Genossen sahen ihn landen, konnten aber wegen niedrigen Wasserstandes in ihrem Boote nicht folgen. Sie trieben sich mit den übrigen Eingebornen in den Kähnen umher und versuchten ein Gespräch, als plötzlich, ohne alle Warnung, ein Mann in einem der Kähne aufstand und ausrief: „Habt ihr etwas wie dies?“ und einen Pfeil abschoß. Und so schnell als möglich schoßen auch die Eingebornen in den andern Kähnen, ausrufend, indem sie zielten: „Dies für Neuseelands Mann! Dies für Bauro-Mann! Dies für Mota-Mann!“ Das Boot fuhr schnell aus der Schußweite, aber drei von den vieren waren getroffen, der Eine am Kopf, der andre in der linken Schulter und der arme Stephan mit sechs Pfeilen in Brust und Schultern. Sie erreichten das Schiff; sobald Atkin die scharfe, aus Menschenknochen gemachte Pfeilspitze ausgezogen war, bestand er darauf, den Bischof zu suchen. Mit ihm sein Pathenkind, Joseph Watè, Charles Sapinamba, ein Segler und Bongarde der Ober-Steuermann, der eine Pistole trug, zum erstenmal in den Annalen des „südlichen Kreuzes.“ Sie mußten lange warten, bis die Fluth hoch genug stieg,

um sie über das Riff zu bringen und sie betrachteten durch ein Fernglas angstvoll die Leute, die sie am Ufer sahen. Ungefähr halb fünf war es möglich, das Riff zu überfahren, und es kamen zwei Canoes auf sie zu. Die Leute in dem einen ließen das andre ohne Bemannung in die See treiben: in ihm lag etwas Zusammengehäuftes. Joseph Watè fürchtete, es möchte ein feindlicher Mann darin verborgen sein, aber der Segler sagte: „es sind des Bischofs Schuhe!“ Das Boot legte an das Canoe an. „Der Leichnam“, die zwei Worte sagten alles. Sie hoben ihn auf und legten ihn auf ihr Boot. Er war in eine Matte gewickelt, und friedliches Lächeln war noch auf dem Angesicht; ein Palmblatt war auf der Brust befestigt; und als die Matte geöffnet war, da zeigten sich fünf Wunden, nicht mehr. Die eine der Wunden war offenbar mit einer Keule beigebracht, welche die rechte Seite des Hirnschädels von hinten zerschmettert hatte, und sie war wahrscheinlich die erste und sofort tödtlich und ohne Schmerz gewesen; eine andre rührte von irgend einer scharfen Waffe her und hatte das Oberste des Kopfs zerspalten; auch der Leib war an einer Stelle durchbohrt; endlich waren zwei Pfeilwunden in den Beinen, wie es scheint erst dem Todten beigebracht: er lag ohne Kleider, die Stiefel und Socken ausgenommen. In den Blättern der Palme waren so viel Knoten als der Leichnam Wunden trug. Und dies ist ein sicheres Zeichen, daß seine Ermordung Sühne für den Mord von fünf Eingebornen sein sollte, sie wußten nicht, daß zugleich es fünf Wunden in der Nachfolge Jesu waren. Fünf Männer, so erzählte man, waren von Nukapu gestohlen worden und sollen auf den Fidschi-Inseln getödtet worden sein. Die Familien derselben, so scheints, haben den Tod durch des Bischofs Tod zu rächen gesucht. Und es ist wahrscheinlich, daß man in der Insel nicht einstimmig war in dem Vorhaben und daß die günstig für Patteson Gestimmten ihn von der Landung abzuhalten gesucht und seinen Leichnam feierlich und ehrerbietig behandelt haben. Am andern Morgen hielt sein geistlicher Sohn Atkin ihm auf dem „südlichen Kreuz“ die Leichenfeier, und der Leib des Märtyrers ward in die Wogen der stillen See versenkt. St. Michaelis folgten die Leichname von Atkin und Stephan Taroniara, die nach heftigen Schmerzen ihren Pfeilwunden erlegen waren. Den 17. Oct. kam das „südliche Kreuz“ mit seiner Trauerbotschaft, die Flagge halbstock, nach Norfolk zurück. — Den Vater fand Patteson schon oben. Die Geschwister haben ihren Schmerz christlich getragen und den Bruder selig gepriesen. Für die Mission ward das Blut des Märtyrers eine neue Befruchtung und die Jünger setzen des Meisters Werk fort. Henry Tagalana, der Mota-Mann, der zehn Jahre zuvor bei seiner Weihe zum Bischof die von dem Vater geschenkte Bibel gehalten, schrieb, als er die Todesbotschaft hörte: „Er that nichts, um für sich selbst etwas zu gewinnen, sondern er suchte nur, was er mit andern theilen konnte und der Grund war seine Frömmigkeit und Liebe. Und wiederum: er verachtete Niemand, noch wies er Jemand mit Spott zurück, ob weiß oder schwarz, er hielt sie alle für Eins und liebte sie alle gleich.“ —

Hier ist nicht High church, Low church oder Broad Church, hatte einst Patteson ausgerufen, als er die Heiden ansah, die den Namen ihres Heilands nicht kannten! Möchten auch wir durch den Anblick der Einen großen Noth, welche die Welt erfüllt und das Eine Heil, das für die Welt gekommen, zur Einigkeit der Kinder Gottes uns treiben lassen und in den Fußtapfen der Zeugen des Herrn unermüdlich heimische Noth lindern und heidnische Finsterniß erleuchten!

Die Kolhs in Ostindien und ihre Christianisirung.

(Von Th. Jellinghaus, von 1865—1870 Missionar im Dienst der Goßnerschen Mission, jetzt Pastor in Rädnitz bei Crossen.)

II. Die Christianisirung der Kolhs.

Wir haben obige Darstellung der religiösen und socialen Verhältniße und der kritischen Lage der Kolhs eingehend und ausführlich geben zu müssen geglaubt, weil sie der Schlüssel ist zum Verständnis und zur richtigen Beurtheilung der unleugbaren Misstände und Vernachläßigungen so erfolgreichen und darum (nicht nur für den Ferner- sondern auch den schon Näherstehenden) trotz ihrer vielfach räthselhaften Kolhsmission.

Die Mission unter den Kolhs[1]) wurde begonnen im Jahre 1845. Die vier Missionare, welche sie anfingen, waren der studierte Theologe Schatz, zwei gewesene Elementarlehrer Brandt und Friedrich Batsch, und der Oekonom Janke nebst Frau. Sie waren von Goßner ausgesandt im Jahre 1844, um wo möglich von Calcutta aus nach Birma zu gehen oder wo das nicht möglich vom Penjab aus nach Tibet. Er hatte ihnen Empfehlungen an Missionsfreunde in Calcutta mitgegeben und die Anweisung, nach ihrem Rathe sich zu entscheiden. Es zeigte sich nun, daß Birma schon besetzt war und auch Prochnow sah sich genöthigt von Kotgar am Himalaya zu melden, daß dort durch die Kriegesunruhen die Thür verschlossen sei. Die jungen Missionare fanden im Hause des im Dienst der englischen Bibelgesellschaft stehenden deutschen Missionars Dr. Häberlin und seiner vortrefflichen Frau mehrere Monate gastfreundliche Aufnahme. Dr. Häberlin mit Weitbrecht und andern des Landes gründlich kundigen Missionaren machten sie auf die in Calcutta als Tagearbeiter und Straßenreiniger arbeitenden Kolhs aufmerksam und gaben ihnen den Rath in dem bergigen Heimathslande dieser Leute in Chota Nagpur ihre Missionsarbeit zu beginnen. Darauf gingen sie freudig ein. Der des Landes und der Sprache kundige Dr. Häberlin reiste selbst mit ihnen hinauf ins Land und suchte ihnen in der englischen Regierungshauptstadt des ganzen Landes Ranchi einen schönen Missionsplatz aus, den er von dem eingebornen Könige geschenkt erhielt. Er leistete ihnen auch sonst Beistand und empfahl sie den christlichen englischen Beamten der Station, von denen sich besonders der jetzt noch lebende General Hannington stets freundlich ihrer annahm. Dieses Verhältnis zu Häberlin löste sich aber in unschöner Weise schon innerhalb eines Jahres und als zu Pfingsten 1846 der Theologe H. Ansorge nebst Frau und der gewesene Lehrer H. Batsch und der Tischler Buchwald in Calcutta ankamen, erhielten sie von Ranchi die Weisung, daß der Zusammenhang mit Häberlin und die Pläne desselben für die Stationirung dieser neuen Missionare in Purulia aufgegeben seien.

So waren nun 7 Missionare, von denen 2 verheirathet, in Ranchi in einem Hause und an einem Tisch beieinander wohnend. Es wurde nämlich gemeinsame Wirthschaft geführt, so daß der Einzelne auch gar nichts, selbst nicht was er von den Seinigen geschenkt erhalten, zum Eigenthum haben durfte, weder

---

[1]) Anm. Siehe Dr. Grundemann Allg. Miss.-Atlas: Asien N. 7.

Männer noch Frauen durften mehr Kleider in die Wäsche geben als zur Noth für auskömmlich befunden wurde. H. Ansorge hielt neben andern Gründen diesen für einen verheiratheten, gebildeten Mann auf die Dauer schlechterdings unerträglichen Zustand nicht lange aus und verließ von den in englischem Missionsdienst stehende Missionaren Weitbrecht und Bomwedsch ermuthigt nach einigen Monaten die Mission, um in dem Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft (Church Missionary Society) zu treten.

Es stellte sich nun immer mehr so, daß der begabte, aufopferungsvolle, tiefchristliche, aber dabei wieder auch leidenschaftlich-launige, gegen sich und Andere harte Schatz der alleinige Leiter und Dictator in der Mission wurde. Goßner schickte mehr Missionare hinaus als die Missionare selbst für nöthig hielten und wünschten. Diejenigen nun, welche sich unbedingt fügten, wurden behalten, die das nicht thun zu müssen glaubten wurden mit oder ohne Angabe eines Grundes entlassen, oder gingen von selbst.[1]) Daß ein solcher Zustand der Mission nicht förderlich war, auch vielfach ein unruhiges Wesen in den Missionarkreis brachte, liegt auf der Hand. Die Missionare Goßners waren sich eben im Wesentlichen selbst überlassen.[2]) Goßner hatte sich von der älteren Berliner Mission zurückgezogen, weil er die damals dort in Praxis stehende Art der Ausbildung der Missionszöglinge für dem innern Leben schädlich hielt und ihm auch die ganze Behandlung der Missionssache zu wenig glaubensvoll und zu statutarisch und veräußerlichend erschien.

Er sandte nun die Leute, welche er für bekehrt und geeignet erkannt hatte, ohne vorhergehende Schulung und längeren Unterricht aus, wie sie waren. Für eine dauernde Anstellung und Lebensunterhalt in der Mission gab er ihnen durchaus kein Versprechen, sondern verlangte, daß sie dem Herrn, welchem sie täglich das Große zutrauen müßten, daß Er ihre unsterblichen Seelen speisen und zum ewigen Leben aus allen Versuchungen und Gefahren erretten werde, auch das Kleine zutrauen könnten, daß Er für ihren Lebensunterhalt sorgen

---

[1]) Von 1844 bis 1867 waren in der Chota Nagpur Mission 30 Missionare thätig gewesen, davon waren 5 gestorben, 15 abgegangen und nur 10 noch 1867 im Dienste der Mission thätig.

[2]) Wenn man die Missionare ansieht, welche der Chota-Nagpur-Mission ihre Kräfte geopfert haben, so sieht man an ihnen viel Menschlichsündliches und Unvollkommenes, aber man darf doch im Blick darauf nicht vergessen, daß sie wohl alle in der Liebe zum Herrn und in dem Streben, Ihm mit Aufopferung des Lebens, wo es sein sollte, zu dienen, hinausgegangen und daß die Meisten gerade in den Mißständen, Mißgriffen und Streitigkeiten der Mission in viel Seelenschmerz, Geduld und Glaubensgehorsam sich abgearbeitet haben, in der Hoffnung „daß ihre Arbeit nicht vergeblich sei in dem Herrn." Je mehr man den Geist und die Art betrachtet, wie in dieser Mission gearbeitet ist, so muß man einestheils freudig gestehen, daß die deutsch-evangelische Christenheit durch warm christliche Lebenskräfte hier thätig gewesen ist und doch wieder sich wundern über die vielen Verkehrtheiten, welche mit untergelaufen und durch welche man sich gegenseitig das Leben verbittert hat. Man lernt in einer solchen Mission das Wort „Wir dienen Einem Herrn und kreuzigen uns untereinander" in seiner bittern Milde verstehen. Gerade weil mir das traurige Loos zugefallen, in dem schlimmsten Kampfe, den die Mission durchgemacht, Partei sein zu müssen und weil ich deshalb wirklich ungern diesen zweiten Theil des Aufsatzes schreibe, in welchem ich auch über unsere damaligen Gegner offen urtheilen muß, schicke ich dies voraus, damit meine Mittheilungen und Urtheile, auch wo sie Schlimmes berichten müssen, in diesem Sinne verstanden werden mögen.

werde. Sehr vielen seiner Missionare hat der von einer glühenden Jesusliebe und einem unauslöschlichen Durst nach Errettung verlorener Menschenseelen durchlebte Gottesmann, dem Christus für uns und in uns Ein und Alles war, etwas von seinem Glaubensleben und seiner Christum und nichts als Christum ohne alle kirchlichen Parteigedanken suchenden und liebenden Gesinnung mitgetheilt und ihnen dadurch das gegeben, was einem Missionar zum erfolgreichen Wirken vor Allem Noth thut. Nicht selten hat sich aber der sonst das sündliche Menschenherz so tief erkennende Mann darin geirrt, daß er erweckte und im Anfange der Bekehrung stehende Jünglinge schon für stark und gegründet genug zu diesem schweren Berufe hielt und sie zu ihrem und der Mission Schaden in das innerlich versuchungsreiche und gefahrbringende Missionsleben sandte. Wie Goßner alle Kirchengemeinschaften für verderbt ansah und sagte „glaubt mir, die Consistorialen sind in der einen Kirche gerade so wie in der andern“, so war er auch allem Statutarischen in der Verwaltung der Mission, als etwas Verweltlichendem durchaus abgeneigt. Sein Ideal war, ein freier Missionar, der nach Pauli Vorbild mit den Händen sich den Unterhalt erwirbt, im Vertrauen auf Gott — von der Hand in den Mund lebt und so das Evangelium mit Wort und Wandel verkündet. Gerade wenn man die Mißstände sieht und fühlt, die mit dem Missionscommiteewesen nothwendig zusammenhängen, so kann einem solche Missionsthätigkeit wohl gefallen. Aber sie ist nur möglich, wenn der Missionar im Wesentlichen auf derselben Stufe der Lebensweise und der irdischen Culturbedürfnisse mit den zu Bekehrenden steht. Fast alle Heiden aber wohnen jetzt in tropischen Ländern und haben als Kinder des Landes sehr wenig nothwendige Bedürfnisse zum Leben; die Missionare aber kommen aus kaltem Klima und höheren Culturverhältnissen und können ohne eine Menge von Schutzmitteln und Vorsichtsmaßregeln gegen das Klima nicht existiren. Wenn sie für Europäer noch so ärmlich auftreten und sparsam leben, gegen die Heiden erscheinen sie als reiche Leute, meist auch geehrt und gefürchtet als Glieder und Geistliche des herrschenden europäischen Volkes. Das ist eben eine durchaus unapostolische Situation, in die sich die Mission und der Missionar aber mit apostolischer Nüchternheit, Entsagung und Geistlichkeit demuthsvoll zu ergeben hat.

Goßners Missionsideal mit Leuten, die zum Theil nur gewöhnliche Elementarschulbildung besaßen, Mission zu treiben, ist aber noch unmöglicher in den letzten Jahrzehnten geworden, in denen in allen Heidenländern, die der Mission offen sind, europäische Civilisation und Bildung sehr zugenommen hat und fortwährend zunimmt. Da kommt der Missionar in eine auf die Dauer unleidliche Stellung, wenn er den dort wohnenden Europäern und höher gebildeten Eingebornen nicht im Ganzen an Bildung, Welt- und Geschichtskenntnis gewachsen ist.[1] Der Herr hat aber gerade dem seligen Goßner, der mit Recht die Wissenschaft gegenüber dem lebenskräftigen Glauben und der warmen Jesusliebe für so gering achtete, neben manchen andern recht tüchtigen Männern auch verhältnißmäßig mehr studirte

[1]) Dabei wird es immer ein großer Segen für die Mission sein, wenn auch bewährte „Männer in Christo“ aus allen Ständen ohne vorher durch ein Seminar gegangen zu sein, hinausgesandt werden, aber es müssen dann auch wirklich bewährte und für gewöhnlich über 25—30 Jahr alte Leute sein, die nicht nur in der „ersten Liebe“ stehen, sondern deren „erste Liebe“ sich schon in Anfechtungen als probehaltig bewiesen hat.

Leute zur Mission zugeführt als allen andern deutschen Missionsgesellschaften[1]), nämlich 14 an der Zahl. Freilich war von diesen Studirten schon 1866 kein einziger mehr im Dienste der Mission, sie waren entweder todt oder im Dienste anderer Gesellschaften oder nach Europa zurück gekehrt.

Wie oben gesagt waren 1846 schon 7 Missionare auf der einen Station Ranchi. Man beschloß daher eine Außenstation circa 8 Meilen südwestlich in Domba anzulegen. Leider entschied man sich gegen Ansorge's Meinung dafür, auch auf dieser Außenstation nur in Hindi zu predigen ohne die Sprache der Kolhs zu lernen und bei der Verkündigung des Wortes Gottes zu gebrauchen. Wie schon oben angedeutet, ist das Hindi die Sprache des Gerichts, des Handels und der Städte und versteht in vielen Dörfern jeder Kolh etwas Hindi, aber im Hause sprechen Männer und Frauen fast aller Orten die Mundari- oder Urao-Sprache. Es ist deshalb gar nicht möglich ein tieferes Verständniß von der Religion und dem innern Denken und Fühlen dieser Stämme zu bekommen, ohne ihre Sprache zu lernen. Nur daher ist es verständlich, daß keiner der Missionare bis zum Jahr 1869 zu der Erkenntniß gekommen, daß Singbonga der Name Gottes, des Allmächtigen und Guten, bei den Munda-Kolhs ist, sondern immer berichtet ist, daß Singbonga ein böser Geist, der Sonnenteufel, sei. Domba wurde trotz aller Mühe und Kosten, welche der Bau gemacht, bald wieder (1848) aufgegeben. Dafür begann man eine neue Station in Loharbogga circa 7—10 Meilen von Ranchi im Südwesten unter dem Urao-Stamm zu errichten. Hier ist anhaltender gearbeitet und H. Batsch hat auch die Urao-Sprache zu lernen gesucht und etwas darin gepredigt, aber unbegreiflicher Weise wurde diese Station 1854, nachdem 1851 doch schon der Zudrang der Uraos zur Taufe begonnen, aufgegeben und dafür nur 4 Stunden westlich von Ranchi die Station Pituria erbaut, um schon 1857 ganz resultatlos wieder verlassen zu werden. Auch Govindpur, das in sehr günstiger Gegend gegründet wurde, trotzdem es in der Mitte der sich nachher sammelnden Christen lag, wurde bald wieder (1857) aufgegeben.

In Ranchi legten sich wie überall in Indien die Missionare in der ersten Zeit auf's Predigen auf dem Bazar und betrieben diese mühselige Arbeit mit viel Schweiß und Ausdauer. Sie hatten es hier wie auch sonst auf den vielen kleinen und großen Reisen beim Predigen fast immer mit Hindus und Muhamedanern oder die Hindisprache Verstehenden, schon mehr hinduisirten Kolhs zu thun. Der Erfolg dieser Predigt war, wie fast überall in ganz Indien, so weit Menschen sehen können, ein sehr geringer. Es ist dieses auch nicht so sehr zu verwundern, denn die Angriffe auf ihre Götter, die Bloslegung der Schandthaten derselben, ja selbst die Aufdeckung der grellen Widersprüche der Schastres (Religionsbücher) machen auf die Hindus, welche das Alles auch schon von hinduistischen Sekten gehört, wenig Eindruck. Für das Verständniß des Erlösungswerkes und des Erlöserbildes Jesu Christi, welches der Missionar vielleicht persönlich sehr warm aus innerster Ueberzeugung ihnen vorträgt, fehlen ihnen bei ihren grundfalschen pantheistischen Begriffen von Sünde und Gerechtigkeit fast alle Vorbedingungen. Es kann die Bazarpredigt auch dies wirklich schwer er-

[1]) Ausgenommen die Leipziger Mission. D. H.

reichen, den Leuten wirklich den ganzen Christum, wie Er auch ihr innerstes Seelenbedürfniß zu erfüllen in die Welt gekommen, vor die Augen zu malen. Dazu kommt, daß der Missionar als ein Glied des herrschenden, durch seine Sitten im Allgemeinen und durch seine Sünden im Besonderen ihnen vielfach anstoßgebenden Volkes vor sie hintritt und ihnen als ganz unverständlich erscheint. Dazu das Bollwerk der Kaste, das die Hindus gefangen hält! Die Kolhs standen bei diesen Predigten meistens von ferne, staunten die Padri Sahebs an und verhielten sich schweigend. Wirklich von der Wahrheit des Wortes Jesu Christi ergriffen wurde nur der Lal Bismathsah aus königlicher Familie. Er lebte und betete wie ein Christ, war auch bereit für sich die Kaste zu brechen, aber konnte es nicht über sich gewinnen dasselbe mit seiner ganzen Familie zu thun, weil er die schweren socialen Folgen des Kastenbruches für seine Kinder fürchtete. So starb er nach Jahren, immer noch ungetauft.

Die Missionare versuchten es auch treulich das Vertrauen durch ärztliche Hülfe zu gewinnen. Wie eifrig man sich damit abmühte, geht unter Anderm hinlänglich daraus hervor, daß der Missionar Conrad in der einen Hälfte des Jahres 1850 allein 5705 Personen Medizin gegeben hat. Aber es schien, wie auf so vielen anderen Missionsgebieten, Alles nichts zu fruchten. Die Missionare, die ihre Arbeit mit viel Gebet und Seufzen gethan, fingen an muthlos zu werden. Es kamen Briefe an Goßner mit der Klage: „Die Kolhs bekehren sich nicht, alle unsere Arbeit ist umsonst, wir haben die Erde aufgerissen und gesäet, aber es zeigt sich keine Frucht, wir wünschen uns ein anderes Arbeitsfeld zu suchen." Goßner schrieb ihnen das Glaubenswort zurück: „Ob sich die Kolhs bekehren oder nicht bekehren, das sei Euch ganz gleich, wollen sie das Wort nicht annehmen, so mögen sie es sich zum Gericht hören. Ihr aber betet und predigt ruhig fort, wir hier wollen auch mehr beten." Dieser Glaube und dieses Gebet fand durch des Herrn Barmherzigkeit seine Erhörung. Es ist nun wunderbar zu sehen wie der Herr die ersten Kolhs zur Annahme des Christenthums führet und sie dann dazu gebrauchte immer größere Schaaren herbeizuziehen. Die ersten Kolhs, welche mit dem fragenden und zaudernden Verlangen „die christliche Lehre und den christlichen Weg anzunehmen" zu den Missionaren kamen, waren Urao-Kolhs, welche sich als weltklügere und nach Höherem suchende Leute der oben bezeichneten hinduistisch-pantheistischen Kabirpanthsekte angeschlossen hatten und wieder innerhalb der Sekte einem der in Indien so häufigen und meist sittlich verkommenen Guru's (Lehrherr) Namens Itscha anhingen. Ihnen war ein Missionstraktat in die Hände gekommen. Itscha erklärte das Wort für gut und und wies sie zu den Missionaren hin. Diese Urao-Kolhs, Inhaber reichen Grundbesitzes aber in schlimmen Prozessen über dasselbe verwickelt, gingen demnach zu den Missionaren in den Gottesdienst und gaben ihre Gedanken an Christwerden kund. Sie zauderten aber noch vielfach bis sie endlich die Kaste brachen und sich taufen ließen. Ich habe nun nie darüber recht klar werden können, was ihre eigentlichsten Beweggründe des Uebertritts zum Christenthum gewesen sind, so viel ich auch darnach geforscht. Man hat aber allen Grund zu vermuthen, daß es bei ihnen schon die beiden Haupt-Motive waren: Sehnsucht nach Freiheit von Dämonenfurcht und -Dienst, und die Hoffnung durch die Missionare — die Padri's der herrschenden Engländer — Rath und Hülfe in ihren gefährdeten Besitzverhältnissen, Bildung und Unterricht für sich und ihre Brüder

zu erlangen. Obwohl diese Männer nicht ganz lauter waren, so hatten sie doch den großen Vorzug vor den meisten „Erstlingen" daß sie keine verkommenen, von ihren Volks- und Familienbanden losgelösten Leute, im Gegentheil unter ihrem Volksstamme als Mitglieder alt angesessener Familien, durch ihre ganze kräftige Persönlichkeit und gesellschaftliche Stellung einflußreich und angesehen waren.[1])

Mit Furcht und Zittern und viel Gebet wurden diese Erstlinge unterrichtet und am 9. Juni 1850 getauft. Sie sowohl wie die andern Kolhs, welche sie bald sammt ihren eigenen Frauen und Kindern zum Taufunterrichte brachten, faßten die Geschichten von der Schöpfung, vom Sündenfall, von Jesu Geburt, Wundern und besonders seinem Leiden kindlich und lebendig auf. Sie fingen auch bald an aus dem Herzen zu beten, zeigten große Freudigkeit über ihr Christsein und einen festen Glauben an die Wahrheit und Kraft des Christenthums. Da sie als Heiden so sehr in Dämonenfurcht gesessen, so ergriffen sie nun das Gebet im Namen Jesu, dem Besieger von Sünde und Teufel, als eine Waffe wider alle Anfechtung gegen die Dämonen. So oft einer krank wurde, beteten sie über ihm oft und wiederholt bis er gesund wurde. Als ihr geehrter und geliebter Missionar Schatz 1851 schwer krank war, lagen sie Tag und Nacht für seine Genesung betend auf den Knien bis sie die Freude hatten, daß er die Krankheit überstand.

So wuchs ihr Glaube an die Erhörung des Gebetes immer mehr und sie fühlten sich sehr glücklich in ihrer Noth zu Jesu gehen zu können und nicht mehr zu den finstern, armmachenden Teufelsopfern ihre Zuflucht nehmen zu müssen. Was das aber für Freude und Freiheit heißt, von Dämonenfurcht befreit sein, das kann ganz nur ein Heide fühlen, der in derselben gesteckt hat. Es ist in der That ein Schritt aus der Finsterniß ins Licht, wenn einer aus dieser Furcht herauskommt und in das helle Lichtwesen der Gnade und Liebe Gottes in Christo schauen kann.

Nun geschah es und geschieht noch bis auf den heutigen Tag, daß, wenn die heidnischen Kolhs krank werden und all ihr Teufelsopfer nicht hilft, sie zu den Christen gehen und sie bitten über ihren Kranken zu beten. Die Christen sagten dann: Ja wenn du dem Dämonendienst entsagen und Gott und Jesum im Glauben annehmen willst, so kann dir durchs Gebet geholfen werden. Sie beteten dann wiederholt, gaben auch dem Kranken Medicin und wenn dieser oder der Besessene dann gesund wurde, so nahm die Familie das Christenthum an.

Aber mit dieser Emancipation vom Dämonendienst ging Hand in Hand das nationale Streben den Druck der Hindus durch „des Herrn Gnade und Hülfe" und durch die Unterstützung der Missionare loszuwerden. Wie die oben beschriebene Lage der Kolhs dies sehr begreiflich macht, führt jede Hebung des Volkes durch die bildende Macht des Christenthums auch dazu, daß sie sich ihrer Menschenwürde und ihrer alten Rechte als Ureinwohner des Landes bewußt werden. Daher kam es denn auch, daß die heidnischen Dorfbesitzer, vor allem aus Furcht vor der mit dem Christenthum kommenden Bildung, anfingen die Christen zu unterdrücken, zu berauben, ja zu schlagen und zu tödten. Aber die

[1]) **Mukh admi**, wie sie mir von eingebornen Christen bezeichnet wurden d. h. wörtlich „Gesichts-Menschen, Menschen, auf deren Gesicht man schaut, um sich nach ihnen zu richten".

christlichen Kolhs wichen ihnen nicht und hielten muthig aus. Als zu einem von ihnen ein Zemindar sagte: „ich will mir für 12 Groschen eine Axt kaufen um dich todtzuschlagen, denn du verführst das ganze Volk,“ so antwortete er: „aus jedem Blutstropfen, den ich um Jesu willen vergießen würde, werden tausende von Christen geboren werden.“ Die Christen fanden auch durch die Fürsprache von Missionar Schatz bei frommen englischen Beamten Schutz und Beistand und wurden so immer muthiger und unter ihren Stammesgenossen geachteter, ja auch hier und da als Freunde der Europäer gefürchtet. Daher kam es denn auch, daß die von der Wahrheit des Christenthums kindlich fest überzeugten Kolhschristen von Anfang an solchen festen Glauben an die siegreiche Ausbreitung des Christenthums hatten und den Missionaren, die fast besorgt fragten „werden auch noch Mehrere kommen“ antworteten „nicht Mehrere sondern Alle werden kommen“. Trotz ihrer geringen Heilserkenntniß wurden sie doch nicht müde umher zu gehen in den Dörfern und die „heidnischen Brüder“ aufzufordern dem Teufelsdienst zu entsagen und Christi Lehre anzunehmen, weil es ihnen dann in jeder Beziehung gut gehen würde.

Die Ersten, welche Christen wurden, wohnten 5—16 Stunden weit von Ranchi und so geschah es, daß von Anfang an die Ausbreitung des Christenthums auf einem größeren Gebiete begann und bald auch unter dem Munda-Kolh-Stamm anhub. Die Missionare thaten nun auch was sie konnten um den Christen in herzlicher Gemeinschaft näher zu treten. Ohne sie durch die in manchen englischen Missionen früher üblichen unglückseligen Geldunterstützungen oder Anbietung einträglicher Posten[1]) zu verderben, verkehrten sie so herzlich und brüderlich mit den christlichen Kolhsbauern, wie dies wohl nur deutsche Missionare können. Jeder Christ wurde „Bruder“ angeredet und auch die Kolhschristen redeten und reden noch heute die Missionare und Missionarsfrauen Bruder und Schwester an. Die Missionare führten als christlichen Gruß „Yisu sahay, Jesus Hülfe“ mit Händegeben ein. Dieser Gruß und dies Händegeben der Christen untereinander und mit den Missionaren hat sich als ein schönes Zeichen und Mittel der christlichen Gemeinschaft bewährt. Die Kolhschristen haben sich diese, ihnen ganz neue Sitte des Handgebens, gern angeeignet und haben daran zugleich ein Zeichen, wodurch sie sich als Christen zu erkennen geben. Durch treue gegenseitige Hülfsleistung und festes Zusammenhalten bis zur sündlichen Parteilichkeit, haben sich auch die Christen von Anfang an ausgezeichnet und dadurch das Christenthum sehr verbreiten helfen.

Besonders segensreich sowohl für die Gemeinde selbst als für die Ausbreitung des Evangeliums hat sich das bald eingeführte Aeltestenamt bewährt. Wenn in einem oder mehreren bei einander liegenden Dörfern mehrere Familien Christen geworden sind, so werden sie von den Missionaren aufgefordert Einen aus ihnen zum Aeltesten auszusuchen. Es wird ihnen dabei gesagt, daß der Aelteste die Gabe haben muß Andere in der christlichen Lehre zu unterrichten und zu ermahnen, daß er einen guten Ruf habe, ein gutes Beispiel gebe und die Gemeinde nach innen und außen wie ein „Hirte“ schützen könne. Diese, von der Gemeinde erwählten und von dem Missionar in versammelter Gemeinde unter Gebet und Handauflegung bestätigten Aeltesten haben trotz

---

[1]) Jetzt nicht mehr? D. H.

ihrer oft sehr geringen Erkenntniß in Gottes Wort, trotzdem daß sehr Wenige von ihnen schreiben und die Meisten kaum lesen konnten, mehr als alle Missionare zur Erhaltung und Ausbreitung des Christenthums gethan.[1]) Sie erhalten kein Gehalt, weder vom Missionar noch von der Gemeinde und werden nicht auf eine bestimmte Reihe von Jahren erwählt, sondern mit der stillschweigenden Voraussetzung für so lange, als sie dazu befähigt sind und dazu Sinn und Herz haben das Amt zu führen. Mehrere Male wurde der Versuch gemacht mehrere Aeltesten einer Gemeinde vorzustellen, aber das hat sich fast nie bewährt. Es lähmt die Mehrheit das Bewußtsein der persönlichen Verantwortlichkeit und die Autorität, daher bin ich auch geneigt zu glauben, daß die Aeltesten des N. Testamens, z. B. die Aeltesten von Milet, Vorsteher verschiedener kleiner Gemeinden waren, welche dann zusammen das Aeltesten-Collegium der gesammten christlichen Gemeinde der Stadt bildeten.

Weil diese Aeltesten in den 5—16 Stunden von Ranchi entfernten Dörfern selbständig Gottesdienst hielten, über der Sonntagsheiligung wachten, über Kranken beteten, die Todten mit Gebet beerdigten, die in Sünde fallenden ermahnten und straften, die Heiden, welche Christen werden wollten, als „neue Christen" in die Gemeinde aufnahmen, ihnen die Zöpfe und heidnischen Schmuck abnahmen, ihr Haus von den Zeichen des Aberglaubens und der Zauberei reinigten und anfingen sie zu belehren und den „christlichen Weg zu zeigen", so hat das Christenthum der Kolhsgemeinde von Anfang an ein so volksthümliches, von europäischem Einfluß unabhängiges und dauerhaftes Wesen trotz aller sonstigen großen Schwächen bekommen.[2])

---

[1]) Ein sehr beherzigenswerther Wink! — Der Herausgeber kann nicht umhin anmerkungsweise einen Passus aus dem die Einsendung dieses Aufsatzes begleitenden Briefe des werthen Verfassers hier beizufügen. „Nach meiner Meinung ist man die Wirksamkeit von den in den Missionsseminarien (Katecheten-Instituten) gebildeten, eingebornen Lehrern und Predigern eher zu über- als zu unterschätzen geneigt. In Chota Nagpur ist bisher ihr Einfluß ganz verschwindend gering gegen den der Aeltesten. Ich fürchte, das eitle Jagen nach eingebornen Predigern richtet schon viel Unheil an. Das sage ich, obwohl ich sonst für möglichste Selbständigkeit der eingebornen Gemeinden mehr als andre Missionare bin. Solche von Europa aus bezahlte eingeborne Prediger bringen die Gemeinden nicht zur Mündigkeit, sondern halten sie erst recht in fortwährendem Säuglingszustande." Siehe die Anm. S. 49. Der überaus wichtige Gegenstand läßt sich freilich mit einer nur gelegentlichen Bemerkung nicht abmachen. Er soll daher möglichst bald zum Gegenstand eingehender Untersuchung gemacht werden. D. H.

[2]) Aus obigem geht auch schon klar hervor daß die Missionare einer weitherzigen und nicht einer sichere Merkmale „der Bekehrung" suchenden Taufpraxis huldigten. Sie sahen schon damals darauf, daß der Taufcandidat in keiner offenbaren Sünde lebte und daß er sich eine, seinem sonstigen Bildungsstandpunkte und Fähigkeiten entsprechende Heilserkenntniß mit Fleiß erworben. Diese Praxis ist auch nach meiner Meinung (der ich früher den mehr pietistisch methodistischen Grundsätzen in Bezug auf Taufen von Heiden zugethan war, aber durch die Erfahrung von der Unmöglichkeit einer gerechten und heilsamen Durchführung derselben überzeugt bin) bei einem solchen Volke wie die Kolhs die allein richtige. Es ist für den Missionar rein unmöglich tiefer in das Herz der für den Europäer in ihrem innersten Denken so schwer erkennbaren Eingebornen zu blicken. Die schlimmsten Mißgriffe und Ungerechtigkeiten, die ärgste Heuchelei würde die Folge sein, alles selbstthätige Christenthum würde gehemmt werden! Welcher Missionar könnte es wagen, diese Verantwortung vor Gott zu übernehmen? Oder sollen etwa mehrere Missionare durch Stimmenmehrheit darüber aburtheilen?! Wenn nun der Mann etwa als bekehrt er-

Vom Missionar Schatz wurden eine größere Anzahl von deutschen und englischen christlichen Liedern ins Hindi frei übersetzt und andere neu gedichtet, von Brandt mit der Schule vortrefflich eingeübt, so daß dadurch der Gottesdienst sehr viel an Belebung und Frische gewann. Auswendig zu lernende Gebete wurden außer dem Vaterunser nicht gelehrt. Mit Ausnahme einer am Sonntag aber nur von den Missionaren gelesenen freien Bearbeitung des landeskirchlichen allgemeinen Kirchengebets waren alle Gebete der Missionare sowohl als der Eingebornen in Gottesdiensten und Gebetsversammlungen freie Gebete. Das war gerade, weil im Hindi gebetet wurde, gewiß sehr heilsam. Erst nach 1869 haben wir angefangen sie noch das Beichtbekenntniß und das Taufgelöbniß auswendig lernen zu lassen.

So wuchs die Zahl der Getauften und sich zur Taufe Meldenden trotz vielfacher Verfolgung und Plünderung der Christen bis zum Jahre des Aufstandes 1857 sehr rasch und merkwürdiger Weise, obwohl die ersten Christen Uraos waren, ebensosehr im Munda-Stamme. Es traten auch ziemlich viele Hindus der niedern Kasten in die junge Christengemeinde ein. Im Frühjahr 1857 betrug, nach einer Angabe in der Biene, die Anzahl aller Getauften 900 Seelen in 50—60 Dörfern und mehr als die doppelte Anzahl hatten sich äußerlich vom Heidenthum losgesagt. Es war schon damals das Ganze eine weitgehende religiös- nationale Bewegung, eine religiöse und sociale Emanzipation vom Dämonendienst und Hindu-Unterdrückung. Vielfach wurde die Predigt „vom Reich Gottes", das sie erlangen sollten, nicht nur auf die ewige Seligkeit, sondern auch auf die Erhaltung und Wiedererlangung ihres ungestörten Länderbesitzes bezogen. Als gegen eine revolutionäre Bewegung hatten auch die hinduistischen Zemindare (Großgrundbesitzer) und Thikadare (Zöllner) eine Anklageschrift gegen die sich rasch mehrende Christengemeinde und ihre Missionare in Calcutta eingereicht, waren aber, weil dieselbe die abgeschmacktesten Lügen und Uebertreibungen enthielt, gänzlich abgewiesen.

Im Jahre 1851 war der Grundstein zu einer schönen, im gothischen Stil erbauten Kirche in Ranchi gelegt worden und am 1. März 1855 vor einer schon ansehnlichen Kolhsgemeinde eingeweiht. Der Bau hat 20,000 bis 30,000 Gulden gekostet, welche dem allergrößten Theil nach unter den Engländern Indiens gesammelt waren. Als Mutterkirche für alle andern Kirchengebäude Chota-Nagpurs war ja gewiß, wenn irgendwo, eine gewisse Splendidität am Platze. Doch kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß verhältnißmäßig für die innere Erbauung durch Schule und Seelsorge viel weniger Geld und Kraft aufgewandt ist. Die Kirche war bis zum Jahre 1869 für die Chota-Nagpur-Gemeinde etwas ähnliches wie der Tempel in Jerusalem für die Juden, der einzige Ort, in dem getauft, confirmirt und Abendmahl ausgetheilt wurde. Die Christen kamen aus ihren 3—20 Stunden weit entfernten Dör-

kannt wäre, soll man da der unbescholtenen aber nicht sichtlich bekehrten Frau und den Kindern die Taufe verweigern!? Als ich einst bereit war einen Mann zu taufen, aber verlangte, daß die Frau erst noch mehr lerne, antwortet er mir: „Ich soll dem Herrn, meine Frau dem Teufel gehören? Nein das geht nicht." Unbedingt nöthig aber ist es bei dieser freieren Praxis, daß immer auf nachfolgende gute Religionsunterweisung und auf durch die Gemeinde selbst ausgeübte Kirchenzucht gehalten wird. Es will mir scheinen als ob beides im Anfang zwar besser geübt als von 1857 an, daß aber doch viel von Anfang an darin versäumt ist.

fern (drei Stunden im Umkreis von Ranchi waren keine Christendörfer) am Sonnabend mit Weib und Kind, den nöthigen Reisvorrath in den Gefäßen tragend an und übernachteten in der für sie erbauten großen Missionsherberge, die auch zu gleicher Zeit ein Vereinigungsplatz und Berathungsort für die zerstreut wohnenden Christen war. Sie ist ein nicht unwesentliches Mittel gewesen, den einheitlichen Geist der Kolhschristengemeinde und besonders auch die Gemeinsamkeit und den Eifer in der Erstrebung einer besseren socialen Lage zu vermehren. Zu Zeiten, wenn die Landfrage der Kolhs eine brennende war, hat auch ein unruhig-demagogischer Geist in ihr das Wort geführt. Im Ganzen aber ist sie als ein Ort, in dem viel gebetet, gesungen, Gottes Wort gelernt und brüderlich-christliche Gemeinschaft geschlossen und gestärkt worden, von großem Segen gewesen. Vielleicht ebenso viel und mehr als die ihnen weniger verständliche Predigt der Kirche.

So weit ich das Wesen der Kolhschristengemeinde habe erforschen können, stammten alle ihre Eigenthümlichkeiten, die besondern Vorzüge sowohl als auch schon die Anfänge der Fehler aus der Zeit vor dem Aufstande. Das Folgende erscheint mehr als die nicht ohne große Kämpfe und Irrungen sich vollziehende weitere Entwickelung. Darum muß man die Zeit von 1850—1857 als die Gründungsjahre der jungen Kolhschristengemeinde bezeichnen.

Die Zeit der Verfolgung, des Wachsthums und des Kampfes.

Das Jahr 1857 war ein Jahr großer Kämpfe, Gefahren, Verluste, Umwälzungen und Veränderungen für die junge Mission fast in jeder Beziehung.

Am 10. Mai 1857 brach der Militairaufstand in Mirut aus. Nach bangen Monaten revoltirten auch in treulosester Weise die eingebornen Regimenter in Chota-Nagpur. Als in Hagaribagh das Regiment revoltirte und zum Plündern und Morden nach Ranchi aufbrach, ritt einer der höheren englischen Beamten statt an seine eigene Rettung zu denken, die 16 Stunden nach Ranchi um die Missionare zur Flucht aufzufordern und ihnen die nöthigsten Dinge zu derselben zu verschaffen. In der strömenden Regenzeit ging die Flucht nach Calcutta unter schweren Strapazen glücklich von Statten. Weinend vor Furcht der Dinge, die nun kommen würden, sahen viele Eingebornen den fliehenden Europäern nach. Denn nichts ist verkehrter als den Aufstand von 1857 für eine nationale Erhebung auszugeben. Es war eine Revolte des gehätschelten Militairs und einiger Theile der erbosten muhamedanischen und hinduistischen Aristokratie, welche sich von der englischen Regierung ihrer göttlichen Vorrechte und ihrer Unterdrückungsfreiheit beraubt sahen. Wehe nicht nur den eingebornen Christen sondern auch den niedern Hindukasten und allen Ureinwohnern, wenn diese blutgierige Rotte die Herrschaft bekommen hätte. In Ranchi fingen die eingebornen Soldaten zusammen mit den hinduistischen und muhamedanischen Zemindaren an alles, was Europäern gehörte, zu rauben und zu zerstören. Ein allgemeines Rauben und Plündern der Eingebornen auch unter einander begann. Besonders wurden die Christen schwer und grausam verfolgt, sie wurden auf's Blutigste geschlagen, ihre Häuser angezündet, ihr Vieh geraubt. So mußten sie mit dem nackten Leben in die Wälder flüchten und dort mühsam ihr Leben fristen. Einige starben in Folge dieser

Mishandlungen. Doch bewährte sich ihre christliche Ueberzeugungstreue herrlich. Nicht ein einziger fiel durch solche Gewaltthaten eingeschüchtert ab. Die auf die sittlichen Mängel der Christen sich stützende Verläumdung der eingebornen Christen als seien sie nur Reischristen wurde hier und anderwärts gründlich widerlegt. Von den Kolhschristen vor allen kann man das sagen, daß sie gegen äußere Verfolgung feststehen mit einer schlichten, unbeugsamen Festigkeit. „Gott und der Herr Jesus ist so groß und du bist so klein und du willst mich zwingen den Herrn zu verlassen! Wie dumm bist du! das wird nicht geschehen. Sterbe ich, so sterbe ich, den Herrn verlasse ich nicht.“ Solcher Art sind ihre Reden in den Verfolgungsgefahren.

Diese Stellung der Kolhschristen zum christlichen Glauben, diese Treue in den Verfolgungen und dieser Eifer Andere zum Christenthum zu ziehen ist auch der beste, selbst für den der Mission ferner Stehenden zwingende Beweis, daß so gewiß die socialen Motive mit in Rechnung zu stellen sind, nicht rein äußerliche Beweggründe sie zum Christenthum getrieben und noch viel weniger dabei erhalten haben.

Ich saß einst bei einem deutschen Theepflanzer, der 200—300 christliche Kolhs zu Zeiten als Tagearbeiter beschäftigte, mit zwei jungen, weltgereisten und liebenswürdigen deutschen Kaufleuten aus Calcutta zu Tisch. Es kam auch die Rede auf die eingebornen Christen. Der Eine sagte zu mir: Es thut mir leid Ihnen das sagen zu müssen, aber ich glaube, wenn ich einem Ihrer Christen 5 Gulden dafür verspreche, so wird er katholisch oder fällt ab. Ich antwortete ihm: ich will Ihnen sagen, daß, wenn sie den Kolhschristen die Pistole vor die Brust setzen und sagen: verleugne deinen Glauben oder ich schieße Dich nieder, so habe ich die feste Hoffnung, daß von zehn Christen neun sich lieber todt schießen lassen. Dagegen muß ich leider sagen, wenn Sie mit Schlauheit durch 5 Gulden Gewinn oder Verlust sie in die Versuchung einer Lüge führen, so fürchte ich besteht von 10 Christen kaum einer die Probe.“ Darauf wandte ich mich an den Theepflanzer und forderte ihn, der die Schwächen unserer Christen besser noch als ich täglich kennen zu lernen Gelegenheit habe, auf, sein Urtheil abzugeben. Dieser, ein durchaus weltlich gerichteter und sehr gerade heraussprechender Herr, sagte: ich muß dem Missionar zustimmen, gerade so habe ich die Kolhschristen im Aufstande 1857 und auch sonst kennen gelernt. Sie sind nicht Christen um des Geldes willen, sondern trotzdem daß sie dadurch Hab und Gut verloren. Freilich verwenden sie oft ihre größere Weltkenntniß dazu, um auf nicht immer schöne Weise ihr Ziel zu erreichen. So forderten die Christen bei mir neulich, gerade zur Zeite der Ernte, höhern Lohn, als sie wußten, daß sie mir jetzt gerade unentbehrlich seien.

Aber nicht nur die eingebornen Christen sondern auch ihre geflüchteten Missionare in Calcutta kamen in sehr bedenkliche Lage. Sie saßen in Calcutta und erhielten von Berlin, weil man fürchtete daß auch Calcutta von den Rebellen schon genommen sei, kein Geld zugeschickt. Nur durch die Liberalität der Engländer fanden sie ihren Unterhalt. In Berlin lag der alte 84jährige Vater Goßner krank darnieder. Was sollte nach seinem Tode werden? Da rieth Schatz und F. Batsch der Mehrzahl der Brüder nach Amerika als Prediger zu gehen oder nach Deutschland zurückzukehren. So verlor die Mission gerade damals, als sie reichlichere

Kräfte am meisten bedurfte, mehrere recht von Herzen fromme, im Werk erfahrene Männer wie Berndt, Lohr, Behrens, Siek ꝛc., die dann in Amerika, (Lohr späterhin in der Madras-Präsidentschaft wieder als Missionar einer deutsch-amerikanischen Missionsgesellschaft) im Segen gearbeitet haben und noch arbeiten. Es ist Schade, daß keiner von ihnen eine Geschichte der Kolhsmission bis 1857 geschrieben, das würde viel mehr Licht über diese ganze Periode gebracht haben. Schatz reiste selbst nach Berlin um dem Vater Goßner die Hiobsposten zu überbringen. Da Schatz sehr wenig Sympathie für die Goßnersche Mission in Deutschland vorfand, so kann man es ihm nicht verdenken, daß er Goßner rieth die Mission an die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft abzutreten.

Dem alten treuen Knecht Gottes gingen diese traurigen Botschaften als ein neuer zu den letzten Leidenskelchen schwer ans Herz. Er hatte in Berlin von Anfang an trotz seiner gesegneten Wirksamkeit bei den leitenden Persönlichkeiten wenig Sympathie aber viel Gegner gefunden. Am Schlusse seines Lebens stand er mit seinem lebendigen entschiedenen Glauben, der Christum und nichts als Christum wollte, zwischen den kirchlichen Parteien von rechts und links immer vereinsamter und unverstandener da.[1]) Alle seine Bemühungen um einen geistesverwandten Nachfolger, der seine ganze Kraft dem Werk zu widmen bereit wäre, waren vergeblich gewesen. So durch die Noth der Mission und den Wunsch seiner Missionare gedrängt sandte er am 4. December 1857 Schatz mit einem englischen Schreiben an die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft nach London ab.

Das Schreiben war von Goßner deutsch verfaßt und von einem Freunde in's Englische übersetzt. Das Original ist verloren gegangen. Die aus der englischen Uebersetzung gemachte Rückübersetzung geben wir hier, weil sie für das Verständnis von Goßners Missionsthätigkeit und die ganze Lage und Geschichte der Kolhsmission ein wichtiges und sehr belehrendes Aktenstück ist, nach der Biene 1864. S. 84.

Berlin 4. December 1857. Durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christi bin ich seit 20 Jahren das geringe Werkzeug gewesen, eine Anzahl Missionare zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden aussenden zu dürfen, von denen einige in Chota Nagpur, Ranchi und andern Orten, unter den Kolhs und Hindus gearbeitet haben. Bei meinem hohen Alter von 84 Jahren, und durch körperliche Leiden geschwächt, bin ich jetzt unfähig, diese selige Arbeit weiter fortzuführen und es ist daher mein Wunsch, die Sorge für diese Missionare und die durch sie bekehrten Eingebornen andern Händen zu übergeben, welche geneigt sind, diese Sorge zu übernehmen. Ich habe mit keiner Gesellschaft in Verbindung gestanden, sondern mit Hilfe einiger Freunde habe ich in einfältigem Glauben solche junge Männer ausgesandt, welche mir dazu passend schienen und welche mir durch Gottes Vorsehung zugeführt wurden. Ich vertraute dabei auf den Herrn den allmächtigen Gott, daß Er ihnen das tägliche Brod wohl geben würde und bis auf diese Stunde bin ich darin nicht zu Schanden geworden. Mein gnädiger Herr hat überschwänglich für alle Bedürfnisse gesorgt, ja in solch reichlichem Maaße, daß sich ein Bestand von beinahe 50,000 Thaler angesammelt

[1]) Vergleiche das kürzlich erschienene, in jeder Beziehung lesenswerthe und über das kirchliche Leben unseres Jahrhunderts tiefgehende Belehrungen gebende Buch von Dalton: Johannes Goßner. Verlag des Goßnerschen Missionsvereins. Berlin 1874.

hat. Jetzt aber, in Betracht meines hohen Alters, bin ich genöthigt mich nach andern Personen umzusehn, in deren Hände nach meinem Tode diese Arbeit der Mission übergehen kann, und nachdem ich mich darüber mit den Missionaren, welche von mir nach Indien gesandt wurden, berathen habe, so ist es deren Wunsch, sich mit den Missionaren der bischöflichen Kirche zu gemeinschaftlicher Arbeit verbunden zu sehen. In der Absicht die Gesinnung dieser Missionsgesellschaft, deren Aufmerksamkeit gerade jetzt am meisten auf Indien gerichtet ist, kennen zu lernen, schicke ich den Ueberbringer dieses Schreibens Missionar Schatz, welcher seit 14 Jahren unser den Kolhs gearbeitet hat, nach London, und habe ihn beauftragt, über diese Sache sich mit dem Commitee zu besprechen, damit wenn es sich thun läßt, meine Missionare unter die Fürsorge der bischöflichen Missions-Gesellschaft gestellt werden können. In der Hoffnung, daß es dem Herrn gefallen möge die Mitglieder des Commitees zu erleuchten, daß sie einen Beschluß fassen, der zur Verherrlichung des Herrn, und zur Ausbreitung seines Reiches unter den ausgezeichneten indischen Stämmen, welche das Evangelium noch nicht kennen, gereichen möge, erwarte ich den Erfolg, und lege die Entscheidung gänzlich in die Hände meines gnädigen Herrn und Heilandes Jesu Christi.

Goßner.

F. Uhden ein alter Freund Goßners schon von Petersburg her, fügt in der Biene 1864 S. 85 über den weitern Verlauf hinzu. „Schatz kehrte bald zurück, nachdem die bischöfliche Missions-Gesellschaft (es ist die Church Missionary Society, die Mission des niederkirchlichen, weitherzig evangelischen Theils der Staatskirche, nicht die hochkirchliche Society for the Propagation of the Gospel gemeint), die Sache in reifliche Ueberlegung zu nehmen erklärt hatte. Es zog sich aber damit länger hinaus, als es Goßner bei seinen abnehmenden Kräften wünschenswerth war. Er war an rasches Handeln gewöhnt, und liebte keine Unentschlossenheit. Es blieb ihm wie er glaubte, nichts anders übrig, als „fortzumachen" und forderte er daher bald nachher den Generalsuperintendenten Dr. Büchsel auf, nach seinem Tode die Leitung übernehmen zu wollen. Am 30. März 1858 endigte Goßner sein Leben, und da bis dahin kein Schritt der Annäherung von Seiten der bischöflichen Missionsgesellschaft geschehen war, so scheint es eine Fügung der Vorsehung Gottes gewesen zu sein, daß dies Werk in deutschen Händen geblieben ist".[1])

Es zwingt sich hier fast dem Geschichtsschreiber der Kolhsmission eine Betrachtung über die Frage auf, ob die Mission in englischen oder deutschen Händen besser gefahren wäre? Da muß ich nun als Deutscher und als einer von denen, die 1868—1870 ihre ganze Lebenskraft dafür eingesetzt haben die Mission der deutschen Kirche als Wirkungsfeld zu erhalten, mit Beschämung sagen: viel nachdrücklicher unterstützt und planmäßiger regiert und weiter geführt wäre die Mission 1858—1868, wenn sie in diese (der Ch. M. S.) englischen Hände

[1]) Obwohl die Church Miss. Soc. die Kolhsmission nicht übernahm und damals der Meinung war, daß die einfachen, ungeschulten Goßnerschen Missionare besser für sich blieben, so war sie doch so hochherzig 1000 Pfund (6666⅔ Thlr.) den Missionaren in Chota Nagpur zur Unterstützung zu geben. Solche christliche Noblesse ist eine ernste oft beschämende Mahnung an die deutschen Missionsgesellschaften in ihrem Verhalten zu einander!

übergegangen. Aber es früge sich, ob die Engländer die Kolhschristengemeinde nicht zu viel geschult, regiert, entnationalisirt und verhätschelt hätten, so daß gerade das Beste der Kolhschristengemeinde, ihr unabhängiger, selbst missionirender, nationaler, kindlich christlicher Sinn Schaden gelitten hätte und so das Geheimnis ihrer Kraft verloren gegangen wäre. Im Jahresbericht der Church Miss. Soc. von 1870 sprechen sie selbst diese Befürchtung in Betreff ihrer anfangs so rasch sich vergrößernden und dann wieder so rasch zu einem gewissen Stillstand gekommenen Mission unter dem Kolhsstamme der Santals aus.

Die Leitung der Kolhsmission übernahm ein halb Jahr nach dem Tode Goßners Prochnow, einer der ersten von Goßner ausgesandten studirten Missionare, der erst am Ganges und dann mit Goßners Einverständnis im Dienst der Church Miss. Soc. am Himalaya 18 Jahre gearbeitet hatte. Es gelang seinen Anstrengungen das Werk zu halten und in vieler Beziehung auch die Einkünfte bedeutend zu vermehren, obwohl immer noch die Unterstützung der deutsch-evangelischen Christen in keiner Weise dem Bedürfnis entsprach und so der ganzen Chota Nagpur Mission zu ihrem großen Schaden ein gewisser Stempel der Unsicherheit aufgedrückt blieb.

Die Missionare kehrten die ersten im October 1857 und die andern Februar 1858 nach Ranchi zurück. Sie fanden die Häuser ausgeplündert, die Orgel zerstört &c., aber keins der Häuser verbrannt. Durch Begünstigung von Seiten der englischen Beamten erhielt ein jeder der Zurückgekehrten, obwohl sie bei der gemeinsamen Wirthschaft gar kein persönliches Eigenthum gehabt und das Gemeinsame nur wenige Hundert Gulden werth gewesen sein kann, aus den Entschädigungs-Geldern der Regierung je 2000 Gulden.

Das Curatorium in Berlin willfahrte den dringenden Wünschen, hob die gemeinsame Wirthschaft auf und gab jedem Missionar ein mäßiges Gehalt, mit dem er in gesunden Tage gerade auskommen konnte. Diese an sich durchaus nothwendige tiefgreifende Umgestaltung hatte aber bei den besondern unsichern Verhältnissen der Goßnerschen Mission, bei dem geringen Vertrauen auf die deutsche Unterstützung und dem Gefühl der Unsicherheit ihrer Existenzmittel für sich und ihre Familien, welches besonders die Erfahrungen zur Zeit des Aufstandes und des Todes von Vater Goßner geweckt hatten, die üble Folge, daß die Missionare nun es für ihre Pflicht hielten selbst für die Zukunft ihrer Familien und besonders die Erziehung ihrer Kinder Mittel zu sammeln. Mit der Zeit fingen sie an gemeinschaftlich von fortziehenden englischen Beamten Wohnhäuser billig zu kaufen und sie dann landesüblich zu circa ein Viertel des Kaufwerths jährlich zu vermiethen.

Die weitere Entwickelung der Kolhschristengemeinde von 1858—1862.

Die Christen, welche als Anhänger der Engländer verfolgt worden waren, wurden jetzt von der zurückkehrenden Regierung mit Wohlthaten überhäuft. Alles was ihnen geraubt, bekamen sie reichlich wieder, ihr schlimmster Feind der Thakur von Hattia wurde als Rebelle in Ranchi gehangen und seine Dörfer confiscirt.

Die englischen Beamten traten für die Christen auf und zogen sie auch vielfach in die untern Posten des Regierungsdienstes. Den Missionaren wurden auch reichliche Summen von Calcutta zur Unterstützung ihrer beraubten Christen gesandt, so daß viele Christen mehr bekamen als sie verloren hatten. Dadurch wuchs das Zutrauen der Kolhschristen und auch der heidnischen Kolhs zu der Mission und der englischen Regierung. Mit Begeisterung faßten nun mit den schon früher Christ gewordenen Dorf- und Stammeshäuptern die einflußreichen Männer des Volkes in Versammlungen und Berathungen den Gedanken auf: „Wir wollen dem nutzlosen, quälenden Teufelsdienst unter Jesu Namens-Anrufung und Schutz den Abschied geben, uns unterrichten lassen von den Missionaren, Christen werden und dann uns durch Hülfe des Herrn, der Missionare und der englischen Regierung von diesen ungerechten Bedrückungen der eingewanderten Hindus befreien und das Land, welches uns in den letzten Jahren unrechtmäßiger Weise geraubt, wieder in Besitz nehmen.“ So geschah es, daß sie mit zum Theil ganz thörichten Hoffnungen in mehr als hundert Dorfschaften zu Hunderten und Tausenden zum Christenthum übertraten, besonders in den Gegenden südöstlich, südlich und südwestlich von Ranchi. In manchen Gegenden geschah es sogar, daß einzelne handfeste und redegewandte Christen an der Spitze einer Schaar in die Dörfer zogen und die hinduistischen Dorfpächter wie im Auftrage der Regierung zwangen, alles den zum Christenthum übergetretenen Kolhs früher geraubte Land herauszugeben. Die damals über die Regierungsgrundsätze der Engländer noch sehr unklaren hinduistischen Dorfpächter, und Dorfbesitzer, welche ohnedem durch die blutige Niederwerfung des Aufstandes sehr ängstlich geworden, gaben vielfach alles gutwillig heraus. Wie weit die Missionare von diesem Unfug gewußt haben oder nicht, ist schwer zu entscheiden. Sie kamen weder selbst in die 6—20 Stunden weit entfernten Dörfer noch hatten sie zuverlässige Katechisten, welche getreuen Bericht hätten erstatten können. Was mir eingeborne Christen von Hervorrufung und Begünstigung dieser falschen Hoffnungen durch einen der Missionare wiederholt erzählt haben, möchte ich doch für ein Misverständnis halten. Jedenfalls aber geschah nichts Rechtes um die Christen gründlich darüber zu belehren und wuchs auch wohl bald die Bewegung, deren vielfache Unreinheit nicht verborgen geblieben sein kann, ihnen über den Kopf.

Nach den guten Erfahrungen von 1868—1873 kann man wohl sagen, daß sich diese, mit so vielem Unlauteren gemischte aber doch einen tieferen, religiösen Zug habende ganze Bewegung nach dem Aufstande wohl bei dem gutherzigen, lenksamen Sinn der Kolhs in die Zucht des Wortes Gottes und ein richtiges Fahrwasser hätte leiten lassen, wenn die Missionare zahlreicher zurückgekehrt und von Deutschland besser mit Mitteln und Kräften versehen worden wären. Nur aber war die Folge dieses unverständigen Vorgehens der Christen und des Mangels einer richtigen Leitung derselben, daß es bald zu blutigen Schlägereien zwischen den Christen und ihren heidnischen Volksgenossen auf der einen Seite und den sich die Ausrottung der Christen zum Ziel setzenden Hindu-Dorfpächtern und -Besitzern andererseits kam. Um dies ganze Verhältnis zu verstehen, müssen wir auf das verweisen, was über die unsicheren Besitzverhältnisse, den Existenzkampf der Kolhs, ihre schändliche, allen europäischen Rechtsbegriffen Hohn spre-

chende Unterdrückung und Aussaugung oben gesagt ist. Bisher hatten sich die Kolhs mit dumpfer Resignation den Dämonen wie den Hindu-Unterdrückern gefügt. Als nun der belebende, erhebende und befreiende Geist des Christenthums sie anhauchte, da fiel mit der Dämonenfurcht auch die stumpfe Unterwürfigkeit unter die Unterdrücker. Die Christen stellten sich auf den Standpunkt: wir geben den Thikadaren und Zemindaren nur was sie von uns nach dem bestehenden Recht verlangen können, mehr aber nicht. Besonders leisten wir nicht die ungerechten Zwangsarbeiten. So wurde der Uebertritt zum Christenthum zu einer merkwürdig in einander verschlungenen Emanzipation vom Dämonendienst, Trunk und Hindu-Unterdrückung und daher von Anfang an eine recht volksthümliche und nationale Sache bei den Kolhs, und gerade die noch etwas besitzenden, angeseheneren Familien-, Dorf- und Stammeshäupter, die noch etwas zu verlieren und auch noch einige materielle Widerstandskraft hatten, die alten obenbezeichneten Bhuinyar-Bauern, schlossen sich dieser Bewegung am meisten an.

Die Schlägereien und Kämpfe in den sich dem Christenthum zuneigenden Gegenden nahmen einen so großartigen Charakter an, daß die englischen Regierungsbeamten einschreiten und beide Parteien vielfach mit Gefängniß bestrafen mußten. Die Sache kam auch zum Bericht an die Regierung in Calcutta. In einem dieser officiellen und durch Druck veröffentlichten Berichte vom Jahr 1859 heißt es nachdem die frühere Unabhängigkeit der freien Bhuinyar Kolhs und ihre allmählige Unterdrückung dargestellt ist, unter Andern: „Bis in die neueste Zeit haben die unwissenden Kolhs der Absorption dieses freien Bhuinyar-Landes keinen wirksamen Widerstand geleistet. In neuester Zeit aber haben einige eingeborne Christen aus der Zahl dieser Landbesitzer, da sie unterrichteter und unabhängigeren Sinnes als ihre Volksgenossen waren, dem Weitergreifen der Zemindars erfolgreich widerstanden. Dies ermunterte nicht nur Andere ihre bestehenden Rechte zu behaupten, sondern veranlaßte sie auch mit Gewalt die Wiederherstellung der verlorenen Besitzrechte zu suchen. — Auf irgend eine Weise hat in der Meinung dieser simplen Leute, erfolgreiche Opposition gegen die Zemindars sich verbunden (associated) mit der Annahme des christlichen Namens, so ist der Kampf dargestellt worden als ein Kampf zwischen eingebornen Christen und Zemindares, obgleich man Grund genug hat anzunehmen, daß nicht wenige der dabei Betheiligten keinen anderen Sinn mit dem Ausdruck Christen verbinden, als eine Bezeichnung der den Zemindars Opposition machenden Partei".

Im Ganzen nahmen die von hinduistischen und muhamedanischen Unterbeamten benachrichtigten englischen Beamten jetzt wieder eine kühle und mistrauische Haltung gegen die Christen an und sehr oft wurde das Gefängniß in Ranchi von Christen bevölkert. Aber da der einflußreiche Magistrate Capt. Birch ein entschiedener Missionsfreund und Beschützer der Christen war und der erste Beamte Col. Dalton auch sich immer zur Mission bekannte und sonntäglich den in Hindi gehaltenen Gottesdienst besuchte, so blieb doch noch bei allen Verfolgungen, Beraubungen, Vertreibungen, blutigen Ausprügelungen, ja nicht seltenen Ermordungen, welche die Christen zu erdulden hatten, ihr Muth noch ziemlich gut und ihr Eifer für die Ausbreitung des Christenthums für die nächsten Jahre unverändert.

Anm. Sehr interessant und belehrend ist ebenfalls ein anderer Bericht an die vorgesetzte Behörde über diese Unruhen von einem der Mission entschieden wohlgesinnten englischen Beamten vom 15. März 1859. „Seit der Errichtung der deutschen Mission, in Chota Nagpur hat sich die Ausbreitung des Christenthums, wie man vermuthen konnte, im Ganzen beschränkt auf diese „simplen“ Kolhs und mit dem Christenthum ist natürlich bei ihnen ein Bewußtwerden ihrer Rechte als der ursprünglichen Urbarmacher gekommen. Diese Rechte haben sie auch in vielen Fällen bewiesen und wieder gewonnen. Dies (abgesehn von anderen Ursachen, welche die höheren Kasten der Eingebornen bewegen mit Misfallen auf die Ausbreitung des Christenthums zu sehen) verursachte große Unruhe unter den Großgrundbesitzern und Dorfpächtern. Sie scheuten sich nicht gegen diese Converts jede Art von für sie selbst nicht zu gefährlicher Verfolgung anzuwenden, aber mit keinem andern Erfolg als dem der größeren Ausbreitung der Conversionen. Während der Unruhen, welche dem Aufstande des Ramghar Bataillon im August 1857 folgten, unterdrückten und plünderten die Zemindars in Abwesenheit der Obrigkeit alle eingebornen Christen. Sehr viele von ihnen retteten ihr Leben nur dadurch, daß sie mit ihren Familien in die Wälder flohen. Als die Ordnung wiederhergestellt war, hörten die Zemindare aus Furcht vor dem, was sie gethan, auf sie zu verfolgen. Als die Christen nun Beistand aus dem Unterstützungs-Fond erhielten, um ihren Acker bebauen zu können, nahmen sie eine unabhängige Stellung ein, welche die Zemindare reizte. Als nun letztes Jahr die Ernte heranrückte, kam es wieder zu schweren Collisionen. In der Zwischenzeit hatte die Zahl der neuen Christen, alle noch ungetauft, in dieser und den benachbarten Pargannahs von Bassia, Belkadi, Duesa sich sehr vermehrt. Ob diese Conversionen aus Gewissens- (conscientious) oder aus andern Motiven kamen, ist nicht meine Aufgabe zu untersuchen, obwohl ich nach dem, was ich jetzt zu berichten habe, fürchte, daß sie auf die letzteren zurückgeführt werden müssen.“ Es folgt nun eine Beschreibung einer Schlägerei, die bei Einsammlung von Landpacht und ungerechten Taxen zwischen Hindus und Christen sich zugetragen. Ferner ein Bericht, wie die Christen sich des Landes, das ihnen vor 10—30 Jahren genommen, wieder mit Gewalt bemächtigt hatten, wie einige sogar dies gethan hatten auf Grund (doubtless fictitious) zweifellos falscher Ansprüche und Behauptungen. Ein anderer Bericht über die Niederbrennung von Häusern der Christen und von grausamen tödtlichen Mishandlungen von Christen Seitens der im englischen Dienst stehenden eingebornen Polizisten. Referent berichtet ferner über die ungerechte, harte Zwangsarbeit, zu welcher die Kolhs ungerechter Weise gezwungen werden, die man leider von Seiten der Regierung nicht hindern könne, da die heidnischen Kolhs zu stumpf und feige seien, um gegen die Dorfpächter ihr Recht zu suchen. Aber schließt er „so weit das Christenthum sich ausbreitet (— und ausbreiten wird es sich jedenfalls inevitably) — werden die Bauern fähig werden ihre eigenen Rechte zu behaupten.

Weniger den Christen günstig ist ein Brief des Colonel Dalton nach Calcutta unterm 25. März 1859. Er zeigt auch, wie die heidnischen Kolhs sich in alles bisher gefügt, wie aber die Christen Begriffe von größerer Unabhängigkeit bekommen und oft ihr Recht behaupten. Daher hatte sich schon vor 1857 die unglückliche Meinung verbreitet, daß Christen mehr Erfolg im Gerichtsgebäude hätten als Nichtchristen. Er ist aber nicht der Meinung, daß man die Christen in Sonderheit und die Kolhs im Allgemeinen von der Zwangsarbeit durch ein mildes Ablösungsgesetz befreien sollte. „Ich glaube nicht, daß man die Christen ermuthigen sollte in dem Oppositionsgeiste gegen ihre Zemindare, welchen sie in letzter Zeit gezeigt haben.“

Das ist eben bisher ein Unglück für die Bauern in Indien gewesen, daß gar viele der hohen englischen Beamten aus den aristokratischen, agrarischen Verhältnissen Englands und Irlands heraus die ganz andern Besitzverhältnisse Indiens beurtheilt und oft ganz verrückt und verfahren haben, wie besonders in ganz Bengalen durch das Permanent settlement von 1798, welches ganz rechtswidrig und geschichtswidrig die großen Steuereinnehmer zu ziemlich absoluten Herren der armen Bauern machte. Diese gänzlich unterdrückte Lage der Bengalischen Bauern, die auch nichts von der Weltbildung der ehemaligen römischen Sklaven haben, ist bei der selbstsüchtigen Feindschaft der reichen Zemindars gegen Volksbildung und Christenthum ein fast noch schlimmeres

Hindernis der Mission als die Kaste. Weil die Kolhs noch eine gewisse Unabhängigkeit und selbstständigen Besitz zu verlieren hatten, und noch nicht sämmtlich zu kümmerlich von der Hand in den Mund lebenden Halbleibeigenen geworden waren, darum war hier eine so offene Thür für das Christenthum. Unter den letzteren, den gänzlich alles sicheren Besitzes beraubten Bauern hat bisjetzt das Christenthum so gut wie keine Fortschritte gemacht, oder aus ihnen nur einzelne brodsuchende Seelen herange zogen, die keine größere Nachfolgerschaft haben konnten. Diese Thatsache empfiehlt sich für jeden Missionsfreund sehr der gründlichen Beachtung. (Forts. folgt.)

Missions-Zeitung und -Statistik.

Nach den neuesten Untersuchungen (s. Petermanns Mittheilungen ꝛc. Ergänzungsheft N. 35) beträgt die Gesammtbevölkerung der Erde c. 1391 Millionen, die sich auf die einzelnen Erdtheile folgendermaßen vertheilen:

Europa	mit	178,879	□M.	zählt	300,530000	Einw.
Asien	„	813,556	„	„	798,220000	„
Afrika	„	543,532	„	„	203,300000	„
Amerika	„	751,281	„	„	84,542000	„
Australien und Polynesien	„	161,699	„	„	4,438000	„

Neuere Nachrichten aus Nord-China melden, daß wieder ein Aufstand in Tientsin drohe; die chinesischen Behörden selbst hätten die Europäer darauf aufmerksam gemacht und sie bedeutet, zu ihrem Schutze seien sie unvermögend. Gegenüber dieser traurigen Kunde steht die erfreulichere Botschaft von der durch die portugiesische Regierung unter dem 27. December v. Js. verfügte Abschaffung des abscheulichen Kuli-Handels in Makao, worauf der portugiesische Statthalter wiederholt gedrängt hatte. Da drei Monate verstreichen müssen, ehe die portugiesische Verordnung in Kraft treten kann, so ist mit dem 17. März 1874 dem Menschenhandel in Makao sein gesetzliches Recht entzogen.

(Forts. folgt.)

Der Missionsbefehl als Missionsinstruction.

Vom Herausgeber.

II. Das missionarische Christianisiren. (*Μαθητεύσατε πάντα τὰ ἔθνη.*)

a) Das Object desselben (*πάντα τὰ ἔθνη*). Methodische Consequenzen.

(Fortsetzung.)

Wir kommen jetzt zur Entwicklung derjenigen missionsmethodischen Grundsätze, welche sich aus der im letzten Artikel dargelegten Missionsaufgabe ergeben.

Handelt es sich um eine Evangelisirung der Völker, so muß die Predigt des Evangelii durch das ganze Volk erschallen. Nicht als ob es nothwendig wäre, daß der Missionar jeden, auch den kleinsten Ort im Lande besuchte. Wie von dem das jüdische Land durchreisenden Heilande das „Gerücht erscholl in die umliegenden Orte" und es den Aposteln gleichfalls zu Gute kam, daß das Wort des Herrn vor, neben und hinter ihnen her weit über die von ihnen besuchten Stätten hinaus lief, also wird sich eine Art Wellenbewegung auch bei der heutigen Missionspredigt, so anders sie in Beweisung des Geistes und der Kraft geschieht, einstellen, die das Gerücht vom Evangelio weiter trägt, als die Füße der Boten gehen. Nur daß der Missionar nicht von vornherein sich als Pastor einer kleinen Gemeinde gerire und auf eine zu kleine Zuhörerschaft um den einzelnen Sitz herum, den er sich erwählet hat, beschränke. Er muß das Land hin und her durchreisen, es erfüllend mit dem Schalle der Heilsbotschaft, muß hauptsächlich dahin sich wenden, wo er großen Mengen nahe zu treten hoffen darf, also zu den Centralstätten des Verkehrs, den Sammelplätzen des Volkslebens, wie Paulus grundsätzlich die großen Städte aufsuchte und die Elfe auf bestimmte Weisung des Herrn ihr Werk zu Jerusalem anfingen. Er muß ausziehen mit dem Netze in der Hand, das er nicht in die kleinen Teiche nur, sondern ins Meer wirft, um wo immer es angeht, einen Zug zu thun.[1])

---

[1]) Soeben fällt mir Ehrenfeuchter: „Die praktische Theologie" (1. Abth. 1859) in die Hände, in der sich in dem umfassenden Abschnitte (S. 207—460) über „das verbreitende Handeln der Kirche" eine zusammenhängende Missionstheorie findet, die zwar hinsichtlich der methodischen Fingerzeige manche Lücke und auch manche zu beanstandende Anweisung enthält, aber auf einer durchaus gesunden Auffassung über die Aufgabe der Mission ruht. Auch Ehrenfeuchter theilt durchaus die in der vorigen Nummer entwickelte Theorie und macht in Anknüpfung an sie einige vermittelnde Bemerkungen über ihr Verhältniß zur „Einzelbekehrung", die ich, obgleich E. die Begründung der letzteren nicht tief genug auffaßt, doch um so lieber hier noch nachtrage, als sie durchaus mit meinen Anschauungen übereinstimmen und geeignet sind, ein etwaiges Mißverständniß zu beseitigen, das in Folge meiner — wenn auch sehr suaviter in modo, vielleicht doch etwas fortiter in re gehaltene — Polemik gegen die „Einzelbekehrung" am Ende restiren könnte.

„Der Ausdruck des göttlichen Auftrages — heißt es S. 313 f. — lautet einfach und klar auf die „Völker". Nicht an einzelne Seelen also ergeht die Botschaft; auch wo sie an Einzelne sich wendet, meint sie dieselben nie in ihrer Vereinzelung, sondern

Zum Andern ist auf eine möglichst baldige und umfassende Bildung von Hausgemeinden hinzuwirken. Die Familie ist, wie bereits früher bemerkt, das Fundament der Völker, die Hausgemeinde also die Basis der Volkskirche. Meint es ein Familienvater oder auch eine Hausmutter ernst mit dem Bekenntniß des Glaubens an Christum, den Sohn Gottes, so ist kein Grund vorhanden, die Aufnahme der Hausgenossen in die Gemeinschaft der christlichen Kirche abzulehnen, wo sie verlangt wird und wo solches Verlangen nicht zum Ausspruch kommt, ist darauf hinzuarbeiten, daß die Taufe des ganzen Hauses als eine Ordnung Gottes und eine Pflicht des Hauptes der Familie erkannt wird. Somit ist auch die Kindertaufe schon um des Zustandekommens der Volkskirche willen nothwendige Missionspraxis, versteht sich nur unter der Voraussetzung, daß erst an den Herrn Jesum gläubige Eltern da sind.

Zum Dritten ist es von der weittragendsten Bedeutung, daß man sich nicht etwa in mißverständlicher Betonung von Stellen wie Matth. 11, 25, 1. Cor. 1, 26 ff. rc. blos an die niedersten Volksschichten, vielleicht gar an die Hefe, an den verachteten Auswurf der Nation mit dem Evangelio wende, sondern sich alle Mühe gebe, auch die geachteteren Klassen, einflußreiche Männer, vor allem den Mittelstand zu erreichen und zu gewinnen. Gewiß gilt es auch im äußeren Sinne des Worts: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt“, aber zweifellos wäre es ein arger Mißverstand, wenn man unter diesen Armen wesentlich die Bettler rc. verstehen und dann, wenn man unter der besser situirten Gesellschaft nichts ausrichtet, sich des getrösten wollte, das was verachtet ist, vor der Welt Gott erwählet habe. Ein Blick in die Jüngerschaft Jesu wie in die apostolischen Gemeinden lehrt, daß die Gläubigen keineswegs blos aus Besitzlosen, aus in der Gesellschaft Mißachteten bestanden, obgleich der Weisen, Reichen und Mächtigen nach dem Fleisch nicht viele gewesen sind. Man denke nur an Pauli Gehilfen z. B. act. 16, 1.

als solche, die zur Gemeinschaft bestimmt sind, sei auch diese Gemeinschaft zunächst keine größere als die des Hauses. Es mag sein, daß ein Volk schon so auseinander gefallen ist, daß seine Wiederherstellung unmöglich wird, oder daß, was sich im Laufe der Zeit als Volk hervorbildete, so wenig einen innern und wesenhaften Grund in sich hat, daß es sich auflöst, um in eine höhere Ordnung wahrhaft volksthümlichen Lebens überzugehen. In allen diesen Fällen wird die Mission zunächst immer nur Einzelne erreichen und retten. Aber dies hebt den Satz nicht auf, es sei die Mission nach ihrem eigentlichsten Wesen stets auf Völker gerichtet. . . Ebensowenig wird hierdurch (daß die Mission die Völker in das Reich Gottes einzuladen hat) aber auch die Bekehrung der Einzelnen aufgehoben. Wie anders soll die Mission beginnen als mit der Bekehrung der Einzelnen? Man wird sich hüten müssen, in einer zu raschen Art die Taufe gleichsam des gesammten Volksgeistes zu verlangen. Erst muß die treu anhaltende, unermüdliche Sorge für die Einzelnen vorhergehen, ehe sich der Genius eines Volkes für die neue Botschaft erschließt und eine allgemeine, eine mit instinctiver Macht hervorbrechende Bekehrung in einem Volke eintritt. — So stehen sich Nationalbekehrung und Einzelbekehrung gar nicht in dem Maße entgegen, worin man sich das Verhältnis im Beginn der neueren evangelischen Missionsthätigkeit oft gedacht hat. (Freilich aber später.) Ja es ist recht eigentlich die Aufgabe einer Methodik der Mission, jeden Schein eines solchen Widerstreits, der sich hier ergeben kann, zu zerstreuen und klar den Lauf zu bezeichnen, wodurch der im Princip liegende Begriff einer Völkerbekehrung (E. meint natürlich Christianisirung) durch die Bekehrung der einzelnen Seelen sich verwirklicht und so die Mission zur Gestalt der Kirche wird.“

Man vergl. übrigens noch zu dieser Frage: „Verhandlungen der zu Bremen gehaltenen 3. Allg. Missions-Conferenz 1872“ S. 29 ff.

Col. 4, 14 ꝛc. und vergl. act. 2, 45. 4, 34 ff. 5, 1 ff. 6, 3. 13, 12. 16, 14 f. 23 ff. 17, 4 ff. 34. 18, 2 f. 8. 1. Cor. 1, 16. 11, 21. Jac. 5, 1 ff. ꝛc. Und was die nachapostolische Zeit betrifft, so ist es ja bekannt, daß nicht die Christen, sondern die Heiden den Namen pagani erhielten.[1]) Gewiß handelt die katholische Mission nicht immer im Geiste des Evangelii, wenn sie darauf ausgeht, vor allen hochstehende Persönlichkeiten besonders die Fürsten für das Christenthum zu gewinnen, aber eben so gewiß darf es nicht als das evangelische Ideal gepriesen werden, wenn die protestantische Mission den entgegengesetzten Weg einschlägt. Leider läßt sich's nicht leugnen, daß der dieserhalb gegen sie erhobene Vorwurf[2]) theilweise begründet ist. Wir wollen dieses Orts die Gründe dieser Erscheinung nicht untersuchen, sondern uns damit begnügen, mit Ernst auf eine großartiger angelegte, wirklich zur Ausübung eines Einflusses auf das Volk geeignete Missionspraxis zu empfehlen, eine Praxis, die durch die Gewinnung geachteter und einflußreicher Elemente, vornämlich unter den Aeltesten, das Evangelium bei den eignen Landsleuten in Credit setzt, ihm einen nationalen Boden erobert und der so viel Anstoß gebenden materiellen Unterstützung der Getauften seitens der Mission ein Ende macht. Wo immer bis jetzt die Mission größere Erfolge erzielt hat und die Bildung einer selbständigen Nationalkirche in Aussicht steht oder bereits realisirt ist, da ist sofort bei der Fundamentirungsarbeit auf diese gesunden Volkselemente gebaut worden.[3])

Zum Vierten gilt es möglichst bald, aus den jungen Heidenchristen selbst die nöthigen Kräfte in den Dienst des Evangelii zu stellen, damit die gesammelten Häuflein nicht nur die nöthige geistliche Pflege und Organisation, sondern auch Selbständigkeit erhalten. Es ist dies einer der wichtigsten Grundsätze für die Missionspraxis aller Zeiten

---

[1]) „Daß sich übrigens — bemerkt Langhans a. a. O. S. 78 in der Sache eben so treffend, wenn auch etwas einseitig, wie in der Form sarkastisch und herausfordernd — daß sich die alte Kirche hauptsächlich aus den „Armen" rekrutirt habe, ist ein lächerliches Vorurtheil. Nicht nur die vielen Apostrophen der neutestamentlichen Briefe an die „Reichen", sondern namentlich die Zeugnisse der Kirchenväter und anderer Schriftsteller beweisen das Gegentheil. Plinius in seinem bekannten Briefe an Trajan schreibt von Leuten jedes Standes (omnis ordinis), die sich an die Christen angeschlossen. Clemens Alex. (Strom. VI. 18) berichtet von ganzen Dörfern und Städten, selbst von vielen Philosophen, welche sich zur Wahrheit bekehrt hätten. Selbst Celsus in der bekannten Stelle bei Origines (lib. III 50 ff.) gibt den Christen nicht Schuld, daß sie ihre Predigt vorzugsweise an die Armen, sondern daß sie sie, im Widerspruch zu antiker Sitte, an die Jugend, die Frauen, die Handwerker zu richten nicht verschmähten. Tertullian ferner (Ep. ad Scap.) bezeugt, daß sich in der Kirche Senatoren, Matronen und andre Leute vom höchsten Range befinden. Aehnliches erhellt aus seinem apologeticus I p. 3, ad Nationes I c. II und vielen andern Stellen. Wenn man daher den traurigen Stand des heutigen indischen (?) und chinesischen Reis-Christenthums mit demjenigen der alten Kirche parallelisiren will, so beruht das entweder auf historischer Unkenntniß oder auf arger Unverschämtheit (!). Arme werden freilich, wie Gibbon sagt, in der christlichen Kirche immer mehr sein als Reiche, einfach deshalb, weil ihrer mehr in der menschlichen Gesellschaft sind, für deren Totalität das Christenthum bestimmt ist.

[2]) In the evangelization of the Roman empire te great cities were converted and the heathen became pagani — our operations in India seem to be the reverse of this." Mission Field 1873 p. 357.

[3]) Cf. die Bemerkungen von Jellinghaus zur Christianisirung der Kolhs in der vorigen Nummer.

und unter allen Völkern, der aber in der neueren Mission leider noch lange nicht die Nachachtung gefunden hat, die er beanspruchen muß.[1]) Auch wenn die abendländische Christenheit mehr Arbeiter unter die Heiden sendete, als dies thatsächlich der Fall ist, im Verhältniß zur großen Ernte würden ihrer doch immer viel zu wenig sein. Sie bedürfen daher nothwendig der Ergänzung durch Gehilfen aus den erst gläubig gewordenen Heidenchristen selbst. Und zwar nicht blos solcher, die auf eigens zu diesem Zwecke errichteten Schulen gebildet sind. So sehr wir selbstverständlich für diese Nationalgehilfenschulen sind, und ihre Errichtung für eine der Hauptverpflichtungen der Mission halten, sobald die nöthigen Voraussetzungen einer gedeihlichen Entwicklung vorhanden sind und von den Zöglingen die rechte Verwendung gemacht wird, so glauben wir doch ernstlich davor warnen zu müssen, sie zu einer Art künstlicher Treibhäuser zu machen. Viel näher aber liegt es besonders in den Missionsanfängen, gläubige, in ihrem Volke geachtete und ihr Leben durch einen christlichen Wandel zierende (1. Tim. 3, 1 ff. Tit. 1, 6 ff.) **Männer** auch ohne eigentliche Schulung, ohne Nöthigung zur gänzlichen Aufgabe ihres bürgerlichen Berufs (1 Cor. 7, 10) und ohne Bezahlung[2]) in den Dienst des Reiches Gottes zu ziehen, zunächst innerhalb ihrer Gemeinde und ev. auch weiterhin als Evangelisten unter ihrem Volke, wie überhaupt dahin zu wirken, daß die gesammte christliche Gemeinde als ein gesundes Salz mitten unter ihren heidnischen Volksgenossen sich erfinden lasse.

Man kann nicht nachdrücklich genug auf diese ebenso gesunde wie werthvolle Unterstützung der missionarischen Arbeit aufmerksam machen. Neben der Fülle apostolischer Gehilfen (cf. nur act. 20, 4), die sich Paulus beizugesellen verstand und die er ohne eigentliche Schulung durch den Anschauungs-Unterricht, den sein Vorbild ertheilte, zu tüchtigen Mitarbeitern bildete, was für eine Schaar von Presbytern wußte dieser „weise Baumeister" in den Dienst des Reiches Gottes zu ziehen! Und diese „Aeltesten" — was sind sie anders als Hilfsprediger des Apostels (cf. auch 1. Petr. 5, 1), Verkündiger des Worts, geistliche Pfleger der neugegründeten Gemeinden, ihre Seelsorger und Wächter (cf. nur act. 20, 28 ff.)? Man sollte doch endlich aufhören, die biblischen Aeltesten als die apostolischen Vorbilder der heutigen Presbyter resp. Gemeindekirchenräthe zu betrachten! Nirgends und niemals sind die Aeltesten des N. T. „Gemeindevertreter" im Gegensatze zu dem geistlichen Amte, sondern überall Vertreter der Apostel als der Prediger des Evangelii und der Hirten der Gemeinden, also die Erstlinge einer aus den Gemeinden sich bildenden Geistlichkeit.[3]) Wenn der Irrthum in Bezug auf die Stellung der Presbyter schon der heimath-

[1]) Cf. Anderson: Foreign Missions: their relations and claims p. 112 f.

[2]) Cf. act. 20, 35, wo Paulus (nicht die Apostel cf. 1. Cor. 9, 4 ff. sondern) die Aeltesten, gerade hierin auf sein Vorbild verweist, daß er „Keines Silber noch Gold noch Kleid begehrte".

[3]) Man kann das sagen, ohne ein Feind einer gesunden Presbyterialverfassung zu sein. Man wird diese nur anders begründen müssen. Es ist der besten Institution nicht gedient, wenn man ihretwegen der Schrift Gewalt anthut.

lichen Kirche verhängnißvoll wird, in der Mission wird er noch verderblicher, eine fruchtbare Quelle der folgenschwersten methodischen Mißgriffe, eine stete Hinderung einer großartig angelegten Missionsthätigkeit. Die Mission soll baldmöglichst zur Einsetzung von Presbytern schreiten, aber diese Presbyter müssen die in den Pastoralbriefen verlangten Qualitäten besitzen und als Hilfsgeistliche der Missionare fungiren, nicht „Gemeinde-Kirchenräthe“ nach dem modernen Schnitt spielen. Es ist ganz ein ander Ding, die moderne Presbyterialverfassung in den Missionsgemeinden einführen und das Institut der alten Presbyter der apostolischen Zeit wieder ins Leben rufen. Das Letztere scheint uns ebenso dringendes Bedürfniß, wie die Einführung einer Presbyterialverfassung noch warten kann. In der Beschaffung von Presbytern im apostolischen Sinne des Worts liegt ein gut Theil des Geheimnisses der Volksthümlichkeit wie der Ausbreitungskraft der Mission. Nicht blos, weil sie die Thätigkeit des Missionars gleichsam multipliciren, sondern weil sie ein naturgemäßes, gesundes und daher dauerndes Fundament für die Mitthätigkeit des Volkes, die allmählige Bildung eines geistlichen Standes aus ihm und damit die Gestaltung einer Volkskirche legen. Freilich muß dann mit allem Fleiß darauf gesehen werden, daß diese „Aeltesten“ wie besonders auch die schulgerecht gebildeten National-Gehülfen, ja nicht europäisirt werden, zu große Bedürfnisse bekommen und dem eignen Volke sich entfremden! — Die Christianisirung wird um so mehr in die Breite wie in die Tiefe gehen, je früher und bewußter die für das Evangelium bereits gewonnenen Volksangehörigen selbstthätig und durch diese Selbstthätigkeit selbständig werden. Sind selbständige nationale Kirchen das Ziel unsrer Missionsarbeit, so muß bei Zeiten und mit aller Energie durch bewußte Erziehung zu dieser Selbstthätigkeit und Selbständigkeit der Einzelnen wie der Gemeinschaften eine organisirte nationale Mitwirkung auf allen Gebieten der missionarischen und kirchlichen Thätigkeit in Anspruch genommen werden.

Damit im engsten Zusammenhange steht eine fünfte höchst wichtige Forderung, nämlich daß das nationale Element eine gesunde Pflege finde. Bei dem übertriebenen, ja vielfach fast zur Religion gewordenen Cultus, der heutzutage mit dem „Nationalen“ getrieben wird, könnte man freilich beinahe ängstlich werden, in der Mission die Pflege des nationalen Elementes energisch zu betonen. Allein die von uns gestellte Forderung hat nicht das Geringste gemein mit jenem Nationalkultus, der zuletzt nichts anderes will, als daß dem Kaiser d. h. dem liberalen Staate auch gegeben werden müsse, was Gottes ist. Die Pflege des Nationalen, der wir das Wort reden, befindet sich in voller Harmonie mit dem Geiste des Universalismus oder wenn man will, des Kosmopolitismus, der das Christenthum über allen nationalen Particularismus erhebt und der verlangt, daß hier nicht Jude noch Grieche gelte, sondern alle Eins in Christo seien. Wir wollen Gott voll und ganz geben, was sein ist, nichts anderes aber auch nicht weniger. Darum gerade haben wir Muth auch zu fordern dem Kaiser zu geben was sein ist, ganz und voll aber gleichfalls nichts anderes und nicht mehr, d. h. auf die Mission angewendet das nationale Element pflegen, soweit es im Reiche Gottes eine Berechtigung hat. Und diese Berechtigung ist unzweifelhaft. Das Christenthum, obgleich über den Nationen stehend (international

würden wir sagen, wenn das Wort nicht anrüchig geworden wäre), achtet und heiligt doch das Nationale. Wie es die Individualität des einzelnen Menschen schont und pflegt, also thut es auch mit der Volksindividualität und gerade in dieser Schonung und Pflege entwickelt sich der Geist der Freiheit, der da stark macht.

Unter Pflege des nationalen Elements verstehen wir also nicht Nährung des Nationalstolzes und noch weniger Conservirung nationaler Unsitten, die mit dem Heidenthum im innern Zusammenhange stehen, sondern die besonnene Schonung der Volksindividualität, soweit dieselbe eine berechtigte ist, die sorgsame Bewahrung vor einer atomisirenden Zersetzung der Nationalität und vor allem die geflissentliche Erhaltung der socialen und nationalen Gemeinschaft zwischen den christlichen und noch nicht christlichen Volksgenossen. Je mehr eine Mission entnationalisirt, desto weniger kann sie es zur Bildung einer Volkskirche bringen. Auch dies ist ein Gegenstand von ungeheurer Tragweite, dem man seitens der modernen Mission viel mehr, als dies bisher geschehen, theoretische und praktische Beachtung ernstlich wünschen muß.[1]

Es ist leider nicht ohne allen Grund, wenn die heutige Mission beschuldigt wird, das nationale Element zu wenig zu schonen und noch weniger zu pflegen, durch zu unvermittelte Uebertragung abendländischer Eigenthümlichkeiten die selbstthätige Entwicklung aus der eignen Volksindividualität vielfach zu hemmen, die einzelnen Getauften nicht lebendig genug innerhalb ihres Volksverbandes zu erhalten und auf diese Weise freilich meist ohne Wissen und Wollen, ja selbst in guter Absicht der Entnationalisirung Vorschub zu leisten.[2]

---

[1]) Das Verdienst, bereits früher auf diesen Gegenstand aufmerksam gemacht zu haben, gebührt Dr. Graul, dessen große Bedeutung für die Mission leider noch lange nicht genug gewürdigt wird. Cf. Hermann a. a. O. S. 147 ff.

[2]) Wenn gleich die Farben etwas stark aufgetragen sind, und mehr als ein einzelner Zug mehr Dichtung als Wahrheit enthält, so findet sich doch des Beherzigenswerthen nach dieser Seite hin viel in einem Gemälde, welches Baumgarten in seinen „Nachtgesichten Sacharias" II. S. 482 ff. von der heutigen Mission entwirft und ich denke, wir wollen uns nicht hindern lassen von seiner Kritik, soweit sie berechtigt ist und sich auf Realitäten stützt, zu lernen, obgleich der Verfasser sich jetzt leider mit einer Partei verbündet hat, die auch gegen die Mission eine meist feindselige Stellung einnimmt.

Nachdem er seiner Freude über den in der evangelischen Kirche erwachten Missionsgeist und seiner Liebe zu dieser großen Reichssache den entschiedensten Ausdruck gegeben, läßt er sich also vernehmen: „Aber bei aller Anerkennung, welche kein Glaubender diesem Werke der neuern Heidenmission versagen kann, ist doch nicht zu leugnen und wird auch sehr allgemein anerkannt, daß der Erfolg der bisherigen Thätigkeit auf diesem Gebiete nicht dem entspricht, was man nach der Natur dieser heiligen Sache sowie nach früheren Vorgängen erwarten zu dürfen sich für berechtigt halten kann. Die Bekehrung von den Götzen zu dem lebendigen Gott erfaßt immer (?) nur Einzelne und will wenige ganz kleine abgesonderte (?) Gebiete ungerechnet aus diesen engen Grenzen nicht in die weiteren Kreise des nationalen und politischen Lebens eindringen, außerdem findet sich bei vielen Bekehrten in der Regel (?) ein betrübendes Maß von Selbsttäuschung und Glaubensohnmacht. Zwar hat man sich neuerdings über diese Schattenseite des Missionswerkes dadurch beruhigen wollen, daß man durch künstliche Rechnungen nachzuweisen suchte, es sei die Zahl der durch die Missionsbemühungen der Neuzeit erzielten Bekehrungen muthmaßlich nicht geringer als die Zahl der in den Tagen der apostolischen Thätigkeit Bekehrten. Indessen man hätte aus dem Einblick in die apostolischen Urkunden über das Werk der Glaubensver-

Fassen wir zunächst einmal den letzten Punkt ins Auge, so ergiebt eine unbefangene Umschau auf den einzelnen Missionsgebieten allerdings, daß unter nicht wenigen Völkern die kleinen Häuflein der Christen eine isolirte Stellung einnehmen, dem lebendigen nationalen Zusammenhange mit ihren Volksgenossen vielfach entrückt, und zum Theil selbst auf die Dauer in eine unhaltbare sociale Lage versetzt worden sind, im Widerspruche mit dem weittragenden Paulinischen Grundsatze: „ein jeglicher bleibe in dem Berufe, darinnen er berufen ist (1. Cor. 7, 17, 20, 24. cf. 14, 33)." Solche Entwurzelung aus dem nationalen Boden und der gewohnten Berufsthätigkeit frißt nicht nur an dem gesunden geistlichen Leben der Getauften, sondern hindert es auch, daß dieselben ein Licht und ein Salz für ihre Landsleute und Berufsgenossen werden und gleich sein können „einem

---

breitung unter den Heiden entnehmen sollen, daß in diesem Gebiete Zahlen wenig oder nichts entscheiden. Gesetzt auch jene Berechnung hätte mehr Sicherheit als ihr zukommt, so würde für unsre Beruhigung über den lahmen Fortschritt des Missionswesens in unsern Tagen nichts gewonnen sein. Denn die durch die apostolische Verkündigung bekehrten Seelen unter den Heiden sind zwar eine jede für sich aus dem ganzen Zusammenhange ihrer nationalen Verderbtheit herausgestellt, um allein in Christo vollkommen Genüge zu finden, sodann aber sind sie durch die Reinheit und Vollständigkeit der apostolischen Predigt, welche Jesum nicht blos in seiner Individualität, sondern eben so sehr in seiner Nationalität erfaßte, in das durch Christus bedingte Israel als das Volk Gottes eingegründet und haben dadurch Trieb und Macht, sich wiederum mit ihrem Volk in Christo zusammenzuschließen. Somit stehen die apostolischen Gemeinden unter den Heiden bei aller heiligen Entschiedenheit gegen alles sündige und götzendienerische Wesen ihrer Volksgenossen dennoch nicht isolirt, sondern bewahren im Geiste die Gemeinschaft mit den ihnen angestammten Lebensordnungen und Verbindungen. In dieser Kraft der Gemeinschaft, welche der heiligen Entschiedenheit des Gegensatzes das Gleichgewicht hält, ruht die geistige Macht, welche die kleinen Kreise der Gläubigen in den Hauptstädten des römischen Reichs über ihre ganze Umgebung ausüben, um deren willen sie sich bald, wie der Brief an Diognet schreibt, als die Seele der sie umschließenden Welt fühlen und vermöge deren sie endlich dem Universum der antiken Welt ein vollkommen anderes Gepräge aufgedrückt haben. Dagegen sind die jetzt bekehrten Heiden im besten Fall (!) gründlich genug aus ihrem nationalen Zusammenhange herausgerissen, aber dafür stehen sie nun ihrer früheren Umgebung gegenüber gänzlich isolirt und damit auch vollkommen machtlos, so daß die Gemeinschaften der Bekehrten meistens (?) in dem ursprünglichen Grund und Boden ihres Landes und Volkes keine Wurzel fassen können und fortwährend unter der Vormundschaft ihrer geistlichen Führer bleiben müssen, was für ihr eignes Bestehen ein großes Hemmniß abgiebt und ihrer Wirksamkeit auf die ihnen naturverwandten Kreise des heidnischen Lebens völligen Abbruch thut. Wie kann es aber anders sein, wenn die Missionare sich so zu ihrem Berufe entschließen, daß sie, wenn sie äußerlich von ihrer Heimath und Nationalität loslassen, sich bereits längst auch innerlich von diesen ihnen angestammten Naturorganismen gelöst haben (?) und nunmehr auf ihrem Arbeitsfelde den Heidenvölkern gegenüber nur als Individuen in Christo dastehen und daher die einzelnen Heiden, welche auf ihre Stimme hören, auch nur in dieselbe Isolirung hineinführen können, ohne ihnen die apostolischen Rückwege in Kraft des Geistes Christi zu ihren nationalen und politischen Genossenschaften in Wort und Beispiel zu zeigen und zu veranschaulichen vermögend zu sein? Genau der dem Abraham gewordenen Verheißung entsprechend, lautet der Befehl des Herrn an die Apostel, die Heiden als Völkerschaften zu Gott zu führen. Diesen wichtigen Umstand übersieht eben das Missionswerk der Neuzeit so gut wie gänzlich und so lange es in dieser Hinsicht nicht einen gründlichen neuen Anlauf nimmt, wird auch der so auffällig hervortretende Mangel dieser Thätigkeit nicht gehoben werden können. Wir sehen also an einem der reinsten und herrlichsten Werke, welche das kirchliche Leben der Gegenwart aufzuweisen hat, wie tief verderblich die kirchliche Vernachlässigung und Verwahrlosung des nationalen Elementes eingreift."

Sauerteig, den ein Weib nahm und vermengte ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß es gar durchsäuert ward" (Matth. 13, 33 cf. 5,13—16.)

Als einen Mißgriff der bedenklichsten Art müssen wir es bezeichnen, wenn die Christen gar in einzelne Dörfer, die man erst zu diesem Zwecke anlegt, gesammelt werden und ein eignes Städtchen im Staate oder ein Stämmchen im Stamme bilden.[1]) In der apostolischen Zeit war es mit nichten also. Wir verkennen es nicht, daß Umstände eintreten können, die das Leben der Christen mitten in der heidnischen Gesellschaft sehr schwer machen, wir verurtheilen es nicht, wenn vorübergehend einmal zu dem Mittel der Abschließung gegriffen wird, aber wir müssen aufs entschiedenste behaupten, daß solche Mittel der Abhilfe der Mission selbst die tiefsten Wunden schlagen. Wir wollen nicht reden von der Bettelhaftigkeit und socialen Unselbständigkeit der Christen, die dadurch herbeigeführt wird, auch nicht von den großen Kosten, die den Missionsgesellschaften entstehen, auch nicht von dem Anstoß, der nach mehr als einer Seite hin gegeben wird — es ist genug, daß dieses Absperrungssystem die natürliche Ausbreitung des Reiches Gottes hindert, daß in solchem Falle seine Sauerteignatur zu entfalten außer Stand gesetzt wird und daß es die Christen ihren Volksgenossen entfremdet und umgekehrt.[2])

Wir kommen auf einen andern Punkt, zu dessen Charakterisirung es genügen möge, das Zeugniß eines Javanischen Missionars, Namens Hoezoeg, anzuführen.[3]) „O meine christlich gesinnten Freunde aus Holland und dem übrigen Europa! Ihr möget mir glauben wollen oder nicht, so bleibe ich dabei, daß ihr mit allem eurem Eifer hier etwas, das nicht taugt, vorgenommen habt. Bei aller Liebe zur guten Sache habt ihr euch zur Unbarmherzigkeit, ja Grausamkeit hinreißen lassen, indem ihr das Vertrauen, das die Javaner zu euch als ihren Herren fühlen, mißbraucht habt. Habt ihr ihnen nicht ihre Namen, ihre Kleidung, ja ihr Haupthaar (welches man dort gewöhnlich in einem mit Blumen geschmückten Büschel zusammengeflochten trägt) genommen und, alles in Betracht ihrer Geistlichkeit, ein lächerliches Zerrbild aus ihnen gemacht? Selbst die volksthümlichen Vergnügungen der Javaner habt ihr nicht geschont. Alles Nationale, sogar ihre Bücher habt ihr kurzweg verdammt und für alles, woran ihre Herzen hingen, habt ihr ihnen die Bibel und nichts als die Bibel gegeben. Dies ist nicht allein eine Verkennung des Javaners, sondern auch des Menschen, ein Verfahren, auf welchem nimmermehr Gottes Segen ruhen kann. Meine Ueberzeugung ist, daß eine solche Zerstörung aller Volksthümlichkeit sowenig wie der damit Hand in Hand gehende dürre und freudlose Pietismus, zum wahren

---

[1]) Cf. Report of the General Missionary Conference, held at Allahabad 1872—73 p. 349 ff.: the Christian village system. Da wir beabsichtigen, demnächst einige eingehende Artikel über die wichtigsten Verhandlungen dieser wichtigen Conferenz zu bringen, so enthalten wir uns dieses Orts einer Inhaltsangabe des in Rede stehenden Referates.

[2]) Zu unserer großen Freude und Genugthuung lesen wir eben in der Aprilnummer des Ev. Missions-Magazins bei Gelegenheit des Referats über die Verhandlungen der Allahabad-Conferenz gleichfalls eine scharfe Verurtheilung dieser entnationalisirenden Missionsmethode. (S. 150 ff.)

[3]) Bei Kalkar: „Die evangelischen Missionsbestrebungen in unsern Tagen. Eine Rundschau." S. 23 f. „Goldene Worte, wahrlich aller Beherzigung werth" fügt der Verfasser dem obigen Zeugnisse hinzu.

Christenthum gehört. So sind wir nicht von unserm Herrn und Meister gelehrt worden und wir dürfen uns nicht einbilden, daß dieses der Weg sei, auf welchem Gottes Reich seinen Einzug halten werde." Wir fügen nur hinzu, daß es Zeit wird, auch den Irrthum endlich gründlich zu beseitigen, daß das Christianisiren identisch sein müsse mit Anglikanisiren, Germanisiren oder Hollandisiren. Die Hindu sollen Hindu, die Chinesen Chinesen, die Batta Batta bleiben, und wenn sie sich zum Christenthum bekehren nicht zugleich Engländer oder Amerikaner oder Deutsche werden, auch nicht gezwungen sein, unsre Cultur sofort sich aufpfropfen zu lassen, als ob sich nach abendländischer Mode tragen gleich sei der Bekehrung zu Christo. Nur ein gesundes Conserviren und ein im Geiste des Christenthums geübtes selbstverleugnendes Cultiviren der originalen Nationalität oder nationalen Originalität macht das Christenthum wahrhaft wurzelhaft in einem Volke. Wie sollte sich doch jede Missions-Gesellschaft und jeder Missionar die großen Worte des großen Apostels der Heiden 1. Cor. 9, 19—22 in diesem Stücke zum Leitstern nehmen für die missionarische Praxis!

Wir gedenken nur noch eines dritten Punktes: der Pflege der Volkssprache. Nichts ist in solchem Maße Träger des Volksgeistes als die Volkssprache. In richtiger Würdigung dieser großen Bedeutung der Sprache hat daher die evangelische Mission den Grundsatz acceptirt und mit großem Ernste auch nach ihm gehandelt, daß das Evangelium den Heiden in ihrer Muttersprache müsse verkündigt werden und verdankt auch die Linguistik diesem Grundsatze keine geringe Bereicherung ihres wissenschaftlichen Schatzes.

Aber trotz der großen Anerkennung, die nach dieser Seite hin die protestantische Mission verdient und die ihr auch von ihren Feinden gezollt werden muß, wird doch auch hier dem als richtig acceptirten Grundsatze in der Praxis nicht überall sein volles Recht zu Theil und bleibt noch mehr als Ein Mißstand zu beseitigen, wenn unsre Missionsthätigkeit, was die Pflege der Volkssprache betrifft, als eine wahrhaft nationale soll bezeichnet werden können. Vor allem sind es die englisch redenden Missionare, die hier noch viel zu wünschen übrig lassen. Wir wollen ganz schweigen von der hoffentlich nur geringen Zahl derjenigen, die, weil sie die Mühe scheuen, die Sprache der Heiden zu erlernen, unter denen sie arbeiten, diese vielmehr veranlassen englisch zu radebrechen, auch von denen nicht reden, die ohne den traurigen Nothbehelf eines Dolmetschers niemals fertig werden — es scheint uns, als ob besonders da, wo die colonialen oder Protektoratsverhältnisse solches ermöglichen, die englischen (freilich auch die aus andern mit überseeischen Besitzungen begabten Staaten stammenden) Missionare der allgemeinen Einführung ihrer Sprache zu viel Vorschub leisten. Es wird ja in diesen Verhältnissen schon durch die Beamtenwelt und den Handelsverkehr die englische (resp. holländische oder französische) Sprache eine gewisse Verbreitung unter den Eingebornen finden müssen, aber die Missionare sollten doch auch hier niemals die Hand zur Verdrängung der Volkssprache bieten, sondern ihrerseits was sie können zur Erhaltung und Ausbildung derselben thun, wissend, daß ein seiner Muttersprache beraubtes Volk auch seinen Volkscharakter verliert.

Ebenso erscheint es uns höchst bedenklich, wenn in den Nationalgehilfen-Instituten als Unterrichtssprache nicht die Volkssprache sondern die Muttersprache der unterrichtenden Missionare ein-

geführt wird, ja, wir möchten selbst davor warnen, die letztere für die Regel überhaupt zu einem Unterrichtsgegenstande zu machen. Entweder wird die fremde Sprache nicht gründlich gelernt, dann ist nur edle Zeit vergeudet, die besser hätte angewendet werden können, oder sie wird gründlich gelernt, dann werden die Zöglinge ihrem Volke entfremdet, in dem einen wie andern Falle aber in große Versuchung zum Hochmuthe geführt. Man rechtfertigt diese Methode wol durch das Fehlen jedes literarischen Materials in der Volkssprache. Nun abgesehen von den großen Bedenken, die wir zur Zeit bezüglich der meisten Zöglinge dieser Anstalten über eine wirklich fruchtbare Benutzung des in der deutschen, holländischen, französischen oder englischen Sprache ihnen gebotenen literarischen Materials haben — ist denn besonders in den Missionsanfängen die Bildung von Nationalhelfern nur möglich dadurch, daß ihnen literarisches Material in die Hände gegeben wird? Kann und soll der Lehrer in diesen Verhältnissen das literarische Material nicht repräsentiren in seiner Person? Wir wollen nicht verweisen auf die Bildungsmethode der Jünger Jesu und der Apostelschüler, die für die Missionsverhältnisse doch gewiß die ernsteste Beachtung verdient. Aber wir fragen: heißt es nicht in ungeduldiger Hast eine Bildungsmethode auf das Missionsfeld verpflanzen, die die zu bildenden Elemente noch gar nicht zu tragen im Stande sind und muß solche unzeitige Bildungsmethode nicht nothwendigerweise verbilden? Wir werden später Gelegenheit haben, selbst vor der vorzeitigen Beschaffung von literarischem Material in der Volkssprache zu warnen. Es hat eben alles seine Zeit und muß wachsen naturgemäß, nicht im Treibhaus. Zuerst ist der mündliche Unterricht das naturgemäße Bildungsmittel und erst in dem Maße, als allmählig eine einheimische Literatur entsteht mit Uebersetzungen beginnend und langsam zu eignen Productionen aufsteigend, wird das Bücherstudium dem mündlichen Unterrichte ergänzend zur Seite treten und dann auch wahrhaft bildend wirken. Bis dahin aber fassen wir unsre Seelen in Geduld. Rom ist auch nicht in Einem Tage gebaut worden.

Endlich will uns bedünken, daß auch bezüglich der Namengebung sowol hinsichtlich der Stationen wie der Getauften die Volkssprache mehr zu ihrem Rechte kommen muß, als es in vielen Fällen bisher geschehen ist.

Doch es sei dieses Ortes über den qu. Gegenstand genug. Je volksthümlicher unsre Missionsmethode desto erfolgreicher unsre Missionsarbeit. Gott schenke uns nur der Männer viele, die großherzig und weit schauend genug sind, um solche Methode ins Leben zu setzen!

(Fortsetzung folgt.)

Orientirende Uebersicht

über den gegenwärtigen Stand des gesammten christlichen Missionswerkes

von R. Grundemann.

II. Südafrika.

(Schluß.)

5. Die Missionen im östlichen Süd-Afrika.

1. Das freie Kaferland.[1]) Die Zustände dieses nach dem Grenzfluß als das Transkei-Gebiet bezeichneten Landes haben in vielen Beziehungen große Aehnlichkeit mit den S. 93 geschilderten der Kaferngebiete innerhalb der Kolonie. Ruhe und Ordnung freilich, die die brittische Protektion auch jenseits des Kei aufrecht zu erhalten bestrebt ist, werden fortwährend unterbrochen durch die Feindseligkeiten und Kriege der verschiedenen Kafernstämme; und wenn auch der Friede durch die Agenten der Regierung meist bald wieder hergestellt wird, so erweisen sich die bei solcher Gelegenheit gegebenen Versprechungen der Häuptlinge gewöhnlich als sehr unzuverlässig. Unter diesen Verhältnissen macht die Ansiedelung von Europäern hier nur geringe Fortschritte[2]), und der Einfluß europäischer Kultur auf die Eingebornen ist noch sehr schwach. Die Hirtenstämme leben nach altväterlicher Weise. Zwar greift die wollene Decke anstatt des Karoß vielfach um sich; doch verschmäht der Kafer noch die Kleidung des weißen Mannes. Auch die bienenkorbförmigen Hütten haben noch keine Verbesserung erfahren. — So zersplittert immer die Nation sein mag, so geht doch durch alle jene Stämme dem Weißen gegenüber ein nationales Bewußtsein, das mit dem in ungebrochener Kraft bestehenden Heidenthum verwachsen ist. Dennoch werden die von Jahr zu Jahr sich mehrenden Missionsstationen immer mehr als Stätten des Friedens respektirt und es fehlt nicht an Einzelnen, die sich daselbst niederlassen und die Vorzüge eines christlichen Lebens mit den Folgen des Bruches ihrer Nationalität zu erkaufen bereit sind. Auch finden sich immer wieder Häuptlinge, die Plätze zur Errichtung von Missionsstationen geben, oft wohl hauptsächlich in dem Sinne, in welchem einer von ihnen sagte: „Der Missionar ist

---

[1]) Vergl. Allgem. Missions-Atl. II Nr. 11. Diese Karte bedarf nicht nur mancher Nachträge, sondern auch wesentlicher Berichtigung der Terrainzeichnung, besonders in den nördlichen Theilen des betr. Gebietes. Doch sind auch jetzt noch alle dahin bezüglichen Angaben, da sie sich nicht auf Vermessungen gründen, sehr schwankend. Als richtigste Nachträge seien bemerkt: Paterson an einem rechten Nebenflüßchen des Tsomo R. nicht weit vor dessen Mündung in den Kei. Toleni etwa an der Stelle des „B" von Butterworth. Tutuka und Qolora am kleinen nördlichen Nebenflüßchen des Kei 10—15 engl. Meilen von der Küste. Isikoba, rechts vom Tsomo unter dem 32°. Beechamwood ist zu streichen. Neben Suttons Peak ist zu setzen Gatberg. Tschungwana ist vom Tina-Flusse südlicher zu setzen unter dem 29. ° O. L. Ingano Bihi Ms. ist zu streichen, dagegen zwischen Tsitsa und Tina eine Bergkette als Umganu Ms. anzugeben. Etwas unter dem zu streichenden Tschungwana ist Entumasi zu verzeichnen. Berg Vyftig oder Mount Currie liegt südlicher, als angegeben, in der Nähe des Zinhlahu-Flusses.

Vergl. auch den werthvollen Aufsatz über dieses Gebiet vom Missionar H. Meyer, den diese Nummer enthält.

[2]) Es sollen nur 2000 Europäer im ganzen Lande leben.

der Wald (Schutz) für die Menschen", oder sie benutzen die Mission „als eine gute Milchkuh". Grade die Häuptlige machen später oft Schwierigkeit, und die gesammelten Gemeinden werden häufig durch Kriegsunruhen wieder gelichtet. Leider aber zeigt sich auch auf den älteren Stationen zuweilen, daß in solcher Kaferngemeinde die Gewöhnung an äußere christliche Lebensformen keineswegs mit erstarkenden innerem Leben Hand in Hand geht.

Solche Erfahrungen sind in den letzten Jahren wenigstens auf einem Punkte bei den Methodisten zu Tage getreten. Ihre schon 1827 begonnene Mission ist wohl mehrfach völlig abgebrochen worden, erfreut sich jedoch nun schon eines zwanzigjährigen Bestehens ohne Störung. Das Werk hatte Fortschritte gemacht. Dennoch kamen zu Buntingville (Icumce)[1]) ungeahnte diabolische Kräfte versteckten Heidenthums zum Vorschein und die Gemeinde ging in zwei Jahren von 88 auf 32 Mitglieder zurück, hat sich jetzt aber bereits gehoben. Besser geht es auf den andern alten Stationen (Clarkburg (Umgwali), Morley (Incanasane), Butterworth (Igcuwa) und Shawbury (Eluncuta). Vielfach wird der gute Wandel der Gemeinden anerkannt und beispielsweise ihre gänzliche Enthaltsamkeit von Kafferbier und Tabak gerühmt. Osborn (Tschungwana) hat viel durch den Krieg der Mpondo und Mpondomisi gelitten. Auf den jüngsten Stationen am Tsomo, Woodhouse Forest (Isikoba)[2]) und der Fingu Lokation[3]) ist dagegen ein frischer verheißungsvoller Anfang im Gange. Auch sind einige kleine Gemeinden in den oberen bisher unbewohnten Theilen des Landes (Nomansland) aus dort eingewanderten Basuto und Hottentotten gesammelt.[4]) Die Gesammtzahl der methodistischen Gemeindeglieder beträgt 2131.

Die Ausbreitungsgesellschaft hat vier Hauptstationen auf diesem Gebiete: St. Marks, All Saints, (Bashee) St. Augustines und St. Albans (letztere ein paar Meilen südlich (?) von All Saints). Die Nachrichten von denselben lauten meistentheils günstig. Die ritualistischen Formen, deren sich diese Mission bedient, scheinen die Kafern einigermaßen anzusprechen. Anerkennenswerth ist das Streben, soweit als möglich die mit dem Christenthum verträglichen nationalen Eigenthümlichkeiten der Kafern beizubehalten, wie es namentlich in den Berichten der Station St. Marks zu Tage tritt. In wie weit St. Augustines durch den oben erwähnten Krieg etwa geschädigt ist, geht aus den veröffentlichten Berichten nicht hervor. — Auch für dieses Missionsgebiet, das bisher zur Diöcese Grahamstown gehörte, ist kürzlich ein besonderer Bischof geweiht worden in besonderer Verbindung mit der anglikanischen Kirche Schottlands.

Die Brüdergemeinde hatte außer ihrer nun seit einem Jahrzehnt bestehenden Station Baziya weiter nordöstlich bei dem von jenseit des Drakenberges eingewanderten (Ama) Hlusi-Stamme unter Zibi eine neue Station Entumasi[5]) angelegt, die aber bald in Folge eines Kampfes benachbarter Basuto unter Lehana und Lubenya gegen den genannten Häuptling, wie es schien, wieder aufgegeben werden sollte. Doch ist nicht nur ihre Fortführung ermöglicht, sondern

[1]) Wir behalten hier die Schreibung der englischen Berichte bei. c, q, x bezeichnen die Schnalzlaute.
[2]) Die Isikoba ist ein rechtsseitiges Nebenflüßchen des Tsomo unter dem 32. Grad s. Br.
[3]) Wahrscheinlich etwas südlicher als jene gelegen.
[4]) Emfundisweni und Palmerton werden zu der Natal-Mission gerechnet.
[5]) Vergl. oben S. 194. Anmerkung [1]).



ihre Wirkſamkeit erſtreckt ſich jetzt ſogar auf jene beiden Stämme. Eine dritte Station wird jetzt bei dem ebenfalls aus der Kap-Kolonie eingewanderten (Ama) Bundle-Stamme unter Stokwe, angelegt. Dieſer zu den Tambukki gehörende Stamm wird auf 200 Seelen geſchätzt und wohnt nordweſtlich von Baziya am oberen Gcuka.

Auch die Unirten Presbyterianer (Schottlands) haben im freien Kaferlande, nicht fern von der Grenze der Kap-Kolonie die Station Paterſon unter den in vielen kleinen Stämmchen dort lebenden Fingu, ſeit 1866, ſowie weiter öſtlich im Gcaleka-Gebiete die wenig jüngern, Somerville (Tutuka) und Quolora.[1]) Auf der erſteren wirkte der leider ſo früh entſchlafene Tiyo Soga, ein in Europa gebildeter Kafer, der ſeiner tüchtigen Bildung und ſeines hohen chriſtlichen Charakters wegen viel bewundert worden iſt. Seine bis an ſein Ende mit großer Selbſtverleugnung betriebenen Ueberſetzungsarbeiten bilden einen bleibenden Segen für ſein Volk, für das er als ein beſonderes Zeugniß von der Kraft des Chriſtenthums und als Verheißung einer beſſern Zukunft daſteht.

Toleni, die Station der ſchottiſchen Freikirche iſt bereits oben erwähnt worden.

Endlich iſt hier noch der chriſtliche Griqua-Stamm zu nennen der vor einem Jahrzehnt unter ſeinem Häuptling Adam Kok hier einwanderte und den nördlichen Theil von Nomandsland unter dem Namen New Griqualand in Beſitz nahm. Die Hauptſtadt Berg Vyftig oder jetzt officiell Mount Currie genannt liegt ſüdlicher als auf der Karte angegeben, in der Nähe des Zinhlahu (nach andern Angaben Zinklava)[2]). Seit 1871 befand ſich nach den Blättern der Londoner Miſſionsgeſellſchaft ein Miſſionar derſelben dort. Weiter ſehe ich dieſe Station nicht erwähnt.[3]) Kurz vorher fand ein durchreiſender Miſſionar die Zuſtände dieſes zwar chriſtlichen aber noch ſehr der Förderung bedürftigen Stammes recht unbefriedigend.

2. Natal.[4]) Dieſe fruchtbare und geſunde Kolonie mit ihrer verhältnißmäßig dichten Kafernbevölkerung war anfänglich als ein beſonders geeignetes und Erfolg verſprechendes Miſſionsfeld begrüßt worden. Daſſelbe erweiſt ſich aber immer mehr als ein harter Boden, in welchem das Evangelium noch keine tieferen Wurzeln zu ſchlagen vermag. Eine äußerliche Bekanntſchaft mit der chriſtlichen Wahrheit iſt wohl zu Wege gebracht. Auch ſteht der Kafer[5]) hier dem Miſſionar keineswegs feindlich gegenüber. Vielmehr trifft man häufig eine Art guten Einvernehmens auch der heidniſchen Bevölkerung mit Letzteren, wie ſolches durch die Gewohnheit des alltäglichen Lebens herbeigeführt iſt. Der Gottesdienſt wird nicht mehr wie früher durch Spott und Lärm unterbrochen; auch die Wahrheit der chriſtlichen Lehre wird vielfach zugeſtanden. Doch die

[1]) Wäre wohl richtiger Qolora zu ſchreiben.

[2]) Grade für dieſe Gegend iſt der Lauf der Flüſſe ꝛc. noch ſehr ungenügend erforſcht. Die Karte bedarf daher noch bedeutender Berichtigungen.

[3]) Der eben eintreffende S. P. G. Report zeigt, daß dort neuerdings ein anglikaniſcher Miſſionar ſtationirt iſt.

[4]) Vergl. Miſſ.-Atl. II 15. Zu berichtigen iſt Hermannsburger Station Emakabaleni, die öſtlich von Neu-Hermannsburg nicht weit von der Tugela liegt.

[5]) Die auf 300,000 Seelen geſchätzte Kafernbevölkerung beſteht großentheils aus flüchtigen Zulus, die in der Kolonie Schutz geſucht haben. Durch ihr ſanftes Weſen ſtechen dieſe auffallend ab gegen die kriegeriſchen Kafernſtämme im Süden.

Gleichgültigkeit und Stumpfheit der großen Menge ist der Art, daß es zu einem Bruche mit der heidnischen Sitte nicht kommen will, die vielmehr auch hier noch unerschüttert dasteht, wenn auch die Lebensweise durch die Einflüsse der Kultur in einigen Stücken umgestaltet ist. Um so schwerer ist für die Einzelnen, welche durch das Wort Gottes ergriffen werden, das öffentliche Bekenntniß ihres Glaubens gemacht. Wer sich zur Taufe meldet, hat von seinen heidnischen Verwandten mancherlei Plackereien zu erdulden, mag er auch immer ernstlicher Lebensgefahr nicht ausgesetzt sein. Dazu kommen vielfache Hindernisse seitens der Kolonisten-Bevölkerung, die zum Theil den Kafern kein christliches Vorbild giebt. Die für die Europäer arbeitenden Eingebornen werden von verschiedenen Seiten als besonders verderbt geschildert. Auch die Kolonial-Regierung, obwohl sonst der Mission stets geneigt, scheint einige Fehlgriffe gethan zu haben, durch die die Christianisirung der Bevölkerung erschwert werden muß, wie z. B. mit den für die Kafern erlassenen Ehegesetzen, durch welche die Polygomie nicht (wie beabsichtigt) beschränkt wird, sondern vielmehr legalisirt erscheint.[1])

So ist es denn nach mehr als dreißigjähriger Missionsarbeit nur sehr vereinzelt auf einer der Stationen — deren es nahezu ein halbes Hundert giebt — gelungen, eine größere Gemeinde zu sammeln. Die meisten derselben haben nur ein kleines Häuflein von Heidenchristen aufzuweisen. In den letzten Jahren ist auch Natal von dem Diamanten- und Goldfieber in Aufregung gebracht worden und manche der kleinen Gemeinden sind auch dadurch noch geschwächt worden. Denn leider sieht es mit der Standhaftigkeit der Getauften nicht überall zum Besten aus. Namentlich sind es die Methodisten, welche von der angedeuteten Auswanderung zu berichten haben.

Mit derselben schien übrigens eine neue Phase in die Geschichte der Kolonie einzutreten. Denn viele Kafern, die auf den Diamantfeldern enttäuscht worden waren, kamen mit Gewehren zurück, die ihnen bisher zu besitzen nicht gestattet war. Wegen Auslieferung derselben entspannen sich Streitigkeiten, die in neuester Zeit zum offnen Ausbruch kamen und zu einem allgemeinen Kaferkriege anzuwachsen drohten. Ein solcher würde bei der geringen Zahl der Weißen, die wohl nicht viel mehr als ein Zehntheil der Kafernbevölkerung beträgt, sowohl die Mission als die Kolonie überhaupt in Frage gestellt haben. Indessen besagt eine Zeitungsnachricht, daß der Streit durch Gefangennahme des Anstifters beigelegt sei.

Die am längsten auf diesem Felde arbeitende Gesellschaft, der American Board, hatte schon seit längerer Zeit auf den zwölf auf der genannten Karte angegebenen Stationen Gemeinden, deren Mitglieder im Ganzen sich bis gegen 500 mehrten, dann aber kamen Verringerungen vor, und es schien, als sei für eine Zeit der Höhepunkt erreicht gewesen.[2]) Im Durchschnitt ist nur ein geringes Maaß von Frömmigkeit in ihnen zu finden. Die meisten Glieder sind den Versuchungen zu leicht zugänglich. Alte Reste des Heidenthums sind immer noch bei ihnen vorhanden, der Aberglaube hat noch mächtigen Einfluß und selbst die Neigung zur Polygamie ist noch nicht ganz ausgerottet. Mehr Freude gewähren

[1]) Die öffentlichen Zustände sollen, Dank einer zu laxen Handhabung des Strafrechts, besonders gegen die Weißen, höchst bedenklich sein. „Wöchentlich hört man von Anfällen, die auf englische Frauen verübt werden 2c."

[2]) Nach dem so eben eintreffenden neuesten Berichte hat sich die Zahl wieder gehogen. Hierbei ist übrigens zu bemerken, daß diese Gesellschaft wie auch die folgende, nur die Kommunikanten unter den betr. Zahlen begreift.

die Schulen (unter denen auch ein paar höhere) mit mehr als 1000 Schülern, sowie auch die 5 ordinirten eingebornen Pastoren zur Hoffnung auf bessere Zeiten berechtigen.

Die Arbeit der Methodisten vertheilt sich auch hier wieder auf die Eingebornen und die Kolonisten. Zu den bereits auf der Karte angegebenen Stationen sind bisher York und Ladismith[1]) hinzugekommen, die sich wahrscheinlich nur auf den letzteren Theil der Bevölkerung beziehen. Die Berichte über die Arbeiten lauten verschieden. Die beiden jenseits der Grenze im freien Kaferlande gelegenen Stationen Emfundisweni und Palmerton sind zwar durch Krieg erschüttert, doch haben die dortigen Gemeinden trotzdem Zuwachs gehabt. Bei D'Urban hat sich diese Mission auch der aus Indien eingeführten Kulies angenommen. Leider wird die Arbeit dadurch gehindert, daß wohl die meisten derselben, wenn ihre Zeit abgelaufen ist, wieder in ihre Heimath zurückkehren. Bis jetzt zählt die aus ihnen gesammelte Gemeinde sechs Mitglieder. Im ganzen gehören 1700 Glieder zur Methodisten-Mission, wobei jedoch die Zahl der Eingebornen nicht angegeben ist.

Die Berliner Mission hat 1868 zwei neue Stationen angelegt. Königsberg (Empondo), westlich von New Castle am Fuße der Draken-Berge und Hoffenthal (Emuweni) nördlich von Emmaus in der Nähe der Gr. Tugela. Diese zählt bis jetzt 9, jene 16 Getaufte. Größere Gemeinden sind in Christianenburg (370 — fast die größte Kafergemeinde in Natal) und Emmaus (163) während auf Stendal und Emangweni bisher nur geringe sichtbare Erfolge erzielt wurden.

Auch die Hermannsburger müssen auf ihren zehn Stationen größtentheils noch immer auf Hoffnung arbeiten. Es ist eine schwere Geduldsprüfung, wenn einer dieser Missionare nun schon acht Jahre lang mit allem Fleiße predigt und kein einziger Kafer das Wort zu Herzen nehmen will. Doch tröstete ihn ein solcher selbst mit dem Gleichniß des Melis (Kaferkorn) das oft einen Monat lang in der Erde liege, ehe es keime. — Traurig ist's, wenn einem andern dieser schlichten Männer voller Selbstverleugnung von den Eingebornen gesagt wird: Ihr seid gar keine richtigen Lehrer; die aus Amerika kommen, sind die rechten. Die bauen große Häuser und machen große Geschenke. — Als neuere Stationen sind anzuführen: Elim, Marburg und Ebenezer in dem südlichsten Theile der Kolonie, Alfredia, sowie etwas nordöstlich von da: Rhantismos oder Isafa, an dem Flusse letzteres Namens.[2]) N. Hannover wird nicht mehr als Station aufgeführt. Die Gesammtzahl der Getauften betrug 322.

Die Mission der Ausbreitungs-Gesellschaft (Society for the Propagation of the Gospel) hat seit 1869 auf's Neue einen Halt an dem Bischof Macrorie, nachdem dem noch immer sich behauptenden Colenso seit 1863 die Aufsicht über dieselbe entzogen war. Der Letztere ist übrigens durch die Kolonial-Legislatur in dem Besitz des gesammten Kirchengutes bestätigt, wodurch auch die Mission in einigen Punkten betroffen zu sein scheint. So müßte z. B. Pinetown von dem Missionar der genannten Gesellschaft geräumt werden. Das Zerwürfniß überhaupt kann auf die letztere nur nachtheilig wirken. In wie weit Colenso selbst Heidenmission treibt, darüber liegen keine Angaben vor.

---

[1]) Dies scheint die officielle Schreibung des Namens zu sein.

[2]) Ueber die genauere Lage fehlen die Angaben. Die drei ersteren fallen wahrscheinlich jenseits der Randlinie der genannten Karte.



Es ist schon früher erwähnt, wie die oben genannte Gesellschaft Kolonial- und Heidenmission verbindet. Der Umfang der letzteren auf den zwölf Stationen (unter denen sich die früher nicht aufgeführten: Ladismith, Karkloß und Inanda befinden, während einige derselben jetzt fehlen) ist nicht ersichtlich. Doch dienen ausschließlich der Heidenmission Umkomanzi (Springvale) und Ladismith, wo der lange alleinstehende, mit wunderbarer Hingebung arbeitende, frühere Berliner, Illing, sich sammt seiner Heerde in den Schooß der anglikanischen Kirche begeben hat.

Ein anderer Einspänner, Rev. Allison, früher Methodist, hat sich mit seiner Gemeinde, deren Stamm aus bekehrten Swazi's besteht, welche ihm bei seiner Vertreibung aus jener Gegend gefolgt waren, an die schottische Freikirche angeschlossen. Seine Station liegt in der Nähe von Pieter Moritzburg.

Die norwegische Mission hat hier nur die eine Station Upomulo mit 103 Getauften incl. 55 Kinder.

Ueber die Mission der holländisch-reformirten Kirche liegen keine Quellen vor. Auch über die katholische Mission ist in den letzten Jahren nichts erwähnt.

3. Das Zululand.[1]) Mußten wir schon Natal als ein hartes Missionsfeld bezeichnen, so gilt dies in viel höherem Grade von dem benachbarten Zululande. Waren dort bei dem Schutze ja, selbst vielfachen Unterstützungen einer christlichen Obrigkeit die treuen Arbeiten der Missionare bisher nicht im Stande, die Hindernisse der Gleichgiltigkeit und der fleischlichen Gesinnung bei den Eingebornen in ausgedehnterem Maße zu überwinden, so noch weniger hier, wo ein heidnischer Despot aus Nützlichkeitsrücksichten zwar die Mission im Lande duldet, derselben aber fast alle Lebensadern unterbunden hat. Das ganze Zulvolk ist ein stets organisirtes Kriegesheer. Jeder Mann ist nur ein Sklave des Königs, resp. seiner Unterhäuptlinge. Die Abhängigkeit geht so weit, daß Niemand heirathen darf, es sei ihm denn vom Könige gegen Entrichtung einer Anzahl von Ochsen ein Weib zugewiesen. Jeder Ungehorsam wird auf's grausamste bestraft; ja jeder misliebige Mann kann von den Häuptlingen ohne Weiteres unter dem Vorwande der Hexerei aus dem Wege geschafft werden, um sein Eigenthum, von dem der König einen Antheil erhält, einzuziehen.

Diese wenigen Züge werden genügen, um die traurige Lage der Mission auf diesem Gebiete zu erklären. So lange der alte König Mpanda den Missionaren wegen der Vortheile, die sie ihm durch Einführung von Handwerkern 2c.

[1]) Vergl. Allgem. Miss.-Atl. II Nr. 15. Die kartographische Darstellung dieses Gebietes bedarf im Einzelnen noch vieler Berichtigungen, die sich erst nach weiterer Erforschung werden geben lassen. Hier sei nur bemerkt, daß der Lauf der Bloed R. ein gutes Stück nach Osten zu verlegen ist. Dieselbe fällt etwa unter dem a von Buffalo R. in den Umzinyati. Darnach ist die Lage von Utrecht weiter östlich zu setzen. Der Umvolosi mit seinen Nebenflüssen, sowie auch der obere Lauf des Umpongolo wird weiter südlich zu rücken sein. Der letztere geht etwa unter 27° 30' von Westen nach Osten, und wendet sich erst nach Durchbrechung des Bombo-Gebirges nach Norden. Bis in die Nähe des Letzteren bildet er die jetzige Grenze der Transvaal-Republik, die sich von da in nördlicher Richtung hinzieht, nachdem sie vorher dem Laufe der Bloed R. gefolgt war. Die ungefähre Lage der nachzutragenden Stationen ist unten angegeben. Diejenige norwegische Station, welche in der Nähe von Unodwengu liegt (aber nicht damit zusammenfällt), ist genauer als Emathlabatini zu bezeichnen. Früher wurde sie auch unter jenem Namen aufgeführt. Für Kwamakwaza wird durchgängig Kwamagwaza, für Ekhowe Ikhowe geschrieben.



gewährten, geneigt war, fanden sich wenigstens immer noch eine Anzahl Eingeborner, die bei jenen in Dienst traten und sich unterrichten ließen, sowie auch die Gottesdienste wohl von den in der Nähe der Stationen Wohnenden besucht wurden. Besonders aus den Ersteren sind denn kleine Gemeinden gesammelt worden. In neuerer Zeit, da Cetschwayo für den hochbejahrten Vater die Regentschaft führte, wurde die Lage der Missionare, obgleich aus Rücksicht auf die benachbarte brittische Kolonie nicht gefährdet, doch immer schwieriger. Das Volk zog sich von den Stationen mehr und mehr zurück, die Zahl derer, die sich auf denselben Arbeit zu nehmen bereit fanden, verminderte sich. Dabei fehlte es nicht an schmerzlichen Erfahrungen mit den bereits Getauften, so daß an manchen Orten die Gemeinden nicht nur nicht wuchsen, sondern zusammenschmolzen. — Wenn auch die Verhältnisse auf einigen Stationen sich etwas günstiger gestaltet haben, so werden obige Andeutungen doch auf den durchschnittlichen Zustand der Mission im Zululande zu treffen. Von verschiedenen Seiten wird zugegeben, daß es sich hier hauptsächlich darum handele, die einmal gewonnenen Posten für andere Zeiten zu halten.

Inzwischen sah man mit Besorgniß dem Ableben Mpandas entgegen. Dasselbe ist im vergangenen Jahre erfolgt, aber eine die Mission gefährdende Umwälzung ist mit demselben nicht eingetreten. Vielmehr hat sich Cetschwayo unter brittische Protektion begeben und hat seine Krönung seitens der Kolonial-Regierung von Natal vollziehen lassen. Dieser jedenfalls aus politischen Rücksichten gegen die sich immer weiter ausdehnenden Transvaalrepublik gethane Schritt wird für das Land nicht ohne wohlthätige Folgen sein. Unter den Bedingungen, unter welchen die Krönung erfolgte, ist auch ein Gesetz, durch welches das obenerwähnte Blutvergießen durch die Häuptlinge abgestellt wird und der König allein für die in jedem Falle nur nach gerichtlicher Untersuchung zu vollziehende Todesstrafe haftbar gemacht wird. Seinem Volke Glaubensfreiheit zu gewähren, lehnte Cetschwayo ab. Doch mußte er eine Bedingung annehmen, die wenigstens die äußere Existenz der Missionare sicher stellt.

Die norwegische Missionsgesellschaft, deren Missionar Schreuder seit einigen Jahren mit der Bischofswürde bekleidet ist, hat außer den sieben auf der genannten Karte angegebenen Stationen noch folgende drei: Emzinyati am Umzinyati, nicht weit von dem Blutfluß (Bloed R.), der Grenze von Transvaal. Kwahlabisa am schwarzen Umvolozi, etwas südlich von der Mündung der Umona. Umbomambi, östlich von Empageni, nahe der Seeküste. Auf diesen zehn Stationen befinden sich 126 Getaufte, darunter 93 Erwachsene.

Die Hermannsburger Mission besitzt im südlichen Theile des Zululandes die vier angegebenen Stationen, zu denen eine fünfte, Endhlonvini hinzugekommen, deren Lage nicht näher bezeichnet. Die Zahl der Getauften aus den Heiden beläuft sich auf 57. — Die nödlicheren Stationen sind ebenfalls auf fünf vermehrt, nämlich indem statt der früheren Endhlongana zwei andere, Ekuhlangeni und Esihlengeni aufgeführt werden. Ehlomohlomo ist jetzt die nördlichste Station im Zulureiche. In diesem ganzen Bezirke fanden sich nach dem letzten Berichte leider nur fünf Getaufte a. d. H. Die Durchschnittszahl der Hörer des göttlichen Wortes belief sich auf 54. — Endlich hat diese Mission noch weiter nördlich die drei Stationen Entombe, Enkombela und Lüneburg.[1]) Die

[1]) Die Lage des Ortes finde ich nicht angegeben.

Gegend gehörte früher mit zum Zulureiche, iſt aber bereits vor mehreren Jahren der Transvaalrepublik einverleibt worden. Da die Zulubevölkerung hier mit den Bauern nichts zu ſchaffen haben will, ſich auch allerlei „Pöbelsvolk“ anſammelt mit der Prätenſion Unterthanen des Zulukönigs zu ſein, ſo ſtehen die Verhältniſſe nicht günſtig. Die Gemeinden umfaſſen 47 Seelen, die Durchſchnittszahl der Kirchbeſucher wird auf 155 berechnet.

Die dritte Geſellſchaft, die auf dieſem Felde arbeitet, iſt die Ausbreitungsgeſellſchaft (S. P. G.) Zu den zwei älteren Nationen iſt eine dritte, Etaleni, fünf bis ſechs d. Meilen nordweſtlich von Kwamagwaza angelegt. Ueber die numeriſchen Erfolge der Arbeiten finden ſich in den Berichten keine vollſtändigen Angaben; doch iſt zu ſchließen, daß ſich hier ähnliche Zuſtände finden, wie auf den Stationen der andern Geſellſchaften.

Vor einigen Jahren hat dieſe Miſſion jedoch einen ganz beſonderen Anlauf genommen, indem in Verbindung mit derſelben, ein Biſchof für das Zululand, Swaziland und die Länder bis an dem Zambeſi angeſtellt wurde. Die zur Fundation des Sitzes nöthigen Mittel ſind durch Privatſammlungen aufgebracht worden. Der Biſchof hat für das Zululand zunächſt die Ausbildung Eingeborner zu Geiſtlichen (!) im Auge. Ferner iſt er ſofort ſeiner weiteren Aufgabe näher getreten, hat eine Reiſe ins Swaziland gemacht, und daſelbſt von dem jungen Könige die Erlaubniß erhalten, eine Station anzulegen. Er meint, er ſei der Erſte, der den Verſuch gemacht, dieſer ſtattlichen (fine) Nation das Evangelium zu bringen. Von Alliſons erfolgreichen Arbeiten, ſowie von Merensкys und Hardelands Reiſen ſcheint er alſo nichts zu wiſſen. Zur Gründung einer Station ſind denn wirklich zwei Miſſionare abgeſandt worden, die ſich angeblich 250 engl. Meilen grade nördlich von Kwamagwaza auf einer verlaſſenen europäiſchen Anſiedlung niedergelaſſen haben.

Aber der Biſchof hat weitere Pläne. Nicht blos das Swazi-Land ſoll baldigſt mit einer möglichſt großen Zahl eingeborner Arbeiter verſehen werden, indem, da es an eingebornen Diakonen fehlt, zunächſt die beſten Laien zu vorbereitender Arbeit aus den eingebornen Gemeinden ausgeſandt werden, ſondern ebenſo ſoll das tödtliche Fieberland der (Ama)tonga, aus dem faſt keiner der waghalſigen Händler oder Jäger, die es zu betreten verſuchten, zurückkommt, auf ähnliche Weiſe in Angriff genommen werden. Zu dieſem Zwecke ſollen auf den geſunden Abhängen des Bombo-Gebirges Stationen angelegt werden ꝛc. Die Zukunft der Evangeliſirung dieſer Länder wird ſich auf ein Zulu- und Swazi-Seminar ſtützen. Eine Kette von Stationen wird die fernen, nördlichen Länder mit dem Biſchofs-Sitz verbinden ꝛc.

Dieſe Luftſchlöſſer (man findet ſie Miss. Field 1872 pag. 107 ſowie in den Jahresberichten) ſind zu charakteriſtiſch als daß wir ihnen nicht hätten etwas mehr Raum gönnen ſollen. Eine Begeiſterung, die ſo wenig durch die oben angedeuteten Verhältniſſe abgekühlt werden konnte, mußte wohl eine glühende ſein. Jeder rechte Miſſionsfreund aber wird bei Erwägung jener Zuſtände und dieſer Pläne nicht umhin können, ein tiefes Kyrie eleiſon zu ſeufzen.

Nachtrag zu Südafrika.

Ueber die katholiſchen Miſſionen in Südafrika erfahren wir ſehr wenig. Die einzige Quelle darüber ſind die Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens,

welche in den letzten fünf Jahrgängen nur eine sehr allgemeine Statistik des apostol. Vikariats des westlichen Bezirks am Kap der guten Hoffnung enthalten, nachdem derselbe 7000 Katholiken und 12 Kirchen umfaßt. Von der speciellen Arbeit unter den Eingebornen wird nur die sehr erfolgreiche Mission unter den Basuto erwähnt, die sich der besondern Gunst Moschesch's erfreut haben soll. Sie gehört unter das apostol. Vikariat von Natal. Die Mission zu St. Michael in Natal wird nicht wieder erwähnt. Auch von dem dritten apostol. Vicariat von Grahamstown finden sich keine Nachrichten.

Die Kolhs in Ostindien und ihre Christianisirung.[1])

(Von Th. Jellinghaus, von 1865—1870 Missionar im Dienst der Goßnerschen Mission, jetzt Pastor in Rädnitz bei Crossen.)

II. Die Christianisirung der Kolhs.

(Fortsetzung.)

Es fingen 1857 nach dem Aufstande (Schatz und H. Batsch waren in Europa) nur 4 Missionare, von denen blos zwei ordinirt, das schwere Werk mit seinen großen Aufgaben der Ueberwachung und Leitung einer auf circa 200 deutschen Quadratmeilen in über hundert Dörfern sich ausbreitenden Christengemeinde wieder an. Man faßte jetzt den unglücklichen Entschluß keine neuen Stationen mehr an Orten zu errichten, wo kein europäischer Arzt sei, und wo keine Unterstützung von dort wohnenden Engländern für die von Berlin mangelhaft mit Geld bediente Mission zu erlangen sei. Man stellte sich also den Plan eine Provinz wie das eigentliche Chota Nagpur von circa 450 deutschen □Meilen und über eine Million Einwohnern von der einzigen Station Ranchi aus zu christianisiren und das ohne irgend welche etwas brauchbare und unterrichtete eingeborne Lehrer und Prediger in den nächsten zehn Jahren auch nur in Aussicht zu haben. So wuchs das Werk den Missionaren über den Kopf, ohne daß sie es selbst recht merkten, denn, anstatt ihre ganze Kraft auf die Pflege der sich so ausbreitenden Gemeinde zu beschränken, fingen sie an die Errichtung einer neuen Station für die Santals in der 16 Stunden nördlich entfernten großen Militärstation Hazaribagh ins Auge zu fassen und auch 1861 auszuführen. Govindpur dagegen, das mitten unter den eingebornen Christen in gesunder Gegend 12 Stunden südlich von Ranchi liegt, blieb aufgegeben. Das war ein schlimmer Fehler.

Auch die Leitung der Mission kam in keine bestimmte Ordnung. Von 1857—1858 war Schatz, der bisherige alleinige Leiter, in Europa. Ende 1859 schickten sich die beiden andern ordinirten Missionare Fr. Batsch und

[1]) Obgleich dieser Aufsatz länger geworden als ursprünglich berechnet war, so kann sich der Herausgeber zu größeren Kürzungen doch um so weniger entschließen, als denselben gerade die reichlich eingestreuten Reflexionen des Verfassers zum Opfer fallen müßten, von denen er glaubt, daß sie den Lesern von besonderem Werthe sind und speciell den Missionsleuten von Fach reiche missionsmethodische Ausbeute gewähren. D. H.

Brandt zur Reise nach Europa an. Kaum waren sie zurück, so verließ, unter bis jetzt nicht völlig aufgeklärten Verhältnissen, Schatz (Junggeselle) nach sechszehnjähriger Arbeit die Mission. Er reiste nach Europa, besuchte auch Prochnow in Berlin. Man suchte ihn zur Rückkehr zu bewegen, wozu er auch Bereitwilligkeit aussprach. Er erhielt aber die Kunde, daß von Ranchi aus gegen seine Rückkehr als eine moralisch unmögliche Sache protestirt sei. Darauf reiste er von Berlin ab und ist so seit 1861 spurlos, trotz aller Nachforschungen verschwunden. Der Lebensgang dieses begabten, aufopferungsvollen, religiös tief angelegten Missionars, eines Mannes von großen Vorzügen und großen Fehlern und einer leidenschaftlichen, sich oft gehen lassenden Natur, muß auf Jeden, der sich darin vertieft, einen tief melancholischen räthselhaften Eindruck machen. Die eingebornen Christen haben unendlich viel an ihm verloren. So viel ich auch über ihn die Christen habe reden hören, immer waren es Worte der Liebe und ehrfürchtiger Verehrung. „Er war ein guter Sahib, er konnte sehr zürnen, aber er liebte uns und sorgte für uns und scheute für uns Niemanden. Wäre er geblieben, er hätte die christliche Gemeinde nicht (sie dachten dabei besonders an die Jahre 1864—1868), so berauben, verwirren und niederfallen lassen.“ Seine Rückkehr war noch manches Jahr ihr sehnlicher Wunsch. Diese Liebe hat er sich aber durchaus nicht durch Geschenke an Christen &c. erworben, bettelhafte Seelen hätte er sich, wenn es sein mußte, mit dem Stock vom Leibe gehalten.

Das Curatorium in Berlin mußte nun nach Schatz's Abgang daran denken, einen anderen tüchtigen Missionar als Leiter an die Spitze zu stellen. Auf wen hätten sie anders ihre Augen richten können, als auf den schon 1840 von Goßner ausgesandten trefflichen, ebenso begabten, wie tieffrommen Missionar Sternberg. Derselbe war nicht allein ein durch seltene Begabung und Tüchtigkeit ausgezeichneter Theologe und Missionar, sondern auch ein tiefgegründeter, in vielen Geisteskämpfen bewährter Christ, von innigem Gebetsleben und klarem nüchternen Urtheil. Dazu kam, daß er, wie seine vortrefflichen gesegneten Traktate noch heute bezeugen, der Hindisprache in Wort und Schrift so mächtig war, wie es wohl Wenige vor ihm gewesen. In hingebender demüthiger Selbstverleugnung und brüderlicher Gemeinschaft hatte er mit den Goßnerschen Missionaren am Ganges alle Entbehrungen und Leiden als einer der Ersten getheilt ohne als Studirter irgend welche Vorrechte vor den andern zu beanspruchen. Gerade weil es Goßner's und auch des damaligen „Secretairs“, Dr. Prochnow, Grundsatz war, den Missionaren möglichst freien Spielraum zu geben und Alles ihrer Selbstverwaltung zu überlassen, mußten sie darauf bedacht sein, jetzt, nachdem Schatz unter so mysteriösen Gründen den Abschied genommen, einen Leiter an die Spitze zu stellen, der einer so schweren Stellung gewachsen war und ihr ganzes Vertrauen hatte.

Hätten die Missionare in Ranchi ihre eigene Lage und die ihrer Mission richtig erkannt und hätte ihnen die Wichtigkeit der Fortführung eines so schweren Werkes recht vor Augen gestanden und am Herzen gelegen, so hätten sie Gott von Herzen danken müssen, daß er ihnen Sternberg zum vorstehenden Bruder geschenkt. Aber sie nahmen diese Ernennung mit der größten Erbitterung und beleidigtem Stolze auf. Bald stand ihr Beschluß fest, sich ihr bis auf's Aeußerste zu widersetzen, ja, wenn es sein müsse, dem Curatorium allen Gehorsam zu

kündigen und sich im Besitze des Missionseigenthums und der Missionsgemeinde mit Hülfe der Engländer in Indien (die sie durch schiefe Berichte leicht auf ihre Seite gebracht hatten, und die überhaupt große Lust am Parteiergreifen für vermeintlich Unterdrückte haben), um jeden Preis zu erhalten. In dieser Gesinnung schrieben sie am 18. November 1861 wörtlich folgenden Brief (cf. Biene 1869 Nr. 10):

An das Goßnersche Missions-Comité, Herrn Minister Uhden, Dr. Büchsel, Thamm, Stiquet, Ferd. Uhden rc.

Hochgeehrteste Herren!

Auf Ihre durch Bruder Sternberg uns zugesandten Briefe vom 31. August, den Entschluß Ihrer Comité-Sitzung betreffend, erlauben wir uns, Ihnen im Folgenden unsern Conferenz-Beschluß mitzutheilen. Da das Werk zur Heidenbekehrung hier in Chota-Nagpore nur noch die einzige Mission ist, welche in Wahrheit und mit Recht die Goßnersche genannt werden kann, so liegt es uns um so mehr am Herzen, dieselbe im Geist und Sinne des alten Vaters fortzuführen, fest vertrauend wie bisher so auch ferner uns des reichen Segens Gottes darin zu erfreuen. In der Hoffnung, dieses nebst Gott auch durch Ihre Mitwirkung zu erzielen, trugen wir Ihnen auf Ihre Bitte vom 9. Juli 1859 „das ganze warme Herz im Vertrauen entgegen“ und haben in dieser Weise bisher mit Glaubensfreudigkeit beharrlich fortgearbeitet; doch Ihre Theilnahmlosigkeit, die Sie uns selbst bezeugen können, und Ihre Handlungsweise, wie dieselbe Ihr letzter Brief darstellt, sind der Art, daß wir Ihnen die schmerzliche aber bestimmte Erklärung machen müssen, von jetzt an unsere Verbindung mit Ihnen als gelöst anzusehen. Daß Sie hinsichtlich der Bestellung eines Missionars aus einer fremden Mission zum Leiter und Aufseher unsrer Mission, Ihren Comité-Beschluß, statt uns denselben zur Berathung vorzulegen, sogleich direct an den Bruder einsandten, damit er sich durch eigenhändige oder postliche Ueberreichung desselben vor uns autorisire, ist ein Verfahren, wie es nur durch Polizeibehörden in Ausführung gebracht werden kann. Sie haben unsern Conferenzbeschluß vom 4. Oktober 1858 in Händen, worin wir Ihnen sehr verständlich mittheilten, daß wir Ihre Anordnungen für unsere Mission nur im Wege der Berathfragung der darin arbeitenden Brüder acceptiren würden.

Das als den Willen des Herrn anzunehmen, worin Sie denselben zu erkennen glauben, können Sie weder von uns, noch von irgend Jemand erwarten. Und wenn Sie auf diesen losen Grund hin, den mit der Leitung und Führung unserer ganzen Mission von Ihnen beauftragten Bruder, als den uns „von Gott gesetzten Leiter und väterlichen Berather denominiren“, so gilt es, auf der Hut zu sein, um vor solcher Klippe bewahrt zu bleiben.

Daß Sie in Ihrem Briefe an Bruder Sternberg sagen: „Wir legen Ihnen die detaillirte Ausführung und Anordnung der Missionsangelegenheiten in Ihre Hände“ ist eine unerhörte Anmaßung; denn Sie können doch nur „legen“, wenn Sie zu „legen“ etwas haben. Aus eben demselben Grunde haben Sie auch kein Recht, „das zweckmäßigste und geeignetste Haus auf der Hauptstation mit den nöthigen Mobilien und Bequemlichkeiten dem Bruder Sternberg und Familie zu überlassen“, denn die Chota-Nagpore-Mission gehört uns, nicht Ihnen. Sie haben hier auf Ihre eigene Rechnung durchaus kein Haus, kein Gebäude, ja keinen Stall erbauen lassen. Auf dieses hin haben wir alle

Ihre Briefe an Bruder Sternberg zurückgesandt mit der Erklärung, die wir hiermit beilegen. Der Herr wolle uns Gnade und Kraft verleihen zu fernerem Wirken!"

Dem Missionar Sternberg hatten sie auch schon am 15. November 1861 in derselben unchristlichen und ungebildeten Weise geantwortet: „Wir, die unterzeichneten Missionare der Chota-Nagpore-Mission, stellen Dir hiermit die uns von Dir zugesandten Briefe des Comité des evangel. Missions-Vereins in Berlin mit dem einmüthigen Beschlusse zurück, daß wir Deine Bestallung für die hiesige Mission durchaus nicht anerkennen. Wir fühlen uns weder verbunden noch verpflichtet in weitere Unterhandlungen mit Dir einzugehen und erwarten auch keine Antwort auf diese unsere Erklärung. Da das Comité des evangelischen Missions-Vereins in Berlin hier über kein Haus zu verfügen hat und uns ebensowenig einen Bruder ohne unsern Willen zusenden kann, so thust Du am Besten, Dir die Kosten der Herreise zu ersparen, denn Du würdest keines unserer Häuser zum Empfange offen finden. Wir haben es in dieser Sache mit dem Comité allein zu thun und bedürfen Deiner Vermittlung nicht und werden sie nie anerkennen."

Missionar Sternberg schrieb über diesen Brief an einen Bruder am 4. Dezember 1861 folgende Worte: „Es kann freilich so nicht bleiben; wenn unser Comité sich dergleichen gefallen lassen kann, so hat es mit seinem Regiment ein Ende. Mich selber graut es nun auch noch mehr, zu solchen Brüdern hinzugehn, die mich so grob behandeln."

Der tiefere Grund zu diesem ganz unerhörten Auftreten gegen Sternberg kann kaum ein anderer gewesen sein als der, daß die Missionare voraussetzten, Sternberg werde die von ihnen begonnene Erwerbung und Vermehrung von Privat-Eigenthum, welche sie bei der unsicheren und pecuniären Lage der Mission aus allerdings nicht voreilig zu verwerfenden Gründen für die Sicherung der Zukunft ihrer Familien für nothwendig hielten, entschieden mißbilligen. Hätten sie andere, nur irgend haltbare Gründe gegen Sternberg gehabt, so würden sie dieselben doch wohl in ihrem Schreiben vorgebracht haben. So schraken sie vor dem Gedanken an die Errichtung einer Gegen-Mission aus so selbstsüchtigen Motiven schon damals nicht zurück und erbauten auf eigenem Grund und Boden neben der Missionsstation mit Missionskräften zwei schöne Wohnhäuser, um, falls das Curatorium sein Recht auf die Station durchsetzen sollte, von da aus die Gegenmission zu betreiben.

Es kam nun zu einer Verhandlung in Calcutta, die geführt wurde von den noch jetzt in England lebenden beiden Missionaren, Dr. Duff, Dr. Mullens, Oberst Hannington, Mr. Wylie und den Missionaren Sternberg und Brandt, von denen letzterer der Vertreter der opponirenden Missionare war. Diese Conferenz erklärte nun zwar, daß die opponirenden Missionare, rechtlich betrachtet, ganz im Unrecht seien und durchaus nicht das Besitzrecht des Curatoriums bestreiten dürften, aber sie forderten doch Sternberg auf, um des Friedens willen zurückzutreten, da die Missionare unter den Kolhs eine so große Abneigung gegen ihn hätten." Man beschloß, das Comité zu ersuchen, einen andern competenten Leiter von Deutschland aus zu senden!!!

Sternberg erklärte auch, er wolle gar nicht mehr in diese Stellung eintreten. Die Engländer in Ranchi schrieben noch unterm 1. Dezember 1862

einen Brief, indem sie ziemlich offen erklärten (was sie 1868 auch ausgeführt haben), sie würden die Missionare beim Ausbruch eines „Schisma", also der Errichtung einer Gegenmission, unterstützen.

Der Ausgang der Sache war der, daß das Curatorium, um die Mission überhaupt zu halten, genöthigt war, nachzugeben und so die Missionare ihren Willen gänzlich durchsetzten und eine vom Curatorio sehr unabhängige Stellung sich errangen. Aber so vollständig ihr augenblicklicher Sieg war, derselbe mußte doch auf die Dauer, wie alles mit Unrecht und ohne innere Berechtigung und Wahrheit Errungene, nicht nur zum Schaden der Mission, sondern auch zu ihrem eigenen Schaden ausschlagen.

Nur mit tiefer Wehmuth kann ein Geschichtsschreiber der Kolhsmission auf diesen traurigen Vorgang und seine verhängnißvollen Folgen blicken. Wie ganz anders wäre wohl die, so viele ungeläutert-natürliche Elemente in sich bergende, religiöse und sociale Bewegung der jungen Kolhschristengemeinde geleitet und in ein immer reineres Bett gelenkt worden, wenn der erfahrene, für Volksthümliches sehr viel Verständniß habende Sternberg mit seinem großen Eifer für Gottes Reich die Leitung derselben überkommen hätte. Wie ganz anders hätten die anderen Missionare dann ihre in vieler Beziehung tüchtigen Kräfte und Gaben auch neben ihm im Segen anwenden können, wie hätten sie damit gerade auch ihrer wahren Ehre gedient und sich einen Ehrenplatz unter den deutschen Missionaren erworben. Wäre Sternberg der Leiter geworden, dann hätte sogleich mit der Bildung eines Missionsseminars, das nun einmal durchaus auch schon in den Anfängen einen theologisch gebildeten Mann erfordert, begonnen werden können, und es hätte somit die Anlernung und Einlebung nachkommender junger studirter und unstudirter Missionare gar keine Schwierigkeit gehabt.

Man hätte sich doch voraussagen können, daß das wachsende Werk auf die Dauer theologisch gebildeter Kräfte nicht entbehren konnte. Ja man hatte sogar im Leichtsinn nicht widersprochen, als die Herren in Calcutta zu solcher Aussendung eines studirten competenten Leiters das Curatorium aufforderten! So kann man beim Blick auf den nun folgenden Gang der Ereignisse ohne Uebertreibung sagen, daß aus dieser leichtfertigen Abweisung Sternbergs die Katastrophe von 1868 eine naturnothwendige Folge gewesen ist, eine Folge, welche auf die ein oder andere Weise eintreten mußte, wenn nicht Gott durch Krankheit oder andere Zufälle die älteren Missionare früher vom Arbeitsfelde abrief. Es war seit 1862 die Kolhsmission ein kranker Organismus; es lag ein Bann auf ihr und Jeder, der in die Mission eingetreten ist, hat schwer unter dieser ihrer unsichern und unklaren Lage, ihren verwirrten und auf die Dauer unhaltbaren Verhältnissen, an dem in ihr herrschenden, furchtbaren, alles vergiftenden Mißtrauen zu leiden und zu seufzen gehabt. Am schwierigsten aber war seit jener Zurückweisung Sternbergs die Lage des jedesmaligen Inspectors und der jungen neueintretenden Theologen. Hätten die Letzteren gewußt, wie es eigentlich stand, wohl hätte dann jeder vor dem Besteigen eines so lecken Schiffes zurückgeschaudert. Aber Gott führet die Blinden, wo sie nicht hinwollen, wohin Er sie aber haben will, das muß wohl jeder Christ und auch jeder Missionar in seinem Leben so manchmal erfahren, und wohl uns, wenn wir uns dann nur immer demüthig und ergeben in dem Glauben stärken, daß es Gott ist und nicht wir, der uns auf den harten, Leib und Seel verschmachten machenden Posten gestellt hat.

So lag dieses große und wachsende Werk in der Hand weniger vom Cura-
ratorium sich sehr unabhängig fühlender Missionare. Nur drei von ihnen, F. u.
H. Batsch und Brandt waren ordinirt. H. Batsch hatte 1862 die von der wach-
senden Kolhschristengemeinde fern im Norden liegende Station Hazaribagh bezo-
gen, um von dort aus unter den Santals zu wirken und ist auch während dieser
ganzen Zeit bis 1870 hin nie in dem eigentlichen Chota Nagpur thätig gewesen.
Brandt war schon kränklich, mußte 1864 nach Europa reisen und starb auf dem in-
schen Ocean. Dies war ein zweiter schwerer Verlust für die Mission, de-
Alle, die Brandt persönlich gekannt, haben von ihm den Eindruck eines treu-
tieffrommen und gebetskräftigen Christen bekommen. Besonders hat sich Bra-
durch Belebung des Gesanges für immer um die junge Kolhschristengemei-
verdient gemacht.

Außerdem waren 1862 noch in der Mission zwei ohne Seminarvorberei-
von Goßner ausgesandte Handwerker, von denen der eine ein besonderes Ta-
sowohl beim Bau der Christuskirche als auch sonst an den Tag gelegt h-
Dazu kamen noch zwei ganz junge, aber mit guter Vorbildung eben heran-
kommene Brüder Flex und Onasch, von denen wieder Onasch schon 18-
nach Hazaribagh versetzt wurde, wo er blieb, bis er 1866 die Station Pur-
übernahm und im reichen Segen daselbst wirkte.

Schon hieraus geht hervor, daß es durchaus an Kräften gemangelt hat, um d-
stets wachsende auf ca. 150 deutschen Quadratmeilen zerstreut lebenden Christen-Ge-
meinden mit Wort und Sakrament zu bedienen, für sie Lehrer, Katechisten un-
Prediger auszubilden, den heranwachsenden Christenkindern Schulunterricht zu ver-
schaffen, die Kirchenzucht und Organisation in die Hand zu nehmen, besonders
aber den Taufunterricht von Tausenden, aus den verschiedensten Beweggründen
sich zur Taufe Meldenden zu überwachen und zu leiten, zuletzt noch für d-
Bedürfniß der Schule und Gemeinde nach guten Katechismen und Erbau-
büchern Sorge zu tragen. Es war ganz unmöglich, daß dieses Alles von d-
oben bezeichneten Kräften auch nur nothdürftig geleistet werden konnte. In Wir-
lichkeit aber hatte dies Alles und die ganze Verantwortlichkeit dafür Fr. Ba-
ganz allein in den Händen und glaubte auch Nichts aus den Händen lassen zu
dürfen. Die Folge war, daß, trotzdem er vom Morgen bis zum Abend in
vollster Thätigkeit war, dennoch die Hauptsachen gerade vernachlässigt wur-
Sollte aus der Mission etwas werden, so mußte vor Allem auf guten Sch-
unterricht gesehen werden, damit durch denselben brauchbare Lehrer und Katechisten
herangebildet würden. Da nun aber keine europäischen Kräfte da waren,
mußte der Unterricht der Knaben und Mädchen in der Kostschule zu Ranchi fast
ganz den sehr wenig vorgebildeten eingebornen Lehrern anvertraut werden. Im
Jahre 1862 übernahm Flex die erste Klasse und die Leitung der Schule mit
treuem Eifer. Er brachte auch die Schule etwas in Zug und legte den Grund
zu mancher guten Einrichtung in derselben. Aber als seine Arbeit eben begann
war guten Erfolg zu versprechen, sah er sich dadurch, daß sein Verhältniß zu
F. Batsch unerträglich geworden und er jeder Hoffnung beraubt war, am Cura-
torium noch eine Stütze zu finden, 1864 zu seinem Schmerze genöthigt, die
ganze Mission zu verlassen. Wie wenig man ein Gefühl von diesem neuen
Verlust hatte, und wie leicht man es mit der durch den Mangel an Arbeitern
bedrohten Zukunft der Kolhsmission nahm, geht schon aus dem Umstand hervor,

daß F. Batsch in der Biene schrieb: „Die Mission hat hiervon keinen Verlust, am wenigsten die Schule. Es schien anfangs, als sollte er einschlagen, doch war es Strohfeuer 2c."

Die Kostschule leistete nun auch besonders für's praktische Leben so wenig, daß mehrere christliche Kolhs mit bedeutendem Kostenaufwande ihre Söhne in die religionslose englische Regierungsschule in Ranchi schickten. Sie sagten, ihre Kinder in der Missionsschule hätten nicht einmal eine Quittung schreiben gelernt und wüßten zu wenig, um ihnen in solchen und ähnlichen für sie so wichtigen Angelegenheiten eine Hilfe zu sein.

Im Jahre 1865 kam Pastor Paul Struve, ein tüchtig gebildeter Theologe, der sein Pfarramt in Schlesien verlassen hatte, in die Mission. Anstatt daß er in Ranchi mit der Leitung der Schule und des aus ihr zu bildenden Seminars als seiner ersten Arbeit betraut wurde, schickte man ihn auf die Station Purulia, auf der er nicht das in Ranchi gebrauchte Hindi, sondern Bengali zu lernen hatte. Es waren theils mit ihm, theils kurz vor ihm noch fünf andere neue Missionare hinausgesandt. Zwei von diesen kamen auch schon 1865 in ein solches Verhältniß zu den ältern Missionaren, daß sie die Mission verließen. Sie wurden von den Baptisten aufgenommen und gründeten mit ihrer Hilfe in Ebenezer unter den nördlicher wohnenden Santals eine bisher sehr gesegnete Mission, die auch eine der fruchtbringendsten Indiens zu werden verspricht. Es wurden beispielsweise im Jahre 1873 wieder 220 Erwachsene von ihnen getauft.

In Folge dieses Austrittes erklärte sich Struve nach Aufforderung der Conferenz in Ranchi bereit, die durch Ankauf eines Hauses eben in bestimmte Aussicht genommene Station Chaibasa zu beziehen und zu begründen. Leider starb er schon am 20. August 1866 daselbst in Folge zu großer Anstrengung, an den Nachwirkungen eines Choloraanfalles. Im Anfang des Jahres 1867 übernahm Schreiber dieses den Unterricht in der ersten, aus Knaben von 15 bis 19 Jahren zusammengesetzten Knabenklasse in Ranchi, in der sich allmälig eine Zahl von so gut vorbereiteten Knaben gesammelt, daß man sie mit einigem Rechte eine Seminarklasse nennen konnte. Bis zur Spaltung im November 1868 ist dieser Unterricht an der Schule mit Ausnahme von Morgenandachten und Nachmittagspredigten meine einzige Arbeit gewesen, und ich muß sagen, zugleich mein liebster Wirkungskreis, den ich je noch bisher in meinem Leben gehabt. Ich unterrichtete im Katechismus, in Einleitung in das N. T., in Kirchengeschichte, in Auslegung des Römerbriefes und der epistolischen Perikopen, indem ich für jedes Fach ein Heft ausarbeitete, welches ich den Knaben dictirte.[1])

[1]) Es sind in der von fast 100 Millionen Menschen verstandenen Hindisprache bisher eigentlich nur kleinere und größere den Hinduismus geschickt und ungeschickt unter das kritische Messer nehmende und die christliche Lehre anpreisende Missionsschriften erschienen, aber fast gar keine christlichen Schriften zur Belehrung und Erbauung der christlichen Gemeindeglieder und der eingebornen Lehrer gedruckt worden. Die englischen Missionen lehrten bisher in ihren zur Ausbildung eingeborner Lehrer und Prediger bestimmten Missionsschulen fast durchgängig in englischer Sprache und gaben dann den eingebornen Helfern zu ihrer Vorbereitung englische, religiöse Hülfsbücher in die Hände. Dieser Uebelstand hat sehr dazu beigetragen, die eingebornen Lehrer und Katechisten zu entnationalisiren und die Lehr- und Predigtweise derselben wo möglich noch abstracter und unverständlicher zu machen, als die der europäischen Missionare. Es kommt dieser Mangel an Erbauungsbüchern im Hindi allerdings auch daher, daß die englischen Missionen bisher nicht genug Christen zählten, unter denen ein gutes christliches Buch Abgang finden

Immer habe ich mich von Neuem gefreut über das gute Betragen und den frommen, für religiöse Wahrheiten offenen Sinn und oft scharfsinnigen Geist, den die Schüler zeigten. In der ganzen Zeit bin ich nie genöthigt gewesen, anders als mit Worten zu strafen. Nie legten die Knaben der Kostschule sich Abends nieder, ohne aus dem Herzen auf ihren Knieen gebetet zu haben, und in Krankheit beteten sie treu über ihren kranken Kameraden. Kein einziger Fall von Versündigung gegen das 6. Gebot kam vor. In dem mehr wissenschaftlichen Unterricht in der Seminarklasse habe ich zu meiner Freude gesehen, daß Alles, was man selbst klar erkannt und gedacht hat, auch im Hindi sich verständlich lehren läßt und von den Kolhsknaben begriffen wird. Wo es mir nicht gelingen wollte, einen theologischen Gedanken ihnen klar zu machen, da habe ich immer gefunden, daß es sich um einen außerbiblischen, in sich nicht ganz klaren philosophischen Begriff und Ausdruck der europäischen Sprach- und Denk-Weise handelte. Wenn ich oft zur Vorsicht einen schwierigeren Gedanken erst zur Vorbereitung dem am tüchtigsten gebildeten eingebornen Lehrer in meinem Hause vortrug und dann fragte: „Werden sie es auch wohl verstehen können?“ antwortete er: „Warum nicht? Sie sind ja Menschen!“ Die Kolhsknaben haben ebensoviel Anlagen, tiefere christliche Wahrheiten zu verstehen, wie deutsche Knaben; ja oft wollte es mir scheinen, als faßten sie manche religiöse Wahrheiten rascher und unmittelbarer als die meisten europäischen Kinder. Das ist eine glaubenstärkende Herzensfreude, zu sehen, wie die Kinder dieses seit Jahrtausenden vom Heidenthum umnachteten Volkes für die Tiefen der christlichen Offenbarung so viel Sinn und Gefühl zeigen, das man selbst fühlt: ja das Evangelium ist für alle Menschenherzen und beweist sich als eine ihrem tiefsten Bedürfniß entsprechende Gotteskraft. Wie könnte es das, wenn es, wie der moderne Unglaube glauben machen will, nur das Product bestimmter Zeit-, Cultur- und Religions-Verhältnisse wäre?

Obwohl diese durchschnittlich 60 bis 70 Knaben und 30 bis 40 Mädchen zählende Kostschule in Ranchi nicht immer so bedient wurde, um namentlich tüchtige Lehrer und Katechisten heranzubilden, so ist sie doch immer noch das wirksamste Mittel zur Verbreitung christlicher Erkenntniß in der Kolhschristengemeinde gewesen. Die Knaben und Mädchen lernten in einem Jahr nothdürftig lesen und schreiben und besonders, was, so lange die Mundari- und Urao-Sprache nicht im Gottesdienst angewendet wurde, von doppelt hoher Wichtigkeit war, fertig Hindi sprechen. Wenn sie nach zwei bis drei Jahren die Schule verließen, so kamen sie aus der christlichen Luft der Schule als gebildete und sehr oft auch für ihr Wissen um den christlichen Glauben begeisterte kleine Missionare ins Dorf zurück. Bald übernahmen sie es, in den Gottesdiensten und Andachten die Bibel vorzulesen und die „neuen Christen“ in ihrer freien Zeit zu unterrichten. Die heidnische Jugend des Dorfes fühlte sich zu ihnen hingezogen und lernte von ihnen buchstabiren und lesen und „christliche Weisheit.“ So brachten sie dann oft nach ein oder zwei Jahren drei bis vier Knaben (besonders oft arme Waisenknaben, weil diese mehr freie Disposition über sich selbst hatten, als die jungen Söhne begüterter heidnischer Eltern), die sie „zum Herrn gezogen hatten.“ Nach meinen Beobachtungen hatten Knaben, die 2—3 Jahre die Kostschule besucht hatten, mehr missionirende Kraft

konnte. Darum aber ist die Chota-Napur-Mission so wichtig für das ganze Völkergebiet des Hindi, weil hier eine größere Gemeinde heranwächst, die einer positiv aufbauenden christlichen Literatur immer mehr bedarf und dieselbe mit Freuden benutzt.

und Geist als solche, die fünf bis sechs Jahre in der Schule gewesen. Der Grund dafür scheint mir darin zu liegen, daß die Letzteren, (obwohl vielleicht ebenso fromm, ja frömmer, und viel tüchtiger im christlichen Wissen), zu klug und zu abstract für die Kinder des heidnischen Dorfes geworden waren. Ein unverhältnißmäßig höherer Bildungsstand mehrt nicht, sondern verringert in vielen Verhältnissen die Ueberzeugungskraft und den persönlichen Einfluß auf ganz Ungebildete.

Während etwa 1/15 der schulfähigen Christenkinder in dieser Kostschule in Ranchi einen guten Unterricht erhielten, leisteten die sechs bis sieben errichteten Dorf-Schulen, vor Allem wegen der für dieselben ungünstigen Arbeitsverhältnisse im Dorfe, theils auch wegen Mangels an Aufsicht, sehr wenig und an vielen Kindern so gut wie gar nichts. Mehrere der jungen Lehrer kamen, ganz sich selbst überlassen, auf böse Wege und richteten eher Unheil wie Heil unter der Jugend uud den Erwachsenen an.

Sehr mangelhaft war es auch mit den Katechisten bestellt. Sie hatten die Aufgabe den Tauf- und Confirmationsunterrichts und die Predigt an die Heiden und Christen zu pflegen. Thatsächlich aber waren sie ein Mittelding zwischen Missionsreisepredigern und Missionarsboten. Schatz hatte die Heranbildung solcher Leute von Anfang an sehr vernachlässigt. Der erste wurde erst im Jahre 1856 in Dienst angenommen. Nach 1862, als man definitiv zu dem Entschlusse gekommen war, keine Außenstationen zu errichten, sondern Alles von Ranchi aus durch Eingeborne zu leiten, wurden mehrere angenommen, so daß ihre Zahl bis 1868 auf über 20 stieg. Es waren dies junge Leute, von denen nur wenige die Schule besucht, die meisten aber ohne Schule sich nur ein klein wenig im Lesen geübt hatten und etwas religiösen Sinn und Erkenntniß zu zeigen schienen. Diese Leute wurden nun einige Wochen, im besten Falle einige Monate, noch im Lesen und Schreiben und in der biblischen Geschichte unterrichtet und dann schon wegen der stets drängenden Arbeit zum Unterricht der Taufcandidaten, zu Predigtreisen in die entfernten Christen-Dörfer und besonders zur Einziehung von Erkundigungen über die Zustände und Vorgänge in denselben gebraucht. Aus dem Nachunterricht, den sie in der Regenzeit erhielten, und ihrem eignen Weiterlernen wurde meist nicht viel. So waren diese jungen Leute von 1861—1868 die Handlanger des Missionars, durch die fast Alles über die zerstreuten Christengemeinden erforscht und dann auch wieder durch sie aus der Ferne geordnet werden mußte. Wie wir jüngeren Missionare 1868 zu unserm Erstaunen sahen, war ihr moralischer Einfluß und ihre Autorität bei den Gemeinden mit Ausnahme etwa des Falles, daß sie Söhne oder Neffen von angesehenen Familienhäuptern oder Aeltesten waren, sehr gering.

Die Christen sahen diese Katechisten in vielen Fällen nur für besoldete Boten der Missionare an, und da einige von ihnen mehr Lust zum Schmarotzen als zum treuen Unterweisen im Christenthum zeigten und nach schnödem Gewinn geizig waren, so kamen sie vielfach in Mißcredit und Verachtung. Wir jüngeren Missionare haben uns deshalb die Lehre aus diesen Erfahrungen genommen, daß solche vom Missionar besoldete Katechisten oder Evangelisten zwar unentbehrlich für den Missionar in allen seinen Arbeiten und besonders beim Taufunterricht sind, aber daß sie nur dann etwas Gutes leisten können, wenn sie unter steter Aufsicht und Belehrung des Missionars und im nahen persönlichen

Verkehr mit ihm stehen. Aber auch der beste Katechist ist in den Augen der Christen und Heiden immer ein Diener der Missionare und nicht so sehr ein persönlicher Zeuge des christlichen Glaubens, derselbe wird auch niemals als der völlig berechtigte und freie Vertreter der Wünsche und Gedanken der Christengemeinde angesehen werden können.

Es gehört viel Sanftmuth und Herablassung von Seiten des Missionars dazu, um diese Katechisten überhaupt dahin zu bringen, daß sie ihre eigne Meinung sich bilden und dem Missionar gegenüber vertreten und hegen. Wie oft hat mich auf die Bitte um offenes Aussprechen ihres Urtheils die Antwort: „Wenn Sie es nicht wissen, was soll ich wissen?" oder: „Sie haben zu sagen, Sie wissen es am besten" in eine wehmüthige Verlegenheit gebracht. Doch mußte man sich freuen, daß das sonstige Verhältniß zwischen den Katechisten und Missionaren ein herzliches und im Ganzen nichts von dem tiefen Mißtrauen zu spüren war, über das von den englischen Missionaren und von den eingebornen Katechisten aus den Hindus besonders in den letzten zehn Jahren oft so bitter geklagt worden ist, das auch gewiß mit ein Grund des geringen Fortschrittes des Christenthums unter den Hindus ist.

Man fühlte von Seiten der Missionare, daß etwas für bessere Schulen und Katechisten geschehen müsse, aber anstatt vor allen an Gewinnung von Lehrkräften hierfür zu denken, baute man 1865—1868 ein prachtvolles über 10,000 Thaler kostendes Seminar und ein nicht viel billigeres großes Boarding-Schulhaus.[1])

Das Bereisen der christlichen Dörfer von Seiten der Missionare unterblieb in den Jahren 1862—1868 so gut wie ganz. Auch wenn die traurigsten Dinge, wie Beraubung, Schlägerei rc. vorkamen und die Sache so schlimm wurde, daß englische Beamte selbst persönlich in die Christendörfer reisten, ließ sich doch kein Missionar bei den Christen sehen, wie sehr diese auch oft darum baten.

So, sich ziemlich selbst überlassen, mehrte sich dennoch die Zahl der Christen auch nach den blutigen Schlägereien von 1859 fortwährend in allen Dörfern und Gauen. Die Motive des Uebertritts in diesen Jahren waren dieselben wie früher, Gebetserhörungen der Christen, wunderbare Träume, Sehnsucht nach Freiheit vom Dämonendienst, Verlangen nach Weisheit und Licht, verwandtschaftliche Verhältnisse zu Christen, Hoffnung als Christen in den Landstreitigkeiten und Prozessen besser durchzukommen rc. Eine hervorragende Persönlichkeit, die in dieser und der späteren Zeit sehr viele zum Christenthum gezogen, war Paulus Russua von Kurmul. Er wurde Christ in Folge einer Gebetserhörung, nachdem er früher schon mehrmals von Jesu gehört, aber sich bisher geweigert hatte, an Ihn zu glauben. Als er nämlich 1857 in den Händen von Räubern nichts als Tod

[1]) Diese Baulust ist übrigens nicht nur in Ranchi, sondern überhaupt in den verschiedensten Missionen ein psychologisch leicht erklärbarer Irrweg der Missionare gewesen. Sie wirkt aber entschieden schädlich auf die jungen Christengemeinden, denn sie kommen dadurch auf den Gedanken, daß die Mission doch sehr reich sein müsse, und unversiechbare Schätze habe, alle eingebornen Lehrer zu besolden rc. Durch diesen falschen Eindruck kommen sie dann auch nie recht ernstlich auf den Gedanken, daß es eigentlich die Pflicht aller eingebornen Christengemeinden sei, sich selbst zu versorgen. Ueberhaupt wird es den eingebornen Christen viel zu wenig und meist gar nicht klar gemacht, daß die Missionsgelder Liebesopfer von der Mehrzahl nach nicht reichen, sondern oft armen, aber für das Seelenheil der Heiden aus Liebe besorgten Christenleuten sind.

vor Augen sah, fiel er in seiner Angst auf die Kniee und rief Jesum an. Da flohen die Räuber, denn sie sprachen: „Er ruft Singbonga an, laßt ihn". Seit der Zeit hat er in allen möglichen Leiden, Schlägen und Gefängnissen mit fester Treue zum Herrn gestanden und mit seinen von ihm bekehrten Freunden wohl 2000—3000 Seelen zum Christenthum gezogen. Er ist ein Mann von großem Muth und der den Hindostanern dabei eigenen Sanftmuth, Kindlichkeit und Liebenswürdigkeit, obwohl von geringer Kenntniß im Lesen und der biblischen Geschichte. In seinem Denken, Fühlen Reden und Gebeten thut sich eine große Liebe zu den christlichen und heidnischen Kolhsbrüdern und ein lebendiges Interesse an ihrer Befreihung von dem Dämonendienst und von der Hinduunterdrückung kund, was ihn aber nicht hindert, auch Hindus mit brüderlicher Freundlichkeit das Evangelium auf seinen großen ganz aus eigenem Antriebe unternommenen Predigtreisen zu verkündigen.

So blieb die christliche Gemeinde durch den in ihr lebenden, frischen, erobernden Missionsgeist trotz aller ihrer Schwächen, auch nachdem sich die Gunst der englischen Regierung in oft offenbare Ungunst und Mißtrauen verwandelt, in stetem Wachsen. Wir geben, um dies etwas zu veranschaulichen, die Zahlen der in den einzelnen Jahren Getauften nach den Berichten der Biene. Im Jahre 1862 wurden erwachsene Heiden mit ihren Kindern und Christenkinder 814 getauft (die Zahl der seit 1845 Getauften bis damals betrug 2689), 1863: 1296, 1864: 2100, 1865: 1791, 1866: 1001, 1867: 1144, 1868 ca. 800, so daß sich 1868 die Gesammtzahl der Getauften etwa auf 10,000 belief.

Ein Jeder sieht, daß zur Taufe von so vielen Tausenden in so wenigen Jahren ein oder zwei ordinirte Missionare mit den oben geschilderten schwachen Katechisten durchaus ungenügend waren. Oft wurden in zwei bis drei Tagen 300—500 Personen examinirt und getauft. Dazu machte sich der Uebelstand, daß die Mehrzahl der Getauften, nur sehr wenig oder gar kein Hindi verstand, und dennoch die Sprache des Gottesdienstes und des christlichen Unterrichts ausschließlich Hindi war, auch die Missionare die Urao- oder Mundari-Sprache nicht gelernt hatten, immer mehr geltend. Das Christenthum hatte sich nämlich von 1860 an sehr wenig oder gar nicht in den Dörfern im Umkreis von drei deutschen Meilen von Ranchi, dagegen immer mehr 10—20 Stunden südlich von Ranchi, besonders in den Stockmundarigegenden verbreitet. Diese armen Leute verstanden nichts von der Predigt der Missionare. Als die ersten Inquirer aus der Gegend der jetzigen Station Patrasburj zum ersten Male nach Ranchi in die Kirche gewandert waren und nun bei ihrer Rückkehr gefragt wurden, was denn der Padri Saheb (der Missionar) gesagt habe, da antworteten sie: „Der Padri Saheb hat die Teufel tüchtig ausgeschimpft, damit sie von uns weichen und uns in Ruhe lassen." Diese Leute wurden nun im Hindi unterrichtet und ihnen auch in keiner andern Sprache als im Hindi vorgebetet. Viele der Katechisten waren noch dazu Urao-Christen, die kein Mundari verstanden. Es ist dabei allerdings wunderbar, wie rasch Manche der etwas Klügern frei aus dem Herzen auch im Hindi beten lernten, aber die armen Frauen und Alten in der Kolhsgemeinde konnten dies Beten in Hindi doch ganz unmöglich so lernen.[1])

[1]) Als wir nach der Spaltung von 1868 sie aufforderten in Mundari zu beten, meinten sie, das ginge nicht, und unsere Mundari-Katechisten mußten sich in dem Beten in ihrer Muttersprache erst selbst etwas einüben, ehe sie das Mundari in den Andachten als Gebetssprache anwenden lernten. Nur ganz vereinzelt, weniger als die Missionare selbst es geglaubt, war im Mundari gebetet.

Bei so großen Schwierigkeiten, welche den jungen Christen in der Erlernung der christlichen Wahrheit entgegenstanden, muß man sich doch freuen und wundern, daß eine nicht unbedeutende Zahl jüngerer und älterer Männer, ohne jeden eigentlichen Unterricht, bloß nachdem ihnen die Buchstaben gezeigt waren, anfingen selbst lesen zu lernen, erst den kleinen Katechismus, und dann das Neue Testament. Wenn man sie dann fragte: „Wer hat dich das gelehrt?" so antworteten sie kindlich vergnügt: „Der heilige Geist." Der ebengenannte kleine Katechismus bestand aus den zehn Geboten nach reformirter Zählung, daran reihten sich sechs zum Glauben an Christum überleitende Fragen und Antworten, daran Glaube und Vaterunser ohne alle Erklärung. Es folgte das vierte und fünfte Hauptstück in wörtlicher oft unverständlicher Uebersetzung van Luthers Katechismus, zum Schluß noch zehn bis zwanzig Bibelsprüche.[1])

(Fortsetzung folgt.)

Die Bedeutung der japanischen Reformbewegung für die Mission.[2])

(Vom Herausgeber).

Während politische, kirchliche und sociale Ereignisse von der höchsten weltgeschichtlichen Bedeutung in Europa eine neue Zeit zu introduciren begonnen haben, hat sich zum Staunen der civilisirten Welt auch in einem *asiatischen* Reiche, das bis dahin kaum eine dieses Namens werthe Geschichte durchlebt und gegen fremde Nationen eine hartnäckige Abschließungspolitik befolgt hat, eine kulturgeschichtliche Bewegung Bahn gebrochen, die sowol hinsichtlich der Energie, mit der sie ins Werk gesetzt wird wie des Umfangs, den sie bereits angenommen

[1]) Ich weiß nicht, ob die wörtlichen Uebersetzungen in allen Missionen so viel gebraucht werden, wie z. B. in der anglicanisch-bischöflichen Mission in Indien, aber ich halte es für einen schlimmen Mißgriff, unsere aus ganz anderen Verhältnissen herausgeborenen Katechismen und Liturgien mit ihren vielfach außerbiblischen, europäisch-philosophischen Wortbildungen und Gedankenverbindungen in *wörtlicher* Uebersetzung den jungen Christengemeinden zur geistlichen Nahrung zugeben. Das kann einer selbständigen Aneignung nur schädlich sein und führt dahin, die europäischen Unterschiede und Gegensätze der evangelischen Denominationen (die bei uns wenigstens ihren historischen Grund und theilweise Berechtigung haben) in der heranwachsenden indischen Christenheit zu verewigen und so der Missionskraft dem Einheits- und Siegesgefühle der jungen Christengemeinde großen Schaden und Hinderniß zu bereiten. Lehre jede Denomination die Wahrheit des Evangeliums in der ganzen Fülle, in der sie von ihr erkannt ist, aber hüte sich für ein ganz anders geartetes Volk ihre Formen und begrifflichen Distinktionen wörtlich zu copiren und zu stabilisiren.

[2]) Dieser Aufsatz war ursprünglich als Einleitung zu einem größeren geschichtlichen Artikel: „*Japan und die Mission*" geschrieben und für die Aufnahme in die *erste* Nummer der Allg. M. Z. bestimmt. Motive redactioneller Art veranlaßten damals seine Zurückstellung und wenn er jetzt in unwesentlich veränderter Gestalt als eine Abhandlung für sich erscheint, so hat das darin seinen Grund, daß der Verleger den einmal stehenden Satz gern verwendet haben und der Herausgeber erst die ihm reichlich zugegangenen Beiträge verehrter Mitarbeiter zum Abdruck bringen möchte, ehe er seiner Geschichte der japanischen Mission älteren und jüngeren Datums Aufnahme gewährt.

und der Erfolge, deren sie sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu rühmen hat, ihres Gleichen kaum finden dürfte in der Geschichte aller Völker der Erde.

Auch in den weltgeschichtlichen Entwickelungen hat Gott seine Weile und Eile. Nach einer längeren Periode verhältnißmäßigen Stagnirens sind wir wieder in eine Epoche eingetreten, die als eine „Stunde" Gottes bezeichnet werden darf, auf welche das Wort Anwendung findet: „Ein Tag ist vor dem HErrn wie tausend Jahre." Und zwar scheint es, als ob dies Mal auch die außereuropäische Welt an dieser Eile participiren solle. Es ist eine charakteristische Signatur der modernen Geschichte, daß sie je länger je mehr wirklich Universal-Geschichte wird. Mit gewaltiger Kraft durchbricht der sich immer mehr ausdehnende Weltverkehr in jedem Jahre an neuen Stellen die Dämme, innerhalb welcher der Strom der Weltgeschichte bis dahin seinen Verlauf gehabt, auch diejenigen Länder mit seinen Wellen bespülend, die durch ihre Abgelegenheit und Abgeschlossenheit so lange unberührt von ihm geblieben sind. Es öffnet sich ein Theil der fernen Völkerwelt nach dem andern und nicht dem Handel, der Politik und der Wissenschaft allein, sondern auch dem Evangelio Christi, das im eigentlichsten Sinne des Worts seine Weltmission auszurichten durch diesen Weltverkehr immer mehr in die Lage gesetzt wird.

Es ist ein Geheimniß der göttlichen Weltregierung, daß dieser Weltverkehr erst eingetreten ist zu einer Zeit, in welcher der christianisirte Theil der Völkerwelt es zu einer solchen Culturhöhe gebracht hat, daß die nichtchristlichen Völker außer Stande sind mit ihr zu rivalisiren und ihrer Suprematie sich dauernd zu entziehen. Es bleibt ihnen nun keine Zeit aus sich selbst heraus eine eigenthümliche culturgeschichtliche Entwicklung zu erzeugen, sondern wo sie mit den Trägern der Cultur in intimere Beziehung treten, müssen sie mehr oder weniger unvermittelt sich aneignen, was ihnen zugebracht wird, wenn sie überhaupt aus ihrer untergeordneten Stellung heraustreten wollen. Man kann angesichts mancher Nachtheile, die sie in ihrem Gefolge hat, diese Thatsache beklagen, aber leugnen kann man sie nicht. Es ist dieses Ortes auch nicht unsre Absicht sie durch eine geschichtsphilosophische Betrachtung des weiteren zu beleuchten resp. zu erklären, wir setzen sie nur in Zusammenhang mit der oben ausgesprochenen Behauptung, daß auch für die nichtchristlichcivilisirte Welt eine Epoche des Eilens im Anbruch zu sein scheine.

Zunächst liegt es offen zu Tage, daß inmitten derjenigen Nationen, welche die Hauptträger des heutigen Culturlebens sind, innerhalb kurzer Zeiträume jetzt weit mehr Geschichte sich abspielt als früher im Laufe langer Perioden, daß auf allen Gebieten die Entwicklung rapide Fortschritte macht und die gute sowohl wie die böse Saat mit schnelleren Schritten ihrer Reife entgegeneilt. Ebenso unleugbar ist es, daß bei den meisten der nichtchristlichen Völker ihre innernationale geschichtliche Entwicklung wesentlich den Charakter des Stillstandes getragen hat oder mit der Schrift zu reden, daß „tausend Jahre bei ihnen gewesen sind wie Ein Tag". Was Wunder also, wenn jetzt, da unser Culturleben sich unter sie ergießt wie ein reißender Strom, sie participiren an der Eile, welche unsre Entwicklung charakterisirt und ihre Geschichte erst recht wie in Sprüngen geht!

Statt diese Betrachtungen indeß weiter zu verfolgen — so wichtig sie auch für die Missionsarbeiten in der Gegenwart wie für die Missionshoffnungen bezüglich der Zukunft sind und so sehr sie immer als „Zeichen der Zeit"

zur Orientirung an der Weltuhr dienen — wenden wir sie vielmehr auf die Reformbewegung in Japan an, dieselbe dadurch unter einen großen weltgeschichtlichen Gesichtspunkt stellend. Eine gründliche Geschichtsbetrachtung weist allerdings eine Reihe einzelner völkerpsychologischer Momente auf, welche die ebenso plötzliche als großartige Umwälzung begreiflich zu machen suchen, durch die jetzt das japanische Inselreich eine so hervorragende Rolle spielt, doch wird dadurch allein die weittragende Bedeutung dieser Rolle noch nicht in das volle Licht gesetzt.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die japanische Reformbewegung, obgleich von dem Staatsoberhaupte selbst in Scene gesetzt und geleitet, einen etwas gewaltsamen, revolutionären Character trägt und in einer unpädagogischen und vielfach ungesunden Weise überstürzt wird.[1]) Der unbefangene Beobachter kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der allzu radicale Bruch mit dem Alten eine tiefe Schädigung des Volkslebens bewirken und Erschütterungen herbeiführen kann, die geeignet sind nicht nur für die Ruhe des Reiches, sondern auch für den selbständigen Charakter seiner Bewohner bedenklich zu werden. Auch steht zu befürchten, daß die allzuhastige und unvermittelte Einführung des Fremden dem Volke Lasten auflegt, die es nicht mit Einem Male zu tragen vermag und daß die neue Cultur statt mit ihm innerlich zu verwachsen ein bloßer äußerer Firniß wird, der viel Karrikaturen und wenig gesunde Gebilde zu Stande bringt.

Allein so gerechtfertigt diese Bedenken auch sind und so sehr man den Leitern der Bewegung deshalb Nüchternheit, pädagogische Weisheit und Maßhalten wünschen muß, es läßt sich auf der andern Seite nicht verkennen, daß die rückhaltlose Aufgabe des alten Absperrungssystems, wie der durch die intime Beziehung zur christlichen Culturwelt bewirkte überwältigende Eindruck von ihrer geistigen Ueberlegenheit, selbst abgesehen von dem individuellen Naturell der Japaner, eine revolutionsartige Bewegung mit Nothwendigkeit hervorbringen mußte. Und mehr als das. Es ist uns nicht zweifelhaft, daß nach dem Rathe Gottes die Stunde nahet, die der geschichtlichen Isolirung zunächst Ostasiens eine Ende macht. Solche Stunden aber werden nicht durch langsame, geräuschlos verlaufende, ruhige Entwicklungen sondern durch gewaltsame Ereignisse kund gethan, die geeignet sind sich weithin bemerkbar zu machen und die Welt gleichsam zu nöthigen von ihnen Notiz zu nehmen. Es sollte so zu sagen mit allen Glocken geläutet werden, als das japanische Inselreich der christlichen Cultur seine so lange verschlossenen Thore öffnete.

Dazu kommt endlich noch ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt, der bei der Energie, welche die dortige Reformbewegung charakterisirt, nicht übersehen werden darf, nämlich daß in ihr die Garantie sowohl für die Durchführung der Regeneration Japans selbst wie des Einflusses derselben auf die weitere Entwicklung

[1]) So äußerte sich selbst der Yokohama Courier: „Es geht doch fast allzuschnell vorwärts bei uns. Es ist recht gut, daß wir Reformen einführen und auf wissenschaftliche Ausbildung großes Gewicht legen, aber Sitten, Gebräuche und Geschmack der Europäer können wir doch nicht im Handumdrehen uns aneignen, das alte japanische Wesen nicht sofort loswerden.“ Einer der mächtigsten unter den Daimios, der Fürst Satsuma hat geäußert: „Die Regierung mischt sich störend in allzuviel Dinge ein, beeinträchtigt durch ihr Centralisiren die städtische und die Provinzialbehörde und greift selbst in das häusliche und Familienleben störend ein.“

des ostasiatischen Continents liegt. Nicht als ob wir eine kräftige Reaction in Japan für unmöglich hielten! Im Gegentheil, wir halten diese Reaction für unausbleiblich, ja selbst für wünschenswerth im Interesse der Gesundheit der Reform selbst.[1]) Wie überall so wird sich auch in Japan die geschichtliche Fortbewegung unter Action und Reaction vollziehen und an der letzteren einen Regulator finden, der dem Fortschritt den Charakter der Reformation statt des der Revolution aufprägt. Aber keinenfalls steht zu erwarten, daß eine solche Reaction eintreten wird, welche die begonnene Umwälzung total rückgängig macht. Ganz abgesehen davon, daß die fremden Mächte, mit welchen Verträge geschlossen worden sind, gegen eine solche Rückwärtsbewegung das nachdrücklichste Veto einlegen würden — die Energie, mit welcher die Regeneration eingeführt ist und durchgeführt zu werden scheint, macht sie selbst unmöglich. Die neuen Culturbestrebungen sind mit solcher Entschiedenheit in die Hand genommen worden, daß man auf dem einmal eingeschlagenen Wege nicht mehr still stehen kann und daß selbst ein Wechsel in der Regierung und im Regierungssystem ohne wiederum Revolution herbeizuführen im Princip die Politik des jetzigen Mikado wird beibehalten müssen.

Ist aber nicht zu befürchten, daß in Japan blos ein Strohfeuer angezündet ist, das bald ausgebrannt sein wird, so darf man mit großer Wahrscheinlichkeit die Hoffnung hegen, daß die Bewegung sich auf das Inselreich nicht beschränken sondern auch den ostasiatischen Continent beeinflussen wird. Es ist ja freilich schon von großer Bedeutung, wenn ein Reich von etwa 36 Millionen Einwohnern,[2]) die durchaus befähigt sind in der Reihe der Culturstaaten eine ebenbürtige Stellung einzunehmen, mit einer unnatürlichen Abschließungspolitik bricht und sichs einen Ernst sein läßt durch die Errungenschaften der christlichen Cultur sich selbst zu reformiren und es hätte dieser Kampf den gerechtesten Anspruch auf unser theilnehmendstes Interesse, auch wenn der Sieg Japan allein zu gute käme. Allein neben der Größe des Reichs ist auch seine geographische Lage in Betracht zu ziehen, wenn man über die Bedeutung der Bewegung, in die es eingetreten ist, richtig urtheilen will. Wie ein Blick auf die Karte zeigt, hat man nicht Unrecht Japan das Großbritanien Asiens zu nennen. Vor allen Ländern ist es China, für das abgesehen von allen sonstigen beide Reiche verbindenden Beziehungen, schon durch seine bloße geographische Lage Japan von der größten Wichtigkeit ist. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch China genöthigt sein wird, seine bisherige Politik gegen die Fremden einer Revision zu unterziehen, wenn das durch die abendländische Cultur regenerirte benachbarte Inselreich sich eine Weltstellung erobert haben wird. Allerdings ist es zur Zeit völlig unberechenbar, sowol ob nach Analogie der japanischen Reform und auf friedlichem

---

[1]) Die bis jetzt stattgehabten Aufstände sind wie es scheint von untergeordneter Bedeutung gewesen, auch sämmtlich bald unterdrückt worden.

[2]) Nach der neusten Zählung beträgt die Bevölkerung im eigentlichen Japan 34,735,321 Seelen, worunter 1,872,959 Gelehrte und Militärs, 31,954,821 Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute, 244,821 buddhistische Geistliche, 163,140 Priester des Sintuismus und 6714 dem Buddhismus angehörige Nonnen. Die übrigen 1½ Millionen kommen auf die Lieu-Kieu-Inseln, auf Jezo, Karafto, die japanischen Kurilen und die Gruppe Munin sima.

Wege, oder was nicht unwahrscheinlich durch kriegerische Krisen die Thore des großen chinesischen Reiches sich öffnen werden, aber die Annahme hat jedenfalls Anspruch auf Wahrscheinlichkeit, daß nachdem Japan mit solcher Energie von der traditionellen Abschließungspolitik sich losgesagt und den Weg der Reform und der geschichtlichen Entwicklung betreten hat, auf die Dauer auch das „Reich der Mitte" seine Isolirtheit nicht wird conserviren können, wenn es sich nicht ganz und gar um Stellung und Einfluß bringen will.

So ist es denn natürlich, daß vor allem auch der Missionsfreund das außerordentlichste Interesse an den jüngsten Vorgängen in Japan nimmt. Zwar trägt die ganze Reformbewegung zur Zeit durchaus noch keinen christlichen Charakter, aber lag es ursprünglich auch nicht in der Absicht ihrer Leiter und ist ebensowenig die abendländische Cultur direct darauf aus die Japanesen zu Christen zu machen, so ist es für die christliche Geschichtsbetrachtung doch außer Zweifel, daß die Culturreform dem Evangelio von Christo Wegbahnerdienste leisten muß, ja daß sie von dem weltregierenden Gotte zuletzt nur aus diesem Grunde und zu diesem Zwecke ins Werk gesetzt worden ist.

Wunderbar und mannigfaltig sind die Wege, auf denen der HErr wie einzelne Menschen so auch ganze Völker zum Heile in Christo leitet. Es muß ihm eben alles dienen um seinen Liebeswillen mit der Sünderwelt hinauszuführen. Gleichwie selbst ein Herodes einst den Weisen aus Morgenland Wegweiser nach Bethlehem sein mußte, so thun diesen Dienst auch heute noch viele Menschen, Werke, Unternehmungen und Ereignisse, die an sich mit dem Reiche Gottes nichts zu schaffen haben, vielleicht gar seiner Ausbreitung den Weg zu verlegen beabsichtigen. Es darf uns also nicht befremden, wenn auch die Weltpolitik, die Weltcultur, die Weltwissenschaft und der Welthandel unter der Leitung des die Welt regierenden Gottes Mittel zur Evangelisirung der Völker werden und wäre es ein durchaus engherziger, ja verkehrter Standpunkt, wenn die Mission die genannten Bestrebungen ohne weiteres als feindliche Mächte betrachten wollte. Leider sind sie ja freilich oft genug vom nichtchristlichen Geiste beseelt, aber selbst dann richten sie nicht blos Schaden an, sondern arbeiten auch der Mission wider ihren Willen auf vielfache Weise in die Hände. Das ist bis auf diesen Tag der Triumph des weltregierenden Gottes, daß er Heil und Gutes herzuleiten versteht auch aus dem, womit die Menschen ihm nicht dienen wollten.

So sieht denn der Missionsfreund auch in den zunächst nur weltliche Cultur beabsichtigenden Reformbestrebungen Japans ein vorbereitendes Mittel zur Christianisirung des Landes und ein göttliches Signal die Arbeit zu beginnen und mit aller Kraft zu betreiben. Oft pflegt die Mission die Bahnbrecherin der Cultur zu sein. Warum aber soll nicht auch einmal das Umgekehrte der Fall werden, daß die Cultur der Mission die Thore öffnet? Mag sie das immerhin weder direct noch wissentlich und willentlich thun, ja mag sie selbst den modernen Unglauben mitbringen und ihm in Japan wie in Indien zu Eroberungen behilflich sein] — so wird sie doch die Macht des Heidenthums brechen, die Fundamente des Götzendienstes erschüttern, die alte Atmosphäre mit neuen Ideen erfüllen, und einen Hunger nach Speise für die Seele erwecken — lauter Arbeit, durch welche der Boden gepflügt wird, in den die Saat des Evangeliums hineingestreut werden kann. Wir wollen, so wichtig auch diese Handreichung ist, welche der Mission durch die Culturreform geschieht, es nicht zu stark betonen, daß sowohl durch die Hunderte von Japanern, die sich längere Zeit in christli-

chen Ländern aufgehalten,[1]) manche Samenkörner der evangelischen Wahrheit mit in ihr Vaterland zurückgebracht werden, als auch daß die Hunderte von Europäern, die als Pflanzer und Pfleger unsrer Cultur nach Japan gehen, christliche Einflüsse ausüben, auch ohne daß sie direct missioniren — die Hauptsache bleibt immer, daß das Wort Gottes frei verkündigt werden darf und diese Freiheit ist eine unabweisbare Consequenz aus den mit der Culturreform acceptirten Principien, wenngleich dieselbe weder ursprünglich gezogen wurde noch es unmöglich ist, daß sie in der Zukunft je und dann verleugnet werden kann.

Japan ist ein Missionsfeld geworden zunächst indem durch die Politik, den Handel und die Cultur das gegen alles Fremde so spröde Land erschlossen worden ist. Nun tritt das Wort Gottes auf den Plan und beginnt die Eroberung des Landes. Ob durch viel oder wenig Kampf, ob in kürzerer oder längerer Zeit diese Eroberung sich vollziehen wird, entzieht sich noch jeder menschlichen Berechnung. Vorläufig gilt es Arbeit thun daheim wie auf dem jungen Missionsfelde selbst, daß mit einer Energie, die in etwa dem Reformeifer entspricht, Japan mit dem Evangelio Christi erfüllet werde.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, was für eine Tragweite die Culturbestrebungen des durch seine geographische Lage für den Osten des asiatischen Continents so wichtigen japanischen Inselreiches wahrscheinlich haben dürften. In viel höherem Grade als für die handeltreibende Welt müssen für die missionirende Kirche diese Erwägungen ins Gewicht fallen. Wer weiß ob es im Rathe Gottes nicht beschlossen ist, daß das christianisirte Japan China evangelisiren wird! Jedenfalls hat heute diese Vermuthung viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als einst die Gützlaff'sche Hoffnung, daß China Japan das Evangelium bringen werde. Ist es nicht ein beachtenswerthes Zusammentreffen, daß zu derselben Zeit, in welcher das Evangelium seinen Einzug in das wichtigste Inselreich Asiens hält, es große Siege feiert auf Madagaskar, das durch seine geographische Lage wahrscheinlicherweise für Ostafrika eine ähnliche Bedeutung hat, wie Japan für Ostasien? Erinnern diese beiden vor das asiatische und afrikanische Festland gelagerten Inselreiche nicht an Großbritanien und den hervorragenden Einfluß, den die dortige Kirche einst auf die Christianisirung eines wichtigen Theils des europäischen Continents ausgeübt hat? Oder sollte es vermessen sein von Madagaskar und Japan ähnliche Einwirkungen wie sie Britanien auf den europäischen Continent geübt, auf den ost-afrikanischen und -asiatischen zu erhoffen, zumal nachdem europäische und amerikanische Missionare daselbst so wenig Erfolg gehabt? Aber wo stehet denn geschrieben, daß nur die europäische und amerikanische Mission dem HErrn die Welt erobern soll? Wissen wir nicht, welche Frucht beispielsweise der Missionsarbeit der eingebornen Evangelisten auf den Inseln der Südsee bescheert worden ist und liegt die Vermuthung nicht nahe, daß Gott manches unsrer Missionsthätigkeit bisher

[1]) Wie verlautet werden viele japanischen Studenten aus Europa und Amerika jetzt in ihr Vaterland zurückgerufen, weil sich herausgestellt hat, daß sie aus Mangel an genügender Sprachkenntniß nicht gerade bedeutende Schätze der Weisheit gesammelt haben. Künftig sollen die Jünglinge erst 4 Jahre lang in Yeddo die betreffenden Sprachen studiren, ehe sie ins Ausland gehen. Man wird also durch Schaden klug und beginnt gesundere Bahnen einzuschlagen, hoffentlich auch bald bezüglich andrer Reformen! — Wir erfahren aber auch, daß in Europa wie in Amerika mehr als Ein japanischer Jüngling aus voller und freier Herzensüberzeugung zum Christenthum übergetreten ist.

verschlossen gebliebene Land einem Volke aufgespart hat, das zur Zeit selbst noch Object der Mission ist? Gewiß, es kommt eine Zeit, da neben europäischen und amerikanischen Missionaren auch zahlreiche afrikanische und asiatische auf dem Plane stehen und das Reich Gottes mit Macht bauen werden und so anders wir die Zeichen der Zeit richtig deuten, ist diese große Periode der Weltmission, nicht mehr allzufern. Das giebt aber gerade der Mission in Japan eine so hervorragende Bedeutung, daß die Reformbewegung, welche sie ermöglicht hat unter diesen Zeichen der Zeit einen hervorragenden Platz einnimmt.

Geographische und ethnologische Bemerkungen über Kafer-[1]) und Romansland.

Von Missionar H. Meyer (im Dienste der Brüdergem.)

Das ganze Land östlich vom Drakengebirge besteht aus 2 Terrassen, die von der See bis zu 6000 Fuß Höhe aufsteigen und deren Ränder parallel mit dem Gebirge laufen. Die unterste wird Kaferland, die oberste Romansland benannt. Die oberste ist erst seit 1856 theilweise bewohnt und zwar zuerst durch den längst wieder vertriebenen Nehemiah Moshesh und seinen Bossuto-Anhang. 1861 bezog Adam Kok mit seinen Griquas und andern ihm folgenden Fingu-Stämmen die nordwestliche Ecke.

Etwas später formirte ein Griqua-Nachtrab zwischen den Quellen des Bashé und Inxu[2]) die isolirte Gatberg-Colonie, so benannt nach einem in den Ausläufern des Gebirges befindlichen Eruptionskegel, dessen Koppe eine durchgehende Oeffnung hat, daher Lochberg heißt. Auf Hall's Karte ist er Suttons Peak benannt. Der Theil von Romansland, südlich vom Umzimwubu (St. Johns-Fluß) bis an den Perdeberg ist erst seit 1868 bezogen worden und zwar von den 3 kleineren Stämmen, Lehanas, Zibis und Lubenjas und einem größern von Makwayis. Während die Abatembu (Tambukki) im Süden beide Terrassen bewohnen, deren oberste jedoch erst seit wenig Jahren von Stokwe bezogen ist, besteht der status quo des übrigen Kaferlandes erst seit ungefähr 1862, nämlich seit Umditshwa und Ludidi ihre gegenwärtigen Wohnsitze einnehmen, in die sie durch politische Nöthe gedrängt wurden. Einige Jahre früher hatten die übrigen Pondumisi sich ihre Unabhängigkeit von den Pondos und ihr gegenwärtiges Land erschlichen.

Nur die Amampondo,[3]) bis zu Fakus Tode vor wenigen Jahren noch ein einiges Reich, jetzt unter zwei seiner Söhne in zwei gespalten, haben als der mächtigste und volkreichste Stamm seit lange ihre Wohnsitze inne gehabt und auf der untersten Terrasse sogar Tshakas Heeresstrom gedämmt, der sich dann über die oberen Landestheile und über das Gebirge wälzte.

---

[1]) Anm. Dies die originale Schreibweise. Man darf aber nicht Kähfer sondern muß Käffer sprechen. D. Red.

[2] Hier ist die engl. Schreibweise angewendet worden, nach der der laterale Schnalzlaut der Kafersprache durch x ausgedrückt wird, der dentale wird mit c, der palatale mit q bezeichnet. D. Red.

[3]) Identisch mit den Pondos. D. Red.

Als unabhängiger Stamm, der das Land um die untere Ginicha und theilweise bis an die Tina bewohnt, sind noch zu nennen die Ama Baca, ein kriegerischer, grausamer Stamm, in der ersten Geschichte Sitos als die so gefürchteten Fetcanas genannt, denen dort in der Nähe eine Schlacht geliefert wurde. Noch sind zur Vollständigkeit die abwechselnd abhängigen dann unabhängigen Ama Xesibé zu erwähnen, die ihre Wohnsitze zwischen Adam Kok, Umzimvubu und Umzwiklanga haben. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß etliche dieser Stämme vor nicht mehr als 30 bis 40 Jahren Kannibalen waren. Selbst unter den Sutus,[1]) die im Hunger diesen scheußlichen Gebrauch von Nachbarstämmen gelernt hatten, rottete Moshesh denselben erst durch strenge Gesetze aus.

Das Klima des Landes ist ja nach seiner Elevation verschieden. Längs der Seeküste gedeiht Baumwolle, Kaffee und Zucker, während im oberen Theil rauhes Klima ist und das Drakengebirge voriges Jahr nur vom 16. Decbr. bis 15. März ohne Schnee blieb. Produkte zur Ausfuhr sind nur Schafwolle und Vieh, gelegentlich Mais, und zu eigenem Gebrauch Kafferkorn. Unausgebeutet Kohle, Kupfer, Alaun, Salpeter. Ganz in der Nähe der Missionsstation Emtumasi befindet sich eine starke warme Schwefelquelle. Die Wasserkraft auf dem oberen Land ist eine gewaltige und könnte eine bedeutende Industrie in Betrieb setzen.

Theils aus dem rauhen Klima, theils aus Furcht vor den in den zerklüfteten Gebirgen bald hier, bald dort sich aufhaltenden, raubenden und mordenden Buschleuten erklärt sich's, warum dieses so bewässerte, ackerbaufähige Land bisher unbewohnt war. Die vergifteten Pfeile der Buschleute gingen weiter und waren gefährlicher als die Assagaien der Kafern. Nach einer vor etlichen Jahren auf sie gemachten Jagd sollen sie im Gebirge bis auf 5 decimirt sein. Es wohnen aber eine Anzahl halb kaferisirter Familien bei Umditshwa an der Umga und bei Umhlonhlo an der Tina.

Von den Eigenthümlichkeiten der ursprünglich hier wohnenden Stämme läßt sich nur sagen, daß das specifische Kafer-Heidenthum mit seinem Atheismus, seiner systematischen Staatsreligion, seinem Geistercultus, getragen von den izanuse und amaqira (Propheten und Priester) und seinen Opferriten, den Reinigungen, dem ukukafula (Unverwundbarmachung), dem Umhlahlo (Riechtanz) in voller Kraft besteht; ebenso die Selbständigkeit der Häuptlingswürde, mit der es eng verwachsen ist und die wieder von abgöttischer Verehrung getragen wird. Natürlich wird bei solchem System manches Leben auf grausame Weise zum Opfer. Es ist darum nicht zu viel gesagt, daß ein christgläubiger Kafer als politisch, religiös und social aus dem Stamm ausgetreten angesehen wird und bei diesen Stämmen ikumsha (eigentlich Dollmetscher, aber auch der eine fremde Sprache redet, also Fremdling) genannt wird.

Die Stämme, unter denen wir wohnen (Lehanas, Zibis und Lubengos) waren alle mehr oder weniger mit dem weißen Mann, dem Evangelium und der Civilisation in Berührung. Was von ihnen zu erwarten ist, da sie alle dem Einfluß entflohen sind um zur väterlichen Sitte zurückzukehren, kann sich jedermann denken.

Was die Sprache betrifft, so wohnen wir hier auf der Grenze von 4 Dialekten, nämlich des isi Xosa (Kafersch), isi Baca, isi Sutu und isi Fengu (oder Zulu). Grenze des Kafersch ist der Tina-Fluß. Hier oben

---

[1]) Ba-suto. D. Red.

sprechen alle die Hlubis unter den Häuptlingen Ludidi, Zibi, Magadhla, Matandela, Lupindo und Ncukana ihre dem Zulu ähnliche alte Fingusprache, weiter unten ist das isi Baca ein Plattkafersch und nördlich an die Hlubi grenzend und zum Theil sie umgebend das Sutu.

Viele der oberen Nebenflußnamen sind jedenfalls von Buschmannsursprung wegen ihrer vorherrschenden Schnalz- und Zischlaute, z. B. Inxu, Dangaru, Indenxa, Tsita; die der niederen in die See mündenden Hauptströme dagegen ebenso deutlich kaferschen Ursprungs, weshalb anzunehmen ist, daß sie zuerst von Kafern bewohnt wurden, z. B.: Umzi mvubu = Wohnung des Rhinoceros, Umzi mklanga = Wohnung der Völker, Umzi mkulu = große Wohnung, Um zinto = Wohnung alles Dings. Der Berg- und Flußnamen Thla nkomo ist neueren und historischen Ursprungs, entstanden durch die Sitte der Kafern Orte entweder nach dort geschehenen Begebenheiten oder nach da befindlichen Pflanzen oder Thieren zu benennen, z. B. e Xagu beim wilden Schwein, e Mpofu beim Elenn, entsikizini beim Perlhuhn, entlabeni bei den Aloës, Thlankomo, das Vieh kommt (da) herunter, nämlich von einem Raubzug mitgebracht.

Das südöstliche von uns mit der Tina parallel laufende Gebirge heißt nicht wie auf den Karten steht Ingano Bihi, sondern nur Umganu.

Den bezeichnendsten Namen hat das Drakengebirge: Kwa hlamba, wo man schwimmt oder was pantscht, denn irgendwo auf der langen Kette steht man's immer regnen. Erwähnen will ich noch, daß das Wort ulundi, womit das Gebirge häufig benannt wird, nur „Hochgebirge" bedeutet, auch ist das auf vielen Karten für einen Abzweiger gegebene Wort maluti keineswegs ein Name, sondern nur der Plural für dasselbe Wort in der Sutusprache. Kafir: ulundi, Sutu: luti, Sutu Plural: maluti, d. h. Doppelgebirge.

Ebenso steht es mit dem als Völkernamen eingeführten Wort Matabele. Dasselbe ist ein Sutu-Wort, und bezeichnet alle die Kafern, die einen gewissen von ihnen getragenen Schurz oder Binde (1 Mos. 3, 21) nicht tragen. Dieses Wort bedeutet also nackte, unbekleidete Kafern, gleichviel welcher Nationalität im Norden oder Süden sie angehören. Es läßt sich zur Bestätigung dessen noch anführen, daß ein ihnen seit lange benachbart gewesener Fingu-Stamm sich selbst ama Hlubi, die Unbekleideten nennt, aber trotz dem unter das Collektivwort matabele gehört.

Erklärlich sind auch die Namen ama Mpondo (die Gehörnten), ama Mpondumisi (die Rauche der Gehörnten), abgesehen von dieser Benennung nach früheren Häuptlingen, für die sie ja auch aus bildlicher Ursache gewählt wurden nach der bei ihnen allgemeinen Haardressur, die wiederum eine Nachahmung der hier zu Lande gewöhnlichen Gebirgskuppen ist.

Noch allgemeiner als die Nachahmung von Parthieen des Mineralreichs sind die des Thierreichs. Daher genommen sind ihre Tänze. Ein zahmer Kranich, den wir haben, macht nach einem Regen genau dieselben Bewegungen mit Flügeln, Beinen und Nacken, wie sie mit Armen, Beinen und Nacken. Auch ist der Eifer, Töne und Akte niedriger Thiere zur Verwendung beim Schwitztanz (ukutshotsha) nachzuahmen so groß, daß 4—5jährige Kinder dieselben schon üben, und statt der ihnen von Gott gegebenen schönen Menschenstimme ihre Fertigkeit darin hören lassen. Was würden Darwins Schüler von solcher factischen Abwärtstendenz einer sich selbst überlassenen Nation zur Vertheidigung

seines Systems sagen? Und wäre der moralisch mehr und mehr sinkende Zustand — wo Gott nicht zu einem gewissen Zeitpunkte mit dem Evangelium eingreift — nicht ein Beweis, daß ein Hirtenvolk, wenn es von Gott entfremdet ist, nicht steigen kann, sondern mehr und mehr zum Thierzustand herabsinken muß, so würde der Bau der schönen Kafersprache und die Etymologie mancher Wörter wie umtu, Mensch — der Einzige — umzimba, Leib oder Wohnung des Persönlichen oder Einzigen ein anderes Zeugniß sein, daß bei der Entstehung ihrer Sprache die Vorväter dem Menschen eine Stellung einräumten, die der göttlichen Idee näher war als die jetzt eingenommene.

Billig ist es, daß die wenigen Eigenschaften, in denen die Ur- und Afterbewohner dieses Landes trotz ihrer Gesunkenheit noch hervorstechen auch genannt werden. Der nebst dem Papu in Australien von allen Menschen am tiefsten gesunkene Buschmann hat außer der Giftbereitung ein auffallendes Talent zum Zeichnen und Malen, vermöge dessen er nicht nur Figuren in bunten Farben getreu darstellt, — die Zeichenweise erinnert etwas an die altegyptische — sondern auch Jagd- und Kriegsscenen, Angriffe auf Kafern ꝛc. Diese Gemälde befinden sich nur in Grotten und an Felswänden. Die Buschleute haben denselben ohne Oelfarben eine Dauerhaftigkeit gegeben, die, glaube ich, in der civilisirten Welt unbekannt ist; denn da sie mehr oder weniger der Witterung ausgesetzt sind, die neusten sich aber wenigstens 30 Jahre erhalten haben, so ist dies Geheimniß der Mühe werth untersucht zu werden.

Bei den Kafern ist die hervorstechende Fähigkeit eine geistige, nämlich eine Beredsamkeit die gepaart mit juristischer Logik oft der europäischen Jurisprudenz spottet. Freilich wird die Rede- und Lügenkunst, das Aufschneiden nach spartanischem Princip, schon früh geübt.

Mit Recht hat die genealogische und geographische Herkunft einer Nation mit so eigenthümlichen Sitten Veranlassung zu Forschungen und Vermuthungen gegeben. Abgesehen von der fast einzig möglichen Herkunft aus Norden stimmen dafür auch ihre Tradition — die auch von einem amanzi ludidi d. h. Gewässer der alten Zeit (Sündfluth) weiß und von einem Berg auf dem sich die Menschen vor demselben geflüchtet — es weist darauf hin die Sutusche Benennung für Norden: lebuya, die Rückkehr, auch deuten auf Berührung mit den alten Egyptern Spuren von der Lehre der Seelenwanderung und des Apisdienstes.

Von den Arabern stammt der nun allgemein gewordene Name Kafir, d. h. Ungläubiger, der jedenfalls durch die Portugiesen nach Süden gebracht ist. Auf längeres Verweilen in der Nachbarschaft der Israeliten läßt die Beschneidung, verschiedene Reinigungen, die Weise des Opfers, die Heirathsgesetze, selbst das 5. Mose 25, 5, die Morgengabe ꝛc. schließen;[1]) doch ist die in der Alterszeit von 13—18 Jahre ausgeführte Beschneidung ismaelitischen Charakters. Dienen nun alle diese Sitten und Gesetze nicht mehr ihrem Urheber Jehovah, sondern einem heidnischen System, so ist das Volk doch auch sein theuer erkauftes Eigenthum um es zu dem ihm unbekannten Gott zurückzuführen.

Leider müssen wir bekennen, daß alle bisherige Missionsarbeit unter den

[1]) Mit den Schlüssen aus der Uebereinstimmung derartiger Gebräuche mit dem A. Testament muß man sehr vorsichtig sein. Es fehlt nicht an kühnen Behauptungen, die in Indien, Afrika, Polynesien sowie unter den Indianern N.-Amerikas Abkömmlinge der Israeliten finden. D. Red.

Kafern noch keine oder höchstens averse nationale Regung bewirkt, vielmehr nur individuellen Erfolg gehabt hat. Was ist die Ursache? Bekennen wir, daß wir das Evangelium zu sehr nach heimischer Weise verkündigt haben, wozu ihm hier der Unterbau fehlt. Den Kafer-Atheismus, alle Kafer-Ceremonien haben wir wohl als so viele einzelne Riten gestraft, aber nicht als ein national religiöses System bekämpft. Fehlte doch dem Kafer und Sutu ursprünglich der Begriff und die Benennung für ein höchstes Wesen und er übertrug das Hottentottenwort Tixo dafür, mit dem das Sutuwort Modimo jedenfalls desselben Ursprungs ist, denn mo ist wie u Artikel. Die Grundvocale sind dieselben und d und m die nach Art des Sutudialekts moderirten Consonanten für t und x. Mr. Warner nennt das kaferische Religionssystem Necromantie, ich erlaube mir es Panspiritismus zu nennen, Allgeistercultus. Denn Nekromantie beschäftigt sich wie z. B. die Hexe von Endor mit Citiren der Geister, was die Kaferpriester nicht thun, die sich aber als medium zur Ueberbringung und Ausführung ihrer Wünsche brauchen lassen. Also richtiger Panspiritismus, denn Alles ist nach des Kafern Begriff von Geistern bewohnt: das Wasser der Flüsse, Bäume, Vögel, vierfüßige Thiere, die Atmosphäre, die Wolken. In jedem selbstthätigen Gegenstande, den er zum ersten Male sieht, z. B. einer Uhr, wittert er einen Geist und läuft davon, da er zwar gute und böse Geister unterscheidet, aber nicht ohne Vermittelung eines Priesters mit ihnen verkehrt.

Zwar hat das sauerteigartige Eindringen des Wortes Gottes einen allgemeinen Respekt vor Gott und seinen Dienern hervorgerufen, und neuerdings die Folge gehabt, daß Regenmacher, Priester vorgeben ihr Amt und Macht von Gott zu haben; doch weiß der Heide was das meint und sieht das ganze Christenthum als ein ausländisches Gewächs an, dem er sich möglichst fern halten müsse, um durch Theilnahme nicht die den Weißen allein zukommende Schuld an Jesu Tod auf sich zu laden. Herr! erbarme Dich und schicke Regen von Oben auf die dürre Herzkruste dieses Volks!

Missions-Zeitung und -Statistik.

In **Britisch-Indien** herrscht in den Kreisen der eingebornen Bevölkerung eine sehr rege literarische und journalistische Thätigkeit. So erschienen 1873 nicht weniger als 315 Zeitungen und Zeitschriften, von denen 68 in englischer, 36 in englischer und zugleich einer einheimischen Sprache, 211 dagegen in indischer Zunge geschrieben waren. Die verschiedensten religiösen, politischen und nationalen Richtungen kommen durch die freie Presse zum Ausdruck und es kann nicht anders sein, als daß das alte heidnische System von dieser Macht je länger je mehr unterminirt wird. — Bekanntlich hat die Berührung mit dem Christenthum schon seit dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts in dem sogenannten Brahmo Somadsch zu einer monotheistischen und sittlich ernsten Reformation des Hinduismus geführt, die in mancher Beziehung an den Versuch erinnert, der weiland das alte Heidenthum im Neu-Platonismus zu seiner Vergeistigung und Neubelebung machte. Dieses eklektische von der altgläubigen Brahmanenpartei als rationalistischer Greuel heftig bekämpfte, gegen-

wärtig von Babu Keschab Tschander Sen in geistvoller Weise vertretene Religions-System, von dem man erwartete, es werde unter den Gebildeten ungeheure Propaganda machen, ja „die Kirche der Zukunft“ bilden, scheint indeß die Zeit seiner Blüthe bereits hinter sich zu haben und wenig Aussicht zu bieten als ein befriedigender Ersatz an Stelle des alten Heidenthums zu treten. Jetzt bekennen seine Anhänger, daß der förmlichen Zutritte zu ihrer Gemeinschaft statt mehr immer weniger werden, aber sie trösten sich damit, daß der „Geist des Theismus“ nach allen Seiten hin in der Ausdehnung begriffen sei. Und diese Thatsache ist zweifellos richtig, nur wird dieser „Geist des Theismus“, obgleich nicht zu leugnen ist, daß auch der Brahmo Somadsch zu seiner Ausbreitung nicht wenig beigetragen, nicht diesem sondern dem Evangelio zum endlichen Siege verhelfen. Vielleicht erklärt sich aus dieser Ahnung die betrübende Erscheinung, daß der Brahmo Somadsch vom Christenthum sich immer weiter entfernt und eine immer unfreundlichere Stellung gegen dasselbe einnimmt.

Der „Indian Mirror“ schreibt folgendes über die Ausbreitung des Christenthums in Indien: „Eine sehr interessante Frage wurde an dem zweiten Tage der Missions-Conferenz zu Calcutta debattirt, nämlich: wie weit das Christenthum das Interesse der Eingebornen des Landes errege ohne directen Missionseinfluß. Dr. Jardine sprach es als seine feste Ueberzeugung aus, daß viele Eingeborne christliche Bücher zu lesen pflegten, obgleich sie niemals mit irgend einem Missionar in Berührung gekommen. Dies ist buchstäblich wahr. Ja, wir möchten sagen es ist noch mehr wahr. Viele lesen nicht allein christliche Bücher, sondern verehren Christum, obgleich kein Missionar sie dies gelehrt hat. Der verborgene Einfluß des christlichen Geistes auf das Herz der indischen Gesellschaft ist eine Thatsache von inhaltschwerer Bedeutung.“

Wie aus den Zeitungen bekannt, ist in Bengalen eine bedeutende Hungersnoth ausgebrochen. Obgleich seitens der Regierung in der anerkennenswerthesten Weise die energischsten und umfassendsten Maßregeln ergriffen worden sind, um dem Uebelstande nach Kräften abzuhelfen, so haben doch auch die Missionsfreunde in England es für ihre Pflicht gehalten, durch freiwillige Hilfsleistungen die Noth besonders in den zum Theil armen Christengemeinden zu lindern. Sowohl die Church- wie die Baptist-Mission Society haben einen besonderen Bengal Famine Fund begründet, der in kurzer Zeit nicht unbedeutende Summen bereits aufgebracht (in der Ch. M. S. bis jetzt Pfd. St. 4277 und in der Bapt. M. S. während eines einzigen Monats L. St. 2400) und noch immer am Wachsen ist. Möchte diese Uebung barmherziger Samariterliebe auch unter den Heiden Indiens dem Evangelio zur Empfehlung dienen!

Unter den in Indien missionirenden protestantischen Denominationen sind allein die Presbyterianer in nicht weniger als 11 verschiedenen Gemeinschaften vertreten, nämlich in 4 schottischen (the Established, the Free, the United Presb. and the Original Secession) in 4 amerikanischen (the American, the Reformed, the United Presb. and the Dutsh Reformed) und in der englischen, wälsischen und irischen. Obgleich zwischen den Dienern und Gliedern dieser presbyt. Gemeinschaften eine gewisse praktische Union allerdings bestanden, so stellten sie doch diese Einigkeit in keiner sichtbaren, kirchlichen Vereinigung dar. In Betracht der thatsächlichen Lehr- und Cultuseinheit und im

Gefühl der Schwäche, die in der Zersplitterung liegt, machte sich aber der Wunsch immer entschiedener geltend sich zu einer einzigen Indischen Presbyt.-Kirchengemeinschaft zu verbinden, wie eine solche beispielsweise in Victoria zum Segen der göttlichen Reichssache bereits besteht. Allein gut Ding will Weile haben und Unionen müssen wachsen. So hat man denn vorläufig angefangen auf Grund von fünf Vereinigungspunkten bei Gelegenheit der Conferenz zu Allahabad eine Presbyterianische Conföderation in Indien zu organisiren, zu der die verschiedenen Gemeinschaften resp. Missions-Gesellschaften in der Heimath hoffentlich ihre Zustimmung geben. Es ist dies ein sehr erfreuliches Zeichen gesunden Missionsgeistes! Täuscht nicht alles, so macht sich unter den von den Feinden der evangel. Kirche so viel verspotteten protestantischen Denominationen, deren Vielheit ja unzweifelhaft eine Kraftzersplitterung des Protestantismus und insonderheit in der Mission ein großer Stein im Wege ist, es macht sich unter ihnen ein starker centralistischer Zug geltend, den in gesunder und freier Weise auf jegliche Art zu fördern allen Missionsarbeitern und Freunden eine heilige Pflicht sein sollte.

Zweihundert fünfzig Gemeinden eingeborner Indischer Christen haben kürzlich bezüglich der eingebornen Missionsarbeiter (I) und der Arbeit unter den Heiden (II) ein höchst interessantes Schriftstück veröffentlicht, welches so gesunde und beherzigenswerthe missionsmethodische Gesichtspunkte enthält, daß wir es mit geringen Auslassungen zur Kenntniß unsrer Leser zu bringen uns verpflichtet fühlen, mit dem Wunsche, daß es unter den Missionsarbeitern die Beachtung finde, die es verdient.

I. a) Bei der Wahl der Missionsarbeiter (Mission-Agents) soll die größte Vorsicht angewendet werden. Junge und unerprobte Bekehrte soll man der Regel nach nicht anstellen. b) Der Erziehung von Predigern und Katechisten muß mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. . . c) Wie sehr aber auch eingeborne Christen mit thätig sein sollen, so ist es doch durchaus wünschenswerth, daß eingeborne Prediger und Katechisten keine fremden Sitten annehmen (adopt foreign habits and attire). Dies dient jedenfalls dazu, die Nichtchristen gegen sie einzunehmen. d) Es steht zu befürchten, daß Gebet und Predigt nicht immer gehörig verbunden ist. Wir sollten niemals zum Predigen ausgehen ohne zuvor um den Segen Gottes gebetet zu haben. e) Nur die höchste Stufe persönlicher Frömmigkeit soll für Diener der Kirche genügen. f) Es ist sehr wünschenswerth, daß Europäische Missionare die eingebornen Arbeiter oft bei sich haben, wenn sie predigen und ihnen so ein lebendiges Exempel des Eifers und der Liebe geben. g) Große Weisheit muß verlangt werden seitens des Missionars bezüglich der Art und des Grades der über die eingebornen Arbeiter zu übenden Controle. Ueberwacht er sie zu rigoristisch und verlangt zu penibel Berichte über ihre tägliche Thätigkeit, so werden sie leicht zu reinen Maschinen. Wenn sie ernste Leute sind, so vertraue man ihnen und erziehe sie zur Selbstverantwortung, wenn sie aber keine ernsten Leute sind, so entlasse man sie aus dem Dienste.

II. a) Vor allem soll das Wort in Liebe verkündigt werden. Wir sollten alles vermeiden, was die Heiden verletzen kann, besonders verletzende Angriffe auf die Götter (unsparings denunciations of the gods).

Es ist viel besser das Licht und die Schönheit des Evangelii Christi hervortreten zu lassen. . . b) Es ist nicht genug, flüchtige Besuche in heidnischen Städten und Dörfern zu machen. Nur zu oft geht der ausgestreute Same wieder zu Grunde, weil er nicht begossen wird. Die Prediger sollten für einige Zeit stationirt sein an denjenigen Orten, wo sie ermuthigende Erfahrungen machen und von Zeit zu Zeit ihre Besuche erneuern. c) Wo christliche Familien in der Mitte von Nichtchristen leben ist es ein ausgezeichnetes Mittel die letzteren zu beeinflussen, daß Gebetsversammlungen in den Häusern der Christen gehalten werden, zu denen die Nachbarn einzuladen sind. d) An einigen Orten haben es die Brüder probat gefunden, bei ihren Besuchen heidnischer Dörfer im Chor christl. Psalmen und Lieder zu singen. Auf diese Weise kommt das Volk zusammen und hört das Wort mit Interesse. e) In den größeren Städten sollten Lesezimmer in den besuchtesten Lokalitäten eingerichtet und Katechisten oder Prediger bestellt werden, die mit den Besuchern verkehren. f) Eine sehr wichtige Ergänzung der Predigt ist der Besuch der höheren Klassen in ihren Häusern. Diese pflegen nicht in den Straßen stehen zu bleiben um die Botschaft anzuhören, noch besuchen sie den Prediger. Es bleibt daher der einzige Weg, die Wahrheit ihnen ins Haus zu bringen. g) Wie die Weltleute ihre Waaren und Medicinen durch große Plakate anpreisen, warum sollen nicht auch wir auf ähnliche Weise das Evangelium anpreisen, indem wir Schrifttexte auf leuchtendem bunten Papier und großen Buchstaben an die Mauern der Städte und Dörfer anschlagen? (?)

Innerhalb des Missionsgebiets der Church Mission Society zu Travancore, wo sich die unter ihrer Pflege stehenden Gemeinden von 8000 (1862) auf 15000 (1873) Glieder vermehrt haben, hat jüngst eine religiöse Erweckung stattgefunden, von der man hofft, daß sie das geistliche Leben vertiefen, viel Heiden den Gemeinden hinzuführen und auf die sogen. Syrische Kirche einen reformatorischen Einfluß üben werde.

Zwei jüngst stattgefundene Taufen von Männern fürstlichen Blutes in Nordindien widerlegen den der Mission gemachten Vorwurf, daß sie nur aus den niedersten Klassen dem Christenthum Anhänger gewinne. Am 1. Febr. dss. J. wurde nämlich von einem eingeborenen Missionar im Pandschab der Bruder eines Sikhfürsten, Kunwar Haenam Sing, und am 26. Novbr. v. J. Ju Borsing, ein Katsinfürst in Ostbengalen getauft, der letztere sammt seiner ältesten Tochter, einem seiner Söhne und einer Magd, nachdem seine Frau schon ein halb Jahr vorher mit sechs andern Gliedern der Familie die Taufe empfangen.

Auf Ceylon gehen die Missionare der Wesleyanischen M.-G. kühn voran. Auf dem Singhalesischen District-Meeting haben sie die Anlage von sechs neuen Außenstationen in diesem Bezirk beschlossen, welche ebensoviel Mittelpunkte für ausgedehnte Reiseoperationen werden sollen.

Japan. In der Japan Gazette, die zu Yokohama gedruckt wird und eine Art officiöses Journal ist, stand jüngst ein merkwürdiger Artikel, der trotz des naiv-kindischen Standpunktes, der sich in ihm ausspricht, doch unsere Aufmerksamkeit insofern verdient, als er zur Charakterisirung der dortigen religiösen

Situation nicht wenig beiträgt. Es enthielt dieser Artikel nämlich eine Eingabe zweier Beamten des Cultusministeriums an die Chefs desselben, öffentliche Disputationen zu bezwecken zwischen den Buddhistischen und christlichen Priestern, damit alles Volk erkennen möge, welche in Wahrheit die beste Religion sei resp. damit so eine Allerweltsreligion herausdestilirt würde, in der es keine Intoleranz und Bigotterie der Priester mehr gäbe — eine Aussicht, für die auch bei uns sich nicht wenig Toleranzler begeistern würden.[1])

[1]) Der Curiosität wegen lassen wir den Artikel folgen. Er lautet:

„In unserm gegenwärtig civilisirten Reiche befinden sich in unserer Religion etliche barbarische und unbestimmte Lehren, welche keinen besondern Glanz von Weisheit oder Vernunft darbieten. Es ist für uns eine sehr beschämende Thatsache, daß in Sachen der Religion die Dinge bleiben sollen wie sie sind; um zu entdecken, welche die beste der verschiedenen Religionen sei, stellen wir den Antrag, daß die Priester der verschiedenen fremden Religionen ersucht werden, mit uns zusammenzukommen, damit wir sie fragen können in Betreff ihrer Weise des Glaubens und uns also bestreben können, die Wahrheit zu finden. Denn wir wünschen die ganze Sache zu veröffentlichen, auf daß unser Volk erkennen möge, was Recht ist.

Zwar wissen wir, daß wir in religiösen Betrachtungen nicht wohl bewandert sind, aber da wir sie seit vielen Jahren studirt haben, halten wir uns doch nicht für unerfahrener, als die fremden Priester in ihrem Fache; mit andern Worten: wir sind noch nicht überzeugt von den fremden Lehren. Wenn wir die Arbeit beginnen, werden uns gewiß einige andere Freunde beistehen, und deshalb wünschen wir, daß es uns von dem Gouvernement gestattet sei, die besten Meinungen über religiöse Gegenstände in einer Zeitung zu veröffentlichen. Wir ersuchen Sie deshalb, uns die Erlaubniß zu gewähren. Unser Zweck ist folgender, nämlich:

Der Gegenstand der beiden Beamten, den sie an das Kiobusho (Kultus-Ministerium) richten.

„Religion ist die Arznei zur Wiederherstellung der Krankheit des Geistes, welcher geizig, thöricht und skeptisch ist. Wenn gegen die Krankheit nicht Heilmittel verabreicht werden, so verwildert der Geist und die Wurzel der Erkenntniß wird abgehauen. Daraus folgt der Nutzen der Religion. Die Religion jedoch, wie sie in fremden Ländern vorherrschend ist, ist zweierlei Art (wir reden von den größeren Abtheilungen): Christenthum und Buddhismus. Zwar finden sich in der Christenheit etliche Trennungen (oder Sekten) vor, der vornehmste Glaube in derselben ist jedoch, daß die Seele des Menschen von Gott kommt, und deshalb wird die Seele nur erlöst durch den Glauben an Gott und durch Beobachten seiner Gebote. Auch der Buddhismus ist getrennt in viele Sekten, der Glaube Aller aber ist im Grunde identisch. Seine Lehren differiren von denen des Christenthums in Bezug auf den Ursprung der Seele oder des Geistes, von welchem sie behaupten, daß er nicht den Anfang habe, den die Christen annehmen, sondern von selbst existire und der Weg, sie zu retten vom Laster und von der Sünde sei, daß man dazu die beste Religion anwende, die vermittelst der Augen des ganzen Menschengeschlechts gefunden werden kann; mit andern Worten: daß man die beste der verschiedenen Religionen glaube, um den Geist vor Krankheit zu bewahren.

Das Christenthum nahm seinen Ursprung von Jesu Christo in dem Lande Judäa und hat sich über die Continente Europa und Amerika ausgebreitet. Der Buddhismus begann in Indien, von Sheke, und dehnte sich über den Osten aus. Die buddhistische Religion wurde seit mehr als 1000 Jahren in unserm Reiche geglaubt, und Indier sowol wie Chinesen bewunderten die Vollkommenheit unseres Systems der Erziehung in den Lehren des Buddhismus und Confuzius.

Die weit entfernten Europäischen Völker sind nun jetzt in eine solch enge Verbindung mit uns getreten, daß wir sie als Brüder ansehen. Der Handel dringt täglich weiter vor, und die Bildung schafft sich allmählig unter uns Eingang. Unsere Wissenschaft gewinnt täglich weiteren Fortgang, so sehr, daß man von uns sagen kann, in der Wissenschaft der Chemie, in der Kunst der Medizin und der Agrikultur, in Manufakturen und in industriellen Bestrebungen: sie haben fast den Gipfel der Vollkommenheit erreicht. Jedes ausländische Volk bewundert unsre Seidenstoffe, unsere Theearten und unsere Mineralien. Die Frage über Religion ist das Einzige, welches bis jetzt unter

Wie in Indien macht sich auch in Japan ein centralistischer Zug unter den Missionaren der verschiedenen protestantischen Kirchengemeinschaften geltend, der zunächst darin einen praktischen Ausdruck gefunden, daß sich die in Yokohama stationirten Missionare als japanischer Zweig der Evang. Alliance constituirt haben. Sie hoffen, daß dieser Vereinigung alle übrigen Brüder beitreten und daß durch sie in Japan die Hindernisse aus dem Wege geräumt werden, die der protestantischen Mission die denominationale Differenz und Zersplitterung so vielfach bereitet.

---

uns noch nicht eröffnet wurde. Jene glauben an Einen Gott und meinen, jeder andere Glaube sei irrig. Wir glauben nur an den Buddhismus (?) und legen alle anderen Religionen bei Seite. Aber alle wahren Religionen bewundern die Wahrheit und verabscheuen das Laster. Wahrheit und Laster sind ihrer Natur nach so von einander getrennt, daß es für sie unmöglich ist, zusammen vorhanden zu sein. Sie sind gleich zwei Arzneien, von denen die eine unschädlich, die andere ein Gift ist. . . Wahrheit ist es, worauf die Religion es immer abgesehen hat; aber in den Worten der Wahrheit sind verschiedene Grade sowie hoch und niedrig, tief und seicht, lang und kurz, klar und dunkel; und indem wir das Menschengeschlecht im Allgemeinen ins Auge fassen, finden wir, daß es die ersterwähnte jener Eigenschaften ist, welche den Glauben des Volkes zu vermehren trachtet; und natürlich wird im Gegentheil die geringe, die seichte, die kurze und die dunkele von demselben verschmäht werden. In der That, wir können die eine vergleichen mit Wasser, das natürlich hinabfließt ins tiefe Land, und die andere mit der Flamme, welche sicherlich gen Himmel emporsteigt und keines kann den Gesetzen der Natur widerstreben. Dies wird eingeräumt sowohl von den Fremden als auch von unserm eigenen Volke; wir aber und jene halten mit Thorheit und Hartnäckigkeit an unsern alten Ideen fest und weigern uns die Wahrheit oder Lüge beider Religionen zu untersuchen und verabscheuen so einander. Dies ist gerade als wenn man sagen wollte: Gute Arznei ist Gift. Wie können wir oder jene sagen: „Euer Silber ist geringer als unser Blei", oder „Euer Gold ist geringer, als unser Silber"?

Auf der Spitze der Civilisation, welche die ganze Welt erreicht hat, ist solche Thorheit verächtlich; es ist die Krankheit, mit der sowol die Europäer wie die Japanesen behaftet sind. Weder Europäer noch Japanesen können sagen, daß ihre Religion gut ist, es sei denn, daß sie abstreifen das Gewand des Vorurtheils und der Bigotterie, mit welchem sie überkleidet sind. Es gibt nur ein Mittel, um sich von dieser Krankheit zu reinigen, und dies ist es: die Priester der verschiedenen Religionen müssen, nachdem sie an einem schicklichen Orte sich versammelt haben, einander Fragen stellen über die vornehmsten Grundsätze ihrer Religion, indem sie mit einander disputiren in Betreff ihrer Wahrheit. Und nachdem man also seine Gründe vorgebracht, sollen die besonderen Meinungen der verschiedenen Priester durch die Zeitungen veröffentlicht und also dem Volke auf der ganzen Erde bekannt gemacht werden. Denn die Nationen, bei denen auch Religion vorhanden ist, würden gewißlich gerne die Zeitungen lesen. Diese Versammlungen sollten zu bestimmten Zeiten abgehalten werden, und nach vielen solchen Discussionen würden in wenig Jahren alle Zeitungsleser in der ganzen Welt in den Stand gesetzt sein, zu unterscheiden, was Recht und was Unrecht ist.

Auf solche Weise würde die Bigotterie und Intoleranz der Priester zerfließen, und alle Leser auf der ganzen Erde würden, nachdem ihre Gewissen von jeder hartnäckigen Idee gereinigt worden, wiedergenesen von der Krankheit des Geizes, des Zweifels, der Thorheit 2c. Und wie glücklich und solid würden alle Nationen sein, wenn sie genesen wären von dieser Krankheit!

In der Versammlung müssen Berichterstatter zugegen sein, um niederzuschreiben, was von den Priestern der verschiedenen Religionen vertreten wird.

Wir schlagen vor, daß eine Spezial-Zeitung, ausschließlich den Discussionen der Versammlung gewidmet, veröffentlicht werde und in nicht weniger als in 10,000 Abdrücken erscheine und diese müßten umher vertheilt werden durch unser ganzes Land und unter alle fremden Nationen. Die Versammlung könnte drei Mal im Monat tagen, und also würden in solcher Zeit 30,000 Skripturen verbreitet.

Da viel Geld durch den Verkauf der Zeitungen erlangt würde, so sollte die Versammlung eine Gesellschaft bilden, wie auch jede andere kaufmännische Korporation, um verwaltet zu werden nach Geschäfts-Grundsätzen. . . .

Zu den neulichen Mittheilungen über die **chinesische Einwanderung** in Nord-Amerika (S. 136) tragen wir einige Notizen nach über die Missionsthätigkeit unter diesen Fremdlingen, für welche neulich kein Raum blieb. Gleich bei ihrer ersten Einwanderung nach Californien begann die christliche Liebe das Heil in Christo ihnen nahe zu bringen. Zuerst (1852) entsandte der Board of Foreign Missions of the Presbyterian Church einen mit dem Missionswerk bereits vertrauten und der chinesischen Sprache mächtigen Mann. Seitdem hat sich das Werk dieser Gesellschaft bedeutend ausgedehnt, denn augenblicklich unterhält sie auf diesem Gebiete zwei verheirathete, früher in China thätige Missionare, drei amerikanische Lehrer zu San Francisco, je einen auf den Außenstationen San José und Sacramento, einen tüchtigen chinesischen Prädicanten und zwei chinesische Colporteure, welche das ganze Land durchwandern. Es werden Abendschulen, Gottesdienste in Kapellen und Straßenpredigten gehalten, täglich die Häuser besucht, Klassen-Meetings veranstaltet ꝛc. und besteht bereits eine organisirte Gemeinde, die sich im letzten Jahre um 20 Glieder (members) vermehrte. — Die Methodist Episcopal Mission Society begann ihr Werk vor einigen Jahren gleichfalls mit der Sendung eines längere Zeit in China gewesenen Mannes. Diese Gesellschaft hat jetzt ein großes und schönes Gebäude zu San Francisco, eine Abendschule, eine Heimath für Chinesen-Frauen und -Mädchen und eine Kapelle in einer chinesischen Straße, in der täglich gepredigt wird. — Drei chinesische Colporteure sind ferner angestellt von der American Tract Society um unter ihren Landsleuten an den verschiedensten Orten thätig zu sein. Jüngst hat diese Gesellschaft einen weiteren tüchtigen Arbeiter für Oregon und Idaho berufen, während sie in Gemeinschaft mit der Bibel-Gesellschaft noch einen andern unter die chinesischen Minenarbeiter und Händler entsandt hat. — Die Baptist Missionary Union unterhält gleichfalls einen Missionar für dieses Werk, der aber leider noch durch einen Dolmetscher reden muß. Dennoch hat er einige Chinesen getauft. — Ferner gibt es in San Francisco selbst einen Frauen-Verein (Union Society of the ladies of S. Fr.), der seit einigen Jahren eine gesegnete Knaben- und Mädchenschule unterhält und besonders sich des weiblichen Geschlechts annimmt. — Auch die American Missionary Association hat auf diesem Missionsfelde Schulen gegründet und Lehrer angestellt, je einen in San Francisko, Stockton, Sacramento, Maryville und Les Angeles. Ihre Schulen sind meist Abendschulen, die Bibel ist das tägliche Lesebuch in ihnen. — Endlich hat auch die London Missionary Society einen Anfang gemacht unter den Chinesen in der nordamerikanischen Diaspora arbeiten zu lassen — abgesehen davon, daß fast alle christlichen Gemeinden, innerhalb derer die Kinder des Reiches der Mitte als Gäste und Fremdlinge sich aufhalten, mit mehr oder weniger Eifer sich ihrer annehmen. Die Presbyterianer gehen sogar mit dem Gedanken um, ihr Werk bis zu den Chinesen in Peru und Chile auszudehnen.

Wir haben, soweit unsre Information es erlaubte, diese Statistik etwas umständlich mitgetheilt aus zwei Gründen: einmal, weil das qu. Werk den meisten Missionsleuten völlig unbekannt ist und dann, weil es uns für die Christianisirung Chinas von nicht geringer Bedeutung zu werden verspricht. Da nämlich die allermeisten dieser Auswanderer wieder heimkehren in ihr Vaterland, so kann unter dem Segen Gottes die chinesische Diaspora den Dienst der Vögel thun, welche einzelne Samenkörner an solche Orte tragen, da-

hin der menschliche Fuß nicht gelangt. Und wer weiß, vielleicht geht aus dieser Diaspora auch noch manch ein Mann hervor, der mit bewußter Glaubenszuversicht seinen Landsleuten das Heil in Christo bringt!

In Peking haben die amerikanischen Presbyterianer eine neue Kapelle eingeweiht und für die öffentliche Predigt eröffnet — die zwölfte in der Stadt!

Die Mission Catholique meldet aus Tongking: „84 christliche Behausungen sind eingeäschert, mehr als 300 Christen, darunter drei einheimische Priester, ermordet. In kurzer Zeit also das zweite Blutvergießen.

Dagegen ermahnt ein neues Rundschreiben des Prinzen Kung und des Thung li Yamens die Gouverneure der Provinzen und alle Unterbeamten allem Streite mit Ausländern aus dem Wege zu gehen. Auch innerhalb der staatl. Rechtspflege sei künftig jede Ursache zu Beschwerden zu vermeiden, indem unpartheiische Schlichtung von Rechtshändeln zwischen chinesischen Christen und Nichtchristen strengstens beobachtet werden sollte. Der Vice-König in Canton theilte diesen höchsten Erlaß abschriftlich dem Consul mit mit dem Bemerken, daß er denselben allen seinen Unterbeamten eingeschärft habe.

Afrika's Westküste. Von den in Folge des Sieges der Engländer über die Aschantis[1]) befreiten Basler Missionsgeschwistern sind indirect (durch die Times) und direct (durch den Basler Heidenboten) sehr interessante Nachrichten eingetroffen, deren Mittheilung wir uns indeß, um nicht zu kurz sein zu müssen, auf die nächste Nummer versparen, die auch von den Erlebnissen der Norddeutschen Mission in Folge des Aschantikrieges Kunde bringen wird.

Auch haben die Wesleyaner ihre Arbeit mit frischer Glaubenszuversicht wieder aufgenommen. Whydah, Groß- und Klein-Popo und Porto Novo wird von ihnen von neuem besetzt (cf. Orientirende Uebersicht 2c. S. 19). Sie wollen das Yoruba- und Popo-Gebiet von dem Goldküste-District trennen und zu einer besondern Missionsprovinz mit dem Hauptsitze Lagos constituiren.

Zwei Missionare dieser Gesellschaft haben die Erlaubniß erhalten in Abeokuta einen Besuch machen zu dürfen und diesen Besuch im Dezember des vorigen Jahres ausgeführt. Sie fanden eine freundliche Aufnahme und äußern sich über den Zustand der dortigen, seit 1867 sich ganz selbst überlassenen Christengemeinden durchaus befriedigend. Mit vielen Häuptlingen haben sie eingehende Unterredungen gehabt und hoffen, daß einer neuen Stationirung weißer Missionare kein ernstliches Hinderniß mehr im Wege stehen werde. — Auch seitens der Church M. S. haben Anfang dieses Jahres zwei Missionare in Abeokuta einen Besuch gemacht und ähnliche Berichte wie die Wesleyaner erstattet.

Bischof Crowther, der sofort nach seiner Rückkehr in seiner Missions-Diöcese eine Visitationsreise unternommen, gedenkt das Niger-Missions-Gebiet zu erweitern und zwar durch Anlegung einer Inland-Station bei Egga, einer Außenstation in Verbindung mit Onitscha und einer neuen Station in der Nähe der Küste am Neu-Calabar. Die Häuptlinge der letzteren Gegend haben sich sogar bereit erklärt 200 Pfd. St. zur Anlage der Station und jährlich 2 Pfd. Schulgeld für jedes Schulkind zu bezahlen. Der Bischof versprach seinerseits für so viel Mädchen die Kosten zu tragen, als man zur Schule senden würde. Auch bezüglich der erstgenannten Station erhielt Crowther seitens des Königs Umoru von Bida ermuthigende Zusagen.

Südafrika, Mit Bezugnahme auf die in der „Orientirenden Uebersicht" S. 95 gegebenen Notizen über das Seminar zu Lovedale bemerkt der Free Church of Scot-

---

[1]) Nach den neuesten Nachrichten sind die englischen Friedensbedingungen seitens des Königs der Aschantis unterzeichnet worden.

land monthly Record in seiner neuesten Nummer folgendes zur Ergänzung: „Unser Seminar ist auffallend mit Erfolg gesegnet gewesen und sein Einfluß wächst täglich. Selbst die Eingebornen fühlen, daß es eine große Macht ist und eine Macht zum Segen. Ein Beweis dafür ist es, daß jüngst unter den Fingu (ungefähr 100 engl. Meil. nordöstlich von Lovedale) ein Zweig-Institut ist eingerichtet worden und daß die Fingu, obwol noch Heiden, 1500 Pfund zu seiner Gründung beigetragen haben!" Wir sprechen mit gerechter Bewunderung von unsren Instituten in Indien — aber gewiß hätten die Hindu nicht gegeben, was die Fingu gegeben haben. Und die Erziehung in dieser Anstalt ist eine durch und durch christliche!

Die Wesleyan Miss. Soc. hat 4 Missionsdistricte in Südafrika: Grahams Town, Queen's Town, Natal und den Betchuana-District, zu denen noch die Transvael-Mission hinzukommt, die aber noch nicht als eigene Diöcese constituirt ist. Der Graham'stown-District umfaßt 15 Bezirke, von denen 4 nur Eingeborne, 11 Colonisten und Eingeborne befassen und 6 Nebenbezirke. 1873 gab es in diesem ganzen District 28 Missionare (darunter 7 Eingeborne) 5219 Kirchenglieder und 5346 Schüler. — Der Queen's-Town-District umschließt 14 Bezirke, von denen nur zwei gemischte Gemeinden haben. In ihm gab es 18 Missionare (darunter 4 Eingeb.) 3481 Kirchenglieder und 2885 Schüler. — Der Natal-District hat 13 Bezirke, unter ihnen 5 mit gemischten Gemeinden, 18 Missionare (darunter 1 Eingeb.), 1621 Kirchenglieder und 1922 Schüler. — Der Betschuanen-District (zu beiden Seiten des Oranjeflusses) zählt 11 Bezirke (6 mit gemischten Gemeinden), 10 Missionare (darunter 1 Eingeb.) 2182 Kirchenglieder und 1543 Schüler. — In der Transvael-Republik stehen 3 Missionare.

Von Livingstone, dessen Leiche bereits in England eingetroffen und mit Ehren, wie sie wenig Sterbliche genießen, überhäuft worden ist, veröffentlicht die Times einen sehr langen, an den New-York Herald gerichteten Brief, der sich unter den Papieren des Reisenden gefunden und unter einer Fülle werthvoller Notizen auch Winke für die Mission enthält. Wir versparen uns indeß alle Mittheilungen dieser Art für jetzt, bis die Livingstone-Journalistik zu einigem Abschluß gekommen sein wird.

Ergänzend unsre neuliche Mittheilung über die Bevölkerungsziffer der Erde geben wir dem Church Missionary Intelligencer folgend eine Statistik über die Vertheilung der Religionen ohne jedoch unsrerseits eine Garantie für ihre völlige Richtigkeit zu übernehmen: Heiden über 800 Millionen, Muhamedaner gegen 160 Millionen, Juden ungefähr 5 Millionen und Christen 335 Millionen, und zwar römische Katholiken 170 Millionen, griechische Katholiken, Armenier ꝛc. 89 Millionen und Protestanten 76 Millionen!

Der Jesuiten-Orden zählt unter seinen 9101 Mitgliedern nicht weniger als 1558 Missionare, die in Amerika, Asien, Afrika und Australien thätig sind!

D. H.

[1]) Aus Mangel an Raum können die Nachrichten aus der Südsee erst in die nächste Nummer aufgenommen werden.

Der Missionsbefehl als Missionsinstruction.

Vom Herausgeber.

II. Das missionarische Christianisiren. (Μαθητεύσατε πάντα τὰ ἔθνη.)

b) Das Christianisiren (μαθητεύσατε).[1])

Daß die Völker, nicht blos einzelne Seelen aus ihnen das Object der Missionsthätigkeit sind, ist im Vorhergehenden zu erweisen gesucht worden; es erübrigt nun der Nachweis, daß diese Thätigkeit selbst richtig bezeichnet wird, wenn man sie als Christianisirung charakterisirt. Dieser Nachweis ergiebt sich aus der Exegese des Wortes μαθητεύσατε.

Der Begriff des μαθητεύειν ist offenbar nicht richtig aufgefaßt, wenn man das Wort mit unsrer deutschen Bibel einfach durch lehren übersetzt. Abgesehen davon, daß durch solche Uebertragung des Wortes wegen des folgenden „lehret" (διδάσκοντες) eine Tautologie in die so präcise Missionsinstruction hineingebracht wurde, — μαθητεύειν ist schon an sich ein weiterer Begriff, der durch das folgende Taufen und Lehren erst seine nähere Explikation erfährt.[2]) Wie Act. 14, 21 bedeutet auch an unsrer Stelle das Wort: Jemand zu einem μαθητής machen" (cf. Joh. 4, 1 und Matth. 13, 52). Wer ist aber im neutestamentlichen Sinne ein μαθητής? Der, welcher bei dem „Lehrer" (διδάσκαλος) Jesus in die Schule geht und willig ist sich von ihm weisen zu lassen, um sein Verhalten nach diesen Anweisungen zu regeln. Es bezeichnet daher das Wort mehr als blos den Schüler, es meint einen Anhänger oder Jünger, der sich dem Meister anschließt, sein Wort und Leben als Richtschnur für sich erkennend. In diesem Sinne wird es speciell von den zwölf Jüngern (Matth. 5, 1; 8, 23, 25; 9, 10; 11, 1; 14, 9; 28, 16 ꝛc.). dann aber auch von dem weiteren Kreise der Anhänger Jesu überhaupt gebraucht (Matth. 8, 21. Luc. 6, 13, 17. 7, 11. Joh. 6, 60 f. 66 ꝛc.). Daher steht es auch ganz gleichbedeutend mit Christ, act. 11, 26. (26, 28); cf. act. 6, 1 f.; 7. 9, 10, 19, 25 f. 38; 11, 29; 13, 52; 14, 20, 22, 28; 15, 10; 16, 1; 18, 23, 27 ꝛc. und heißt also μαθητεύειν soviel als Jemand zu einem Anhänger Jesu als des Messias, zu einem Christen machen, folglich μαθητεύειν τὰ ἔθνη die Völker christianisiren.

Eine sorgfältige Vergleichung der sämmtlichen Stellen, in denen das Wort „Jünger" vorkommt, zeigt uns, daß es in einem engeren und weiteren Sinne gebraucht wird. Wenn z. B. die Zwölfe (Matth. 11, 1 ꝛc.) wenn

---

[1]) Einem mehrfach ausgesprochenen Wunsche entsprechend beschränke ich die griechischen Worte gern auf das geringste Maß. Ganz zu umgehen sind sie indeß nicht in einem Artikel, der theilweis auf genaue Exegese des Grundtextes basirt sein muß.

[2]) μαθητεύειν est dicipulos facere, complectitur baptismum et doctrinam hoc loco Bengel im Gnomon. Cf. auch Cremer: Biblisch-theologisches Wörterbuch die Artikel μανθάνειν, μαθητής, μαθητεύειν.

Ananias (act. 9, 10), wenn Timotheus (act. 16, 1) „Jünger“ genannt werden, so ist damit noch mehr als ein bloßes Verhältniß der Anhängerschaft an Jesum als den Messias, es ist eine Gemeinschaft der Liebe und des Lebens mit ihm in Kraft eines überzeugungsvollen Glaubens bezeichnet, obgleich nicht übersehen werden darf, daß wie Ananias und Timotheus auch die Zwölfe bereits in den ersten Stadien ihrer Jüngerschaft den Namen μαθηταί führen. — Wenn aber die ersten Christen in ihrer Gesammtheit, also durchweg alle, welche die Botschaft des Heils irgendwie angenommen und Jesum als ihren Meister und Heiland anerkannt haben, als „Jünger“ aufgeführt werden, so steht das Wort offenbar auch in einem weiteren, mehr äußerlichen Sinne, als die allgemeine, charakteristische Bezeichnung für die Anhänger Jesu in ihrem Unterschiede von Juden und Heiden cf. act. 11, 26. Bei aller Anerkennung der relativen Idealität des Standes der ersten Christengemeinden wird doch nicht behauptet werden können, daß jedes einzelne Mitglied derselben nach unsern heutigen Begriffen ein bekehrter, lebendiger Christ gewesen, wie hätten sonst zu Jerusalem in so kurzer Zeit tausende (act. 2, 41; 4, 4; 5, 14; 6, 7) der Gemeinde hinzugethan werden, Uebelstände wie die act. 5, 1 ff. und 6, 1 eintreten und aller Orten, da Paulus durchkam, nach so verhältnißmäßig beschränkter Bekanntschaft mit dem Evangelio Christi so bedeutende Gemeinden entstehen können! Zweifellos befanden sich unter den „Haufen der Jünger“ in den verschiedenen Gemeinden nicht wenige, deren Christenthum wesentlich in der Anerkennung Jesu als des Messias resp. in der Lossagung vom Heidenthum bestand, ohne daß sie die nothwendigen dogmatischen und ethischen Consequenzen dieses fundamentalen Glaubensartikels für Erkenntniß und Leben bereits alle gezogen hatten, wie z. B. schlagend erhellt aus act. 19, 1 wo selbst die Johannisjünger den Namen μαθηταί führen. Vergleiche auch Joh. 6, 60 und 66, wo von „Jüngern“ gesagt wird, daß sie die Rede Jesu eine harte nennen und hinfort nicht mehr mit ihm wandelten.

Offenbar steht nun auch an unsrer Stelle das Wort μαθητεύειν in dem letzteren allgemeinen Sinne. Alle Völker sollen zu Jesu in ein solches Anhängerverhältniß gebracht werden, daß sie aus der Lebenssphäre des Heidenthums herausgenommen, durch die Taufe Aufnahme in die Gemeinschaft des dreieinigen Gottes finden und in den Geboten Jesu die Anweisung für ihr gesammtes religiöses und sittliches Verhalten empfangen. Solch eine Auffassung des missionarischen Aufnehmens in die Jüngerschaft Jesu wird auch durch den ganzen Zusammenhang des Missionsbefehls erfordert. Da der Herr als Missionsobject die Völker hinstellt und sich selbst aufs bestimmteste darüber ausgesprochen hat, daß der Acker, auf welchen seine Same gesäet wird, nicht lauter gutes Land ist (Matth. 13, 3 ff.), daß auf diesem Acker[1]) neben Waizen auch Afterwaizen reichlich wächst (Matth. 13, 24 ff.) und daß das Netz, welches ins

[1]) Der Acker ist die Welt — im doppelten Sinne: die gesammte Menschheit und die verderbte Menschheit. Beides fällt für unsre Frage sehr ins Gewicht. — Es ist eine Verkennung des Mischlingscharakters der Kirche, die in dieser Weltzeit die Signatur der Niedrigkeit trägt, wenn man an der Völkerchristianisirung einen Anstoß nimmt. Die Herrlichkeitszeit beginnt, wenn der Herr wiederkommt. Bei seinem zweiten Kommen sammelt er die Seinen, die unter allen Völkern an ihn

Meer geworfen wird, allerlei Gattung fängt (Matth. 13, 47 ff.); da er ferner gerade als Vermittlung der verordneten Aufnahme der Völker in seine Jüngerschaft in erster Linie die Taufe befiehlt und durch diese directe Beziehung die von den Aposteln wiederholt vollzogene Taufe ganzer Häuser (ohne daß doch von mehr als Einem Gliede der Glaube ausgesagt wird) und damit consequenterweise auch die Kindertaufe legitimirt; da er endlich in zweiter Linie mit und nach der Taufe durch paränetische Unterweisung eine fortgehende Anleitung zum Wandel in seiner Nachfolge zu geben befiehlt — so scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß der Herr unter den zu gewinnenden „Jüngern" in ihrer Allgemeinheit solche Leute versteht, die sich vom Heidenthum (resp. Judaismus oder Islam) losgesagt, den Glauben an ihn als den einigen Heiland angenommen und einen Wandel nach seinen Geboten zu führen willig erklärt haben.

Es ist jedenfalls ein solcher allgemeiner Ausdruck von dem Stifter der Mission mit Bedacht gewählt worden, damit der Missionsthätigkeit der weiteste Spielraum gewährleistet werde. Wo mit Beweisung des Geistes und der Kraft missionirt wird, da wird überall und zu aller Zeit schon die im specifischen Sinne des Worts missionarische Arbeit als Frucht auch solche Jünger aufweisen, die lebendige Reben an Jesu dem Weinstock sind und als wahrhaft bekehrte Seelen angesehen werden müssen und es bedarf ja wol nicht der ausdrücklichen Mahnung, daß jeder Missionar mit dem heiligsten Ernste seinen Beruf also zu führen habe, daß er solcher wahrhaft lebendiger Glieder am Leibe Jesu Christi so viel als möglich gewinne. Aber es hieße die der Mission gestellte Aufgabe überspannen und durch diese Ueberspannung beschränken, wollte man allein die Einsammlung solcher Frucht ins Auge fassen. So sehr der einer solchen Auffassung zu Grunde liegende ernste christliche Sinn die höchste Achtung verdient und als heilsame Correctur gegen alle Veräußerlichung und Oberflächlichkeit immer seine guten Dienste thut, so leidet er doch an einer Engigkeit, die ohne Zweifel mit Schuld daran trägt, daß die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden in unsern Tagen nicht bereits größere Dimensionen angenommen hat. Abgesehen davon, daß diese Auffassung beständig in einer großen Selbsttäuschung lebt, indem es ihr nie und nirgends wirklich gelingt, lauter Bekehrte (nach der pietistischen[1]) Terminolo-

gläubig geworden sind, aber er missionirt nicht. Es ist die Aufgabe der Zeit zwischen dem Kommen Jesu in das Fleisch und seiner Wiederkunft zu evangelisiren. Diese Arbeit ist abgeschlossen mit der Wiederkunft. Der mit ihr beginnende Aeon trägt einen andern Charakter, — er ist nicht mehr Aussaat- sondern Erntezeit für beide: Gläubige und Ungläubige.

[1]) Bewußt und unbewußt vertrat und vertritt der Pietismus die qu. Auffassung bis auf diesen Tag. Aber wenn wir auch die so gestellte Missionsaufgabe als eine zu enge bezeichnen müssen, so kommt es uns entfernt nicht in den Sinn, damit den Pietismus in irgend ein ungünstiges Licht setzen zu wollen. Im Gegentheil, wir sind von so lebhaftem Dankgefühle durchdrungen für die großen Verdienste, welche von ihrem Beginne bis heute der Pietismus um die moderne Mission sich erworben hat, daß wir schon darum uns verpflichtet fühlen, ihm die höchste Ehre anzuthun und gegen jeden ungebührlichen Angriff für ihn in die Schranken zu treten. Nur glauben wir auch auf ihn das Wort anwenden zu müssen: „prüfet alles und das Gute behaltet" und — der Pietismus hat des Guten viel, das keine rechte Mission entbehren kann.

gie) aus den Heiden zu sammeln, so streng die geübte Praxis auch sein mag, sie steht entschieden auch im Widerspruche mit dem apostolischen Verfahren. Es bedarf nur eines Blickes in die Apostelgeschichte um zu erkennen, daß die damalige Missionspraxis in einem weitherzigeren Sinne geübt wurde. Wie wären sonst die vielen und nach so kurzer Unterweisung vollzogenen Taufen möglich gewesen? Freilich läßt sich das in specieller Weise motiviren durch die einzigartige apostolische Kraftpredigt, durch eine besondere Disponirung unter Juden, Proselyten und selbst Heiden und vor allem durch einen bei der ersten Kirchengründung mitwirkenden unmittelbaren Gnaden- und Segensbeistand Gottes. Allein auch von der apostolischen Missionspraxis gilt, daß sie mutatis mutandis allen Zeiten und auch uns „zur Lehre und zum Vorbild geschrieben ist“ (Röm. 4, 23 f.; 15, 4; 1 Cor. 10, 11). Wenn wir nun die Apostel Tausende mit Einem Mal in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufnehmen, wenn wir sie, obgleich nur der Hausvater oder die Hausmutter gläubig geworden, ganze Häuser taufen, wenn wir endlich nach verhältnißmäßig kurzem Aufenthalte, sowohl in Samaria als in rein heädnischen Landen Gemeinden gründen sehen, die „nicht wenige“ Glieder enthielten — so erhellt, daß sie für's erste es auf eine Jüngerschaft im allgemeineren Sinne abgesehen hatten, für welche die gläubige Anerkennung Jesu als des Messias und Sohnes Gottes genügte, die eigentliche Einlebung in die Gemeinschaft Jesu aber von der weiteren Pflege erhofft wurde. Das gleiche Resultat liefert ein tieferer Blick in die apostolischen Gemeinden. Bei der vollsten Anerkennung der relativen Idealität des christlichen Lebens, das in diesen vom ersten Feuer der Liebe durchglühten Gemeinden herrschte und das sie für alle Zeiten für jede christliche Gemeinde zum beschämenden und erwecklichen Vorbilde macht, läßt sich doch nicht übersehen, daß sie auch nicht wenige solcher Elemente enthielten die als lebendige und wahrhaft bekehrte Christen nicht angesehen werden können.[1]) Des Ananias, des Corinthischen Blutschänders, des Hymenäus, Alexander, Philetus 2c. wie der vielerlei Unordnung zu Corinth ganz zu geschweigen, schreibt nicht Paulus, daß „in einem großen Hause nicht allein goldene und silberne Gefäße, sondern auch hölzerne und irdene sind, etliche zu Ehren, etliche aber zu Unehren“ (2 Tim. 2, 20), klagt er nicht über „Viele, die als die Feinde des Kreuzes Christi wandeln, denen der Bauch ihr Gott ist, die ihre Ehre in der Schande suchen und nur aufs Irdische denken“ (Phil. 3, 18 f.), fordert er nicht auf: „versuchet euch doch selbst, ob ihr im Glauben seid, prüfet euch selbst“ (2 Cor. 13, 5), straft er nicht die Galater, daß sie „sobald sich abwenden ließen von dem, der sie berufen hat in die Gnade Christi auf ein andres Evangelium“ (Gal. 1, 6; 3, 1), ermahnt er nicht die Römer, daß „weil die Stunde da sei aufzustehen vom Schlaf, weil die Nacht vergangen und der Tag herbeigekommen, abzulegen die Werke der Finsterniß und anzulegen die Waffen des Lichts und ehrbarlich zu wandeln als am Tage“

[1]) Cf. Anderson: A. a. O. p. 57: The common opinion, that those (sc. apostolic) churches excelled the churches of modern times in their Christian development, is not sustained by a thougtfull reading of the inspired documents, nor could such a thing be reasonably exspected.

(Röm. 13, 11 ff.; cf. Gal. 5, 16; Eph. 5, 11 ff. 2c.), warnt nicht Johannes von den „Widerchristen, deren viele geworden und die von den Gläubigen ausgegangen“ (1 Joh. 2, 18 f.) und redet er nicht von einer Sünde zum Tode, für welche nicht gebetet werden soll (5, 16)? vergl. auch außer den 7 Sendschreiben der Apokalypse Jac. 4, 1 ff.; Ebr. 5, 11 ff.; 10, 25; 1 Joh. 2, 18 f.; 4, 1 ff.; Eph. 4, 25, 28; Col. 3, 9; 2 Thes. 3, 6; 1 Tim. 1, 19 f.; 6, 3 ff. 2c. Es ist also offenbar, daß auch in der apostolischen Zeit nicht alle in die Jüngerschaft Jesu Aufgenommenen lebendig Gläubige und Bekehrte gewesen sind, ohne daß doch deshalb die Apostel der Vorwurf trifft das Netz zu weit ausgeworfen und einen zu großen Fang gethan zu haben. Es wird eben nirgends und niemals jeder Einzelne, auch der getauft ist, wirklich das ewige Leben ergreifen und den Geboten Jesu, in denen er unterwiesen wird, gemäß wandeln, es wird allerlei Mischung von Heidnischem und Christlichem nirgends ausbleiben, ja sogar unter den Christianisirten je länger je mehr eine Feindschaft wider das Wort und ein Abfall von ihm eintreten, wie solches alles vorbildlich für alle Zeiten bereits in der apostolischen Kirche geschah. Dennoch folgt daraus mit nichten eine Beschränkung der Missionsaufgabe. Es bleibt dabei weil Gott im Ernste will, daß Jedem geholfen werde, weil Niemand eine Entschuldigung haben soll, zur Erkenntniß der Wahrheit nicht haben kommen zu können, weil die sittigenden Culturkräfte des Evangelii ihren erneuernden Einfluß ausüben sollen über jegliche Menschengemeinschaft und jede Creatur in seiner Lebensatmosphäre athmen soll, darum muß das Netz ausgeworfen werden nach allen Völkern um sie durch Vermittlung der Taufe und der Unterweisung zu Anhängern Jesu zu machen, d. h. zu christianisiren.

So entschieden wir aber durch die bisherige Ausführung einer die Missionsthätigkeit einengenden Ueberspannung der Missionsaufgabe entgegengetreten sind, mit eben solchem, ja noch größerem Nachdruck müssen wir jetzt eine etwaige Verflachung und Veräußerlichung derselben bekämpfen. Zu Jüngern will der Stifter der Mission die Völkerschaften gemacht haben, aber nicht zu blos äußerlichen Proselyten, die nur der Form und dem Namen nach vielleicht gar durch Zwang oder List das Christenthum angenommen haben, innerlich aber geblieben sind was sie waren. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß besonders die mittelalterliche Mission einfach nur in solcher Proselytenmacherei bestanden und daß die römisch-katholische Mission[1]) bis auf diesen Tag zu einem großen Theile in denselben Bahnen wandelt, während der protestantischen Mission im Ganzen nach dieser Seite ein ernster Vorwurf kaum gemacht werden kann.

Werfen wir wieder einen Blick in die apostolische Praxis. So weit auch das Netz ausgeworfen wurde, überall sind die Apostel von bedingungsloser, blos äußerlicher Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirche weit entfernt.

[1]) Daher die großen Zahlen, die in den katholischen Missionsberichten figuriren, durch die aber nur solchen imponirt werden kann, denen ein tieferer Blick in die Sache fehlt. — Vergleiche Huber: Der Jesuiten-Orden nach seiner Verfassung und Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte“ Kap. IV: Die Heidenmission. Venn und Hoffmann: Franz Xavier. Ein weltgeschichtliches Missionsbild. Kalkar: Geschichte der römisch-katholischen Mission.

Sie predigen zuvor das Wort in nicht gewöhnlicher Kraft und verlangen dann seitens ihrer Hörer sowohl unter Juden wie Heiden Buße und Glauben (act. 2, 38; 3, 19; 8, 6, 12, 37; 9, 42; 11, 18; 13, 12, 18; 16, 14, 34; 17, 12, 34; 20, 21; 26, 20) und seitens der jungen, wenn auch nach nur kurzer Arbeit zu Jüngern angenommenen Christen wird uns gemeldet, daß sie das Wort im Glauben angenommen und von den Götzen zu Gott sich bekehrt hätten (act. 2, 41; 5, 14; 8, 12, 37; 9, 35, 42; 11, 21; 14, 23; 15, 19; 16, 15; 17, 12; 18, 8; 19, 10; Röm. 1, 8; 1 Cor. 1, 4 f.; 2 Cor. 1, 24; Gal. 5, 7; Eph. 1, 13; Phil. 1, 57; Col. 1, 3 ff.; 2, 6; 1 Theff. 1, 5 ff.; 1 Petr. 2, 25 &c.) Wenn man nun auch auf die Majorität der in die Jüngerschaft Aufgenommenen die Begriffe Buße, Glaube, Bekehrung (μετάνοια, πίστις, ἐπιστροφή) keineswegs in ihrem ganzen Tiefsinn anzuwenden ein Recht hat, so unterliegt das doch keinem Zweifel, daß der Glaube und die Sinnesänderung in ihrem elementaren Bestande, daß sie als Keime thatsächlich vorhanden waren, daß unbewußte Conversionen auf mechanischem Wege nicht gemacht wurden und ohne gewisse Garantieen für ein dem neuen Bekenntnisse gemäßes religiöses-sittliches Verhalten keine Aufnahmen stattfanden. Solche Garantieen sind daher für alles missionarische Christianisiren und in ganz specieller Weise bei den Erstlingen aus einem heidnischen Volke unerläßliches Erforderniß. Nicht nur daß eine Verkündigung der objectiven Heilsthatsachen sammt Anweisung über ihre subjective Aneignung in unmißverständlicher Deutlichkeit stattgefunden haben muß, es ist auch ein empfänglicher Sinn, eine gläubige Ueberzeugung von der Wahrheit der Grundgedanken des Evangelii und der ernste Wille in der Kraft des angenommenen Worts eine sittliche Lebenserneuerung zu erstreben erforderlich, um die Aufnahme in die Jüngerschaft Jesu zu begründeu.

Es ist daher nur eine authentische Auslegung des Missionsbefehls (μαθητεύσατε τὰ ἔθνη) wenn der Herr dem zum Apostel der Heiden berufenen Paulus es als Aufgabe stellt: „aufzuthun ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsterniß zu dem Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott, zu empfangen Vergebung der Sünden und das Erbe unter denen, die geheiligt sind, durch den Glauben an Jesum“ (act. 26, 18; cf. 1 Petr. 2, 9; Col. 1, 12 ff.). Diese Oeffnung der Augen schließt einen unbewußten, in Blindheit gethanen Uebertritt ebenso entschieden aus, wie sie eine lichtvolle Verkündigung der Offenbarung Gottes in Christo fordert. Dazu soll — in Harmonie mit der Forderung des Missionsbefehls: „lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe“ — diese Oeffnung der Augen geschehen nicht etwa blos zum Zweck eines theoretischen Wissens, sondern eines ethischen Thuns, nämlich damit eine „Bekehrung von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott“ eintrete und zwar wie die mit ihr verbundene Empfangnahme der Sündenvergebung und Einsetzung in das Erbe der Heiligen vermittelt durch den Glauben. Haben wir auch, wie die zur Charakteristik der ersten Gemeinden umstehend angeführten Citate beweisen und schon wiederholt betont worden ist, bei dem Sichbekehren (ἐπιστρέφειν) nicht an eine volle Bekehrung im Sinne der durch den Pietismus herrschend gewordenen Terminologie zu den-

ken, nach welcher das Wort wesentlich auf solche Christen angewendet wird, die aus einem gottfeindlichen, sündlichen Leben, oder aus religiösem Indifferentismus resp. bloßen Scheinchristenthum zur vollen Entschiedenheit eines Lebens in der Gemeinschaft mit und im Dienste für Gott hindurchdringen gemeiniglich unter gewaltigem Kampfesringen — so verlangt das Wort in seiner Beziehung auf Heiden (resp. Juden und Muhamedaner) doch aufs bestimmteste nicht nur eine auf Erkenntniß seiner Richtigkeit beruhende Abkehr vom Heidenthum, sondern die an die Stelle der Anhängerschaft an das Heidenthum tretende positive Zukehr zu dem lebendigen Gott wie er sich in Christo geoffenbaret hat und damit eine so großartige Aenderung der ganzen Anschauungs- und Lebensweise, daß mit vollstem Grund der Wahrheit dieselbe eine Bekehrung aus der Finsterniß zum Licht genannt werden kann. Erst wo in Kraft des — wenn auch nur erst senfkornartig vorhandenen — Glaubens an Jesum als den einigen Heiland und eingebornen Sohn Gottes in diesem allgemeinen Sinne gegründete Aussicht auf eine „Bekehrung zu Gott" vorhanden ist, mit dem Willen, die aus ihr für den Wandel sich nothwendig ergebenden Consequenzen praktisch zu ziehen, kann vermittelst der Taufe und fortgehender Unterweisung eine Aufnahme in die Jüngerschaft — ein μαθητεύειν — im Sinne Christi statthaben. Man könnte daher, wenn man das Wort in dem weiten biblischen Sinne, wie es von der Hinwendung der Heiden zu dem lebendigen Gott gebraucht wird, interpretirt, solches μαθητεύειν auch bekehren nennen. Nur um dem Mißverständnisse vorzubeugen, das in Folge unsres engeren dogmatisch-pietistischen Sprachgebrauchs sich leicht an das Wort „Bekehrung" anhängt, haben wir den zwar nicht geradezu biblischen aber weniger mißverständlichen Ausdruck christianisiren gewählt, dem nach dem zweiten Theile unsrer Exegese von μαθητεύειν der Vorwurf der Aeußerlichkeit hoffentlich nicht gemacht werden wird.

Orientirende Uebersicht

über den gegenwärtigen Stand des gesammten christlichen Missionswerkes

von Dr. R. Grundemann.

III. Ostafrika.

Ostafrika gehört zu den bisher von der christlichen Mission am wenigsten berührten Ländern der Erde. Von der letzten südafrikanischen Station haben wir längs der Küste gegen 400 Meilen zurückzulegen, bis wir auf Zanzibar und dem benachbarten Festlande wieder die ersten schwachen Punkte einer Missionsarbeit antreffen, von wo wir abermals mehr als 200 Meilen über Land zu wandern haben, um zu den jetzt noch schwächeren Punkten der Mission in

Abessinien zu gelangen. — Es fehlt nicht an Erklärungsgründen für diese Vernachlässigung. Die erst gedachten Strecken, welche größtentheils mit den portugiesischen Besitzungen auf dieser Küste des Kontinents zusammenfallen, haben bei äußerst dünner Bevölkerung (17 Seelen auf die □Meile) ein so ungesundes Klima, daß sie von vornherein als ein sehr ungünstiges Gebiet für die Mission gelten müssen. Der mislungene Versuch jener episcopalen Mission der englischen Universitäten[1]) hatte im Anfang des vorigen Jahrzehntes dies leider bestätigt. Auch darf es gewiß als ein Beweis für die Ungunst der dortigen Verhältnisse gelten, daß die katholische Mission, soviel bekannt geworden ist, in neuerer Zeit nicht einmal einen Versuch gemacht hat, sich jener Gegenden anzunehmen, in denen die Abkömmlinge von früher zur katholischen Kirche bekehrten Volksstämmen in einem wüsten Gemisch von Heidenthum und etlichen christlichen Reminiscenzen dahin leben. — Die nördlicheren Gebiete, die weit stärker bevölkert sind, bieten durch den bereits festgewurzelten Islam ebenso große Schwierigkeiten wie durch den Sklavenhandel, der hier bis in die neueste Zeit einen mächtigen Aufschwung genommen hat. Zur Unterdrückung desselben hat England zwar ernstliche Schritte gethan[2]), deren Erfolg jedoch erst abzuwarten sein wird.

Je trister und öder uns aber jene weiten Küstenländer anstarren, desto heller leuchtet uns die große ostafrikanische Insel entgegen, auf der sich uns eine in der neuern Missionsgeschichte seltene, vielleicht einzige Entwicklung darbietet.

1. Madagaskar.[3])

Dieses Missionsgebiet verdient ganz besonders unsre Theilnahme, nachdem der Same des Christenthums durch eine vieljährige blutige Verfolgung nicht ausgerottet, sondern vielmehr recht befruchtet worden war. Die Feuerprobe des Martyriums ist der Adelsbrief der jungen Madagassischen Kirche, den wir nicht bekritteln und verkleinern wollen. Und doch müssen wir sagen, daß nur wenige Missionsfreunde bei uns sich eine sachgemäße Vorstellung von den Zuständen der Christen Madagaskars machen mögen. Jene Märtyrer sind schon mit einem Heiligenscheine umgeben, der falls man darnach ohne Rücksicht andrer Verhältnisse urtheilen wollte, uns die Erfolge der Mission und die ihr noch bleibenden Aufgaben in einem schiefen Lichte zeigen würde. So hoch wir nämlich auch die Bekenntnistreue der Bekehrten anschlagen mögen, dürfen wir dieselbe nicht als den Beweis einer gleichmäßig hohen Entwicklung des christlichen Charakters ansehen. Es scheint überhaupt eine besondere Schwierigkeit für die Bildung eines zutreffenden Urtheils über die Heidenchristen unsrer Missionsgebiete darin zu liegen, daß wir die sonderbare Mischung einzelner, in hohem Grade ausgebildeter echt christlicher Charakterzüge mit andern, denselben nicht conformen Lebensmomenten nicht wohl zu denken vermögen. Doch wir können hier nicht näher auf diesen Punkt eingehen, möchten jedoch nach diesen Andeutungen den Leser bitten, seine wahrscheinlich etwas zu hohen Vorstellungen über die christlichen Madagassen ein

---

1) Am Schire, einem Nebenflusse des unteren Zambesi.

2) Ueber die Expedition Sir Bartle Frere's wie über den dortigen Sklavenhandel überhaupt folgt nächstens ein specieller Artikel. D. H.

3) Vergl. Allgem. Miss. Atlas I. 17 und 18.

wenig herabzuſtimmen, um nicht durch eine Darlegung der neueren Zuſtände enttäuſcht zu werden.

Nach der Verfolgung trat bekanntlich unter dem chriſtlichen Radama II eine Zeit der Schwankung ein, während unter der heidniſchen Raſoherina, und der von ihr gewährten Religionsfreiheit das Chriſtenthum mäßige, aber nach Verhältnis gediegenere Fortſchritte machte. Seit 1868 nun herrſcht Ranavalona II, die gleich von vornherein dem Chriſtenthum ſich günſtig zeigte und einige Monate nach ihrer Thronbeſteigung die heil. Taufe empfing. Ein halbes Jahr ſpäter erfolgte die Verbrennung der Götzen und ſeitdem iſt das Chriſtenthum als Staatsreligion von Madagaskar anerkannt. Natürlich gilt dies nur, ſoweit die Inſel dem Regimente der Howa's unterworfen iſt. Durch den wohlgeordneten Organismus der Verwaltungsbehörden wurden die dahin gehenden Befehle bald ausgeführt.[1]) Nunmehr erſchallte die Freudenbotſchaft von den vielen Tauſenden, die ihre Götzen verlaſſen und ſich zum Chriſtenthume bekehrt hatten. Anfangs 1868 hatte man 21,000 Chriſten gezählt. In einem Jahre ſtieg die Zahl auf 153,000, im nächſten auf 231,000 und nach dem letzten Bericht (Ende 72) wird ſie auf 280,000 angegeben. Dieſe Zahlen beziehen ſich jedoch nur auf die mit der Londoner Miſſion verbundenen Gemeinden. Die Königin iſt der letzteren zwar geneigt, nimmt ihr gegenüber jedoch eine etwas reſervirte Stellung ein, wie ſie denn auch nicht von einem Miſſionar, ſondern von einem eingebornen Prediger, den ſie zu ihrem Hofprediger ernannte, getauft worden iſt. Sie führt das Chriſtenthum in ihr Reich als Staatsreligion ein, und befiehlt auch da wo keine Agenten jener Miſſion hingekommen ſind, daß der wahre Gott angebetet werde. Doch die Geſtaltung des Gottesdienſtes und Bildung von Gemeinden findet erſt da ſtatt, wo Leute aus dem Kreiſe der Miſſion betheiligt ſind. Die übrigen Regierungschriſten bleiben vorläufig eine traurige Karikatur. Von hochmüthigen Beamten in harter Weiſe gezwungen verſammeln ſie ſich oft aus großen Entfernungen um ihre ſogenannten Gottesdienſte abzuhalten, denen kaum ein andrer Werth als ihren früheren Fetiſchdienſten beizumeſſen ſein dürfte.

Abgeſehen aber von dieſer Klaſſe haben wir die obengenannte Zahl von Chriſten in Gemeinden, die durch ihre Leiter in Verbindung mit der Londoner Miſſionsgeſellſchaft ſtehen, die aber ſeitens der Regierung ebenſo wie jene als Angehörige der Staatsreligion angeſehen werden. Es iſt dies ein eigenthümliches Verhältnis, wenn man bedenkt, daß die genannte Geſellſchaft nach ihren Statuten prinzipiell keinerlei Art von Kirchenregiment in die durch ihre Miſſionare dem Evangelio erſchloſſenen Heidenländer pflanzt. Dem kongregationaliſtiſchen Prinzip, das dabei im Hintergrunde liegt, werden nun auf Madagaskar durch die eigenthümliche Stellung, die die Regierung angenommen hat, noch bedeutende Schwierigkeiten erwachſen.

Vor der Hand handelt es ſich jedoch zunächſt darum, die Maſſe des Volkes überhaupt einmal in chriſtliche Formen zu faſſen. Bei der beſten Abſicht, und Anſpannung aller Kräfte der Miſſion, war es bisher nicht möglich die geeigneten Werkzeuge dazu zu ſchaffen. Die in Eile ausgebildeten Lehrer und Katecheten

[1]) Es iſt bezeichnend, daß es jetzt faſt ebenſo gefährlich iſt das Beten zu verweigern, wie es unter Ranavalona I gefährlich war zu beten.



erweisen sich in vielen Fällen als höchst bedenkliche Arbeiter am Evangelium. Dazu aber kommt, daß viele Christen, die vielleicht nur lesen gelernt haben, umherziehen und die Rolle von Lehrern und Predigern übernehmen, wobei oft nur konfuses Zeug herauskommt, während ihr Lebenswandel vielleicht nichts weniger, als geeignet ist der Sache des Herrn zu dienen. Ein gut Theil Eitelkeit und Einbildung macht solche Leute besonders unangenehm.

Hiernach wird man ungefähr einen Schluß auf den Zustand vieler Gemeinden machen können. Sie umfassen zum großen Theil nur getaufte Heiden. Einer der Londoner Missionare schreibt, daß er während seiner bisherigen (etwa 2jährigen Wirksamkeit) nicht einen einzigen Fall wahrer Bekehrung wahrgenommen habe. Mit Fragen über allerlei kuriose Dinge, die sie sich aus der hl. Schrift herausgelesen, werde man überlaufen, von Fragen nach der Seligkeit sei nichts zu spüren. Sie können Stunden lang stille sitzen und die Predigt anhören und den Prediger mit einer Art von dummer Verwunderung anglotzen, aber man findet kein Zeichen von Regungen inneren Lebens. Der Zustand besonders einiger der Landdistrikte wird geradezu schrecklich genannt. So z. B. steht es in Betsileo, wo die Gemeinden zumeist aus den dort als die herrschende Nationalität unter der ursprünglichen Bevölkerung lebenden Howa's bestehen; während die Betsileos meist sich damit begnügen, dem alten Götzendienst entsagt zu haben. Jene aber werden überhaupt als faul, eitel und großentheils lasterhaft geschildert.

Etwas anders verhält es sich in den Gemeinden, die schon vor Beginn der neuen Aera bestanden. In denselben findet sich meist ein Kern treuer Christen. So namentlich in den unter unmittelbarer Leitung der Missionare befindlichen Gemeinden der Hauptstadt. Doch muß man sich auch hier freilich hüten den Maßstab eines durchgebildeten christlichen Charakters anzulegen. Dies würden nur wenige vertragen. Doch es giebt deren, namentlich einige der eingebornen Prediger zeigen einen höchst erfreulichen Eifer für das Reich Gottes, bei einem Wandel der dem Worte Gottes Ehre macht.

Auch in den jetzt so zahlreichen Gemeinden der Hauptstadt ist die große Menge der Gemeindeglieder nur von äußeren, unwürdigen Motiven gehalten und würde sofort abfallen, sobald die Regierung eine andre Haltung annähme.

Die letztere ist freilich wohl nicht besonders geeignet dem Volke als ein Vorbild christlichen Lebens voranzuleuchten. Ueber den Charakter der Königin erfährt man wenig. Die Leitung der Staatsgeschäfte liegt wohl zumeist in der Hand ihres Premier-Ministers, mit dem sie sich gleich nach ihrer Taufe nach madagassischer Sitte vermählte, nachdem er sich von seiner Gattin geschieden hatte. Ob viel von christlichen Herrscher-Tugenden in der Leitung Madagaskars wirksam, ist sehr fraglich. So wird auch darüber geklagt, daß die Regierung nichts thue, um den wahren Wohlstand des Volkes zu heben. Dasselbe ist immer noch mit Frohndiensten über und über belastet. Die Rechtspflege ist eine höchst mangelhafte und manche Verbrechen kommen nie zur Bestrafung, weil das Urtheil, das nur von der Königin gesprochen werden könnte, der Umständlichkeit halber nicht nachgesucht wird. — Leider fehlt uns über diesen höchst wichtigen Punkt weiteres Material. Jedenfalls verdient derselbe die besondere Aufmerksamkeit der Mission. Wir sehen aus unsern Quellen nicht, in wie weit es derselben möglich ist einen gesunden christlichen Einfluß auf die leitenden Kreise auszuüben.

Aus allen Berichten der Londoner-Gesellschaft tritt uns immer wieder die schwere Aufgabe entgegen, mit der sie zu kämpfen hat bei den wenigen Arbeitskräften gegenüber der dieselben weit übersteigenden Arbeitslast. Doch sind in neuster Zeit besondere Anstrengungen gemacht um diesen Mangel einigermaßen auszugleichen. Es wurden neue Missionare hinausgesandt, denen 3 bis 4 andre bald folgen sollten. Im Ganzen zählt der letzte Bericht 26 Arbeiter auf, von denen 15 auf die Hauptstadt resp. die Vorstädte kommen, die übrigen sich aber auf die Landdistrikte vertheilen. Die Stadtgemeinden, zu deren jeder eine größere Zahl von Außenstationen in den benachbarten Dörfern gehört, sind folgende: Ambatonakanga, Amparibe, Analakely, Ambohipotsy, Ankadibevava, Ampamarinana, Andohalo, Faravohitra, während Ambohitantely von Missionaren der mit den Londonern völlig Hand in Hand gehenden Friend's[1]) Foreign Missionary association besetzt sind. Als weitere Hauptstationen sind nunmehr besetzt: Ambohimanga, nördlich von der Hauptstadt der bekannte alte Hova-Königssitz, Fihaonana in der westlich gelegenen Provinz Vonizongo und Fianarantsoa im südlichen Betsileolande. Ferner Isoavina und Schanaka, über deren Lage nichts angegeben ist. Mit Hinzunahme der Außenstationen beläuft sich die gesammte Zahl der Arbeitsplätze auf 804. 50 eingeborne, ordinirte Pastoren sind in Thätigkeit, unter denen wir uns wohl zum guten Theil die oben angedeuteten zuverlässigen Männer denken dürfen. Die Zahl der vollen Gemeinde-Mitglieder, d. h. der Kommunikanten beläuft sich auf 67,385. Diese Zahl hat bei der Direktion der Gesellschaft jedoch ernste Erwägungen hervorgerufen. Es war nämlich unverkennbar, daß man mit der Aufnahme zur vollen Mitgliedschaft bei weitem nicht vorsichtig genug zu Werke gegangen sei. Namentlich ist dies von den eingebornen Pastoren geschehen. Es wurden ernstliche Maßregeln getroffen, um hier einen Riegel vorzuschieben und schweren Schaden von der jungen Kirche abzuwenden. Es wird schon Mühe genug kosten, nur wieder gut zu machen, was bisher gefehlt worden ist. Denn es sind in der That Schaaren selbst zur Abendmahls-Gemeinschaft zugelassen worden, denen nicht blos die nöthigen Kenntnisse mangeln, sondern auch jede Bethätigung eines echten christlichen Lebens fehlt, ja die bereits selbst in Uebung der äußeren Formen so nachlässig geworden sind, daß sie den regelmäßigen Gottesdiensten, mit Ausnahme der Abendmahlssonntage, nicht mehr beiwohnen. Diesen Zuständen gegenüber wird nun eine strenge Kirchenzucht zu handhaben sein. Auch wird die Vorbereitungszeit der neu aufzunehmenden Mitglieder, die bisher nur 4 Monate betrug, nachdem der Taufe nur eine halb so lange Wartezeit vorangegangen war, jedenfalls verlängert werden müssen.

Sehr erfreulich sind dagegen die Fortschritte des Schulunterrichtes. Im Volke zeigt sich eine entschiedene Lernbegierde. In vielen Gemeinden lernen die Erwachsenen lesen und schreiben mit gutem Erfolg. Die Zahl der Schulen beläuft sich auf 576. In denselben werden 13,000 Knaben und fast 12,000 Mädchen unterrichtet. Gemeinsame Examina, zu denen die Schulen je eines Distriktes zusammentreten, haben sich als sehr fördernd bewährt.

Die Einflüsse des christlichen Unterrichts darf man gewiß hoch anschlagen

---

[1]) Quäker.

und in ihnen die Gewährleistung für eine bessere Zukunft der madagassischen Kirche finden. Ueberhaupt halte ich die oben dargelegten Verhältnisse für keineswegs entmuthigend. Die frühsten Entwickelungs-Phasen unsrer christlichen Länder dürften in manchen Beziehungen noch trübere Bilder aufzuweisen haben, als die, welche sich jetzt von den jungen Christengemeinden Madagaskars zeichnen lassen. Nur die Missionsfreunde, welche nicht verstehen, daß in unsrer Zeit nur das Fundament gelegt wird zu einem Bau, dessen Vollendung Jahrhunderte erfordert, werden durch derartige Verhältnisse enttäuscht werden. In ein Fundament nimmt man auch unbehauene, rohe Blöcke; erst später kommen die wohlgemeißelten Quadern darauf. Beide aber sind für das ganze Gebäude nöthig. Die Christen Madagaskars mögen noch den ersteren gleichen. Ich glaube aber wir dürfen in der jetzigen Lage der dortigen Dinge die Gründung einer Volkskirche sehen, welche einst besseren Bestand haben wird, als manches Missionsfeld, das schon jetzt an einzelnen Seelen erfreuliche Früchte liefert ohne, daß der Boden des Volkslebens wesentlich vom Christenthum berührt würde. Es kommt dort jetzt alles darauf an, daß die Mission genügende Kräfte anwendet, und die durch die eigenthümlichen Verhältnisse bedingten Formen der Arbeit trifft.

Daß es die Londoner Missionsgesellschaft mit dieser Sache ernst nimmt, sehen wir aus der Sendung einer Deputation nach Madagaskar, welche an Ort und Stelle mit den Missionaren die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen hat. Der wohlerfahrene Dr. Mullens, z. Z. Sekretär der Gesellschaft, befindet sich in derselben.

Die Londoner Mission aber ist nicht die einzige, die auf der großen Insel arbeitet, auf der wohl noch ein Dutzend andrer Gesellschaften genügenden Raum hätten ihre Arbeiter zu beschäftigen, wenn nur die Arbeitsgebiete gehörig abgegränzt wären und die Gränzen inne gehalten würden. Ersteres ist zum Theil geschehen, insofern jene Gesellschaft mit Beginn der neuen Missionsperiode mit andern Gesellschaften Verabredungen traf, wonach die Mission in der Hauptstadt und der sie umgebenden Provinz Imerina ausschließlich den Londonern garantirt wurde.

Leider sind diese Bestimmungen nicht von allen Seiten beobachtet worden. Seit 1864 hat die hochkirchliche Ausbreitungs-Gesellschaft (Soc. for the Propagation of the Gospel) ihre Arbeit zu Tamatave getrieben. Dort an der Küste tritt der Unterschied der herrschenden Howas von den beherrschten Betsimasarakas schroff hervor. Die ersteren, zum Theil schon dem Christenthume geneigt, fanden sich zunächst zahlreich in der anglikanischen Kirche ein, zogen sich jedoch, abgestoßen durch die Ceremonien, mehr und mehr wieder zurück. Mehr Erfolg hatte die Mission unter dem anderen Stamme, dessen Angehörige großentheils Sklaven sind. Jetzt sind mit der Hauptstation 6 Nebenstationen verbunden. Die Zahl der Getauften ist über 500, und es fehlt nicht an weiteren Taufbewerbern.

Trotz des oben erwähnten Abkommens ließ sich schon 1868 von dieser Seite der Wunsch vernehmen, für Madagaskar einen eignen Bischof zu haben und zugleich in der Hauptstadt, die das Herz des Landes ist, festen Fuß zu fassen. Damals wurde jedoch diesem Schritte, namentlich auch durch Interven-

tion der Church Miss. Soc. vorgebeugt. Nun iſt die Biſchofsfrage auf's Neue angeregt worden und trotz aller Gegenvorſtellungen der Londoner Geſellſchaft, behauptet die Ausbreitungsgeſellſchaft, daß die Miſſion nicht länger ohne Biſchof bleiben könne. Inzwiſchen aber hat ein Miſſionar der letzteren ſich in der Hauptſtadt trotz des Proteſtes der Londoner niedergelaſſen und eine Kirche und Schule eröffnet. Die wenigen Howas, die zur anglikaniſchen Gemeinde in Tamatave gehören, ſich aber zeitweiſe in Antananarivo aufhalten, gaben dazu die Handhabe. Die durch die neue Erſcheinung angezogenen Chriſten dort beſtehender Gemeinden wurden natürlich auch nicht zurückgewieſen. Wir bedauern die Verwirrung, die durch dieſen Schritt hervorgerufen werden wird.[1])

Noch mehr bedauern wir Aehnliches von der norwegiſchen Miſſion berichten zu müſſen, die ſicherlich für die Pflanzung des Chriſtenthums auf Madagaskar von großer Bedeutung iſt, und für die wir als Deutſche allen Grund haben, Sympathien zu hegen. Tritt uns bei den Congregationaliſten ein für die junge Kirche gewiß nicht zuträglicher Mangel an kirchlichen Formen entgegen, und finden wir andrerſeits bei den Ritualiſten ein bedenkliches Ueberwiegen der Formen, ſo möchte jene lutheriſche Miſſion in dieſem Stücke eine geſunde Mitte halten und für die weitere Ausgeſtaltung der Volkskirche auf Madagaskar einen weſentlichen Factor zu bilden geeignet ſein.

Im Jahre 1868 kamen die Miſſionare derſelben auf der Inſel an, eingeführt durch den im Zululande anſäſſigen Biſchof Schreuder, der bereits früher eine Unterſuchungsreiſe gemacht und mit den Londonern hinſichtlich des Arbeitsfeldes Vereinbarungen getroffen hatte. Dadurch war den Norwegern die nördliche Hälfte der Provinz Betſileo eingeräumt worden. Zu Betafo[2]) begannen ſie ihr Werk, dem ſich bald allerlei Schwierigkeiten in den Weg ſtellten. Namentlich erwuchſen ſolche aus dem Mangel einer politiſchen Vertretung ihres Vaterlandes bei der Regierung, der nur zur Noth ausgeglichen werden konnte durch das engliſche Bürgerrecht, das Biſchof Schreuder früher in Natal erworben hatte. Trotz der freundlichen Bemühungen des engliſchen Konſuls machte es große Mühe um den zur Anlegung von Stationen nöthigen Grundbeſitz zu erlangen, obwohl auch die Regierung dieſen Sendboten das Recht, in der genannten Landſchaft zu miſſioniren, ausdrücklich zuerkannt hatte. — Ein großes Hindernis bereiteten auch Katecheten, welche im Namen der Londoner Geſellſchaft in jenem Gebiete Gemeinden ſammeln wollten und durch die Berufung darauf, daß ihre Religion die der Königin ſei, bei der Bevölkerung Eingang fanden. — Die Zuſtände der angeblich chriſtlichen Maſſen, die nach dem Befehle der letzteren ihre Götzen aufgegeben hatten, waren nichts weniger als ermuthigend. Dabei iſt das Volk hart bedrückt, nicht blos durch die der Hova-Regierung zu leiſtenden Dienſte

[1]) Der Biſchof für Madagaskar iſt bereits am 2 Febr. conſecrirt und wahrſcheinlich jetzt ſchon in der Hauptſtadt angekommen. Siehe Allg. M. Z. S. 132.
D. H.

[2]) Miſſ. Atl. Afrika Nr. 18 Carton unten rechts, 20 S. Br. 46. O. L., wo der Stichfehler Betato zu berichtigen iſt. Die beiden auf Nr. 17 als norwegiſche Stationen angegebenen Orte waren zur Zeit der Anfertigung jener Karte zur Anlegung ſolcher gewählt, blieben aber unbeſetzt, weil ſich ein günſtigeres Arbeitsfeld fand.



und Steuern, ſondern ebenſo durch die Verpflichtungen gegen den früher herrſchenden, nun unter der Oberhoheit Jener ſtehenden Landadel.

Dennoch fand die ruhige, beſonnene Arbeit der Norweger allmählig einen feſten Grund, und breitete ſich weiter und weiter aus, ſelbſt in die benachbarte Provinz Menabe. Jetzt beſtehen bereits 6[1]) Hauptſtationen mit denen eine weitere Anzahl von Gemeinden verbunden iſt. Die Zahl der Getauften beläuft ſich auf etwas über 200. Man ſieht daraus, daß hier hinſichtlich der Aufnahme eine viel vorſichtigere Praxis, als bisher bei den Londonern, gehandhabt wird, was nur heilſame Folgen haben kann. Ob dies auch von der prinzipiellen Verweigerung der Abendmahlgemeinſchaft mit den Gliedern der Londoner Gemeinden zu ſagen iſt, dürfte freilich ſehr fraglich ſein.

Die Stellung dieſer Miſſion war jedoch durch das Verhalten der Regierung eine Zeitlang noch unſicher. So ſuchte man für alle Fälle ein ſicheres Arbeitsfeld zu gewinnen und ließ zu dieſem Zwecke mittelſt des Schiffes der Geſellſchaft (Elieſer) einen Theil der weſtlichen Küſte im Gebiete der unabhängigen Sakalavas unterſuchen. Infolge der Abſicht der Norweger, dort Stationen zu gründen, wurde jedoch die Regierung aus politiſchen Rückſichten bewogen, ſich ihnen geneigter zu zeigen, ja ſogar die Erbauung einer norwegiſch-lutheriſchen Kirche in der Hauptſtadt zu geſtatten. Einer der Miſſionare, Dr. Borchgrevink war nämlich daſelbſt ſchon als Arzt thätig, nachdem ſich der von der Medical Missionary Society in Edinburg ausgeſendete Dr. Daviſon nach erfolgreicher Wirkſamkeit hatte zurückziehen müſſen. Auch Jener erwarb bald die Zuneigung der Bevölkerung. Dazu kam, daß Gemeindemitglieder der Betſileo-Stationen ſich zeitweiſe in der Hauptſtadt aufhalten, die man nach lutheriſchem Ritus bedient wiſſen wollte und endlich das für die äußere Stellung der geſammten norwegiſchen Miſſion auf Madagaskar wichtige Anſehen, welches dieſer durch eine Vertretung in der Hauptſtadt zu Theil werden mußte. Trotz dieſer in's Gewicht fallenden Momente bedauern wir, daß die Norweger nicht an der früheren Vereinbarung feſtgehalten haben, mochte dieſelbe auch zuerſt vielfach von Angehörigen der Londoner Miſſion überſchritten ſein. Anfangs hatten ſie wohl den guten Willen die Kirche nur für ihre bereits auf den andern Stationen gewonnenen Gemeindemitglieder zu benutzen, und von allem Proſelyten-Machen abzuſehen. Dies erwies ſich jedoch als unmöglich; und gegenwärtig ſehen wir in Antananarivo mit ſeinen großen congregationaliſtiſchen Gemeinden neben der katholiſchen und anglikaniſch-ritualiſtiſchen auch eine ſtreng lutheriſche Miſſion, was nicht ohne weitere Verwirrung der Zuſtände bleiben kann.

Mit der Anlegung von Stationen im Sakalava-Gebiet ſoll übrigens dennoch, obgleich die Miſſion im Innern nicht weiter gefährdet erſcheint, demnächſt vorgegangen werden.

Ferner iſt die engliſch kirchliche Miſſ. Geſellſchaft (Church Miss. Soc.) auf Madagaskar thätig, die ſich bisher keinerlei Grenzüberſchreitungen

[1]) Betafo (eigentlich Name des Diſtrikts; die Stadt heißt Ambohitſimanova), Ambohimaſina und Soavina in N. W. von da, ſowie Maſinandreina, Loharano und Ambohiponana im O. reſp. S. O.

hat zu Schulden kommen lassen. Sie wurde 1864 zu Vohimaro, auf der Ostküste nicht weit von der Nordspitze der Insel begonnen, von da jedoch zwei Jahre später nach Andevoranto, südlich von Tamatave verlegt. So sehr auch die Betsimasaraka-Bevölkerung dem Christenthume sich geneigt zeigte, hatte die Mission doch bedeutende Schwierigkeiten in's Besondere durch die dort herrschende, unbeschreibliche Trunksucht, die eine Quelle der gröbsten Laster bildet.[1]) Das ungesunde Küstenklima, mit seinen Fiebern, bildet ebenfalls ein großes Hemmnis. Doch sind 5 Gemeinden gesammelt. Nur die Hauptstation wird von einem europäischen Missionar bedient, die übrigen von Katecheten, die in Schule und Kirche in befriedigender Weise wirken. Mit der weiteren Ausbildung eingeborner Prediger ist einer der Missionare auf Mauritius beschäftigt, wohin ihm seine Zöglinge mit Erlaubnis der Regierung folgen. — Uebrigens ist auch die anfängliche Wirksamkeit im Norden nicht vergeblich gewesen. Es haben sich dort allmählig zwei Christengemeinden aus den durch die Predigt der Missionare angeregten Eingebornen gesammelt, die nun unter Leitung eines Katecheten stehen und von Andevoranto aus zuweilen besucht werden.

Im Ganzen umfaßt diese Mission 300 Getaufte und 56 Kommunikanten. Der letzte Bericht deutet Umstände an, die die Gesellschaft veranlassen könnten ihre Arbeiter von diesem Felde zurück zu ziehen; doch wird darüber nichts Näheres gesagt.

Was endlich die katholische Mission auf Madagaskar betrifft, so hat dieselbe durch das Sinken des französischen Einflusses, das nach dem Jahre 1870 unausbleiblich war, wohl an Ansehen verloren. Dennoch hat auch sie sich des Schutzes der Regierung zu erfreuen gehabt, ja ihre Berichte reden mancherlei von besonderer Zuneigung der Königin. Immerhin aber gestehen dieselben offen: „Solange der Protestantismus die Staatsreligion bleibt, wird er immer fortblühen, während wir eben nur „„die kleine Heerde““ sein werden.“ Es fehlt dabei von dieser Seite nicht an harten Anklagen gegen die „Methodisten“[2]) die der Ausbreitung der wahren Religion die schändlichsten Hindernisse in den Weg legen sollen. Es werden aber auch wunderbare Strafgerichte erwähnt, in denen an den Widersachern sich deutlich „der Finger Gottes“ — zeigte — „der mit den seiner heiligen Mutter zugefügten Unbilden selten Nachsicht trägt.“

Das Volk im Ganzen und Großen wird als durchaus der katholischen Religion zugeneigt dargestellt; nur die Haltung der Regierung verhindre es sich offen zu derselben zu bekennen. Die Liebe der Madagassen zur Musik wird geschickt benutzt, um Anhänger zu gewinnen. Mit Ostentation ausgeführte Processionen bleiben nicht ohne Erfolg. — An die Aufzunehmenden scheinen keine hohen Ansprüche gestellt zu werden. Einer der Patres erzählt von seiner Gemeinde, wie viele Mitglieder schon das Vaterunser beten und wie viele wenigstens

[1]) Auch im Innern, und zum großen Theil auch bei jenen bereits erwähnten Namenchristen findet sich dieser Schade, von dem freilich in den Berichten der letzten Jahre weniger als früher zu lesen war. Ob es in diesem Stücke besser geworden, bleibt jedoch fraglich.

[2]) So nennen sonderbarer Weise die katholischen Missionare mit unverbesserlicher Konsequenz die Londoner und ihre Anhänger.

das Zeichen des Kreuzes machen könnten, welches letztere ihnen nicht leicht werde, da sie alles dem gegenüberstehenden Priester nachmachend gewöhnlich irrigerweise zuerst die rechte (oder linke?) Schulter berühren. Hiernach werden wir uns diese Gemeinden eben nicht auf hoher Stufe stehend denken dürfen.

Dagegen giebt es in der Hauptstadt Schulen, in denen die Schul-Brüder und Schwestern eine ganz tüchtige Ausbildung zu erzielen scheinen. Uebung in Handwerken ꝛc. geht dort mit dem Unterricht Hand in Hand. Die Zahl der Schüler resp. Schülerinnen beträgt über 800, darunter mehr der Letzteren. Die Landschulen werden von 440 Kindern besucht. Besonders tüchtige Zöglinge sind nach Frankreich geschickt, um zu Priestern ausgebildet zu werden.

In Antananarivo giebt es 5 katholische Kirchen. Vielmehr befinden sich in den umliegenden Dörfern. Alle zusammen werden von 19 Priestern, 9 Brüdern, 14 Schulbrüdern und 12 Ordensschwestern bedient. Außerdem aber hat die katholische Mission Stationen in Tamatave, Andevoranto, sowie neuerlichst in Fianarantsoa im südlichen Betsileo, auf denen zusammen noch 7 weitere Priester thätig sind. Die Gesammtzahl der katholischen Kirchen auf der Insel beträgt 74.

Von den katholischen Stationen auf den kleineren benachbarten Inseln findet sich in den Berichten der letzten 5 Jahre nur die auf Nossi Be erwähnt, die mit Feuersbrunst und Cholera schwer heimgesucht wurde.

Die Insel Mauritius, welche früher als Stützpunkt der Madagaskar-Mission dienen mußte, kommt als solche jetzt nicht mehr in Betracht. So wird denn die dortige, frühere Station der Londoner-Gesellschaft nicht weiter erwähnt. Dennoch bietet die verhältnismäßig kleine Insel mit ihrer Bevölkerung von 318,000 Seelen ein ausgedehntes Missionsfeld. Der kleinere Theil derselben besteht aus eingebornen Kreolen, die fast alle von der katholischen Kirche gewonnen worden sind. Die übrigen sind Kulies u. z. 216,000 Indier und 2000 Chinesen. Auch unter diesen hat die katholische Mission eine ausgedehnte Thätigkeit. An numerischen Erfolgen steht die evangelische hinter derselben zurück. Die englisch-kirchliche Gesellschaft hat auf 2 Stationen 807 Christen gesammelt, (unter denen 170 Kommunikanten), welche von 3 europäischen Missionaren und einem eingebornen Prediger bedient werden. Die Ausbreitungsgesellschaft zählt 594 Kirchenglieder (106 Kom.) und 2 Missionare. Die erstere hat eine doppelte Wirksamkeit, nämlich in bengalischer und tamulischer Sprache. Die andere scheint nur unter den Tamulen zu wirken. Für die Chinesen wollte jene einen Katecheten aus China kommen lassen, während bei den Katholiken bereits mehrere Solche in Thätigkeit sind. Die Verschiedenheit der Sprachen macht immerhin viel Schwierigkeit. Noch mehr aber ist dies von dem Fluktuiren der Bevölkerung zu sagen. Die Kulies, die in den Zucker-Plantagen arbeiten, kehren gewöhnlich nach einigen Jahren in ihre Heimath zurück. Ueber die Haltung der gesammten Gemeinden wird zum Theil Erfreuliches berichtet; doch ist auch hie und da über Unbeständigkeit derselben zu klagen. Leider sind hier die Kräfte der evangelischen Mission der vorliegenden Arbeit nicht entsprechend.

Ueber die katholische Mission auf der Insel Réunion, wo ebenfalls viel Kulies beschäftigt sind, finden sich in den letzten Jahren keine Berichte. Auf den Seychellen wird seit 1864 nicht mehr, wie früher, ein Missionar der

Ausbreitungsgeſellſchaft erwähnt, während die Rechnungen der Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens ergeben, daß die katholiſche Miſſion daſelbſt beſteht.

2. Zanzibar und Mombas.

Zanzibar iſt ſeit 1863 der Sitz der Centralafrikaniſchen Miſſion, nachdem dieſelbe ihre Arbeiten am Schire hatte aufgeben müſſen. Der Biſchof Tozer begann ſeine Wirkſamkeit auf der Inſel ſelbſt, die mit ihrem Gemiſch oſtafrikaniſcher und indiſcher Bevölkerung ein geeignetes Feld für Miſſion bietet. Es war jedoch die Abſicht, auch das gegenüberliegende Feſtland mit in den Kreis der Thätigkeit hineinzuziehen. Leider ſind aus den Publikationen, die ſonſt über dieſe Miſſion Auskunft gaben[1]) ſeit 1868 alle Nachrichten über dieſelbe verſchwunden, ſo daß wir über den jetzigen Stand nichts angeben können.

Auch von der katholiſchen Miſſion auf Zanzibar wird nicht viel berichtet. Sie hatte auf dem Feſtlande zu Bayamago eine ausgedehnte Station mit vielen Anſtalten. Dieſelbe aber wurde ebenſo wie Zanzibar ſelbſt 1870 von einem ſchweren Sturme heimgeſucht, ſo daß von den 50 vorhandenen Gebäuden kaum eines ſtehen blieb. Jedenfalls iſt die Station ſeitdem wieder hergeſtellt worden. Ob die früheren Unternehmungen die Miſſion weiter in's Innere vorzuſchieben, welche durch die Folgen der Ereigniſſe von 1870 abgebrochen wurden, ſchon wieder aufgenommen worden ſind, darüber erfahren wir nichts.[2])

Auch von der Mombas-Miſſion iſt nicht viel zu ſagen. Dreißig Jahre lang iſt daſelbſt gearbeitet. Der alte Rebmann, der mit ſeltener Beharrlichkeit auf ſeinem Poſten ausgehalten hat, muß nun doch ſeiner gebrochenen Geſundheit wegen nach Europa zurückkehren. Seine langjährigen Sprachſtudien ſollten in Herausgabe von Ueberſetzungen zur Verwerthung kommen. Doch iſt Gefahr, daß dies durch Erblindung gehindert werde. Kiſuludini iſt nur noch mit einem eingebornen Lehrer beſetzt. Die Hauptſtation iſt auf die Inſel Mombas verlegt. Die Zahl der Bekehrten iſt nicht angegeben.

Die engliſch-kirchliche Miſſionsgeſellſchaft hatte bei Gelegenheit der Verhandlungen über den Sklavenhandel der Regierung Vorſchläge über Anlegung einer ähnlichen Freiſtätte für Oſtafrika wie Sierra Leone gemacht und dazu Mombas in Vorſchlag gebracht und ſich erboten, die erforderlichen Kräfte zu liefern. Obwohl der Vorſchlag freundlich aufgenommen wurde, verlautet bis jetzt nichts über die Ausführung.

Ueber die etwas nördlicher gelegene Station Ribe erfahren wir aus dem Jahresbericht der vereinigten Methodiſten-Freikirche nur, daß zwei Miſſionare daſelbſt thätig ſind, und die Gemeinde 17 Mitglieder zählt, ſowie daß eine Schule mit 12 Schülern beſteht. Eine anderweitige Mittheilung redet von gedeihlichem Fortgange. Auf der Station befindet ſich eine kleine Preſſe auf der bereits Leſebücher in der Kinika- und Galla-Sprache gedruckt ſind, in welchen beiden auch regelmäßig Gottesdienſt gehalten wird. Die Anlegung einer weiteren Station in Duruma ſollte nächſtens erfolgen. Bei den Gallas aber

---

[1]) The Net ff. by Anne Mackanzie und mission Field. (S. P. G.)

[2]) Nach den Mittheilungen Sir Bartle Frere iſt dieſe Miſſion eine der blühendſten, die er je geſehen. D. H.

war es nicht möglich, eine ſolche zu gründen, da das arme Volk zu ſehr unter dem Drucke der Somalis ſtand.

3. Abeſſinien.[1])

Seit dem Sturze des Kaiſer Theodorus (1868) hat Abeſſinien wenig von der Ruhe gehabt, die zum Gedeihen der Miſſionsarbeit erforderlich iſt. Vielfache Kämpfe verſchiedener Fürſten machten das Land unſicher. Aus denſelben iſt ſchließlich der König von Tigre, Kaſſa, als Kaiſer von Abeſſinien hervorgegangen, jedoch ohne daß ſeine Herrſchaft in Wirklichkeit überall anerkannt würde. Amhara hat er ſich freilich nach einem Siege über den König Gobazieh unterworfen. In Schoa herrſcht jedoch der König Menelek. — Den evangeliſchen Miſſionaren, welche mit der engliſchen Expedition das Land hatten verlaſſen müſſen, geſtattete Kaſſa oder, wie er ſich als Kaiſer nennt, Johannes die Rückkehr. So kamen denn die beiden Brüder der Criſchona-Miſſion, Mayer und Bender, als Kolporteure der brittiſchen Bibelgeſellſchaft nach ſeiner Hauptſtadt Adowah (Adua). Die Freundſchaft des Herrſchers war jedoch eine ziemlich zweifelhafte. Auch der aus Aegypten gekommene neue Abuna that das Seinige um die Verbreitung der Bibeln zu hindern, obwohl ſonſt grade keine beſonderen Feindſeligkeiten vorkommen. Da der Verkauf von Bibeln fernerhin unmöglich war, mußten die Brüder ihr Verhältnis als Kolporteure aufgeben, da die Geſellſchaft grundſätzlich Bibeln nur verkauft, und blieben als Pilgermiſſionare u. z. Bender in Adowah wo er unter der Hand die zu St. Criſchona auf Koſten der br. Bibelgeſellſchaft gedruckten Bibeln ferner zu verbreiten und ſonſt zu wirken ſucht, ohne daß es ihm bei der Herzenshärte der Bevölkerung irgendwelche Früchte zu ſehen vergönnt war. Mayer folgte 1872 einer Einladung des Königs von Schoa in der Abſicht, unter den Gallas eine Station zu errichten. Zu dieſem Zwecke wurden vor Jahresfriſt 2 weitere Brüder hinausgeſandt. Ueber die Ausführung des Planes iſt jedoch noch nichts bekannt geworden. Mayer wohnte nach den letzten Nachrichten zu Ankober unter günſtigen Verhältniſſen, mußte aber klagen, daß keine Gelegenheit zum Miſſioniren vorhanden ſei.

Während in Tigre die evangeliſchen Sendboten wenigſtens geduldet waren, brach über die katholiſche Miſſion eine ſchwere Verfolgung herein. Sie hatte in den nördlichen Theilen des Landes, ſowie in den benachbarten Grenzländern, eine Anzahl von Stationen und war durch die Expedition gegen Theodorus nicht unterbrochen worden, wahrſcheinlich, weil ſich die Miſſionare nicht auf abeſſiniſchem Gebiete befanden. Sie hatten bereits bedeutende Schaaren aus der ſchismatiſchen Kirche in die katholiſche zurückgeführt. Kaſſa aber erhob ſich als ihr bitterſter Feind und ließ ihre Stationen zerſtören. In neuſter Zeit nun haben ſie dadurch Sicherheit und Halt gewonnen, daß die heidniſchen Grenzländer Bogos und Menzas von Aegypten annectirt ſind, und ihre Thätigkeit, die in Keren ihren Mittelpunkt hat, beginnt aufs Neue einen Aufſchwung zu nehmen. Dahin iſt auch das nach Maſſowah geflüchtete Seminar zurückgeführt worden. Dieſe Miſſion wird von Lazariſten bedient.

[1]) Vergl. Miſſionsatlas, Afrika Nr. 19. Die Karte bedarf nach den infolge der engl. Expedition gemachten Aufnahmen weſentlicher Berichtigungen.

Eine Mission der Kapuziner besteht schon längere Zeit in den südlichen Grenzländern Abessiniens sowohl unter den dem Könige von Schoa unterworfenen, als auch unter den freien Gallas. Der König Menelek soll derselben sehr günstig sein. Es werden von derselben drei Hauptstationen erwähnt, nämlich in Litsche (Aman) Birbirsa (Finfinni) und Guderu. Durch Aufstände der Gallas wurden diese Stationen zum Theil bedroht und die eine zeitweise verlassen. Sie ist aber wieder aufgenommen worden. — Alle diese Nachrichten sind jedoch so kurz und abgerissen, daß es nicht gelingt sich ein klares Bild von den dortigen Verhältnissen zu machen.

Die Mission der Londoner Juden-Missionsgesellschaft unter den Falaschas soll vom Missionar Flad wieder aufgenommen werden. Derselbe ist vor einigen Monaten mit 8 auf St. Krischona erzogenen afrikanischen Jünglingen nach Abessinien abgereist. Ueber den Erfolg der Aufnahme seines früheren Werkes ist uns noch nichts bekannt geworden.

Die schwedische Mission (evangeliska Fosterlands-Stiftelsens), welche im Kunamalande einen versprechenden Anfang gemacht hatte mußte 1869 nach dreijährigem Bestehen aufgegeben werden, da infolge von Kämpfen verschiedener Stämme, und besonders durch Aufreizung der heidnischen Kunama seitens der Muhamedaner gegen die Missionare ein Bleiben derselben im Lande nicht möglich war. Sie zogen sich unter mancherlei Entmuthigungen nach Massua zurück. Es waren ihrer elfe, von denen in kurzer Frist sechs starben, zwei von Räubern niedergemacht, die andern wohl an den Folgen des ungesunden Klimas ihres bisherigen Arbeitsfeldes.

Inzwischen haben sich die Verhältnisse wieder günstiger gestaltet. Zwar gelang es nicht im nördlichen Tigre Fuß zu fassen und direkt zur Belebung der todten abessinischen Kirche zu arbeiten. Doch ist eine hoffnungsreiche Schulwirksamkeit, wenn auch noch nicht in ausgedehntem Maße, zu Massua und Eilet (Ailat) im Gange. Es sind zum Theil losgekaufte Sklavenkinder, welche eine christliche Erziehung empfangen mit der Absicht, die befähigteren später zu Lehrern für ihre Volksgenossen auszubilden. Eilet wurde zur Station gewählt mit Rücksicht auf die dortigen Heilquellen, die viel von Abessiniern und andern Eingebornen besucht werden, denen man das Evangelium nahe zubringen sucht. Das Klima gestattet jedoch nicht einen ununterbrochenen Aufenthalt der Missionare daselbst, welche sich also in der heißen Jahreszeit in das benachbarte gesunde Hochland von Tigre zurückziehen, und dort durch Verbreitung der Bibel mit der sie sogar in ein Kloster erfolgreichen Eingang fanden, wirksam sind.

Der ägyptische Generalgouverneur, Werner Munzinger, ist dieser Mission freundlich gesinnt und selbst der Khedive derselben geneigt. So wird bei der bevorstehenden Annectirung des Kunamalandes, mit der dort Ruhe und Sicherheit entstehen wird, die Wiederaufnahme des verlassenen Missionsfeldes keine Schwierigkeiten haben. Immerhin wird die Mission in jenem Gebiete jedoch nicht ohne Stützpunkte in dem gesunden Hochlande sich gedeihlich entwickeln können.

Eine vielfach in Erwägung gezogene Missionsunternehmung der betreffenden Gesellschaft unter den Gallas, zu der der König von Schoa sie ausdrücklich auf-

gefordert hatte, mußte als unter den vorliegenden Umständen unthunlich aufgeschoben werden.

4. Aegypten und die Länder am oberen Nil.[1])

Die ausgedehnteste evangelische Mission in Aegypten ist die der unirten Presbyterianer N. Amerikas. Sie hat sich besonders den Kopten zugewendet und sucht weniger durch direkte Bekehrungen zum Protestantismus als vielmehr durch die allmähligen Wirkungen eines gediegenen Schulunterrichts und Verbreitung der heil. Schrift das erstorbene Christenthum derselben zu beleben. Die Arbeit hat bereits recht merkliche Erfolge gehabt. Es finden sich ziemlich viel evangelisch gesinnte Kopten, und manche haben offen ihren evangelischen Glauben bekannt. Dies geschieht in den letzten Jahren mehr als früher, nachdem der koptische Patriarch, Demetrius II, 1870 gestorben ist. Er hatte die evangelische Bewegung auf alle Weise, zum Theil durch grausame Verfolgung niederzuhalten gesucht.

Nach dem Jahresberichte sind in dieser Mission auf 9 Stationen zusammen 20 männl. und weibl. ausländische und 3 eingeborne Arbeiter daselbst thätig, die von 52 Helfern unterstützt werden. Die Zahl der Communicanten beträgt 431, die der Sonntagsschüler 703, die der sonstigen Schüler-Schülerinnen 1170, incl. 9 Zöglingen der theol. Schule.

Das Werk der Crischona-Mission beschränkt sich jetzt nur noch auf Alexandrien, wo deren Schulen guten Fortgang haben. Alle übrigen Stationen der sogenannten Apostelstraße sind aufgegeben worden, als ihr Zweck, die Verbindung mit der Mission in Abessinien aufrecht zu erhalten, wegfiel. Auch Khartum auf dem einer der Brüder noch längere Zeit auszuhalten wünschte, ist nach seinem Tode 1870 nicht wieder besetzt worden.

Die katholische Mission, welche tief in das östliche Centralafrika eingedrungen und dem Aequator bis auf weniger als 5 Grad nahe gekommen war, hatte nach zwanzigjähriger Wirksamkeit ihre Stationen bei den Baris (Gondokoro) und bei den Kics (heiligest Kreuz) aufgeben müssen nachdem nicht weniger als 40 Missionare dem mörderischen Klima zum Opfer gefallen waren. Nur die Station zu Khartum wurde gehalten, doch ohne daß von derselben eine ausgedehntere Thätigkeit betrieben wurde. Inzwischen suchte man andre Mittel zu einer erfolgreicheren Wiederaufnahme der Mission zu gewinnen. Nach dem Grundsatze, Afrika müsse durch Afrikaner christianisirt werden, wurden in Kairo Negerinstitute angelegt, deren Zöglinge Knaben und Mädchen sind, die als Sklaven aus dem Inneren kamen und zur späteren Bekehrung ihre Landsleute ausgebildet werden. Freilich sollen auch europäische Missionare künftighin bei dieser Mission betheiligt sein, aber nur als Leiter und ohne sich ununterbrochen dem Klima auszusetzen. Auch für diese sind die Institute in Kairo eine Vorbereitungsstätte, sowohl in Bezug auf allmählige Akklimatisirung als auch hinsichtlich der sprachlichen Uebung, die ihnen im täglichen Verkehr mit den jungen Negern zu Theil wird. Schon im Jahre 1871 war eine Anzahl der letzteren so weit ausge-

---

[1]) Vergl. Missionsatlas, Afrika Nr. 20.

bildet, daß man weitere Schritte zur Erneuerung der Mission am Weißen Nil thun konnte. Eine Karawane hat sich damals zu diesem Zwecke nach Kordofan begeben. Seitdem ist in den katholischen Missionsberichten nichts Weiteres darüber mitgetheilt worden.

Die Kolhs in Ostindien und ihre Christianisirung.

(Von Th. Jellinghaus, von 1865—1870 Missionar im Dienst der Goßnerschen Mission, jetzt Pastor in Rädnitz bei Crossen.)

II. Die Christianisirung der Kolhs.

(Fortsetzung.)

Die weitere Geschichte der Kolhschristengemeinde bis 1868.

Das Wichtigste aber in der inneren Geschichte der Kolhsmission war die Entwickelung der socialen Lage der Kolhschristen und ihrer Stellung in ihren aufs Aeußerste, bis zum drohenden Untergang gefährdeten Besitzverhältnissen. Die Vorgänge von 1857—1860 sind bereits geschildert und ist auch schon erwähnt worden, daß trotz des traurigen Ausgangs der damaligen Kämpfe, doch der Muth und die Hoffnung auf Fortschritt der Sache des Christenthums noch ziemlich ungebrochen war. Aber je mehr die Zahl der Christen wuchs, um so mehr sahen die hinduistischen Zemindare und Thikadare ihre bisher ausgeübte von den heidnischen Kolhs dumpf und stumpf ertragene Unterdrückungsfreiheit aufs Aeußerste gefährdet. Sie reichten eine Klage nach der andern gegen die Christen im Gericht ein, um sie durch fortgehende Processe in Armuth und ins Gefängniß zu bringen, was ihnen auch oft gelang. Im Jahre 1864 starb der fromme Kapitän Birch, der den für das eigentliche Chota Nagpur einflußreichsten Richterposten bekleidete.

Nun wurde die Lage der Christen immer gefährlicher. Im Frühjahr 1864 kam der fromme und weitherzig evangelische Bischof Cotton nach Ranchi zu einem Besuche. Die Kolhschristen wurden eingeladen, den Lord Bishop Saheb zu begrüßen. Sie entsprachen dieser Einladung auf das Zahlreichste und Begeistertste, vor Allem, weil sie den obersten englischen Geistlichen mit dem obersten englischen Beamten in Calcutta verwechselten und von ihm Beistand in den Unterdrückungen erhofften. Deshalb hatten sie eine große Petition aufgesetzt, die sie ihm beim Herausgehen aus der Kirche überreichen wollten. Aber F. Batsch verhinderte sie daran, nahm ihnen die Petition aus der Hand und zerriß sie.

Seit der Zeit fingen die Führer der Gemeinde an, das Vertrauen zu den leitenden Missionaren zu verlieren. Der fromme Bischof aber war ganz entzückt über die ganze Erscheinung der Kolhschristen, und seine erfreuten, alles im schönsten Lichte ansehenden Berichte gingen in alle Welt. Bekanntlich forderte er in einem von edlem Geiste durchdrungenen Briefe das Goßnersche Curatorium auf, entweder mehr für die Mission zu thun oder sie der Englischen Kirche zu überlassen. Hätte der Bischof damals jene Petition in die Hände bekommen, so würde er und die christliche Welt vielleicht schon damals erfahren haben, daß der gewiß hoch erfreuliche Eintritt der Kolhs in die christliche Kirche außer den religiösen, in der beseligenden Kraft des Wortes Gottes beruhenden Motiven auch durch sociale Verhältnisse, Nöthe und Hoffnungen veranlaßt war. Eine solche Klarlegung des Zustandes würde für die äußere Lage der Christen und für die Anspornung zur geistlichen Pflege derselben von Seiten der Mission sehr heilsam gewesen sein. So aber blieb, obwohl keinem der einsichtigen Europäer in Chota Nagpur der wahre Zustand unbekannt war, für das indische Missionspublicum und die indische Presse der wahre sociale und religiöse Zustand der Kolhsgemeinde in einem Dunkel oder Halbdunkel. Auch das aus Deutschen und Engländern sich bildende Hilfscomité der Kolhsmission in Calcutta, so warmes und opferbereites Interesse es an der Mission nahm, und obwohl es in einigen seiner Mitglieder die Mission besuchte, sah doch bloß mit herzlicher christlicher Freude die in die Augen springenden Lichtseiten der Mission, aber wußte kaum mehr, vielleicht noch weniger, von den innern Zuständen und Bewegungen der Kolhschristengemeinde, als das Curatorium in Berlin.[1])

Vom Jahre 1864 an stieg nun die Unterdrückung der Kolhschristen immer mehr. Ueberall wurden die Christen geplündert, durch ungerechte Frohndienste bis aufs Blut gequält, im Gerichte unter den erlogensten Angaben verklagt und zu Gefängnißstrafen verurtheilt. Von Zeit zu Zeit kam es auch vor, daß ein Christ zu Tode geschlagen wurde und auch das noch Traurigere, daß ein so beraubter Christ, als er bei Missionaren und Engländern keine Hilfe finden konnte, sich selbst in der Verzweiflung das Leben nahm. Sehr viele getaufte und ungetaufte

[1]) Es sind die tadelnden und lobenden Urtheile der in Missionsländern wohnenden Europäer immer mit großer Vorsicht und keinem übergroßen Respect aufzunehmen, besonders wenn diese Herren nicht Gelegenheit gehabt haben, die eingebornen Christen und Missionare aufs Genaueste in ihrem Leben und Wirken zu beobachten. Die leitenden Comité's thun am Besten, den Missionaren rückhaltslose Darstellung der wahren Verhältnisse zur Pflicht zu machen, und sie dann von Zeit zu Zeit über bestimmte Verhältniße und Vorgänge, sowie auch über Urtheile der Presse und der wißenschaftlichen Reisenden 2c. zu ausführlichen Berichten aufzufordern resp. gründliche Visitationsreisen von Zeit zu Zeit zu veranlassen. Denn wie durchaus nöthig es ist, daß von Anfang an die wahre sociale Lage und der ganze Zustand der Christen erkannt werde, das hat sich nicht nur an der Chota Nagpur-Mission sondern auch an der Mission unter den Maoris und ihrem traurigen Zusammenbruch und an manchen andern Missionen bewiesen. Es wird alles, was Wichtiges in der Mission vorgeht, ganz gewiß in den nicht ausbleibenden Kämpfen derselben von Grund aus bekannt; wohl dann der Mission, wenn diese offene Darlegung zu rechter Zeit schon von Freundesseite her geschehen ist und nicht von hohnlachenden Feinden in dann wieder übertreibender Weise nachgeholt wird.

Christen mußten ihren angestammten Grundbesitz arm verlassen und unter Noth und Jammer nach den unwirthlichen Gebirgsgegenden oder nach den Theeplantagen von Assam auswandern.

Nach Angaben der Missionare in der Biene, die wohl noch zu niedrig gegriffen sind, betrug die Zahl dieser Auswanderer und Flüchtigen allein im Jahre 1865 an 300 Personen. Es ist nun aber ein herzstärkender Beweis von der innern Macht des Wortes Gottes und der Ueberzeugungskraft, welche dasselbe auf das menschliche Herz ausübt und auch an den Kolhschristen wieder erwiesen hat, daß viele von diesen, — welche aus gemischten Beweggründen Christen geworden waren, obwohl sie nun durch ihr Christwerden nicht nur nichts erlangt, sondern eben nur das nackte Leben hatten durch die Flucht retten können, und in Tagereisen weit entfernten wüsten Waldgegenden unter Noth und Entbehrung aller Art sich hatten anbauen müssen, — dennoch dort in der Zerstreuung fern von jeder geistlichen Unterweisung, Stärkung und Beaufsichtigung fest zu ihrem christlichen Glauben hielten. Wir fanden sie 1869—1870, daß sie nicht nur täglich Morgens und Abends ihren Glauben und ihr Vaterunser zusammen mit einem freien Gebete beteten und am Sonntag zu Gebetsstunden zusammen kamen, sondern daß sie auch noch umwohnende Heiden zum Christenthum gezogen hatten. Mancher Kolhschrist hat in diesen Verwirrungen und harten Verfolgungen sehr treu zu seinem Herrn und Heiland gestanden. Ein Christ, Silas, wurde von seinem Dorfpächter auf ein Holz gebunden und nach grausamer indischer Manier mit Zangen gezwickt. Als er nun dem Sterben nahe war, fragte ihn der Dorfpächter: „Wo ist nun Dein Herr Jesus, rufe ihn doch, daß er kommt und Dir hilft.“ Silas antwortete: „Du hast bis jetzt nur von außen geschlagen, schlage nur nach innen, so wird der Herr Jesus schon kommen.“ Bald darauf wurde er ohnmächtig und der Dorfpächter gab, als er ihn todt glaubte, Befehl, ihn heimlich bei Seite zu schaffen. Da sich aber bald noch Lebensspuren zeigten, ließ er ihn frei.

In ihrer Bedrängniß sahen sich die Christen nach Hilfe um bei den Missionaren. Hier erhielten sie aber keine Hilfe, nur Ermahnungen zum Glauben und zur Geduld. Die an christlicher Erkenntniß noch kindlich schwachen und am Natürlichen haftenden Kolhs konnten aber Ermahnungen zum Glauben in so verzweifelter Lage als Trost ohne beifolgende Hülfe vielfach nicht verstehen. Sie sagten oft darauf mit der Selbstgewißheit einer gewissen Einfalt: „Wenn das Leben stirbt, wie kann da der Glaube erhalten bleiben?“ Es sind solche Ermahnungen auch für die Missionare eine mißliche Sache, so lange sie selbst unangefochten in Ruhe, Ehre und Sicherheit lebend dastehen. Es ist eine verzweifelt unapostolische Situation für den Missionar, daß er selbst nun mal als Europäer unverletzlich dasteht, aber seine armen an Erkenntniß noch schwachen Christen verfolgt werden. Zur Apostelzeit war vielmehr das Umgekehrte der Fall. Macht in solcher Situation der Missionar auf die Christen nicht den Eindruck, daß er für Abhülfe ihrer Noth thut, was nur in seinen Kräften steht, so verliert er immer mehr auch im Geistlichen ihr Vertrauen.

Die Führer der Kolhschristengemeinde verlangten immer dringender von dem leitenden Missionar, daß er, da in Ranchi keine Hülfe zu finden sei, für

sie eine Klage- und Beschwerdeschrift nach Calcutta schicke oder, was ihnen am Erwünschtesten gewesen wäre, daß er mit ihnen nach Calcutta reise und die Beschwerdeschrift dem Lieutenant Governor von Bengalen überreiche. Als sie 1865 aufgefordert wurden, zum Bau des Seminars beizusteuern, sammelten sie auf eigene Hand 200 Gulden und brachten 100 zu dem Bau an F. B. mit der Bitte und Bedingung, die andern 100 zur Führung ihres Processes in Calcutta zu verwenden.

F. B. tadelte sie scharf, daß sie aus eigener Macht collectirt hätten und schlug ihnen ihre Bitte ab. Jetzt sammelten sich im Beginn von 1866 die Führer und eine große Anzahl von Aeltesten der Gemeinde sowohl aus den Uraos als aus den Mundas und aus fast allen von Christen bewohnten Gauen und petitionirten noch einmal bei dem Leiter der Mission und dem ersten englischen Beamten mit einer, sehr viele, auch ganz unverständige Bitten und Wünsche enthaltenden Bittschrift. F. B. warf zwei der Führer, da sie wohl unverschämt geworden waren, mit Schlägen zum Missionshofe hinaus.

Nun sammelten sie ca. 5000 Gulden in der ganzen Gemeinde und zogen etwa 100 Mann stark nach Calcutta, um dort ihre Rechte und Hülfe zu suchen. In Calcutta fielen sie in die Hände von Betrügern, so daß sie über 10,000 Gulden verbrauchten und dafür nichts erlangten, als die Abfassung einer ganz confusen, die wahren Verhältnisse gar nicht darlegenden und ihre Wünsche gar nicht wirklich ausdrückenden Beschwerdeschrift an den Lieutenant Governor. Natürlich erregte das Collectiren von so großen Summen Geldes gegen den Willen des Alles leitenden Missionars die größte Unruhe und Verwirrung in der großen Christengemeinde.

F. B. wußte sich nicht zu helfen und griff zu dem unglücklichen Mittel, daß er 25 dieser Führer, die doch eigentlich kein's der 10 Gebote offenbar übertreten, excommunicirte, indem er verbot, sie zu grüßen, mit ihnen zu sitzen, mit ihnen zu essen ꝛc. und jeden, der dieses trotz des Verbotes dennoch thun würde, wieder mit Excommunication bedrohte; ja er bezeichnete sie geradezu von der Kanzel als „verfluchte Menschen.“[1])

Jetzt wurde die Verwirrung noch größer als vorher. Denn die excommunicirten Führer blieben die anerkannten Leiter der christlichen Kolhs, ja man sah sie an vielen Stellen als die für das Wohl des Ganzen sich aufopfernden Brüder an. Die Führer und Aeltesten erklärten: „Aus der Kirche in Ranchi mögen wir hinausgeworfen werden, aber Gottes Wort und den Herrn verlassen wir nicht. Wir wollen ja nichts anderes, als die christliche Gemeinde vom Untergange retten und ihr zum Wachsthum verhelfen. Nicht F. B., sondern wir sind die Gemeinde;“ Einer von ihnen sagte F. B. ins Gesicht, Gott werde ihn strafen und aus der Mission bringen. Jedenfalls waren die Excommunicirten und ihre noch nicht excommunicirten Genossen zum großen Theil von Anfang an die anerkannten Führer der Gemeinde gewesen, diejenigen, welche Hunderte

[1]) Es ist dies später in öffentlichten Schriftstücken in Abrede gestellt worden; aber ich habe das mich innerlich empörende Wort als damals erst 5 Monat alter Missionar in mein Tagebuch geschrieben und noch dahinter: Deus mihi tacendi causa poenam non dabit.

und Tausende zum Christenthum gezogen hatten, wie z. B. auch der obenerwähnte Paulus Russua von Kurmul zu ihnen gehörte. Dabei ist aber nicht zu leugnen, daß ein stark demagogisches Element und ein unruhiger, vielfach unverständiger Geist unter ihnen herrschte, so daß ein von ihnen immer angelaufener Missionar, der die Leitungskraft über sie verloren hatte, ihrer ganz überdrüssig werden und sie für nichts als Rebellen ansehen mußte.

Aber wenn man die verschiedenen moralischen und religiösen Abstufungen unter diesen „Calcuttagängern" durchging, mußte man sich doch immer wieder sagen, sie und ihre Genossen sind in vieler Beziehung die Väter der Christengemeinde, und die ganze Gemeinde theilt ihre Tugenden und Untugenden. Wie groß ihr Einfluß war, geht allein daraus hervor, daß sie trotz aller Warnungen, Verbote und Drohungen von F. B., die er durch die in die Dörfer umhergeschickten Katechisten ergehen ließ, doch viele Tausende von Gulden in der nicht reichen und zum Geben sonst nicht sehr geneigten Kolhschristengemeinde sammelten. Wegen dieses Sammelns von Geld wurden einige der Führer von den englischen Richtern, denen solches Verklagtwerden bei ihren Vorgesetzten in Calcutta höchst unangenehm war, wiederholt zu Gefängnißstrafen verurtheilt.

Da die Bestraften die Missionare und die englischen Richter nicht ganz ohne Grund alliirt glaubten, so erbitterte sie dieses immer noch mehr; sie ertrugen es aber mit ungebeugtem Muth, der hier und da einen Anflug von „Galgenhumor" hatte.

In Folge dieser ganzen Verwirrung nahmen die Plünderungen der Christen von Seiten der Hindus und auch höchst verkehrte, gesetzlose und gewaltthätige Selbsthilfe von Seiten der Christen überhand. Die Folge war, daß viele Christen aus ihren Dörfern vertrieben wurden und sie zu Dutzenden nach Ranchi ins Gefängniß kamen. Die Zahl der Christen im Gefängniß variirte von 1866 bis 1868 von 30 bis 50. Von diesen waren viele ungetauft, ein sehr bedeutendes Procent aber Aelteste und alte Führer der Christengemeinden, denn die Gegner legten es in ihren Processen immer darauf an, gerade gegen diese alle wahren und falschen Anklagen zu häufen.

Für die geistliche Pflege dieser Gefangenen geschah von Seiten der Missionare nichts, obwohl dazu die Erlaubniß gern ertheilt worden wäre und auch mehrere unter ihnen im Gefängniß starben. Als der Gefängniß-Inspector, ein von einer edlen Sittlichkeit und Religiösität durchdrungenes Mitglied der Brahm-Samaj, uns jüngern Missionaren darüber seine Verwunderung aussprach, wirkte sich einer von uns, nachdem schon der Conflict von 1868 ausgebrochen war, die Erlaubniß aus, den Christen im Gefängnisse Gottesdienst zu halten, und schenkte ihnen zum Gebrauch in freien Stunden christliche Bücher. Nach einiger Zeit aber verbot ihm der Kapitän M., der die Oberaufsicht über das Gefängniß hatte, von F. B. darüber benachrichtigt, dieses Besuchen der Gefangenen und befahl, die Bücher und Schreibmaterialien den gefangenen Christen wieder wegzunehmen.

Es liegt klar auf der Hand, daß durch diese Verhältnisse die heilloseste Verwirrung und Verwilderung in der Gemeinde entstehen mußte. Der ganze Muth der Gemeinde war gebrochen und Uebertritte von neuen Christen kamen

deshalb immer weniger vor. Die Taufen verminderten sich auch von 1865 bis 1868 bedeutend, 1865: 1791, 1866: 1001, 1867: 1144, 1868 ca. 800. Die relativ große Anzahl derselben stammte daher, daß die Meisten drei bis zehn Jahr früher schon zum Christenthum übergetreten waren.

Soweit die Ordnung und die, Gott sei Dank, noch immer vorhandene, zähe Lebenskraft der Kolhschristengemeinde durch unglückliche Verhältnisse erschüttert und verderbt werden konnte, war es damals geschehen. Es mußte eine Aenderung eintreten, wenn die Gemeinde nicht gänzlich zu Tode gehen sollte. So muß ich jetzt urtheilen, nachdem ich 1868 bis 1870 den wahren Zustand kennen gelernt. Bis 1868 wußte ich selbst von alle diesem wenig oder gar nichts, ich arbeitete an der Schule und assistirte nur hier und da, so oft man mich dazu aufforderte und beauftragte. Grade weil ich um jeden Preis im Frieden leben und in bescheidener helfender Stellung arbeiten wollte, gab ich mir auch weniger Mühe, den innern Zustand der Gemeinde zu erforschen.

Die Krisis und der Bruch von 1868.

Mittlerweile hatte Prochnow in Berlin sein Amt an der Mission niedergelegt und Ansorge war in seine Stelle getreten, der gleich im ersten Jahre zwei studirte Theologen Häberlin und Nottrott aussenden konnte. Ansorge brachte die in allen andern Missionen herrschenden Verwaltungsgrundsätze mit, nach denen die Missionare monatlich über alles empfangene und ausgegebene Geld Rechnung legen müssen und auf diese Weise alle Kassen der einzelnen Missionsstationen nur Filiale der Generalkasse sind. Bisher aber war es in Chota Nagpur und am Ganges so gewesen, daß die Missionare ihr Gehalt zwar fest von Berlin erhielten, und auch Unterstützung dazu, aber jeder Missionar war darauf angewiesen, für die Bedürfnisse seiner Station in Indien zu sammeln und nach eigener Finanzpolitik dann mit dem Geschenkten zu haushalten. Daß Ansorge und das Curatorium in Berlin sonst durchaus nicht gegen die alten Missionare für die jüngeren waren, geht schon daraus hervor, daß sie F. Batsch officiell zum Senior ernannten, „ohne dessen Willen nichts von Bedeutung zu geschehen habe", und ihn so bei völligem Mangel an rechtlicher Stellung der andern Missionare vorläufig zum allein berechtigten Manne in der Mission machten. Ebenso kamen Weihnachten 1867 Häberlin und Notterott mit den besten Absichten, in Frieden mit älteren und jüngeren Missionaren zu arbeiten, nach Indien. Aber wie nun die ganzen Verhältnisse in der Mission sich verwickelt hatten, konnte ein Conflict kaum lange ausbleiben, denn Niemand wußte, was Rechtens und „was was war." Es war weder Regierung des Curatoriums noch Selbstregierung der Conferenz. So begann diese allen Menschenruhm verstopfende, richterliche Krisis über die Mission und alle an ihr Betheiligten.

Der Raum dieser Zeitschrift gestattet es nicht, diese traurigen Kämpfe von 1868 so ausführlich zu beschreiben, daß ein etwas klares Bild von der ganzen Lage und Entwicklung des Streites gegeben werden könnte. Dazu wird es dem Schreiber dieses unendlich schwer, die zum Theil häßlichen Einzelheiten des für Herz und Gemüth schaurigen Kampfes, in welchem er selbst hat Partei sein müssen, noch einmal vor seinem und vor Anderer Auge aufzu-

führen. Ist es ihm doch schon schwer geworden, das ihn persönlich nicht unmittelbar Betreffende in Obigem mit Nennung von Namen eingehend schildern zu müssen. Aber er glaubte sich dem nicht entziehen zu dürfen, weil dieses zum Verständniß der Kolhsmissionsgeschichte nothwendig war und auch für das Verständniß des Missionswerks überhaupt belehrend sein konnte. Darum aber theile ich von dem Kampfe von 1868 nur die Resultate mit, indem ich es einem andern, nicht persönlich betheiligt gewesenen Geschichtschreiber der Kolhsmission überlasse, ob er vielleicht nach Jahren aus den Akten in Berlin und aus den Veröffentlichungen unserer damaligen Gegner eine Beschreibung dieses Kampfes und dieser Krisis der Mission noch für belehrend und heilsam hält. Denn nur bei solchen höheren Zielen halte ich die Wiederaufdeckung der Ursachen, Wunden und Folgen des Kampfes für rathsam. Mir ist der Kampf mit seinen Beängstigungen und Schmerzen die schaurigste Erinnerung meines kurzen bewegten Missionslebens, und ich wünsche jedem Leser, daß ihm ähnliche Schmerzen erspart bleiben mögen. „Lieber zehnmal in der Schlacht in den hellen Tod geritten, lieber die lebensgefährlichste, schmerzlichste Strapaze in Liebe und Frieden durchgemacht, als in solche Conferenz müssen;" so oder ähnlich haben wir damals oft gesprochen.[1])

[1]) Es nimmt manchen Missionsfreund Wunder und er nimmt Anstoß daran, daß unter Missionaren so leicht und oft Streit entsteht, und daß das Verhältniß der Missionare zum Comité oft so vielfach gespannt ist. Aber wer die ganze Arbeit und Lage des einzelnen Missionars und der Missionare zu einander näher beobachtet, der wird, ohne an dem Christenthum der Missionare irre zu werden, Obiges wohl begreiflich und erklärlich finden. Die Missionare sind mehr wie sonst Jemand auf gemeinsames Wirken angewiesen, ohne daß es dabei möglich ist, jedem seinen Wirkungskreis vorzuschreiben. Da kommt es grade bei selbstdenkenden und eifrigen Menschen immer vor, daß der eine dem andern die gezeichneten Zirkel der Arbeitspläne in Wirklichkeit oder in der Einbildung aufs Höchste verwirrt. Ferner nirgends liegt das ganze Privatleben vor dem Auge des Collegen so offen und bloß als in dem Missionsleben, nirgends kommen mehr Leute von verschiedener Erziehung, Bildungsstufe und Entwicklung zusammen als hier, dazu fast immer Leute, die schon durch ihre Losreißung aus den heimathlichen Verhältnissen gezeigt haben, daß sie für das einstehen, was sie als gut und recht erkannt, nirgends ist der Beruf ein schwierigerer, mehr zur Selbstkritik und zur Kritik des ganzen Werks und also auch der Arbeit anderer auffordernder. Ein Missionar, der kein nüchternes, scharfprüfendes Urtheilsvermögen hat, baut gar zu leicht auf Sand und vergeblich. Eine jede Kritik kann aber bei der geringen Anzahl der Missionsarbeiter kaum anders als bald die Farbe oder doch den Schein eines auf die Person zielenden wenn nicht eines persönlichen Angriffs, erhalten. Nirgends hat man so oft und so sehr das Gefühl: „Der Wagen ist festgefahren und all unser Schieben hilft nichts." Nachdem sich die Fuhrleute dann wund und müde gedrückt, kommen sie leicht darauf, einer dem andern die vorwurfsartige Frage zu stellen: „Du schiebst wohl verkehrt!?" Da geschieht es denn zu leicht, daß sie den Wagen im Sumpfe stehen lassen und in die noch saurere Arbeit des Streitens gerathen.

Nirgends sind die Verhältnisse der vorgesetzten Leitung und der zu Leitenden so schwierig, als der von Europa aus regieren müssenden und doch Vieles nicht verstehen könnenden, oft sehr zufällig zusammengesetzten Missions-Comité's einerseits und der mit ihrem ganzen amtlichen und privaten Leben und Lebensunterhalt auf die Missions-Comité's angewiesenen Missionare andererseits; das muß nothwendig zu oft schweren Verwirrungen führen.

Nirgends wohl sind die Menschen so, wie wenigstens die Hindostaner, geneigt zu

Der Kampf von 1868 drehte sich um die rechtliche Stellung der einzelnen Missionare, die bisher eine willkürliche gewesen war, insbesondere um die Trennung des Generalcassiereramtes von dem Amte des ersten Leiters der Mission, damit zusammenhängend, um genaue Scheidung der Verwaltung von Missions- und Privateigenthum und Zulässigkeit des Letzteren, sofern es in Häusern und liegenden Gründen[1]) in Chota Nagpur bestand, und um die richtige innere

---

fragen: „Wer hat den Befehl", „Wer ist der Große", und dann diesen allein zu achten und für voll anzusehen, was auf das Verhältniß der Missionare zu einander von der störendsten Wirkung ist.

Nirgends sind der wichtigen und tief einschneidenden Fragen, die täglich zur Berathung stehen und neu auftauchen, mehrere, schwierigere und folgenschwerere als in der Mission, während bei uns in Europa in den christlichen Kirchen, mag die Kritik auch noch so kühn manches Bestehende angreifen und anders wissen wollen, doch jeder dabei ruhig bleibt, weil er weiß, so leicht wird damit doch nicht Ernst gemacht, und es wird keine Folgen haben; daher er auch ohne große Selbstverleugnung mit dem Kritiker und Neuerungsbegehrigen im besten Frieden leben kann. Zu alledem kommt noch, daß fast alle unsre Missionen in tropischen Klimaten arbeiten, in denen der Europäer und namentlich der in innerster Gemüthsarbeit sich geistig aufreibende Missionar sehr leicht abgespannt, in seinem Nervenleben aufs Tiefste verstimmt und so reizbar wird, daß ihn das Kleinste an wunder Stelle tief erregen oder schmerzen kann.

Nachdem ich dies vorausgeschickt habe, glaube ich doch trotz aller traurigen oben angedeuteten Erfahrungen sagen zu können, daß wohl nirgends mehr Gebetsgemeinschaft, mehr brüderliche Gesinnung, unentwegte furchtlose Aufopferungsbereitschaft und sich einander klar und wahr hingebende Offenheit unter Collegen zu finden ist, als vielfach unter den Missionaren. Daher ist es auch zu erklären, daß Missionare der verschiedensten Missionsgebiete und Denominationen, wo sie auch immer sich treffen, sich so vertrauensvoll zu einander hingezogen fühlen, wie sonst selten Berufsgenossen. Dem Missionsfreund aber, der doch an den Missionaren wegen mancher Verkehrtheiten und sündlichen Schwächen, die er von ihnen gehört oder gesehen hat, irre werden wollte, möchte ich die Gewissensfrage vorlegen, ob das Mattwerden so vieler Missionare nicht vielfach die Schuld der Christen in der Heimath ist, die ihn mit Fürbitte und hingebender Liebe entließen, aber sogar bald darin ermatteten, so daß sie z. B. es auch nicht einmal dazu brachten, dem im Heidenlande allein dastehenden Missionar auf einen Freundesbrief zu antworten. Keiner wird wohl so widerspruchsvoll und unbeständig gelobt und getadelt, geliebt und vergessen, wie der Missionar. Was Wunder, daß er auch leicht matt wird und den richtigen Weg des Verhaltens nicht immer findet und einschlägt?

[1]) Was die Erwerbung und Vermehrung von Privatvermögen betrifft, so glaube ich zur Entschuldigung meiner Gegner von damals anführen zu müssen, daß sie bei der ganzen unsichern Lage der Goßner'schen Mission und ihrem geringen Zutrauen zum Curatorium sehr leicht auf den Gedanken kommen konnten, daß es ihre Pflicht sei, für die Zukunft ihrer Familien zu sorgen. Die Folgen dieser dem Curatorium niemals mitgetheilten Erwerbung von Privatvermögen zeigten sich aber bald mit einer gesunden Missionsleitung unverträglich. Daher müssen sich aus dieser traurigen Geschichte die Missionsgesellschaften die Lehre ziehen, daß man nur dann die Missionare tüchtig und werkfreudig erhalten kann, wenn man ihre Zukunft im Alter und auch die ihrer Familien sicher stellt. Lieber wenige, tüchtige, freudige Missionare, als viele mißmuthige, seufzende. Freilich folgt daraus auch für die Missionare, die mit ihrer ganzen Existenz auf das Curatorium angewiesen sind, daß sie, so lange sie in der Mission sind, demselben loyal gehorchen müssen und dasselbe im Interesse der Mission nur zu bitten haben, ihre Wirkungsfreiheit nicht ohne Noth zu beschränken. Die Annahme von Gehalt und der und der Anspruch auf Versorgung im Alter schließt die „apostolische Freiheit" selbstredend aus. Es gehört diese Unterordnung und Einordnung des Missionars in den Organismus und die Maschinerie einer Missions-Gesellschaft zu der unidealen, demüthi-

Pflege und Leitung der Christengemeinde. Das Curatorium sandte Ansorge als bevollmächtigten Inspector hinaus und bat, um den ältern Missionaren gerecht zu werden, einen der gänzlich auf Seiten der Letzteren stehenden Herren vom Calcuttaer englisch-deutschen Hilfs-Comité, einen jungen deutschen Kaufmann, um seine Assistenz für die Vermögensangelegenheiten. Der Inspector hatte ein neues, wohlausgearbeitetes Organisationsstatut mitgebracht, dem zufolge F. Batsch Präses und erster Leiter bleiben, aber seine Vollmacht durch zwei andere Vorstandsmitglieder in vielen Dingen getheilt werden sollte. Die älteren Missionare verweigerten, weil sie in ihrer Ehre gekränkt seien und auch durch das Statut zu sehr eingeschränkt würden, die Annahme dieses Statuts. Obwohl nach der Instruction die General-Conferenz auf Grund dieses Statuts gehalten werden sollte, so gab der Inspector doch zu, daß auch ohne diese gemeinsame Grundlage dieselbe begann. Gerade dadurch nun, daß der assistirende Calcuttaer Herr ohne jeden vorhergehenden Vermittlungsversuch, mit Ablehnung jeder privaten Voruntersuchung, von vorneherein als ein geschickter Advocat die Partei der älteren Missionare ergriff, nahm die Conferenz einen gar traurigen, in der Hauptsache resultatlosen, alle Theile sehr erregenden, beschämenden, schmerzbringenden Verlauf und endete mit der Erklärung des Austritts von Seiten der älteren Missionare, von der sie durch keine Bitten und Vorstellungen zurückzubringen waren.

Sie verließen ihrer sechs, gegen acht zurückbleibende, das Missionsgehöft, und bezogen ein anderes Haus, um sofort durch Fortlockung der großen Mehrzahl der Schulkinder und Katechisten eine Gegenmission zu errichten.

Der hauptsächliche Grund davon, daß die Schulknaben, die Lehrer und die Katechisten fast sämmtlich übergingen, war der, daß, wie bald klar und kund wurde, alle einflußreichen Engländer in Ranchi auf Seiten der ausgetretenen Missionare waren. Es erwarteten die Letzteren nun auch bestimmt, daß der Anhang der jüngeren Missionare sehr gering oder gar keiner sein und somit das Curatorium bald gezwungen sein würde, die Mission aufzugeben oder ihnen wieder die Alleinherrschaft zu überlassen. Dem Pastor Ansorge sagte der englische Districtsbeamte mit Bestimmtheit voraus, er werde keine Seele am Sonntage in der Kirche haben. Aber darin hatte er und sie alle sich gar sehr girrt und es ist dies nur ein Zeichen dafür, wie wenig die Engländer sowohl als die Missionare die innere Stimmung der Gemeinden kannten. Bald kamen die Christen, insbesondere die oben bezeichneten Führer, aus den Dörfern zu uns und zeigten sich durchgängig bei dem Geschehenen ganz ruhig, zum Theil sogar darüber erfreut. So sehr die übergegangenen Katechisten die Gemeinde durch Vorstellung von Furcht und Hoffnung bearbeiteten, die große Mehrzahl stand in ihren Führern geeinigt fest zur alten Kirche und wollte von keiner Separation etwas wissen. Es war dies zum allergeringsten unser Werk, denn keiner von uns hatte bisher irgend eine Stellung in der Mission gehabt, in der er sich das Vertrauen der Gemeinde in weiteren Kreisen hätte erwerben können. Der Grund war vielmehr ihre tiefe Mißstimmung über F. B.'s Verhalten gegen die Gemeinde und besonders gegen ihre Bestrebungen in der

---

genden, unapostolischen Seite des jetzigen Missionswerkes. Aber die Erfahrung hat wiederholt bewiesen, daß ersprießliches, dauerhaftes Missionswirken ohne dies in unserer Zeit und unseren Verhältnissen nicht möglich ist.

Landfrage. Die Erregteren gaben es sogar, dem, wie sie sahen, mit den englischen Beamten befreundeten und einigen F. B. Schuld, daß 30—50 Christen im Gefängnisse saßen, und daß über ein halbes Tausend Christen, durch Verfolgung und Hunger gezwungen, hatte aus Chota Nagpur auswandern müssen.[1])

Vielfach wurden sie auch übrigens durch die Anziehungskraft des alten Gotteshauses in Ranchi und der alten Christenherberge bei der deutschen Mission erhalten. Sehr schön offenbarte sich vielfach ihre kindlich feste Ueberzeugung davon, daß die christliche Gemeinde eine Einheit sei und bleiben müsse: Es giebt nur einen Herrn, darum darf es auch nur eine christliche Gemeinde (Kirche) geben". „Wenn sie eine andere Bibel bringen, dürfen sie auch eine andere Gemeinde errichten." Wenn ihnen gesagt wurde von eingebornen Christen oder von Engländern: „Ihr müßt den Missionaren folgen, die euch getauft haben", so antworteten sie: „Nicht ein Saheb, der Herr Jesus und der heilige Geist hat mich zum Christen gemacht". Oder: „Um eines Missionars willen, damit ich bei ihm bliebe, bin ich nicht Christ geworden, sondern um des Herrn willen. Wenn der Missionar nach Europa geht, sollen wir ihm da auch nachlaufen?!" Es hielten sich Anfangs etwa 4/5 zur alten Mission und nur 1/5 zur Gegenmission.

Vielleicht hätte sich noch ein Ausgleich finden lassen, der die Chota Nagpur-Mission von den Schädlichkeiten und Häßlichkeiten einer Gegenmission wieder befreit hätte, wenn nicht die hochkirchliche, romanisirende Ausbreitungs-Gesellschaft dies Zerwürfniß als eine willkommene Gelegenheit ergriffen hätte, nach ihrer Art zu schneiden, wo sie nicht gesäet hat.

Es wurde ihnen dies dadurch sehr erleichtert, daß die jüngeren Missionare in den englisch-indischen Kreisen ganz unbekannt und schutzlos dastanden. Von Anfang an ja, noch ehe Pastor Ansorge in Calcutta gelandet war, hatten englische Freunde der alten Missionare die jüngeren in ganz unwahren, die Sachlage entstellenden Berichten in den Zeitungen scharf angegriffen, und so war, da wir darauf, ohne den Conflict zu verschärfen, nicht antworten durften, die öffentliche Meinung Indiens gegen uns aufgeregt. Sobald die Secession bekannt geworden war, wurden wir Tag für Tag in den Blättern rücksichtslos und unverständig als die „unerfahrenen, hochmüthigen, jungen Missionare" angegriffen und lächerlich gemacht. Wir mußten es reichlich erfahren, welche verwirrende Macht einige wenige Menschen durch die Presse haben können, und wie, wenn die Blätter erst einmal Partei genommen, dagegen gar schwer aufzukommen ist. Eine Vertheidigung unsererseits war für uns doppelt schwer, da noch keiner von uns des englischen Stils so mächtig war, um längere Gegenartikel zu schreiben. Einige solcher Artikel, die wir schrieben, wurden auch gar nicht aufgenommen. Durch dieses Verfahren arbeitete die Presse, ohne es zu wollen, den Plänen des propagandasüchtigen Bischofs Milman von Calcutta[2]) und seiner Genossen in die Hände.

---

[1]) Aus dieser Erscheinung kann man die auch bei den Maoris und anderswo bestätigte, schwerwiegende Belehrung entnehmen, daß, sobald die eingebornen Christen den Missionar nicht mehr als ihren Wohlthäter und warmen Freund ansehen, sie gar zu geneigt sind, ihm feindselige Motive zuzutrauen und anzudichten.

[2]) Nachdem ich jetzt mehr von dem „unhöflichen" — siehe diese Zeitschr. S. 77 f. — Betragen dieser Gesellschaft gegen die Lutherische Leipziger Mission in Süd-Indien,

Mit der größten Hast suchten sie, nachdem die „englisch-kirchliche Mission“ in ihrer altbewährten edlen Gesinnung jede Intervention abgelehnt hatte, festen Fuß in der evangelischen Mission zu fassen.

Ohne vorher Pastor Ansorge oder die zurückgebliebenen Missionare oder das Curatorium in Berlin nach den tieferen Gründen des Austritts und der wahren Lage der Mission zu fragen, erklärte Bischof Milman gleich Anfangs 1869, daß er die ausgetretenen Missionare aufnehmen würde. Er reordinirte ohne irgend ein Examen drei ausgetretene Missionare gleich hintereinander erst zur „Diaconen-“ und dann zur „Priester-Würde“. Zu gleicher Zeit wurden einige hundert christliche Kolhs, die durchaus keine Ahnung von der wahren Bedeutung der Ceremonie hatten, von dem Bischofe reconfirmirt oder gefirmelt. Der Friend of India, ein Blatt, das sonst von Anfang an leidenschaftlich-parteiisch auf Seiten der älteren Missionare gestanden, nannte dieses Wiederordiniren und Wiederconfirmiren eine farce und eine profanity. Hatte schon vorher der Kampf der beiden Missionen der traurigen und unchristlichen Dinge genug zu Tage gefördert, so entbrannte er jetzt, als der Riß verewigt worden war, mit doppelter Heftigkeit und Unchristlichkeit, so daß man nur mit Schaudern daran zurückdenken mag. Ich übergehe diese traurigen, Leib und Seele ermattenden Kämpfe, da jeder sich aus den betreffenden Jahrgängen der Biene von der traurigen Bedeutung des Wortes „Gegenmission“ ein fast allzuklares Bild machen kann.[1])

Doch obwohl ein weiterer Theil der Gemeinde dadurch, daß ihm gesagt wurde: „Die Engländer sind die Herren des Landes, sie müssen auch die Herrn in der Kirche sein; nur in der englischen Kirche könnt ihr Hülfe und Schutz in euren Feldangelegenheiten erlangen 2c.“, von der deutschen Mission losgerissen wurde, so blieb dennoch der größere Theil der Gemeinde, ⅔—¾, fest bei der alten Kirche. Bei der deutschen Mission blieben aber gerade die Mehrzahl der ältesten und einflußreichsten Führer mit den Gegenden, in denen das Gemeinde-

---

gegen die London-Mission auf Madagaskar, gegen die Boston-Mission auf den Sandwichs-Inseln 2c. gehört und gelesen, bin ich der Ueberzeugung, daß es nur dem Geldmangel dieser „vornehmen Mission“ zu verdanken ist, wenn noch irgend eine Mission ruhig in ihrem Arbeitsgebiete wirken kann. So lange nämlich die jungen Christengemeinden noch nicht aus eigenen Geldmitteln ihre Lehrer besoldet, ist es in jeder Mission nicht schwer, durch eine Gegenmission eine größere Anzahl von eingebornen Christen, besonders von Lehrern zu sich herüberzuziehen. Aber ebenso gewiß ist es auch, daß solches „Rühmen im Fleisch“ ob der jungen Christengemeinden nur so lange und so weit anhalten wird, als die Geldmittel der Missionsgesellschaften reichen. Sobald die christlichen Gemeinden sich selbst versorgen können, so werden sie auch daran denken, daß sie zu etwas Besserem von dem Herrn der Kirche berufen sind, als ein mit fremdartigem Anzug behangenes Anhängsel einer europäisch-christlichen Denomination zu werden. Dies zeigt und bekennt schon jetzt mit besonders großer Gewandtheit und Entschiedenheit der von Eingebornen redigirte Bengal-Christian-Herald in Calcutta in jeder Nummer.

[1]) Wie rücksichtslos dieser Kampf gegen uns geführt worden ist, geht daraus hervor, daß auch die zu Purulia gehörige Manbhum-Gemeinde und die zu Chaibasa gehörige Singbhum-Gemeinde, deren Christen doch von den jüngeren Missionaren gesammelt und zum allergrößten Theile getauft worden waren, auch durch Emissäre auf alle mögliche Weise zum Abfall gedrängt wurde.

leben noch am frischesten war, und in denen der Zug der Heiden zum Christenthum sich am kräftigsten zeigte.[1])

Es geschah auch von Seiten der jüngeren Missionare unter viel Strapazen alles Mögliche um äußerlich und innerlich die deutsche Mission zu stärken. Die Zahl der Missionare war durch Flex's Rückkehr in die Mission, durch Kampfhenkels Kommen vom Ganges und durch Huß, der von Berlin her neuausgesandt war, auf 11 Brüder gestiegen, so daß trotz mannigfacher, peinigender und niederdrückender Geldverlegenheiten mit neuer Zuversicht gearbeitet werden konnte.

Die Neugestaltung und das neue Wachsthum der deutschen Mission nach 1868.

Es erwies sich nun bald, daß unsere Vorschläge zur besseren geistlichen Bedienung der Gemeinde, die wir schon vor der Trennung gemacht, auch zu gleicher Zeit das beste und kräftigste Mittel waren, um die Stellung der deutsch-evangelischen Mission zu befestigen. Wie schon gesagt, hatte man 1858—1860, gerade zur Zeit der weitgehendsten ungeläuterten Ausbreitung der Gemeinde, den unglücklichen Plan gefaßt, nur da eine Missionsstation anzulegen, wo englische Beamte wohnen und ein englischer Arzt sei. So war für die 3—20 Stunden weit südwestlich, südlich und südöstlich wohnenden Christen in Ranchi eigentlich die einzige Kirche, in der das Abendmahl ausgetheilt wurde und Kinder und Erwachsene getauft werden konnten. Man dachte daran, spätere eingeborene Pastoren anzustellen, aber gerade für ihre Ausbildung war gar wenig geschehen. Sämmtliche Lehrer und Katechisten waren auch noch so jung und unerfahren, daß für Jahrzehnte man noch nicht daran denken konnte, ihnen ein selbständiges Pastorat über die 3—20 Stunden vom beaufsichtigenden Missionare entfernt liegenden Gemeinden anzuvertrauen. So blieb Alles in den Händen des einen leitenden Missionars in Ranchi, für welchen eine persönliche Fürsorge für die religiöse und sociale Lage, ich will gar nicht sagen, der einzelnen Seelen, sondern auch nur der einzelnen (zu ein Viertel oder ein Drittel oder ein Halb) christianisirten Dörfern immer mehr zur Unmöglichkeit wurde, zumal er das Reisen in dem Districte seit sieben Jahren gänzlich unterlassen hatte. Dazu kam noch, daß bei dieser Lage der Dinge es unmöglich war, die Führung und Versorgung der Gemeinde unter mehrere Missionare zu theilen. Wir sahen nach der Trennung bald ein, daß dann nur jeder doppelte Arbeit habe, Verwirrung entstehe und doch nichts Rechtes geleistet werde, und mußten dem alten Regime zugestehen, „sit, ut est, aut non sit.“ Darum, so sehr wir alle davon durchdrungen waren, daß vor Allem auf selbständige, selbstthätige Entwicklung der

---

[1]) Die Separation war gewiß ein nicht genug zu beklagendes Aergerniß, aber es ist allezeit der Triumph des weltregierenden Gottes, daß er auch aus den Sünden der Menschen Segen herzuleiten versteht. Wer die ganze Schilderung dieses unerquicklichen Conflicts aufmerksam gelesen, muß bekennen: es war hohe Zeit, daß die Mission gesunder fundamentirt und nationaler geleitet wurde. Freilich ohne Bruch — sollte man denken — wäre es besser gewesen! Aber wenn es nun nur durch den Bruch geschehen konnte, soll man ihn nicht unter den Gesichtspunkt einer Operation, ja einer göttlichen Handleitung stellen dürfen? D. H.

Gemeinde hingewirkt werden müsse, und daß wir europäischen Missionare nicht uns als die eigentlichen berufenen und gottgewollten Pastoren und Seelsorger der Kolhschristen anzusehen hätten, sahen wir doch bald ein, daß auch nur zur genügenden Oberaufsicht der Christengemeinden es nothwendig sei, daß in dem hier dichtbevölkerten Chota Nagpur je 10—15 Stunden von einander entfernt Missionsstationen errichtet würden. Wenn auf die Weise die Mehrzahl der kleinern Christengemeinden nicht mehr wie 6 Stunden von der Wohnung des Missionars entfernt liegen, kann derselbe mit Hülfe des Pferdes sie in einem Tage ohne besondern Kostenaufwand erreichen und bei jedem eingetretenen, wichtigeren Ereigniß (wie ansteckende Krankheiten, sittliche Vergehungen, drohende Feldstreitigkeiten, gewaltsame Verführungen zu Teufelsopfern, Erpressungen von Seiten der eingebornen Unterbeamten, zahlreichere Uebertritte zum Christenthum, Streitigkeiten zwischen der Christengemeinde und den angestellten Lehrern &c.) als Freund und Berather zur Seite sein und oft großes Unheil gleich im Anfang verhüten und Verwirrungen oft zur großen, dankbaren Freude Aller zur rechten Zeit in Ordnung bringen.

Es wurden deshalb mit großen Anstrengungen, die mehrere von uns aufs Krankenbett und einen an den äußersten Rand des Grabes brachten, trotz des besonders empfindlichen Geldmangels, noch im Jahre 1869 der Bau von Patrasburj, 12 Stunden südwestlich von Ranchi, unter den Munda's und ferner, ebenfalls unter den Munda's, 12 Stunden von Ranchi sowohl als von Patrasburj entfernt, der Bau von Goßnerpur (Govindpur) im Vertrauen auf Gottes Hülfe und Segen begonnen. Beide Stationen erwiesen sich sehr bald von großem Segen für das ganze Missionswerk. Die Missionare traten auf diesen von allem europäischen Verkehr entfernt liegenden Stationen den eingebornen Christen näher und diese wiederum den Missionaren. Die Christen fühlten sich besser versorgt und berathen in allen Dingen, und so gewann die Christengemeinde nach allen den Verwirrungen und Beraubungen von 1861 bis 1868, und trotz des immer noch wogenden, unschönen Kampfes mit der Gegenmission, wieder ein Gefühl von Ruhe, Sicherheit und Muth, das sich auch bald wieder in ihrer erneuten, größeren Anziehungskraft für Hunderte und Tausende ihrer heidnischen Brüder zum Christenthum kundgab. Zu diesen beiden Stationen unter den Munda-Christen wurde denn schon 1871 bis 1872 eine dritte Außenstation, Lohardogga, 18 Stunden südwestlich von Ranchi und 15 Stunden von Goßnerpur, unter den Urao-Christen hinzugefügt. Da Goßnerpur ganz ungewöhnlich zunahm, (es wurden allein vom 1. Januar bis zum 1. Mai des Jahres 1872 1050 Seelen daselbst getauft) und die Station in ihrem Gebiet jetzt wohl mit den „neuen ungetauften Christen" an 10,000 Seelen zählt, so wurde, 12 Stunden südlich von Goßnerpur, also ca. 24 Stunden südlich von Ranchi, in diesem Jahre der Bau einer neuen Station Matthaeuspur in Takarma begonnen.

Mit diesem Errichten neuer Stationen ging und geht nun Hand in Hand die Erlernung des Mundari und Urao von Seiten der Missionare und der Gebrauch dieser Sprachen im Gottesdienst. So

lange Ranchi die einzige Missionsstation für die zwei ganz verschiedene Sprachen redenden Urao- und Munda-Christen war, mußte sich auch der Gebrauch des in ganz Indien bekannten Hindi als gottesdienstlicher Sprache mit Nothwendigkeit aufdrängen und jede Anwendung von Mundari oder Urao auf die größten Hindernisse stoßen. Erst durch die Errichtung von Außenstationen in Mitten der verschiedenen Sprachgebiete wurde es möglich, der Volkssprache ihr Recht im häuslichen und kirchlichen Gottesdienste zu geben. Die besonders wenig Hindi verstehenden Munda-Kolhs, und unter diesen wieder vorzüglich die die Frauen, freuten sich herzlich, als wir Missionare anfingen, mit ihnen in ihrer eigentlichen Muttersprache im Gottesdienst und im Taufunterricht zu reden. Es war höchst erfreulich zu sehen, wie in solchem von dem Katechisten unter Leitung des Missionars ertheilten Taufunterricht nicht nur die Männer sondern auch die Frauen in vierzehn Tagen die Hauptsachen aus der biblischen Geschichte und dem Katechismus so sich einprägten, daß sie auf jede nicht zu schwere Frage eine einigermaßen richtige Antwort zu geben wußten. Die Missionare gingen auch bald daran, Katechismen im Munda-Kolh, Larka-Kolh und Urao-Kolh auszuarbeiten und drucken zu lassen. Es sind auch schon einige Lieder, wie „Jesu geh voran," „Ach bleib mit Deiner Gnade" in's Munda- und Larka-Kolh übersetzt und gedruckt worden. Alles dies wird in den Sanskritbuchstaben, in denen auch das Hindi geschrieben wird, gedruckt, so daß die Kolhs es auf diese Weise leicht haben, in beiden Sprachen zu gleicher Zeit lesen zu lernen. So sehr aber die Missionare es jetzt für ihre Pflicht ansahen, den Kolhs das Wort Gottes und das Reden mit ihrem Gott und Heiland in ihrer Muttersprache zu lehren, so ist es doch nicht ihre Meinung, daß eine vollständige religiöse Literatur in diesen Sprachen geschaffen werden müsse, und daß die mit der sonstigen Bildung der Kolhs immer zunehmenden Kenntniß des Hindi weniger gepflegt oder wohl gar unterdrückt werden solle. Das Hindi ist durch ganz Indien die mehr oder weniger verstandene Umgangssprache aller etwas weltklügeren Leute. Es ist gar kein Zweifel, daß dasselbe im jetzigen Zeitalter der Eisenbahnen, Telegraphen, Druckereien und Regierungsschulen, Regierungspostanstalten 2c. immer rascher die Sprachen der Ureinwohner verdrängen wird. Die Kolhs bedürfen auch durchaus zu ihrem irdischen Fortkommen einer guten Kenntniß des Hindi, ohne diese werden sie nie ihre sociale Stellung behaupten resp. verbessern können. Auch für den Fortschritt des Christenthums ist es durchaus zu wünschen, daß immer mehr christliche Kolhs Hindi sprechen und lesen lernen, denn so haben die Christen aus verschiedenen Stämmen eine gemeinsame Sprache als gemeinsames Band und wird einer selbständigen, einheitlichen indischen Kirche der Weg gebahnt. Schon jetzt müssen beim gottesdienstlichen Gebrauche viele Wörter aus der (von ihrer Mutter, dem Sanskrit, her an Begriffswörtern reichen) Hindisprache entlehnt werden. Mühsam gesuchte Mundari- und Urao-Wörter würden viel unverständlicher sein und nie recht in Gebrauch kommen. Wie das Mundari und Urao schon seit lange immer mehr mit Hindiwörtern sich füllte, so wird das Mundari und Urao als Gebetssprache auch immer mehr religiöse Ausdrücke aus dem Hindi

in sich aufnehmen und so dem Kolhchristen den Uebergang zum Hindi-Sprechen und -Lesen erleichtern.

Daher muß die Mission durchaus das Hindi als Sprache des Schulunterrichts und auch an vielen Orten als gottesdienstliche Sprache aufrecht erhalten. Alle Schüler, Lehrer und Katechisten müssen Hindi geläufig kennen lernen, denn nur im Hindi können sie das ganze Wort Gottes lesen und nur durch diese Sprache haben sie überhaupt Zugang zu einer bereits entstehenden christlichen Literatur. Wie einst die Apostel bei Abfassung der biblischen Schriften, selbst der an die Juden gerichteten sich mit Beiseitesetzung der angestammten, ehrwürdigen, hebräischen Sprache der weiter verbreiteten und allgemein verständlicheren griechischen bedienten, so dürfen die Missionen in der Befolgung des richtigen Grundsatzes, daß jedem Volk in seiner Sprache Christi Wort verkündet und beten gelehrt werden muß, doch nicht vergessen, daß Gott auch zur Förderung und Vereinheitlichung Seines Reiches einige Sprachen zu immer allgemeinerer Herrschaft prädestinirt hat, um so die babylonische Sprachverwirrung theilweise aufzuheben. Darum, so sehr sich alle Missionare der deutschen Mission mit großem Eifer auf die Erlernung der Stammessprachen gelegt haben, wird doch die Pflege des Hindi durchaus nicht vernachlässigt.

Häberlin, der durch seine tüchtige Kenntniß des Sanskrit und aller mit der Mission zusammenhängenden Wissenschaften hierzu ganz ausgezeichnet begabt war, übernahm es, das bisherige, vergriffene Hindigesangbuch in sehr verbesserter Gestalt mit vielen neuen Liedern neu im Druck herauszugeben. Er verfaßte auch zusammen mit F. Hahn und mir einen Katechismus im Hindi in 50 Fragen und Antworten und 75 bestätigenden für die besondern Verhältnisse der Kolhschristen passenden, biblischen Kernsprüchen. So weit es in der Kürze möglich war, ist es gelungen, in demselben alle Hauptthatsachen der christlichen Heilsgeschichte und die wichtigsten Belehrungen über den Heilsweg und das innere, christliche Leben in der Heiligung zusammen zu fassen. Der Katechismus hat auch schon, obwohl er nur verkauft, nicht verschenkt wurde, 1872 eine zweite Auflage von 2000 Exemplaren erlebt. Als Director des Seminars bemühte sich Häberlin mit Erfolg, die Schule und das Seminar in Ranchi, das in seinen an sich schon schwachen Anfängen durch die Secession der alten Missionare gänzlich zerstört war, in Wachsthum zu bringen.

Jetzt sind zwei Seminarklassen mit zusammen 20 bis 30 Schülern in Ranchi. Die jungen Leute erhalten in demselben Unterricht in der Einleitung in die heilige Schrift, Glaubenslehre, Kirchengeschichte, Auslegung des Neuen Testaments, Homiletik und Didaktik mit praktischen Uebungen im Predigen und Unterrichten, Rechnen, Singen, Geographie, Weltgeschichte, Hindi-Classikern, Englisch, Griechisch.

Nach dieser Seite hin geschieht jetzt in Chota-Nagpur wie in den meisten Missionen alles, was nur geschehen kann, um tüchtig durchgebildete, eingeborne Lehrer und Prediger zu erhalten. Es ist ja jetzt ziemlich in der ganzen Missionswelt, (nachdem man es als eine Verirrung erkannt hat, daß der Missionar sich als ein papaler Pastor seiner oft indirect vom Missionsseckel theilweise abhängigen

Gemeinde gerirt,) ein eifriges Bestreben, eine eingeborne ordinirte Geistlichkeit zu erlangen. Aber es steht jetzt sehr zu befürchten, daß man mit solchen ordinirten, jungen, von der Mission besoldeten Eingebornen keinen Schritt zur Unabhängigkeit vor, sondern eher zurückthut. Nur dann wird man sich ungetheilter Freude über die große Zahl von ordinirten Eingebornen hingeben können, wenn zugleich berichtet werden kann, daß die Gemeinden auch gern und freiwillig selbst für entsprechende Besoldung derselben Sorge tragen. Dies ist leider bis jetzt an sehr wenigen Orten der Fall. So lange aber ein eingeborner Geistlicher seinem relativ hohen Bildungsstandpunkte entsprechend ein hohes Gehalt von der Mission allein erhält, ist er ein abhängiger Diener der auswärtigen Missionsgesellschaft, sieht sich so an und wird so angesehen, aber kein geeigneter Vertreter der eingebornen Christen. Die Gemeinden sind nun aber meist noch so klein an Zahl und pecuniär nicht so bemittelt, um solchen eingebornen Geistlichen nur die Hälfte des Gehaltes zu geben, welches sie nach ihrer Bildung im Regierungsdienst erwarten können. So ist gerade das, was man als Haupterforderniß der eingebornen Geistlichkeit ansieht, die tüchtige religiöse und weltliche Bildung, ein großes Hinderniß zur Erlangung einer von den Gemeinden selbst mit Lebensunterhalt versorgten Geistlichkeit. Es ist auch nach meiner Erfahrung ein großer Irrthum, wenn man meint, mit der höheren Bildung wachse die Fähigkeit dieser Leute, einen religiösen und moralischen Einfluß auf die Christen und Heiden zu gewinnen. Selbst wenn sie aufrichtig fromm sind, haben sie meist so viel unverdaute Wissenschaft im Kopf und sind als vornehmer gewordene Leute so wenig fähig, wirklich zum Herzen der Leute zu reden, daß sie, zumal da sie fast immer als junge Männer bedeutend älteren Leuten gegenüber stehen, wenig ausrichten. Die jetzige Heranbildung und Erwählung der eingebornen Geistlichkeit hat, mit dem apostolischen Vorbilde verglichen, etwas entschieden künstliches und geschraubtes, wenn nicht ungesundes. Ich stimme deshalb den unabhängigen eingebornen Christen in Calcutta bei, welche es im Bengal-Christian-Herald immer wieder aussprechen, daß es, wo irgend möglich, am Besten sei, unabhängige Männer, die ihre Berufsgeschäfte forttreiben und so sich ernähren, zu Predigern zu erwählen. In der Chota-Nagpur-Mission ist mir kein einziges Beispiel erinnerlich, daß einer der tüchtiger gebildeten eingebornen Lehrer oder Katechisten, auch wenn er ganz entschieden den Eindruck eines treuen frommen Christen machte, das Mittel gewesen ist, größere Mengen aus dem Heidenthum zum Christenthum zu ziehen. Dagegen kenne ich viele, kaum des Lesens kundige Christen und Aeltesten, durch deren Einfluß Hunderte in die christliche Kirche gebracht worden sind. Einige dieser Leute hatten, was mir immer besonders räthselhaft gewesen ist, auch noch schwere sittliche Mängel an sich.

Von großem Nutzen und Segen sind aber allerdings diese gründlich geschulten jungen Leute für den Missionar als persönliche Assistenten. Als solche können sie dem Missionar sehr viele zeitraubende Arbeiten abnehmen und fast in allen Dingen ihm behülflich sein. Hat ein Missionar einige solcher treuen Gehilfen um sich, und versteht er es, in ein christlich-brüderliches Verhältniß zu ihnen zu treten, so verdoppeln, ja verdreifachen und vervierfachen sie seine Arbeitskraft und Wirkungsfähigkeit.

Je mehr tüchtige und gebildete Katechisten die Mission hat, je weniger europäische Missionare braucht sie. Das ist aber bei der Kostspieligkeit der Missionare und bei den Reibungen, welche so leicht durch Zusammenarbeiten von mehreren Missionaren auf einer Station entstehen und die Thatkraft lähmen, ein gar nicht hoch genug anzuschlagender Gewinn.

Leider wird diese herzliche Freude des Missionars an seinen eingebornen Katechisten vielfach getrübt durch das immer steigende Verlangen dieser Leute nach höherem Gehalt, ein Uebelstand, der in Chota Nagpur durch die Errichtung einer Gegenmission sehr an Schmerzlichkeit gewonnen hat. Diese Gehaltsfrage der eingebornen Katechisten und Lehrer ist deshalb so schwierig, weil sie ein ganz verschiedenes Gesicht bekommt je nach der Seite, von der man sie ansieht. Der Missionar denkt: „Diese Leute hat die Mission ganz umsonst erzogen, und sie giebt ihnen auch das doppelte Gehalt von dem, welches sie ohne solche Bildung hätten verdienen können; da muß man doch von ihnen, besonders noch als christlichen Lehrern, verlangen, daß sie genügsam sind.“ Auf der andern Seite spricht für die Ansprüche der Katechisten die schwerwiegende Thatsache, daß sie mit ihrer Bildung in weltlichen Posten meist das doppelte verdienen können, daß ihre höhere Bildung und gesellschaftliche Stellung sie und besonders ihre Frauen auch ganz von selbst und fast nothwendig zu immer größeren Bedürfnissen führt und sie sich gedrückt fühlen, wenn sie dieselben nicht befriedigen können. Bei solcher Lage liegt es nicht nur in der hindostanischen, sondern überhaupt in der Menschennatur, auch in der Missionarsnatur, daß auch dem Christen solche wirkliche und vermeintliche Entbehrung in christlicher Genügsamkeit zu tragen oft schwerer wird, als Schmach, Verfolgung und Lebensgefahr um Christi willen.

Bei solcher Lage der Dinge ist es ein Irrthum, wenn man die Heranbildung eines wohlgeschulten Corps von eingebornen Katechisten und Lehrern und Predigern für einen großen, nothwendig viel Frucht bringenden Erfolg ansieht, wenn man meint, es müsse durch dasselbe eine lebenskräftige christliche Gemeinde nothwendigerweise entstehen und wachsen. Im Gegentheil sind diese über ihre Volksgenossen so sehr in der Bildung erhabenen und europäisirten Leute, zumal wenn sie hochmüthig und lieblos geworden sind, oft ein Hinderniß der Entfaltung der volksthümlichen Kräfte der christlichen Gemeinde. Darum sehe ich es für den größten Vorzug und eine Ursache der großen Lebenskraft der Kolhsgemeinde an, daß sie von Anfang an durch sich selbst sich ausgebreitet und eigenthümlich entwickelt hat, und daß nun das stetige Wachsthum und die Ausbreitung der Gemeinde in immer fernere Gegenden so rasch vor sich geht, daß die Missionare und Katechisten der Bewegung nur helfend und fördernd folgen können. Denn nichts thut zur Ausbreitung des Evangeliums mehr Noth, als ein *selbstthätiger, unabhängiger Sinn der jungen Christengemeinden.*

Eine solche lebenskräftige, selbständige, nicht überreglementirte Christengemeinde ist immer gegenüber der innern Erbärmlichkeit des Heidenthums missionirend, Herzen anziehend und erobernd, wenn nur etwas von wirklichem Christenglauben in ihr lebt. Wo ein Gemeindlein in Chota-Nagpur nicht neue Familien zum Christenthum zog und wuchs, da habe ich immer gefunden, daß etwas faul

bei ihm war. Darum ist das Hauptmittel zur Ausbreitung des Evangeliums, wie wir dies auch aus den Briefen Pauli lernen, die zarte Pflege einer gesunden, volksthümlichen Gemeinde.

(Schluß folgt.)

Weise Lehren eines chinesischen „Heiden.“

Unter dieser Ueberschrift reproducirt der „Globus“ (N. 13.) einen angeblich von einem buddhistischen Priester in der chinesischen Zeitung „Schun pau“ im Dec. 1873 veröffentlichten Artikel, den er mit einem höchst pikanten Vorwort und folgendem Nachwort begleitet: „Very sensible remarks on the general question, bemerkt die Overland China Mail (vom 11. Dec.), welcher wir diese Auslassungen eines blinden, vom Vatikan ja auch implicite verfluchten Heiden entlehnen. Gotthold Ephraim Lessing würde sicherlich seine Freude über einen so duldsamen, intelligenten „Heiden“ geäußert haben.

Wir lassen den Artikel, der in Bezug auf die jüngst verübten Mordthaten in der Provinz Sze Tschuen geschrieben ist, in extenso folgen, um ihm auch unsrerseits ein Postscriptum mit auf den Weg zu geben.

„Ein Blick auf die Geschichte Europas zeigt uns die Abscheu erregende Thatsache, daß fast alle Unruhen und Kriege früherer Zeiten in Folge religiöser Zwietracht entstanden sind. Sowohl Rebellionen im Innern oder Kriege mit dem Auslande sind in sehr vielen Fällen durch solche entstanden. Forschen wir nach dem Grunde dieser Erscheinung, so finden wir denselben in dem Wahnbegriffe, welchen man in Bezug auf religiöse Freiheit hat. Die Herrscher waren in der Meinung befangen, daß in ihrem Lande nur einerlei Glaube statthaft sei; wer anderer Ansicht war, wurde verfolgt und grausam behandelt. Sie dachten nicht daran, daß andersgläubige Leute sehr wackere Unterthanen sein können; vergaßen, daß es Pflicht des Fürsten ist, allen guten Leuten, ohne Rücksicht auf ihr Glaubensbekenntniß, gleichen Schutz angedeihen zu lassen.“

„Im Gegensatz dazu liefern die Jahrbücher Chinas den Beweis, daß dieses Reich sich stets frei gehalten hat von jenem Trugwahne des Abendlandes. Unsere Herrscher haben stets den Grundsatz befolgt, daß Allen eine unparteiische Regierung zu Theil werden müsse, gleichviel ob die Unterthanen Buddhisten, Mohammedaner oder Taoisten sind, — sie können in voller Freiheit ihrem Glauben folgen und gelten darum doch für gute Unterthanen. Unser Volk weiß längst, daß alle Menschen innerhalb der vier Meere Brüder sind; alle unsere Nachbarn sind von ihm als Freunde behandelt worden, gleichviel welchem religiösen

Glauben sie anhängen. Allein die Abendländer haben in Bezug auf dieses große sociale Gesetz lange in Dunkelheit getappt; bei ihnen hat schon innerhalb derselben Religion eine kleine Abweichung genügt, um Feindschaften hervorzurufen."

„Glücklicherweise haben die Ausländer in neuerer Zeit die Bande dieses Trugwahns abgestreift und begreifen das hohe Princip, nach welchem China seit undenklichen Zeiten verfährt. Soll denn nun China den schlechten Weg betreten, welchen die Abendländer jetzt verlassen? Sollen denn auch wir die Calamitäten erleben, welche von religiösen Zänkereien und Streitigkeiten unzertrennlich sind? In Hinblick auf die Feindseligkeit gegen die Religion der Christen, welche hier in China zu Tage tritt, müssen wir diese Frage aufwerfen."

„Auf Erden sind mancherlei Religionen verbreitet; der Buddhismus, die Christenlehre und der Mohammedanismus zählen die meisten Anhänger. Die Christen sind in vielerlei Secten getheilt, welche sämmtlich einerlei Grundlage haben. Haben nun etwa die Glaubensgrundsätze der Christen nachtheiligen Einfluß auf die Sittlichkeit Chinas? Man darf als allgemeine Regel annehmen, daß alle Religionen dasselbe Ziel erstreben: dem Bösen zu steuern und die Tugend zu befördern. Davon macht das Christenthum keine Ausnahme. Manche seiner Lehren sind goldene Worte, z. B.: „Ehre deine Eltern; liebe Aendre wie dich selber" 2c. Wenn wir fragen, woher sie stammen, so lautet die Antwort: nicht aus Europa, sondern aus Asien; von diesen aus fanden sie ihren Weg nach Westen und haben sich dort bis heute, behauptet. Es mag wohl Europäer geben, die nicht an den göttlichen Ursprung derselben glauben: aber damit stimmen auch sie überein, daß solche Vorschriften und Lehren die richtigen sind und daß alle Classen den christlichen Moralcodex für wahr halten, daß man diesem gemäß leben und handeln müsse. Wir wissen aus der Geschichte, daß Tseng kwoh fan in einer Denkschrift an den Thron hervorhob, es befänden sich schon drei oder vier Religionen im Reiche, daß also auf eine mehr oder weniger weiter nicht viel ankomme. Dieser Ausspruch zeugt von richtiger Auffassung der Sachverhältnisse, und ich kann nur wünschen, daß Alle, welche sich feindselig gegen die Religion des Abendlandes gesinnt zeigen, diese umfassenden Ansichten beherzigen."

„Den Missionären möchten wir gleichfalls Einiges zu bedenken geben. Wir Chinesen haben Ehrfurcht vor den Lehren, welche durch unsere Vorfahren auf uns gekommen sind. Ihr nun habt volle Freiheit, eure Religion zu loben und zu preisen, aber ihr müßt euch hüten, Animositäten aufzustacheln und euch der Ausfälle enthalten gegen Lehren, die von altersher auf uns gekommen sind. Eure Religion behauptet, sie sei die allein wahre und jeder andere Glaube sei falsch und irrig. Wohl, dem mag so sein. Fahrt also ihr fort an eure Religion zu glauben; wir unsererseits haben aber auch ein Recht, von euch zu verlangen, daß ihr den Religionen, welche von altersher bei uns vorhanden sind, die Achtung nicht versagt."

„Die Feinde der Christenreligion ihrerseits mögen sich gesagt sein lassen, daß die nach China kommenden Missionäre ursprünglich die besten Absichten haben. Sie wünschen, daß das Reich der Mitte an den Segnungen jener Religion theilnehme, und wir müssen ihren Eifer und ihre Hingebung anerkennen.

Mit ungesetzlichen und barbarischen Maßnahmen gegen sie vorzugehen, würde nur zur Folge haben, daß ihre Lehren eine weitere Ausbreitung gewinnen. Das können wir aus der Geschichte lernen, denn Verfolgung erzeugt Märtyrer, diese erregen Mitgefühl und zuletzt Parteinahme. Die Ermordung der beiden Missionäre in Sze tschuen war wohl die That eines Menschen, der die Verbreitung jener Religion verhindern wollte, aber wahrscheinlich wird das Gegentheil der Fall sein. Die Religion der Christen hat in China Boden gewonnen und es ist schon zu spät ihren Lauf zu hemmen. Sie zählt unter ihren Anhängern manche gute Leute; sollen wir nun diese nicht für eben so gut halten wie die Buddhisten, Taoisten und Mohammedaner? Weshalb sollte man sie übel behandeln, was obendrein noch allerlei Verwickelungen nach sich ziehen würde? Allen verständigen Männern liegt die Pflicht ob, die weniger verständigen Leute über diesen Punkt aufzuklären, damit derartige Verbrechen nicht wieder vorkommen."

In der That ein bemerkenswerther Artikel, von dessen weisem Verfasser allerlei Leute allerlei lernen können. Zuerst die Gegner der Mission und des Evangeliums, die sich hoch freuen, wenn ein Heide die Sünden der Christen aufdeckt, und mit einigem Scheine der Intelligenz und Toleranz das Christenthum unter das Heidenthum herabsetzt. Sie sollten von dem weisen Heiden folgendes lernen: 1) sich nicht freuen, wenn das Christenthum discreditirt wird, denn der Chinese verlangt, daß die eigne Religion mit Achtung behandelt werde und er ist doch ein respectabler Mann, 2) sich gegen das biblische Christenthum und seine Vertreter nicht mit Worten allein, sondern wirklich mit der That und Wahrheit tolerant erweisen, denn der Chinese nennt die Toleranz einen guten Weg und er ist doch ein weiser Lehrer; 3) über die Missionare und die Erfolge der Mission nicht ungerecht urtheilen, denn der chinesische Weise behauptet, daß man „den Eifer und die Hingebung der Missionare anerkennen müsse" und daß „die Religion der Christen in China bereits Boden gewonnen und es zu spät sei ihren Lauf zu hemmen" und er wird doch die Wahrheit sagen.

Zum andern wünschten wir, daß die Chinesen von den „weisen Lehren" ihres Landsmanns allerlei beherzigen möchten: 1) nicht mit Tugenden prahlen, die sich höchstens nur sehr vereinzelt unter ihnen finden, denn es ist ein übel Ding, sich wegen seiner Weisheit und Toleranz in der Welt bewundern lassen, so dieselbigen doch nur auf dem Papiere stehen. Wenigstens den „fremden Teufeln" gegenüber hat man bis heute von Brüderlichkeit nicht gerade viel im Reiche der Mitte entdeckt, eine Thatsache, aus der übrigens die Lobredner des chinesischen Wisene auch noch die Lehre ziehen könnten, daß man erst fleißig forschen müsse ob sichs in Wirklichkeit auch also verhalte, wie die „weisen Lehren" rühmen. Natürlich würde sich niemand mehr freuen als der Missionsfreund, wenn die Chinesen ihre gerühmte Toleranz und Brüderlichkeit gegen die Christen künftig ernstlicher ausüben wollten, als dies bei gewissen Leuten auch hier zu Lande üblich ist, die ihrer so gern sich rühmen, 2) wäre es nicht übel den Chinesen zu rathen, ihre Toleranz doch einmal zu prüfen, aus welcher Wurzel sie denn eigentlich gewachsen sei, denn es will uns nicht gerade als ein feiner Ruhm erscheinen, daß der weise Lehrer schreibt: „Wir wissen aus der Geschichte, daß Tseng kwoh fan in

einer Denkschrift an den Thron hervorhob, es befänden sich schon 3 oder 4 Religionen im Reiche, daß also auf eine mehr oder weniger weiter nicht viel ankomme. Dieser Ausspruch zeugt von richtiger Auffassung der Sachverhältnisse xc." Wer seine eigne Religion selbst wirklich mit Achtung behandelt, kann so von ihr doch schwerlich reden und gegen alle Religionen tolerant sein, weil man's mit keiner ernst nimmt, das sollte doch nicht so sehr als edle Mannestugend gepriesen werden!

Endlich aber ist es unser ernster Wunsch, daß auch die Missionsarbeiter die weisen Lehren des chinesischen Heiden sich zu Nutze machen möchten und zwar in 3facher Beziehung: 1) daß sie sowol das berechtigte Nationalgefühl des Chinesen als noch mehr das selbst irrende, religiöse Gefühl des Heiden nicht verletzen, daß sie sich jeder bittern, mit dem Geiste des Evangelii unverträglichen, verdammungssüchtigen Polemik ernstlich entschlagen und allen Fleiß darauf verwenden in positiver Weise das Heil in Christo den Heiden anzupreisen; 2) daß sie allezeit bereit sind um des Evangelii willen, wenn es sein muß, zu leiden und daß sie durch die Art wie sie leiden, den Thatbeweis führen, daß ein „Geist der Herrlichkeit" auf ihnen ruhe; 3) daß sie sich nicht verführen lassen, den Chinesen blos den christlichen Moralcodex zu empfehlen, denn die christl. Moral ohne den christl. Glauben ist eine wurzellose Pflanze. Auch haben die Chinesen der Moral selber genug; was sie aber nicht haben, das ist die Kraft das Gesetz in Wirklichkeit zu erfüllen, das ist Vergebung der Sünde, das ist Frieden im Leben und Trost im Tode, das ist ein Heiland, der Heil, Heilung und Heiligung wirkt, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Um den Chinesen diesen Heiland zu bringen, in dem die Leutseligkeit und Freundlichkeit Gottes erschienen ist, dazu allein treiben wir unter ihnen Mission und so sie an diesen Heiland von Herzen gläubig werden, werden sie auch nach seinem Moralcodex handeln und wandeln, anders nicht.

D. H.

Die Bedeutung des Asante-Krieges für die Mission.[1])

Von Missionsinspector Zahn zu Bremen.

Der Asante-Krieg, lange verschleppt, dann nach der Ankunft Sir Garnet Wolseleys in Cape Coast Castle drei Monate lang sorgfältig und umsichtig

[1]) Ich darf vielleicht die Bemerkung wiederholen, daß es unnöthig ist, die unrichtige Schreibweise: Ashantee beizubehalten. Riis bemerkt, es sei falsch Ashante, noch unrichtiger Ashantee zu schreiben, es heiße Asánte, mit dem Ton auf der vorletzten Silbe

vorbereitet, ist in wenigen Wochen unerwartet schnell und glücklich zu Ende geführt. Anfang Januar landeten die Expeditionstruppen in Cape Coast, am 15. Januar überschritten sie den Grenzfluß Prah, zogen am 4. Februar in Kumase ein, um schon am 6. den Rückzug anzutreten. Am 19. Februar wurde der siegreiche Feldherr in Cape Coast, vor dessen Thoren der Feind noch vor kurzem stand, den er jetzt bis in seine Hauptstadt zurückgeworfen hatte, mit Enthusiasmus empfangen. Am 21. März landete Sir Garnet in Portsmouth und am 30. März führte er im Windsor Park der Königin seine Truppen vor, denen man, wie ein Berichterstatter bemerkt, nichts mehr von den Strapazen des Krieges ansah.

Das ist ein rascher Verlauf, fast zu rasch. Wären nicht schon in Kumase die Regen eingetreten, so würde wohl der Rückzug des Siegers etwas langsamer vor sich gegangen sein, um die Wirkungen des schnellen Sieges noch etwas beobachten zu können. Es ist noch nicht möglich zu beurtheilen, wie viel von dem Vertrag von Fommanah — so soll der Friedensschluß benannt werden — ausgeführt werden wird. Ein Theil der Friedensbedingungen müßte innerhalb des Asante-Reiches ausgeführt werden. Artikel 6 fordert freien Verkehr bis nach Kumase. In Artikel 7 verspricht der König eine Straße von Kumase nach dem Prahfluß immer offen und vom Busch frei zu halten in einer Weite von 15 Fuß. Artikel 8 lautet: „Da Ihrer Majestät Unterthanen und das Volk von Asante hinfort für immer Freunde sein sollen, so verspricht der König, um die Aufrichtigkeit seiner Freundschaft gegen Königin Victoria zu beweisen, alles zu versuchen um der Sitte des Menschenopfers Einhalt zu thun, in der Absicht sie später völlig aufzuheben, da diese Sitte den Gefühlen aller christlichen Nationen widerwärtig ist.“ Es liegt auf der Hand, wie wichtig diese Bedingungen für die Civilisation eines großen Theiles von West-Afrika sind, aber auch, daß ihre Ausführung ganz davon abhängt, ob der König von Asante kann und will. Das lange Zögern desselben, ehe er auf Friedensverhandlungen einging, die später widerrufenen Gerüchte, daß gleich nach dem Abzug der Truppen der Vertrag von den Asantern beanstandet sei, sowie daß der König sich vergiftet habe, lassen erkennen, wie gewaltig die Erschütterung ist, welche Asante erlitten und mahnen zur Vorsicht im Urtheil über die Folgen des Krieges für dieses Reich selbst.

Der andere Theil der Bedingungen bezieht sich auf die Länder des englischen Protektorates. Asante verspricht seine Truppen überall zurückzuziehen und allen Ansprüchen auf die im Protektorat wohnenden Stämme zu entsagen, das neuerdings von Holland abgetretene Elmina namentlich mit eingeschlossen. Auch Assin und Akim, die Grenzländer, welche wohl wenig von dem Segen des Protektorates bisher gemerkt haben, sind ausdrücklich genannt, und außerdem noch Adansi und Denkera von jedem Tribut- und Unterthans-Verhältniß befreit. Auch hier wird es darauf ankommen, ob der Schlag kräftig genug gewesen ist, um Asante wenn auch nicht zu „ewigem Frieden“, so doch auf längere Zeit zur Ruhe zu zwingen. Schon der Theil des Krieges, den Asante siegreich geführt hat, ist so reich an Verlusten gewesen, besonders durch Krankheiten, daß man mit einiger Zuversicht hoffen darf, die mit der Zerstörung Kumases abschließende Demüthi-

gung werde für eine Weile das weite Gebiet der Küste mit seinen Arbeiten der Civilisation und Mission vor diesem Störenfried sicher stellen.

Ob diese Zukunft mehr oder weniger günstig ausfällt, hängt wesentlich davon ab, was England über die Goldküste beschließen wird. Viele Stimmen empfehlen die völlige Aufgabe derselben, was allerdings, nach dem man eben wegen eines neu erworbenen Gebietes dort Krieg geführt hat, sich sehr sonderbar ausnehmen würde. Es ist sehr zu wünschen, daß diesen Stimmen nicht nachgegeben wird, aber allerdings nicht weniger, daß die Besitzungen an der Goldküste etwas besser als bisher verwaltet werden. Nach den Verhandlungen im Parlament: die freilich noch zu keinem definitiven Abschluß geführt haben, darf man annehmen, daß die Engländer bleiben. Da auch die Unzuverläßigkeit der Fantes, ihrer Alliirten, über welche soviel geklagt ist, zum großen Theil durch die Engländer selbst verschuldet ist, so wird es um so nöthiger sein, die früheren Vernachläßigungen zu meiden. Denn man kann nicht leugnen, daß durch die Nachlässigkeit der englischen Beamten dieser Krieg nöthig wurde. Bei dem großen Bedarf von Colonialbeamten, den England hat, kann man sich nicht wundern, daß für ein Land, das um seines Klimas willen im hohen Grade unwirthlich ist, sich nicht die besten Beamten finden, wenn auch sehr hohe Salaire bezahlt werden. Der auch durch die gesundheitlichen Verhältnisse veranlaßte häufige Wechsel verschlimmert dies noch. So ist es allerdings sehr zu entschuldigen, wenn an der Goldküste sehr wenig für Hebung von Land und Volk geschehen ist; nicht einmal die dort eingehenden Revenüen sind zum Besten der Besitzung verwandt. Der Weg zum Prah, dessen andere Hälfte jetzt der König von Asante bauen soll, ist englischer Seits nicht eher gemacht worden, als dieser Krieg dazu zwang. Sehr viel ist vernachlässigt worden, und die englische Regierung würde zur Sicherung des Protektorats manches auszurichten vermögen, wenn es ihr nur gelänge, etwas mehr durch ihre Beamten für das Land in Friedenszeiten zu thun. Die Ergiebigkeit des Landes würde das angelegte Capital direkt und indirekt gut verzinsen.

Diese Folgen und Aussichten liegen noch im Schooße der Zukunft. Andere dagegen sind schon in der Gegenwart bemerkbar, und wir stellen mit Recht oben an: die Befreiung der Gefangenen in Kumase. Dem letzten Krieg war im Jahre 1869 ein Krieg vorangegangen, den Asante mit Verbündeten in dem Gebiet der Sclavenküste westlich vom Volta geführt hat. In diesem Krieg waren die Basler Station Anum und die Station Wegbe der Norddeutschen M. G. zerstört, auf der Station Waya (ebenfalls der N. M. G.) die Arbeit ein Jahr lang unterbrochen worden. In Anum wurden am 12. Juni 1869 Missionar Ramseyer mit Frau und einem Kind und Miss. Kühne von den Asante gefangen genommen; am 9. Januar 1874 durfte Kühne, am 21. Januar Ramseyer mit seiner Frau und zwei ihm in der Gefangenschaft geborenen Kindern, und ein französischer Kaufmann Bonnat, der in Wegbe gefangen wurde, Kumase verlassen, nach einer Gefangenschaft von 4 Jahren und 7 Monaten durch das nahende englische Heer befreit. Wir dürfen hier nicht in die Vergangenheit zurückgehen, um das Nähere von der Gefangenschaft zu erzählen oder aufzuzeigen, wie die Verhandlungen zwischen England und Asante über

Elmina mit den Verhandlungen wegen Befreiung der Gefangenen zusammenhängen. Nur erinnert sei daran, daß damals Ende 1872 die Gefangenen gegen ein Lösegeld von 1000 L. freigelassen werden sollten und schon auf dem Wege an die Küste waren. Aus Fommanah, wo jetzt der Friedensvertrag geschlossen, schrieb Kühne am 11. November 1872, er hoffe das Christfest in der Freiheit bei seinen Brüdern zu feiern. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung; länger verlautete von den Gefangenen nichts, als die wildesten Gerüchte; der neue Krieg begann. Vom 12. März 73 war das letzte Schreiben der Gefangenen, wieder aus Kumase datirt; seitdem drang fast keine Nachricht von ihnen an die Küste, und viele Herzen werden eingestimmt haben in das Telegramm Ramseyers, das am 21. Februar d. J. von London nach Basel abging: „Hallelujah! Der Herr hat uns errettet. Wir sind seit Freitag Abend bei der englischen Armee. Akrofrum 25. Januar.“ Kühne ist sehr leidend; die Familie Ramseyer scheint sich guter Gesundheit zu erfreuen. Sie werden viel davon zu erzählen haben, wie der Herr sie in einem Lande, das den Weißen frißt, bewahrt und aus der Hand eines afrikanischen Tyrannen befreit hat!

Wenden wir uns von diesen persönlichen Erlebnissen, die viele Missionsfreunde in Sorge und Freude lange bewegt haben, zu den eigentlichen Missions-Arbeiten,[1]) so ist das Werk der Wesleyanischen Mission in Cape Coast dem Kriegsschauplatz am nächsten gelegen. Unter der Leitung des Westindiers Freemann hatte diese Mission ihre Vorposten früher bis nach Kumase vorgeschoben, aber später, wie die meisten westafrikanischen Missionen, dieselben wieder einziehen müssen. Vor dem Krieg war Domonasi die Station, welche am weitesten im Inneren lag, und das kann nicht 10 Stunden von der Küste entfernt sein. Im Herbst 1872 hatten die Wesleyaner an der Küste ihr Werk ausgedehnt, unter andern auch das neu erworbene Elmina, in dem früher die Holländer eine Mission verhinderten, besetzt. Dort wie anderswo rühmten sie von guten Fortschritten, und Briefe aus dem October und November 1872 berichteten von verschiedenen Orten, wo 15, 20, 44 und mehr getauft wurden. Der erste Theil des Krieges mußte diese Arbeit schwer treffen, da die Asante bis zur Küste vorrückten. Die Arbeiter flüchteten, die Gemeinde wurde zerstreut, die Kapellen verbrannt.[2]) Der Vormarsch nach Kumase säuberte das Missions-Gebiet von diesen Feinden, und nach den letzten Berichten sind die Posten stellenweise wieder besetzt oder sollten es demnächst werden. Wie es scheint, haben englische Officiere an mehreren Orten, z. B. Abakrampa und Elmina, wesentliche Hülfe zur Wiederherstellung der Kapellen geleistet.

Schon in der Januar-Nummer ist von Dr. Grundemann bemerkt, daß man aus den Wesleyanischen Missionsberichten sich kein Bild von dieser Mission

---

[1]) Zur Ergänzung des Artikels über den Atchinesischen Krieg in Nr. 3 d. Bl. diene die Bemerkung, daß der Vertrag, in welchem Holland Elmina abtrat, demselben Freiheit gab, in Sumatra erobernd aufzutreten. So haben der Asantekrieg und der Atchinesische Krieg, wenigstens seit letzterer mit der Absicht der Eroberung geführt wird, in demselben Vertrag ihren Ursprung.

[2]) 13 Kapellen und 3 Missionshäuser wurden zerstört.

machen kann. In der That ist es für einen deutschen Missionsfreund befremdlich, daß nicht eingehender berichtet wird. Man erfährt nicht, wie viele Missionare da sind, wie viele weiße oder schwarze, welche Stationen rc.; nur gelegentlich bekommt man zu wissen, daß in diesen zwei bewegten Jahren drei Superintendenten der dortigen Mission gestorben. Geschweige, daß man von dem inneren Arbeitsgetriebe unterrichtet würde. So viel wir wissen, sind die europäischen Missionskräfte sehr schwach vertreten, und man muß es bedauern, wenn der Wahn, eine africanische Mission könne (zur Zeit) vornämlich durch eingeborene Kräfte getrieben werden, dazu führen sollte, die schwarzen Christen sich selbst zu überlassen. Dem Schreiber dieses ist es aufgefallen, daß die Correspondenten, welche das englische Heer begleiteten, so wenig von dieser Mission berichtet haben. Während diese Männer mit einer beneidenswerthen Sicherheit über Land und Leute, deren Sprache sie nicht verstanden, Bericht gaben, ist uns kaum eine Bemerkung über diese Missions-Arbeit begegnet.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Wesleyanische Mission den Friedensstand hier benutzen wollte, um mit einigen tüchtigen europäischen Kräften eine gründliche Arbeit zu treiben und was dazu unumgänglich nöthig ist, der Landessprache sich mehr anzunehmen. Denn mit englischer Sprache ein fremdes Volk zu civilisiren und zu christianisiren, ist doch wohl unmöglich. Wir vermuthen, daß die Basler Arbeiten in der Odji (Otyi) Sprache dort zu verwerthen sein werden, da Fante ein Dialekt derselben sein soll. Wir haben mit Freuden aus den letzten Berichten geschlossen, daß Rev. T. R. Picot, bisher in Accra stationirt, als Superintendent nach Cape Coast gekommen ist. In Accra hat er Gelegenheit gehabt die Basler Arbeiter kennen zu lernen. In einem Brief vom 6. Nov. 73 schreibt er nach einem Besuch in Akropong: Ich war besonders erfreut durch die Sorgfalt, mit der in den Schulen die Sprache des Landes gelehrt wird. Die Kinder lesen die Schrift, studiren ihre Geschichte, lernen Geographie rc., alle in ihren Dialecten. Freilich ist zu bedauern, daß Englisch nicht allgemeiner gelehrt wird, indem nur einmal wöchentlich den Knaben der ersten Klasse Stunden in dieser Sprache gegeben werden. Während wir früher zu wenig Zeit auf das Lehren der Landessprache verwandt haben, sind die Baseler Brüder in das andere Extrem gefallen, und je eher beide Gesellschaften sich gleichmäßig für beide Sprachen interessiren, desto besser." Als eine erfreuliche Frucht dieser Bekanntschaft dürfen wir es vielleicht ansehen, wenn derselbe von Cape Coast aus, 26. Dec. 1873, seine Committee drängt, den Druck des „ersten Katechismus" in Fante zu beschleunigen und ein Fante-Englisches Lesebuch in Aussicht stellt. Wenn unter tüchtiger englischer Leitung diese Arbeit ihre alten Stätten wieder besetzt und dem Volk in seiner eigenen Sprache nahe kommt, wird es mit Gottes Segen an einem gründlichen Erfolge nicht fehlen. Der Irrthum, als ob Englisch unerläßlich und nicht vielmehr ein nothwendiges Uebel sei, wird wohl mit der Zeit abfallen. Obgleich Schreiber dieses nicht geneigt ist, den Neger für dummer zu halten, als andere Menschenkinder, so kann er doch nicht einsehen, warum beim Neger pädagogisch richtig sein sollte, was einer germanischen Jugend unzuträglich ist. So lange englische oder deutsche Dorfschulen die Bildung besser zu fördern meinen, wenn sie keine fremde Spra-

chen treiben, wird auch wohl eine Neger-Elementarschule besser thun, nur die Muttersprache zu lehren. Eine Bibliothek von der Größe, wie sie lange Zeiten hindurch unsren Landleuten genügt hat, — wird auch einem Negerchristen genügen und in der Landessprache unschwer herzustellen sein. Leider sind viele durch die Verhältnisse gebotene Bedürfnisse da, welche das Englische, beim besten Willen es zu beschränken, noch nöthiger machen, als es theoretisch zu wünschen wäre.

Auch die Baseler Mission im Osten des Protektorats lief Gefahr, von den Asante heimgesucht zu werden. Als im Frühjahr 1873 die Invasion des Protektorats im Westen bis zur Küste reichte, hatte man alle Ursache den sonst nicht gut creditirten Gerüchten Glauben zu schenken, welche davon redeten, daß ein zweiter und dritter Asante Heerhaufen weiter östlich einfallen würden. Das Gebiet ist aber verschont geblieben. Später schien eine bedrohliche Wolke aufzusteigen, indem Asante versuchte oder versucht haben soll, Akuamu jenseits des Volta in der Nachbarschaft der Krobo-Neger zur Theilnahme am Krieg zu bewegen. Auch das ist nicht geschehen. Endlich handelte es sich darum, ob nicht die Neger dieser Distrikte an dem Marsch gegen Kumase theilnehmen mußten. Während Sir Garnet direkt von Cape Coast gegen die feindliche Hauptstadt marschirte, sollte Capitain Glover, früher Gouverneur von Lagos, mit den östlichen Negerstämmen von Osten her kommen. Die Negerstämme rückten auch aus — erfreulicher Weise die Christen mit ihren Katechisten als Feldprediger — aber nur der kleinere Theil hat an dem Zug, den Glover mit Haussos und Westindiern in ausgezeichneter Weise ausführte, theil genommen. Die meisten blieben zurück, theils zur Bewachung des Volta, theils zu einem anderen Zweck, von dem noch die Rede sein wird. Die englische Regierung hat durch den Schweizer Bundesrath der Basler Commitee ihren Dank ausgesprochen für die Hilfe, welche die von den Baseler Missionaren erzogenen Christen als Handwerker und Soldaten der Expedition geleistet haben.

Die Baseler Mission hat so nicht nur für die Befreiung ihrer Gefangenen, sondern auch für die Verschonung ihrer Arbeitsstätten zu danken. Wir wünschen, daß dieselbe durch diesen Krieg Anlaß bekommt noch für ein drittes zu danken, für den Beginn nämlich einer Mission in Asante. Auch die Wesleyaner denken daran, Kumase wieder aufzunehmen. Dem Vernehmen nach hat der Krieg noch anderen den Gedanken an eine Asante-Mission nahegelegt. Als 1872 im November die Gefangenen Kumase verließen, brachten sie die Erlaubniß zu einer Mission vom Könige mit, und in Basel wurde die Sache wenigstens discutirt, die an den gefangenen Missionaren die eifrigsten Fürsprecher würde gehabt haben. Nun ist schon bemerkt, daß augenblicklich die Verhältnisse Asantes zu unsicher sind, als daß man von der Zukunft viel sagen, noch viel weniger für sie planen möchte. Aber der Gedanke, die Gefangenschaft in Kumase mit einer Mission zu rächen, ist zu gut, als daß er sterben sollte. Die Basler haben in Kjebi die am weitesten gegen Kumase vorgeschobene Station, sie haben in ihren Oji-Uebersetzungen die sprachlichen Vorarbeiten, in ihrer ganzen sehr soliden und über die schwersten Anfänge fortgeschrittenen Mission einen starken Hinterhalt. Badenser, Würtemberger und Schweizer haben aus Anlaß der Befreiung in einem warmen Aufruf den Freunden der Gesellschaft vorgeschlagen, die 160,000 Frcs., die

1872 zuerst von Karikari als Lösegeld verlangt wurden, jetzt der Mission zu geben. So wäre das Capital auch da!? Und der verehrte Inspector, der im März so viel wir wissen, der erste unter den deutschen Inspectoren sein 25jähriges Jubiläum feierte, würde sich auch freuen, das zweite Vierteljahrhundert seines arbeitsvollen Amtslebens mit einem neuen Werke zu beginnen.

Wir müssen aber in die Gegenwart zurückkehren und noch einen Schritt weiter über den Volta thun, wo nicht am wenigsten die Spuren dieses Krieges zu sehen sind. Wie erwähnt hat sich der letzte Krieg an den von 1869 fast unmittelbar angeschlossen, den Asante damals mit Verbündeten gegen die inneren Stämme des Ewe-Volkes auf der Sclavenküste führte. Die Verbündeten waren damals Akuamu, ein den Asanteern sprachverwandtes Volk am linken Voltaufer — und Aulo, der Küstenstamm des Ewe-Volkes. Die Engländer befürchteten darum in dem jetzt beendeten Krieg, daß beide sich auch diesmal mit Asante verbinden und ihre rechte Seite bedrohen würden. Glover hoffte deshalb, ehe er nach Kumase aufbrach, den Frieden mit diesen Negern zu erzwingen und ließ, da dazu die Zeit nicht ausreichte, die östlichen Negerstämme am Volta stehen unter Anführung eines englischen Officiers, Capitain Goldsworthy. Die Engländer haben früher den schmalen Küstenstreifen, in welchen die Anloer, oder wie sie sagen, Awhoonahs sitzen, von den Dänen gekauft und obgleich sie seit 1859 dort keinerlei Regiment üben und nie über die Lagune hinaus Autorität besaßen, sehen sie die Anloer als ihre Unterthanen an. Diese waren aber keineswegs geneigt, Heeresfolge zu leisten und wurden deshalb mit Krieg bedroht. Nachdem man schon anfing zu hoffen, es werde bei der Drohung bleiben, wurden die Anloer in der ersten Hälfte des Januar überrascht, als die englischen Neger von der Goldküste unter Anführung Goldsworthys den Krieg in's Land trugen. Bei Mlamfi gingen sie über den Volta, marschirten nach dem Adaglu, um den ein kleiner, im Krieg von 1869 wider Willen Asante verbündeter Stamm wohnt, unter welchem die Station Waya liegt. Von da wandte sich der Zug nach der Küste, und stieß bei der Station Anyako auf die Lagune. Absicht war, dieselbe im Osten zu umgehen, und dann auch den Küstenstrich mit Krieg zu überziehen. Als aber Goldsworthy verwundet heimkehrte, um einen Stellvertreter zu holen, verlief sich auch sein Heer; es war unmöglich, dasselbe wieder ins Feld zu stellen und mit dem Falle Kumases scheint auch der Plan den Krieg fortzuführen, aufgegeben zu sein, obgleich ein Friedensschluß noch nicht erfolgt ist.

Viele civilisatorische Elemente sind nicht in diesem Kriege vertreten gewesen. Unter Anführung eines englischen Officiers haben diese Neger in ihrer Weise Krieg geführt; sie haben die Dörfer und Städte verbrannt, die Einwohner vertrieben, die Gefangenen zu Sclaven gemacht. Sie konnten dies um so leichter, als die Anloer überrascht ihnen nirgendwo in compakter Masse entgegentraten. Ihre Geneigtheit dazu mochte vermehrt sein, da sie noch eine Schlappe, die sie vor 8 Jahren von den Anloern empfingen, zu rächen hatten. Sie haben das Land zur Wüste gemacht. Am 27. Januar wurde auch die Stadt Ayako — die etwa 4000 Einwohner zählt — verbrannt; die dabei liegende Station (N. M. G.) blieb durch Hülfe des Cap. Goldsworthy verschont. Aber da die Missionare wegen der Pestluft den Ort räumen mußten, fand die zurückkehrende

Armee die Station unbesetzt und plünderte sie. Nachfolgende Zerstörungen an den Gebäuden haben den Schaden und Verlust noch größer gemacht.

So hat dieser Krieg hier Verwüstung angerichtet. Die Verhältnisse sind noch zu sehr in Unruhe, als daß man bestimmtes über die späteren Folgen sagen könnte. Aber da man nach dem Krieg von 1869 die Erfahrung gemacht hat, daß die damals leidenden inneren Stämme seitdem weit empfänglicher geworden sind, so hofft man, daß durch diesen Krieg dem stolzen und harten Anloſtamm der Sinn gewandelt und zugleich der Weg in's Innere, den seine Eifersucht verschloß, der Mission geöffnet wird. So könnte unter göttlicher Vorsehung dieser Asantekrieg den drei Missionsarbeiten an der Gold- und Sclaven-Küste größere Sicherheit, tiefere Begründung und weitere Ziele gebracht haben.

Der Missionsbefehl als Missionsinstruction.

Vom Herausgeber.

III. Das missionarische Taufen. (*Βαπτίζοντες*)[1]

Durch welche Mittel — das ist nun die weitere Frage — soll das Christianisiren der Völker (*μαθητεύειν πάντα τὰ ἔθνη*) bewirkt werden? Nicht durch Anwendung irgendwelcher Gewalt, wie es Grundsatz der muhamedanischen Propaganda ist und leider zum Theil die mittelalterliche und wo sie die Macht hat auch gerne die heutige katholische Mission gethan. Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt, so darf es auch nicht in der Weise der Reiche dieser Welt Eroberungen machen, und selbst wo unter der Leitung des weltregierenden Gottes der Ausbreitung Seines Reiches durch irgendwelche Mittel und Hilfen der Weltreiche Bahn gemacht wird, müssen die Streiter Christi stets deß eingedenk bleiben, daß die Waffen ihrer Ritterschaft nicht fleischlich sondern geistlich sind.

Auch nicht durch Gewährung irgend welches materiellen Vortheils. So entstellt und übertrieben es auch ist, wenn gegnerischerseits[2]) auch der protestantischen Mission vorgeworfen wird, daß sie durch allerlei äußerliche Unterstützungen die Heiden für das Christenthum zu gewinnen und bei denselben zu erhalten suche, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß auf manchem Missionsgebiete in unvorsichtiger und mißverständlicher Weise Wohlthätigkeit geübt worden ist, so daß mancher Uebertritt zum Christenthum aus unlauteren Motiven stattgefunden hat. Es handelt sich hier allerdings um eine Frage, die sich so kurzer Hand nicht abthun läßt, weil lokale oder temporale Verhältnisse, Volkssitten, feindselige Bedrückungen und dergl. dabei in Betracht kommen, die eine speciellere Prüfung und Beurtheilung nöthig machen. Im allgemeinen aber muß es als Regel gelten, daß auch jeder Schein einer Propaganda durch verlockende materielle Vortheile vermieden werde. Wie Petrus zu jenem Almosen bettelnden Lahmen sagte: „Gold und Silber habe ich nicht" (act. 3, 6), so darf auch heute kein Missionar die Heiden gewöhnen ihn als einen Mann anzusehen, bei dem sich Schätze holen lassen. Wol unterstützen die Apostel nach

---

[1]) Der hier eintretende Wechsel des genus kann nicht dahin ausgebeutet werden, daß nicht die Völker, was *αὐτά* heißen müßte, sondern nur Einzelne aus ihnen (*αὐτούς*) Missionsobject seien. Vielmehr bemerkt Bengel im Gnomon ganz richtig zu diesem Wechsel: „*αὐτούς* = *τὰ ἔθνη*. Synthesis frequentessima." — cf. Matth. 25, 32; act. 15, 17. 26, 17. rc. wo ganz der gleiche Genuswechsel und es keinem Zweifel unterliegen kann, daß das masculinische *αὐτοί* nur die persönliche Individualisirung des neutrischen *τὰ ἔθνη* ist, die an unserer Stelle nöthig geworden, da das allgemeine *μαθητεύειν* durch das specielle *βαπτίζειν καὶ διδάσκειν* explicirt wird, welches natürlich an den Individuen vollzogen werden muß. Cf. auch Stier A. a. O. VII. S. 245.

[2]) Conf. z. B. Langhans A. a. O. dem es gefällt immer nur von den indischen „Reischristen" rc. zu reden.

Kräften die Armen innerhalb der jungen Christengemeinden, aber die Gaben, welche sie mittheilen, sind von den Gemeinden selbst dargereicht, die frühe an die Uebung der Barmherzigkeit gewöhnt und durch diese Uebung eine lebendige Liebesgemeinschaft unter sich darzustellen angeleitet werden sollen. Ganz besondere Vorsicht thut nach dieser Seite hin bei der Wahl von Nationalhelfern noth, damit diese nicht um „schändlichen Gewinnes" willen sich bewegen lassen in den Missionsdienst zu treten. Auch in der Ausübung der ärztlichen Praxis, die unter Berufung auf die apostolischen Heilungen ja keineswegs als unpassend für den missionarischen Beruf verurtheilt werden darf[1]), muß doch Maß und Ziel aufs entschiedenste gefordert werden, daß nicht etwa zur Hauptsache gemacht wird, was nur den Werth eines äußerlichen Accidens beanspruchen kann. Nicht um die Leiber in ärztliche Cur zu nehmen, sondern um Seelen zu retten hat Christus die Mission verordnet und nur sofern dem Letzteren dadurch der Weg gebahnt, an einem Elenden ein Werk der Barmherzigkeit gethan und den Einflüssen der Zauberei auf die Kranken gewehrt wird, hat die medicinische Praxis eine Berechtigung innerhalb der missionarischen Thätigkeit.

Auch nicht auf civilisatorische Unternehmungen irgendwelcher Art verweist der Herr, um das Christianisiren zu vermitteln. Freilich berühren wir hier wieder eine Frage, die viel zu complicirt und umfangreich ist, als daß sie sich bei dieser Gelegenheit en passant erledigen ließe. Es muß daher vorläufig die Aufstellung einiger allgemeiner Gesichtspunkte genügen, soweit der Zusammenhang der vorliegenden Untersuchung dieselben bedingt und an die Hand giebt. Es liegt ja außer allem Zweifel, daß die Mission auch eine große civilisatorische Aufgabe zu erfüllen und thatsächlich, soweit sie im Geiste des Evangelii geübt worden ist und wirklichen Einfluß gewonnen, dieselbe überall auch wirklich erfüllt hat. Unter allen Culturmächten steht das Evangelium Jesu Christi obenan, so daß es ein überflüssiges Werk thun hieße, wollte man die Wahrheit eines Satzes erst beweisen, den seit der Stiftung des Christenthums jedes Blatt der Culturgeschichte der Menschheit durch unwiderlegliche Thatsachen illustrirt.[2])

---

[1]) Zweifellos haben die apostolischen Wunderkräfte nicht wenig Antheil an dem Erfolge der apostolischen Missionsthätigkeit (Cf. Mc. 16, 20. Röm. 15, 19. 2. Cor. 12, 12. Hbr. 2, 4. ꝛc.), so sehr man auch heutzutage selbst in gläubigen Kreisen geneigt ist die Bedeutung der Wunder nach dieser Seite hin herabzusetzen. Beiläufig bemerkt auch ein Beweis von der Macht, die der Zeitgeist selbst bis in christliche Kreise hinein ausübt. Man hat sich von der Wunderscheu anstecken lassen, daher das Bemühen die Wunder als irrelevant darzustellen. Die moderne Wunderbetrachtung vieler gläubigen Theologen kommt uns meist vor als eine Apologetik — der Verlegenheit! Kein Wunder, daß ihr die Ueberzeugungskraft fehlt. Doch zur Sache. Gerade bei der eingehenden Beschäftigung mit und vollends bei der Arbeit in der Mission bekommt man den lebendigen Eindruck von einem großen Vorzuge, den die apostolische Mission vor der unsern hatte, gerade durch die Wunderkräfte, die in ihr mitwirkten. Wir sollten doch nicht länger leugnen, daß bei uns auch nach dieser Seite hin wirklich etwas fehlt und Freudigkeit haben den Herrn zu bitten, daß er diesen Defect in etwa erstatte. (Vergleiche übrigens des Verf. Schriftchen: „Nacht und Morgen auf Sumatra" Kap. X. „der alte Gott lebt noch"). — Der Ersatz der apostolischen Wunder (σημεῖα, τέρατα καὶ δυνάμεις) durch die moderne ärztliche Praxis ist jedenfalls ein sehr armseliger Nothbehelf und es bleibt am Ende immer fraglich, ob überhaupt beide in ein Analogieverhältniß mit einander gestellt werden dürfen.

[2]) Wenn sich dagegen im Globus (XXV. N. 9.: die Tungusen in Sibirien II.) die Behauptung findet: „Wenn irgendwo, so wird es dem aufmerksamen Beobachter in

Auch der neueren Mission dürfen selbst ihre Feinde den Ruhm nicht streitig machen, daß sie in civilisatorischer Hinsicht geleistet, was mit allen seinen Mitteln der bloße Humanitarismus zu bewirken sich außer Stande sieht. Allein man darf in der vorliegenden Frage eine principielle Unterscheidung nicht übersehen. Es ist ein ganz ander Ding die Civilisation als Erfolg der Mission oder sie als Mittel der Christianisirung betrachten. Daß die Mission die Cultur — im umfassendsten Sinne des Worts — in ihrem Gefolge hat, ist eine so nothwendige Erscheinung, wie die Belebung der winterlichen Natur durch den Eintritt des Frühlings. „Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur, das Alte ist vergangen, siehe es ist Alles neu geworden" (2. Cor. 5, 17. cf. Apoc. 21, 4. Jes. 43, 19.) — das beweist sich nicht blos an dem einzelnen Menschen, der Christum als neues Lebensprincip angenommen, sondern auch an den Häusern, Völkern und Ländern. Wenn nun die Mission im Bewußtsein dieser Macht und Tendenz des Evangelii kräftiglich auch an der Pflanzung und Pflege einer wahreu Cultur unter den entweder noch gar nicht oder nur sehr dürftig civilisirten Völkern, welche ihr Arbeitsgebiet bilden, sich thätig erweist, wenn sie das eheliche und Familienleben sittlich erneuert, tief eingewurzelte Unsitten und Rohheiten beseitigt, den Despotismus beschränkt, die Freiheit des Individuums zur Geltung bringt, zur Reinlichkeit, geordneter Thä-

---

Ostsibirien klar, daß nicht das Christenthum die Völker civilisirt hat, daß nicht die Taufe und der Glaube an unverständliche und unverstandene Dogmen die Menschheit aus dem Zustande der Barbarei erhebt, sondern daß die Völker, welche sich hoch emporgeschwungen zu geistiger Höhe, es einzig ihrer eignen geistigen Arbeit verdanken" — so überrascht uns das zwar nicht, denn es giebt in der wissenschaftlichen wie nichtwissenschaftlichen Welt heutzutage eine Voreingenommenheit gegen das Christenthum, von der nichts mehr überraschen kann, aber es verpflichtet uns, die Taktik des Verfassers des qu. Aufsatzes wenigstens durch zwei Bemerkungen zu beleuchten, welche hinlänglich sein dürften, den Respect vor dergleichen allgemeinen Gewaltsprüchen etwas zu reduciren.

1) Der Herr Verfasser beliebt eine Erfahrung, die er bei den Tungusen gemacht hat, sofort zu generalisiren und weil er in Ostsibirien keine civilisatorischen Erfolge des Christenthums gefunden, dieselben überall zu leugnen. In der That eine seltsame Logik und noch seltsamere Geschichtsforschung, die wol nicht durch weitere Beweisführung als unstichhaltig erst zurückgewiesen zu werden braucht.

2) Obgleich der Herr Verfasser sehr gut weiß und ausdrücklich berichtet, daß die russische orthodoxe Mission unter den Tungusen weder ausdauernd und umfangreich genug noch in der dem Geiste des Evangelii entsprechenden Weise geübt worden ist, nimmt er doch keinen Anstand das Christenthum verantwortlich zu machen für das verkehrte Handeln solcher unter seinen Bekennern, auf denen der Geist seiner Herrlichkeit eben nicht ruht. Heißt das gerecht sein? Wird hier Sache und Person, Sache und verkehrte Methode unterschieden? Wir würden mit dem Verfasser nicht rechten, wenn er geschlossen hätte, daß die von ihm selbst so abfällig beurtheilte dortige Missionsmethode ungeeignet sei civilisatorische Erfolge zu erzielen — aber wenn er sich zu der ungeheuerlichen Behauptung versteigt: „wenn irgendwo, so wird es in Ostsibirien offenbar, daß nicht das Christenthum die Völker civilisirt hat," so müssen wir ihn doch warnen, künftig die Gelegenheit nicht vom Zaune zu brechen, um das Christenthum anzugreifen, das an dem, was er in Ostsibirien gesehen, unschuldig ist.

Vielleicht glaubt der Verf. des qu. Aufsatzes dem Herrausgeber des „Ausland," dem eine Voreingenommenheit für das Christenthum doch nicht vorgeworfen werden kann, wenn er sagt, daß die moderne Cultur unleugbar auf dem Christenthum beruht. N. 21. S. 412. dieses Jahrgangs.

tigkeit, Achtung vor Recht und Gesetz erzieht, wenn sie die sociale Lage verbessert, zur Hebung des Wohlstandes durch bessere Benutzung des Bodens und Verwerthung seiner Produkte beiträgt, das gesellige Leben veredelt, einen wenigstens durch den Anstand und die Gesundheitspflege geforderten Comfort zum Bedürfniß macht, wenn sie die geistige Bildung fördert, niedere und höhere Schulen einführt, den Grund zu einer Nationalliteratur legt und dergl. — so zieht sie mit dem allem nur die Consequenzen eines im Evangelio selbst liegenden Princips oder wenn man lieber will, sie realisirt eine demselben gegebene Verheißung. Soweit nun diese civilisatorischen Früchte der Mission der Annahme des Evangelii zur Empfehlung dienen, könnte man ihnen allerdings eine das Christianisiren vermittelnde Macht nicht absprechen — aber auch nur soweit.

Es soll nicht geleugnet, sondern vielmehr dankbar anerkannt werden, daß dem Evangelio durch civilisatorische Hilfen der mannigfachsten Art auf mehr als Einem Missionsgebiete kräftig vorgearbeitet worden ist. Aber dieser Wegbahnerdienst als eine Missionsaufgabe im weiteren Sinne des Worts ist dem Weltverkehre, der Wissenschaft, der Politik 2c. zu überlassen, nicht den Missionaren als Evangelisationsmittel zu empfehlen. Es findet sich auch nicht die Spur eines Anhaltes dafür in der Schrift, daß civilisatorische Unternehmungen — im umfassendsten Sinne des Worts — als eigentliche Mittel der Christianisirung in Anwendung gebracht werden sollen. So sehr wir nun auch anerkennen, daß daß zwischen dem Missionsgebiete der apostolischen Zeit und dem unter den meisten Heidenvölkern unserer Tage bezüglich des Culturstandes ein ungeheurer Unterschied stattfindet, so scheint uns doch selbst diese Differenz lange nicht entscheidend genug, um für die jetzigen Verhältnisse colonisatorische, merkantile, wissenschaftlich-pädagogische, überhaupt blos humanistisch-civilisatorische Thätigkeit als vor- und zubereitende Missionsarbeit geradezu zu empfehlen. Abgesehen davon, daß — ganz geringe Ausnahmen abgerechnet — thatsächüberall, wo solche vermeintliche Missionsmittel in Anwendung gebracht worden sind, der erhoffte Erfolg nicht eingetreten ist, selbst nicht durch die — weltlichen — höheren Unterrichtsanstalten in Indien, wir sagen, damit nicht etwa die Kürze der Zeit zu Gunsten des Experiments geltend gemacht werde, selbst abgesehen von dem thatsächlichen Fiasko — als Christianisirungsmittel taugt die qu. Thätigkeit zunächst schon darum nicht, weil sie zu große Gefahren sowol für den, der sie übt als für die Sache, der sie dienen soll, mit sich bringt. Diese Gefahren liegen auf der Hand. Man verliert auf dem eingeschlagenen Umwege — um nicht zu sagen Irrwege — gar zu leicht das Ziel aus dem Auge, man will ökonomische, merkantile, pädagogische Resultate erzielen, so werden die qu. Bemühungen statt Mittel zum Zweck leicht Selbstzweck; man befindet sich ferner beständig in der Versuchung, nicht nur selbst zu verweltlichen, sondern das Christenthum zu veräußerlichen und auf einem Schleichwege durch eine Hinterthür einzuführen, was bekanntlich nicht die Art des guten Hirten ist; endlich stellt man das Evangelium leicht in ein falsches Licht als ob es nicht um sein selbst, sondern um irdischer Vortheile willen annehmenswerth sei. Dazu ist die qu. Thätigkeit als Missionsmittel nicht dem Wesen des Evangelii entsprechend, es dürfen aber offenbar bei der Ausbreitung des Evangelii nur Mittel in Anwendung gebracht werden, die seinem innersten Geiste homogen und daher auch

schriftgemäß sind. Zum geistlichen Kampfe gehören geistliche Waffen und zur Ernte für das Himmelreich Himmelreichsame. Nur wenn wir nach Analogie der apostolischen Praxis durch die energische Benutzung der durch das Evangelium selbst dargereichten Mittel und Kräfte ohne Umwege, ohne diplomatische Feinheiten und ohne Furcht vor Anstoß direct auf das Ziel losgehen, dürfen wir auf reelle Erfolge hoffen. Durch civilisatorische Thätigkeit die Annahme des Heils in Christo vermitteln zu wollen, heißt — um uns eines kräftigen Ausspruches von L. Harms, zu bedienen — „die Pferde hinter den Wagen spannen". Es geht nicht durch Cultur zum Evangelio, sondern durch das Evangelium zur Cultur. Daher zuerst und direct evangelisiren, nicht civilisiren.

Aber auf welche Weise evangelisiren? der Herr antwortet: „Indem ihr taufet im Namen des Vaters rc. (βαπτίζοντες εἰς τὸ ὄνομα τοῦ πατρὸς καὶ τοῦ υἱοῦ καὶ τοῦ ἁγίου πνεύματος). Ueberraschende Anweisung! Wol kein einziger Missionstheoretiker würde als erstes und vornehmstes Mittel der Christianisirung die Taufe genannt haben und wir sind gewiß, daß wollte sie einer in dieser Stellung aufführen, falls die qu. Anweisung nicht als ein durchaus authentisches Herrenwort in der Schrift stünde, er sich allerseits den heftigsten Angriffen ausgesetzt haben würde. Nun aber ist es der Meister vom Himmel, der Stifter und Hauptmethodiker der Mission, der unfehlbare Instructor der Missionare, der also geredet hat, und so muß es wol auch bezüglich dieser Anweisung bei dem Ausspruche Luthers bleiben: „das Wort sie sollen lassen stahn".

Das entnehmen wir zunächst dieser Anordnung des Herrn, daß Er groß von der Taufe gehalten haben muß. Wenn irgend eine Stelle der Schrift uns nöthigt in der Taufe mehr als die Aufnahmeceremonie in die Gemeinschaft der christl. Kirche, mehr als das bloße Bild eines innerlich vorgehensollenden geistlichen Prozesses, mehr als das Siegel einer bereits anderweitsher empfangenen Gnadengabe zu erkennen, so ist es diese Anweisung: die Aufnahme in Jesu Jüngerschaft vor allem durch die Taufe zu vermitteln. Es wäre diese Anweisung unmöglich ohne die Annahme, daß vermittelst der Taufe solche Gotteskräfte und Lebenskeime realiter mitgetheilt werden, welche bewirken, daß der Getaufte — mehr als dem Namen nach und auch mehr als immer vor Menschenaugen sichtbar wird — ein Jünger wird. Zum Zeichen, daß dem wirklich also sei, gebraucht der Herr das Wort Taufen nicht absolut, sondern giebt ihm eine solche nähere Bestimmung, die es außer Zweifel setzt, daß der Getaufte in eine zwar geheimnißvolle aber reale Lebensgemeinschaft mit dem dreieinigen Gotte tritt, die ihn eben zu einem Jünger macht. Es ist hier nicht der Ort uns auf eine dogmatische Exegese der Taufformel einzulassen, soviel zu bemerken erfordert aber der Zusammenhang unsrer missionsmethodischen Auslegung, daß durch das εἰς ὄνομα κτλ. ein wirkliches Eintauchen in das eigenthümliche Wesen und Leben des Vaters wie das des Sohnes und des heiligen Geistes indicirt ist, also daß das Verhältniß einer Kindschaft zum Vater, einer Jüngerschaft zum Sohne und einer Schutz- und Pflegeschaft zum heiligen Geiste realiter hergestellt wird. Die Taufe legt demnach den eigentlichen Grund zu der Jüngerschaft, in welche die Völker aufzunehmen die Aufgabe des missionarischen Thuns ist. Wenn irgend Jemand, so muß der Missionar die Taufe hochhalten, denn in diesem Sacramente hat ihm der Herr so zu

sagen einen Mitarbeiter und Verbündeten gegeben, der durch die Mittheilung realer Ewigkeitskräfte für sein Christianisiren die Basis schafft. Wie es Joh. 15, 26. f. der Herr seinen Jüngern zum Troste sagt: „jener — der heilige Geist — wird zeugen von mir und ihr werdet auch zeugen", der heilige Geist zuerst und vornämlich, euch die Bahn bereitend und allezeit helfend, als euer wahrhaftiger Beistand (παράκλητος), so ist es auch zugleich ein Trostzuspruch für die Missionare wenn der Stifter der Mission befiehlt: machet zu Jüngern indem ihr taufet, als wollte er sagen: es ist eine große, menschliche Kräfte übersteigende Aufgabe, die euch gestellt ist, aber getrost, außer dem daß Ich selbst unsichtbar mit euch sein werde, ich gebe euch auch die Taufe mit, die hilft und bereitet euch den Weg, denn die göttlichen realen Lebenskeime, die ihr durch dieselbe pflanzet, bewirken die Jüngerschaft, die ihr durch euer Thun allein nicht zu Stande bringt.

Sofort erhebt sich nun aber die wichtige Frage: wer resp. wann soll getauft werden?[1]) Obgleich der Missionsbefehl eine directe Antwort auf dieselbe nicht ertheilt, so stellt er doch zweierlei außer allen Zweifel: 1) daß die Ertheilung der Taufe nicht bedingungslos und mechanisch ohne daß der Täufling gewisse Qualitäten besitzt, erfolgen darf, wie das leider in alter und neuer Zeit vielfach die Praxis der Kathol. Mission gewesen ist, und 2) daß eine umfassende Unterweisung über all den Rath und Willen Gottes nicht nothwendig ihr vorangegangen zu sein braucht. Das Lehren (διδάσκειν) ist unerläßlich, nicht als ein Complement der Taufe, aber als geistliches und sittliches Erziehungsmittel der Getauften. Die innige Verbindung, in welche der Herr beides mit einander setzt, fordert daher durchaus, daß nicht getauft werden darf, wo absolut keine Gelegenheit zu nachfolgender Unterweisung vorhanden ist, oder wo man von derselben nichts wissen will. Dadurch ist ebensosehr die Taufe solcher Kinder, die außer aller christl. Gemeinschaft aufwachsen, wie solcher Erwachsener ausgeschlossen, die aus welchen Gründen auch immer gar den ernsten Willen nicht haben nach den Geboten des Evangelii ihr Leben zu regeln. Hingegen aus der Ordnung, in welcher der Herr die beiden Stücke

---

[1]) Vielleicht auch die Frage: wer soll taufen? Die Praxis Pauli (1. Cor. 1, 17.) — act. 10, 48. auch die Petri, und Joh. 4, 2. die des Herrn selbst — war bekanntlich: für die Regel die Taufe durch seine Gehilfen vollziehen zu lassen. Heut bindet man sie nach Analogie der heimischen Kirchenordnung an ordinirte Missionare. Uns dünkt mit Unrecht. Die Vollziehung der Taufe bedingt viel weniger Qualitäten seitens des Täufers als die Predigt seitens des Prädicanten. Nicht als ob die Predigt selbst qualitativ höher stünde als die Taufe, sondern die Subjectivität hat und muß haben bei ihr einen viel größeren Spielraum als bei der Sacramentsverwaltung dieß der Fall ist. Zwei verschiedene Prädicanten predigen nicht gleich gut über denselben Text, aber zwei verschieden begabte Gläubige verwalten mit demselben Effecte die Sacramente. Und die Predigt bindet man nicht an ordinirte Missionare! Uns scheint, daß hier eine Beschränkung am Platze wäre! — Aber die kirchliche Ordnung! Wir reden hier nur von der Missionspraxis und da will uns bedünken, daß man auch eine neue kirchliche Ordnung schaffen dürfe. Der Unordnung werden wir niemals das Wort reden. Dem Missionargehilfen, dem Presbyter (im apostol. Sinne), zumal wenn der Missionar abwesend sein muß, sollte man kirchenordnungsgemäß das Taufen gestatten! Es würden dadurch zugleich manche Uebelstände beseitigt und das Amt dieser Gehilfen mit Autorität umkleidet werden. Controle ist natürlich selbstverständlich.

aufeinander folgen läßt (erst taufen dann lehren) ergiebt sich mit derselben Nothwendigkeit, daß der Taufe weder immer erst ein förmlicher Unterrichtscursus vorangegangen zu sein braucht, noch daß ihre Ertheilung überhaupt von dem Vorhandensein eines gewissen Quantums religiöser Kenntnisse abhängig gemacht werden soll.

Ein Blick in die apostolische Praxis wird uns auch in dieser schwierigen Frage den rechten Weg erkennen lassen. Nicht blos Juden und Proselyten, sondern auch Samaritaner und Heiden taufen die Apostel ohne ihnen einen längeren eigentlichen Unterricht ertheilt zu haben. Sie verkündigen in Kraft des Geistes das Neutestamentliche Heil, fordern mit Ernst zur Sinnesänderung und zum Glauben an Christum auf und sind zur Ertheilung der Taufe bereit, sobald man ihre Botschaft annimmt, den Glauben bekennt und den ernsten Willen Buße zu thun bekundet. Ueberall ist es nicht ein bestimmtes **Wissensquantum**, das sie verlangen und vorher zum gedächtnißmäßigen Besitz zu machen suchen, sondern eine gewisse **Herzens-** und **Willensbeschaffenheit**. Und zwar überspannen sie auch hier ihre Forderungen nicht. Sie verlangen keineswegs von ihren Täuflingen eine bereits vollzogene Bekehrung in dem oben erörterten pietistischen Sinne dieses Wortes, wie die heutigen Missionare vielfach thun, die, wenigstens der Theorie nach, nicht eher taufen wollen, als bis sie ihren Begriff von Bekehrung auf ihre Täuflinge anwenden können; ja man wird nicht einmal sagen können, daß die Apostel den menschlichen Augen erkennbaren Anfang eines göttlichen Lebens zur Voraussetzung der Taufe machten. In der Voraussetzung, daß die Taufe das specifisch göttliche Leben eben erst pflanzt, genügt ihnen eine viel allgemeinere Qualität, nämlich daß der Täufling von der Wahrheit des Evangelii überzeugt, das Verlangen des Heils in Christo theilhaftig und in die Gemeinschaft der christl. Kirche aufgenommen zu werden ernstlich kund giebt und des aufrichtigen Willens ist, für seinen Wandel praktisch die Consequenzen zu ziehen, welche der bekannte Glaube an Christum nothwendig zur Folge hat.

Sehr beachtenswerth auch für die in Rede stehende Frage ist der vor der Versammlung im Hause des Cornelius gethane Ausspruch Petri: „nun erfahre ich es mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm annehmbar (δεκτὸς act. 10, 34. f.).“ Zwar ist ein Cornelius eine Specialität — allein bei der principiellen Bedeutung für die missionarische Praxis überhaupt, welche nach mehr als Einer Seite hin seine und der Seinen Aufnahme in die christl. Gemeinschaft hat, kann es nicht zweifelhaft sein, daß dem qu. Petrinischen Dictum auch bezüglich der Taufpraxis der Werth einer allgemeinen Theorie zukommt und das um so gewisser, da sämmtliche im Hause des Hauptmanns Versammelte auf Grund dieses Wortes getauft werden (act. 10, 24, 27, cf. 44, 48.), obgleich sie schwerlich alle mit dem Hausherrn auf derselben hohen Stufe außerchristlicher Frömmigkeit gestanden haben werden. Danach ist zur Annahme bei Gott, d. h. in diesem Zusammenhange zur Taufe bereits derjenige Heide qualificirt, bei welchem auf der Grundlage einer allgemeinen religiösen und sittlichen ernsten Grundrichtung die Kunde von dem Heile in Christo ein aufrichtiges und lebendiges Verlangen nach demselben erweckt. Es liegt außerhalb aller Debatte, daß zumal wenn es sich um

die Taufe von Erstlingen aus einem Volke handelt, der Missionar mit der größten Vorsicht verfahren muß, aber es sollte nie vergessen werden, daß wesentlich eine — im weitesten Sinne des Wortes — **ethische** Qualification über die Zulassung zur Taufe entscheidet und daher auf den — oft genug noch dazu blos gedächtnißmäßigen — Besitz von christlichen Kenntnissen und dogmatisch-pietistischer Terminologie nicht allzuhoher Werth gelegt werden darf. Man kann sich oft eines peinlichen Eindruckes nicht erwehren, wenn man liest, wie z. B. manch altes Mütterlein, deren Herz, wenn keine überspannten Forderungen gestellt werden, ganz richtig steht, erst noch mit vielem Auswendiglernen oder gar mit Buchstabirübungen gequält wird, ehe sie die begehrte Taufe empfängt. Und solche Fälle sind noch nicht die schlimmsten Uebel. Viel schlimmer ist es, wenn durch die Forderung eines bestimmten Wissensquantums oder des Gebrauchs einer legalisirten Phraseologie als Bedingung für die Taufe der Wahn entsteht, daß das Wissen oder Reden von solchen Dingen an sich die nöthige Qualification sei. Nicht sowol viele Kenntnisse, sondern treuer practischer Gebrauch von dem vielleicht noch beschränkten geistlichen Wissen, wie wir es z. B. bei der Kananäerin sehen (Matth. 15, 22, ff.); nicht geläufiges Reden in der Sprache irgend einer kirchl. Richtung oder Denomination, sondern die wenn auch noch so anfängermäßige Uebung im Gehorsam gegen die Gebote Gottes, soweit sie erkannt sind; nicht ein so und so hoher Grad geistlicher Intelligenz, sondern wesentlich eine solche Beschaffenheit des Willens, die im Ernst auf die Sinnesänderung (im biblischen Verstand des Wortes) einzugehen entschlossen ist, sollte für die Zulassung zur Taufe entscheidend sein (vergl. auch die folgenden Worte: „lehret sie halten alles was ich euch geboten habe," worüber Näheres im letzten Artikel). Es ist diese Erkenntniß auch von der größten Wichtigkeit, besonders wenn — was Gott sei Dank auch in der neueren Mission geschieht — größere Mengen die Taufe verlangen. **Wollen** die Leute wirklich Jünger werden, (und das ist der entscheidende Punkt, von dem das *μαθητεύειν* durch *βαπτίζειν* abhängig gemacht werden muß), wollen sie es im Ernst, so ist um so weniger Grund vorhanden, aus schulmeisterlicher oder anderer Pedanterie, ihren Wunsch nicht zu gewähren, als Gefahr droht, daß das Feuer wieder erlösche oder eine andere vielleicht römische oder gar muhamedanische Propaganda sich desselben bemächtige — nur daß es in solchem Falle nach der Taufe an der nöthigen Unterweisung und geistlichen Pflege nicht fehle! Ob sich nicht nach der Praxis der nachapostolischen Zeit die Einführung eines Katechumenats empfiehlt ist eine Frage, auf welche näher einzugehen wir einer späteren Untersuchung vorbehalten.

Nicht weniger wie für die Dogmatik ist es für die Missionspraxis von Wichtigkeit, daß durch die Stellung des Lehren zu dem Taufen und dieser beiden Stücke zu dem: „machet zu Jüngern alle Völker" der Herr die Kindertaufe legalisirt. Ist es richtig, daß der Stifter der Mission es auf eine Christianisirung der Völker angelegt haben will, so ist die Taufe der Kinder selbst getaufter Eltern ebenso nothwendig wie natürlich, weil ohne sie eine Volkskirche nicht zu Stande kommen kann und es der eigene Wunsch christlicher Eltern sein wird, ihre Kinder baldmöglichst getauft zu haben. Und ist es unanfechtbar, daß der Herr die Unterweisung erst auf die Taufe folgend anordnet, hat

er damit nicht ausdrücklich vermittelst der in alle Wahrheit leitenden Thätigkeit des heiligen Geistes die Kirche auf den Gedanken gebracht, daß sie zu seiner Zeit auch Kinder taufen dürfe, so anders sie dieselben nur nach der Taufe in christl. Zucht und Unterweisung nehmen wolle? Wir brauchen uns gar nicht auf die viel debattirte Frage einzulassen, ob es geschichtlich nachweisbar, daß die Apostel Kinder getauft haben. Allerdings will es uns bedünken, daß eine gewisse Befangenheit dazu gehört dies in Abrede zu stellen, da es doch ein kaum annehmbarer Ausnahmefall hätte sein müssen, daß alle die Häuser, die von den Aposteln getauft, gerade kinderlos gewesen oder daß alle die Familienhäupter nur für ihr Gesinde nicht aber für die ihnen viel näher stehenden eignen Kinder sollten die Taufe begehrt haben. Allein selbst wenn wir diese historische Frage für eine offne erklären müßten — soviel steht außer allem Zweifel, daß die Apostel nach demselben Princip gehandelt haben, auf welchem die Kindertaufe ruht, nämlich daß sie in richtiger Erkenntniß der Intention Jesu und im festen Vertrauen auf den zeugnißfreudigen und erziehungswilligen Glauben der Familienhäupter ganze Hausgenossenschaften tauften, auch wenn noch nicht sämmtliche Glieder den Wunsch nach der Taufe resp. ein die Ertheilung derselben bedingendes Heilsverlangen erkennbar an den Tag gelegt. Steht dies aber fest und läßt man diese apostolische Praxis unangefochten, aus was für einem Grunde will man dann noch die Kindertaufe als eine unapostolische Einrichtung der späteren Kirche richten? Befinden sich nicht die Kinder in ganz derselben Lage, wie das doch offenbar mitgetaufte Gesinde? Konnte dieses in Hoffnung auf die nachfolgende Unterweisung und den nachfolgenden Glauben getauft werden, warum nicht erst recht die Kinder?

Ist demnach für die kirchliche, wie für die missionarische Praxis die Kindertaufe legitimirt, so erübrigt nur noch die Beantwortung der Frage, unter welchen Bedingungen darf dieselbe in Anwendung gebracht werden? Offenbar kann der Missionar seine Thätigkeit nicht mit ihr beginnen, wie mißbräuchlicherweise bis auf diesen Tag gerne die katholische Mission thut, sondern gleich wie Gott im alten Bunde die Beschneidung erst verordnete, nachdem ein Haus vorhanden, dessen Haupt durch seinen Glaubensgehorsam die Garantie einer religiös-erzieherischen Einwirkung darbot, so muß auch die Neutestamentliche Missionsthätigkeit zuvor Hauseltern für den Glauben gewonnen haben, ehe sie an die Einführung der Kindertaufe denken darf. Sobald aber Erwachsene, die einem Hauswesen vorstehen an den Herrn gläubig geworden sind, so ist auch mit allem Ernst darauf hinzuweisen, daß der Glaube an Jesum die Tendenz wie die Kraft hat nicht blos Vater und Mutter, sondern auch ihr Haus selig zu machen (act. 16, 31.). Gilt doch auch den Heiden das Wort Petri: „euer und eurer Kinder ist diese Verheißung“ (act. 2, 39). Selbstverständlich hat neben den Eltern resp. Erziehern der Kinder dann immer auch die missionirende Kirche die Verpflichtung für die nachfolgende christliche Zucht und Unterweisung derselben alle Sorge zu tragen, wovon im folgenden Abschnitt des weiteren die Rede sein wird. Fehlt hingegen die Garantie für eine auf die Taufe folgende christl. Unterweisung und Erziehung, so darf der Missionar Kinder ebensowenig taufen, wie er es in solchem Falle bei Erwachsenen thun soll. Daß die von

katholischen Missionaren oft heimlicherweise vollzogene Taufe von Kindern heidnischer Eltern, besonders wenn sie sich in Sterbensgefahr befinden, aufs unnachsichtlichste verurtheilt werden muß, bedarf keiner besonderen Begründung.

(Schluß folgt.)

Die Kolhs in Ostindien und ihre Christianisirung.

(Von Th. Jellinghaus, von 1865—1870 Missionar im Dienst der Goßnerschen Mission, jetzt Pastor in Rädnitz bei Crossen.)

II. Die Christianisirung der Kolhs.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Der Fortschritt in der religiösen Erkenntniß der Jugend und der Erwachsenen nach 1868.

Wichtiger deshalb noch, als die Heranbildung von eingebornen Gehülfen, ist die Sorge für Verbreitung christlicher Erkenntniß unter den Erwachsenen und der Jugend zusammen mit einer durch die einzelne christliche Gemeinde selbst gehandhabten Kirchenzucht. Gott sei Dank, sind unter den Kolhschristen viele, die noch im Alter mit Eifer lesen lernen und anfangen, trotz aller in den Sprachverhältnissen liegenden Schwierigkeiten, in Gottes Wort zu forschen. Um aber mit ganzer Seele fromm zu sein, braucht ein ungelehrter Mann wenig religiöses Wissen im Verhältniß zu dem Gelehrten, für den zu einer sein ganzes Herz erfüllenden Frömmigkeit auch ein umfassendes religiöses Wissen unumgänglich nöthig ist. Daher ist es zu erklären, daß so viele Kolhschristen bei so geringer christlicher Erkenntniß, mit solcher Freudigkeit Christen sind und so viel fürs Reich Gottes gethan haben. Aber mit der zunehmenden Weltbildung und Weltkenntniß der Kolhs muß bei Jugend und Erwachsenen auch die Fülle der religiösen Erkenntniß zunehmen, sonst würde ihre Kraft erlahmen.

Das beste Mittel zur Verbreitung religiöser Erkenntniß sind bisher, wie schon oben ausgeführt wurde, die jetzt in der deutschen Mission circa 300 Kinder zählenden Kostschulen gewesen. In ihnen lernen die Kinder in 2—4 Jahren für Kopf und Herz oft überraschend viel Gutes für ihr ganzes Leben. Darum, so theuer diese Kostschulen der Mission auch kommen (jedes Kind 20 Thlr.), es wäre Jammer und Schade, wenn sie durch Mangel an Mitteln wieder reducirt werden müßten. Nur in diesen Schulen ist es auch möglich, daß die Kinder, (was für ihre religiöse Erkenntniß und ihr irdisches Fortkommen nachher so unendlich wichtig ist,) geläufig das Hindi des Umgangs und der Bücher gründlich sprechen und verstehen lernen.

Schon vor 1868 waren von den Christen circa 15 Kapellen, d. h. aus Lehm gebaute, mit Gras bedeckte, größere und kleinere scheunenartige Ge-

bäude, zum Gottesdienst gebaut worden. Besonders der Kampf mit der Gegenmission nöthigte uns, immer mehr feste Wirkungsstätten uns in der Gemeinde zu sichern, die wir dann auch zu gleicher Zeit auf unsern Reisen als Nachtquartierstätten, anstatt der kostspieligen Zelte, benutzen konnten. So ist die Zahl dieser Kapellen in den letzten Jahren rasch gestiegen und erreicht im ganzen Chota Nagpur schon die Zahl 76. Auch die Gegenmission hat gerade, weil sie nach dem alten Plane, ohne Station im District, weiterarbeitet, um so mehr sich auf Kapellenbau gelegt, so daß sie meines Wissens 30—40 Kapellen, manche auch da, wo nur einige Christen sich zu ihr hielten, gebaut hat.

Die allergeringste Zahl dieser 76 Kapellen hat einen angestellten ständigen Katechisten oder Schullehrer; der Regel nach hält hier der Aelteste oder sonst ein dazu sich eignender Christ, Sonntags und auch wohl täglich eine Gebets- und Erbauungsstunde. Das Gehalt für einen eingebornen, geschulten Lehrer selbst aufzubringen sind die zu diesen Kapellen gehörigen Kolhschristengemeinden fast durchgängig entweder zu arm oder zu wenig opferbereit. Die Missionare aber haben einestheils nicht das Geld dazu, dieselben aus der Missionskasse zu besolden, anderntheils fürchten sie auch, dadurch die Kolhschristen der Opferwilligkeit für ihren Gottesdienst von vornherein zu entwöhnen, wie dies in so vielen Missionen Indiens geschehen ist und sehr bereut wird. Eine vor Jahren noch unerwartete Hülfe ist nun der Mission durch die englische Regierungsschulbehörde in Calcutta zu Theil geworden. Schon lange allerdings gewährte die englische Regierung jeder Missions-Schule, wie auch jeder von einem Hindu oder Muhamedaner errichteten, leistungsfähigen Schule, die Hälfte aller Auslagen für die Unterrichtszwecke als grant-in-aid, so daß auf diese Weise viele Missionare und eingeborne Lehrer ihr halbes Gehalt aus der Regierungskasse beziehen. Das Verlangen nun, die unwissenden Kolhs zu belehren, und das Fehlschlagen aller anderen Versuche in dieser Richtung hat die Regierung auf der Bahn „wohlwollender Neutralität“ gegen die christlichen Missionen weiter getrieben. Man hat der Mission angeboten, sie möge christliche oder heidnische Lehrer stellen, welche an den im ganzen Lande zu errichtenden Schulen die Kolhskinder unter Inspection der Missionare unterrichten sollen. Die Regierung bezahlt das Gehalt der Lehrer, aber verlangt, daß in dem officiellen Schulunterricht keine Religion gelehrt werde, sondern nur Lesen, Schreiben, Rechnen 2c. Es ist den christlichen Lehrern jedoch unbenommen, nachher privatim die Christenkinder in der christlichen Religion zu unterrichten, ebenso Taufcandidaten vorzubereiten, am Sonntag im Gottesdienst zu predigen 2c. Die Mission konnte gar nicht anders, als auf diesen Vorschlag eingehen, denn dadurch wird ja den in diese Schule gehenden Christenkindern eine große Wohlthat erwiesen und das christliche Gemeindeleben gestärkt. Dazu fühlt sich jedes heidnische Kind, das in solcher Schule mit Christenkindern Lesen und Schreiben lernt, zum Christenthum hingezogen. Es fängt bald an, christliche Bücher zu lesen und das Christenthum mit dem Heidenthum zu vergleichen. Da erscheint dann natürlich das Christenthum als die Religion des Lichtes, der Liebe, der Weisheit, der Aufklärung, des Fortschritts gegenüber dem dumpfen, finstern Dämonenglauben, und es erwacht bei Jung und Alt eine Hinneigung zu demselben. Dagegen wäre es ein großes Verderben, wenn, (wie dies im Chaibasa-Districte schon vor Errichtung einer Mission daselbst geschehen ist), hinduistische Lehrer solche Regierungsschullehrer-

stellen erhielten und nun die schon genug verwirrten Kolhs mit hinduistischen Lehren oder modernem Unglauben anfüllten.

Es ist die Absicht der Regierung, 180 solcher von der Mission geleiteter Schulen in Chota Nagpur zu errichten, und es zählt der Sprengel der Missionsstation Goßnerpur jetzt allein schon 18 solcher Regierungsschulen, in denen circa 1000 Kinder, darunter 336 Christenkinder, unterrichtet werden. So Gott Gnade giebt, können diese Regierungsschulen ein Bedeutendes mit dazu beitragen, daß die Kolhs gehoben und christianisirt werden. Gewiß ist es höchst ehrenwerth von der Regierung, daß sie, da die Thatsachen bewiesen haben, daß nur in der Verbindung mit der Mission eine intellectuelle Hebung der Kolhs möglich ist, nun auch dieses Mittel ergreift, um dem sich in verzweifelter Lage befindenden Volke das ihm zur Behauptung seiner socialen Existenz nöthige Wissen zu geben. Die gebildeten, modern-heidnischen Hindus in Calcutta fangen schon an, darüber als über eine Verletzung der versprochenen religiösen Neutralität zu schreien, ja dies Verfahren als einen Angriff auf den Hinduismus, (es wäre aber höchstens eine Verhinderung des Hinduisirungsprocesses der Kolhs) zu bezeichnen; aber die englische Regierung betheiligt sich ja dadurch gar nicht am Religionsunterricht, sondern nimmt nur die Lehrkräfte für das des Unterrichts dringend bedürftige Volk, wo sie allein zu finden sind. Da die Gegenmission auch sehr viel Geld auf Kostschulen und sonstige Schulen verwendet, so ist dies gewiß ein erfreuliches Resultat der sonst so traurigen Zerrissenheit der Gemeinde, daß jetzt dreifach oder vierfach so viel für Schulunterricht geschieht und dadurch die Kolhschristengemeinde in ihren äußeren Verhältnissen und in ihrer religiösen Erkenntniß und Missionirungskraft sehr gehoben wird.

Die vermehrten, zahlreichen Uebertritte zum Christenthum in neuster Zeit.

Wir fürchteten 1868 sehr, daß die Uebertritte zum Christenthum in Folge der skandalösen Vorgänge weniger werden würden, aber nicht einen Augenblick haben dieselben gestockt, vielmehr nahmen sie und besonders im Bereich der deutschen Mission bald einen neuen ungeahnten Aufschwung, und, was das Beste dabei ist, diese Uebertritte sind doch etwas klarer und sich ihres Zieles bewußter als die zahlreichen Uebertritte von 1858—1860. Der Kampf mit der „englischen von den englischen Regierungsbeamten, protegirten Mission" und die für die Kolhschristen sehr scheinbare Behauptung der Katechisten der Gegenmission, daß nur bei der englischen Mission Hülfe in der Landfrage zu erlangen sei, trieb uns nämlich täglich dazu, ihnen begreiflich zu machen, daß es für das die Besitzverhältnisse ordnende Recht der englischen Regierung einerlei sei, ob einer zur englischen oder deutschen Mission gehöre, oder Heide sei oder wieder Heide werde. Dadurch daß dies Wort sich auch bewährte, und so richtigere Einsicht in die rechtliche Lage der Dinge sich verbreitete, ist die Gefahr von Massenübertritten aus thörichten Motiven immer ferner gerückt worden. Doch sind auch diese neueren von Krankenheilungen ihren Ausgang nehmenden Uebertritte ganzer ausgebreiteter Familien, und halber Dorfschaften, mit Dorfschulzen und Dorfpriestern an der Spitze, keine eigentliche Bekehrungen der einzelnen Seelen, sondern sie gehen aus der Ueberzeugung hervor, daß der Glaube an den Herrn Jesum für Leib und Seele „ein gutes Wort" sei. Man kann einen solchen Vorgang aber doch

wohl eine Bekehrung nennen, insofern dabei eine folgenreiche, tiefgehende Abkehr von alten Verderbens- und Aberglaubens-Banden und eine kindlich begeisterte Hinkehr zum Lichte des Evangeliums statt hat, die, wie die christlichen Kolhs immer bestimmt ausdrücken, „nicht ein Mensch, sondern der heilige Geist bewirkt hat.“ Die christlichen Kolhs antworten auf die Frage: „Wer hat Dich zum Christenglauben gebracht,“ fast immer: „Der heilige Geist“. Erst nach längerem Fragen fand man die menschliche Vermittelung heraus. Aus dem Umstande, daß die christlichen Kolhs in ihrer Einfalt den christlichen Glauben als eine von Menschen unabhängige Sache von Anfang an angesehen haben und auch selbst in Folge der durch Excommunication vieler ihrer Führer eingetretenen Zerrissenheit 1866—1868 nicht am Christenthum irre geworden waren, ist es theilweise erklärlich, daß nach der Spaltung von 1868 der Lebensmuth der Christengemeinde und der Uebertritt zum Christenthum sich nicht gemindert, sondern sehr gemehrt haben.

Viel Gutes ist nun auch daraus entsprossen, daß einmal die deutsche Mission zur Belehrung und zum Schutz der Christen neue Stationen in Mitten derselben errichtete und daß von den beiderseitigen Missionaren die Christendörfer jetzt, sehr im Contrast gegen früher, viel auf Reisen besucht wurden. Dadurch bekamen die Kolhschristen Beistand und Rath in ihren Feldangelegenheiten und sonstigen Nöthen, und wurden besonders rechtzeitig gewarnt, gesetzlose Thorheiten zu vollbringen, oder in juristische Schlingen ihrer Unterdrücker einzugehen. Die Hindus selber aber fürchteten sich, die von den Missionaren so viel besuchten Christen gewaltsam, wie früher, zu berauben, weil sie gewiß sein konnten, daß in wenigen Tagen ein Missionar erscheinen werde, um die Sache zu untersuchen und den Beraubten guten juristischen Rath zu ertheilen.

Die Stellung des Missionars zur Landfrage und den äußeren Nöthen der eingebornen Christen und Heiden.

Wenn sich der aufmerksame Leser in diese Lage der Kolhschristen und Missionare hineinversetzt, so wird er auch einsehen, daß die ganze schwierige Stellung zur Landfrage der Kolhs nicht für den Missionar mit dem bei ganz anderer Situation gesprochenen Worte des Herrn „Wer hat mich zum Erbschlichter gesetzt“ entschieden ist. Ein Missionar kann und darf nicht an der socialen Noth des Volkes und seiner Christen, *wenn er mit Rath oder That helfen kann*, wie der Priester und der Levit vorüber gehen. Wenn die armen Christen in Nöthen liegen, die auch das Glaubenslicht und faktisch auch ihre Religionsfreiheit auszulöschen drohen, so ist es für den sie liebenden Missionar moralisch unmöglich, nicht unter Aufbietung aller Kräfte mit Rath und That zu helfen, so *viel* er nach der Lage der Landesgesetze *mit gutem Gewissen kann*. Die Christen und Heiden werden nie dem Missionar von Herzen glauben, daß er das Heil ihrer Seele selbstlos liebt, wenn er nicht ein Herz für ihre äußere Noth zeigt. Ein Missionar, welcher nur durch weltloses, gegen irdische Freude und Noth gleichgültiges Leben und fromme Ermahnungen zu demselben ihre Herzen gewinnen wollte, der würde ihnen gar zu leicht als ein „indischer Heiliger“ erscheinen und nur die grundverkehrten hinduistischen Ansichten von Frömmigkeit als gleich mit weltflüchtiger Apathie in ihnen noch mehr wachrufen. Wenn die Missionare

auf verständige und unverständige Bitten der Kolhschristen in der Landfrage belehrend sagten: „Ich bin kein Richter, ich habe keinen einzigen Polizeisoldaten zu meiner Verfügung, ich bin nur hier, um für euer Seelenheil zu sorgen.“ so antworteten sie oft: „Recht Sahib, (oder auch recht Bruder) du bist für unser Seelenheil da, aber du bist des Herrn Jesu Diener. Nun lesen wir, daß Jesus allen Blinden, Lahmen, Kranken, Hungrigen geholfen hat, und sind wir nicht auch blind und lahm, sorgt nicht ein guter Hirte für die Lahmen und Kranken in seiner Heerde?!“ Gerade deswegen nun, weil der Missionar als Europäer vor allen Verfolgungen fast ganz sicher ist, ist es um so bedenklicher für ihn, zur Geduld in der harten Verfolgung und versuchungsvollen Noth der an Erkenntniß so schwachen Christen zu ermahnen, wenn er nicht in der Lage ist, ihnen mit gutem Gewissen zu sagen,: „ich habe für euch gethan, was ich nur konnte“. Aber in den seltensten Fällen sind Geldunterstützungen oder Geldverleihungen von Seiten des Missionars irgendwie zu rathen, weil diese den Christen meist nicht nützen, sie unselbstständig und bettelhaft machen, das reine Vertrauensverhältniß zwischen Missionaren und Christen stören und auf vielfache Weise der Ehre des Christenthums und des Herrn schaden können. So sehr ich aus eigenster Erfahrung weiß, wie ermüdend, und die Geduld prüfend dieses stete und oft so unverständige Angelaufenwerden von den in Unterdrückung und Prozessen befindlichen Christen ist, welche innere Vorsicht und Discretion es erfordert, wenn man dabei nicht in die schlimmsten Dinge verwickelt werden will, wie niederschlagend der Gedanke ist,: „Sie kommen fast alle nur in äußerer Noth um Rath“, so bleibe ich doch dabei, der Missionar muß für die Linderung der Verfolgungsnöthe der Christen thun, was er kann, und wünsche allen meinen Collegen auch fernerhin etwas von der mit Nüchternheit und Weisheit gepaarten Gesinnung, welche vor nicht langer Zeit einer von ihnen in der Biene mit den Worten aussprach: „Ich will lieber Leib und Leben verlieren als zu diesen schändlichen und grausamen Unterdrückungen stille schweigen.“[1])

Was die Fortschritte der Mission der Ausbreitungsgesellschaft betrifft, so fehlen mir darüber bis auf einen Jahresbericht genauere Daten. Die Mission ist immer mehr eine englisch-hochkirchliche geworden, und es nehmen die englischen Missionare derselben naturgemäß immer mehr die Leitung und Regierung in derselben in die Hand. Sie hat eine zweite große, schöne, kostspielige Kirche in Ranchi gebaut und ist ziemlich rasch mit der Ordination von Eingebornen bei der Hand gewesen. Anfangs behauptete die Gegenmission mit einer aller Widerlegung trotzenden Zähigkeit in der Presse, daß die große Mehrheit, 7000

[1]) Eine ganze Anzahl von Missionen beweisen auch thatsächlich, daß die Missionare, ohne ihre rechtliche Grenze zu überschreiten, sehr viel zum Besten der Eingebornen durch Wort und Schrift thun können, und daß sie zur Ehre der herrschenden christlichen Völker schändliche Mißregierung und Mißhandlung der Eingebornen durch ihr offenes Zeugniß haben beseitigen helfen. In Indien sind schon oft die Missionare von der Regierung aufgefordert worden, mündlich oder schriftlich ihre Ansicht und ihren Rath mitzutheilen, wie den Nöthen mancher Hinduklassen und besonders mancher Ureinwohner abgeholfen, und wie dieselben in ihrer socialen Lage gehoben werden können. Besonders energisch sind in dieser Beziehung die amerikanischen Missionare, aber es ist wohl keine ältere und größere Mission in Indien, in der die Missionare sich nicht einmal genöthigt gefunden hätten, zum Besten und zum Schutz unterdrückter Eingeborner, Heiden sowohl wie Christen, ihre Stimme zu erheben. Dies hat die Missionare vielfach auch bei der eingebornen Presse in höhere Achtung und Anerkennung gebracht.

Christen von den damaligen 10000 Christen, auf ihrer Seite seien, während in Wahrheit die Zahl 7000 etwa auf Seite der alten Mission war. Nach ihrem Jahresbericht hatte sie vom 1. April 1871 bis 1. April 1872 269 Heiden mit ihren Kindern getauft und zählte über 5000 getaufte Christen.

Die deutsche Mission im eigentlichen Chota Nagpur zählte zu derselben Zeit bedeutend über 15000 getaufte Christen und hat im Jahre 1872, Christenkinder mit eingerechnet, getauft 2317 Seelen. Es arbeiten auf den vier Stationen, zu welchen bald Matthäuspur als fünfte hinzukommt, neun Missionare, von denen 6 verheirathet sind. Sie haben zur Hülfe 36 Katechisten und 14 Schullehrer. Den obigen circa 15000 Christen und 1500 Katechumenen stehen 89 Aelteste vor.

(Schluß folgt.)

Die Londoner Herberge zur Heimath

für die Söhne des Ostens und Südens.

(Von Prediger Al. Michelsen in Lübeck.)

Wenn in dieser Zeitschrift, ihrem Programme zufolge, auch „das Missionsleben in der Heimath" zur Darstellung kommen soll, so gebührt einer Skizze der in der Ueberschrift genannten merkwürdigen Anstalt ohne Zweifel auch hier eine Stelle. Barmherzige Liebe zu den Heiden, christliche Theilnahme an dem leiblichen und geistigen Wohle vieler Tausende von Fremdlingen, welche der große Weltverkehr unsrer Tage in die Mitte der Christenheit hereinwirft, hat jenes Werk ins Leben gerufen, ein Werk, über welchem innere und äußere Mission sich die Hände reichen. Wir freuen uns, zur Schilderung desselben in Stand gesetzt zu sein durch ein vor Kurzem veröffentlichtes Buch, welches von der englischen Presse in ihren verschiedensten Organen mit ungewöhnlichem Interesse begrüßt worden ist, und welches auch wir unsern Lesern angelegentlichst empfehlen.[1])

Schon lange war in den belebten Hafenstädten Englands und Schottlands die Benennung lascar in häufigem Gebrauche, und zwar mit allmählig erweiterter Bedeutung. Für eine solche Erweiterung zeigt sich das Wort schon durch seine Mischgestalt sehr geeignet. Es ist nämlich, wie englische Sprachforscher nachgewiesen haben, ein s. g. Bilingual, und wird abgeleitet von dem persischen

---

[1]) Der Titel (etwas abgekürzt) lautet also: The Asiatic in England. Sketches of sixteen years work among Orientals in England, by Joseph Salter, Missionary. With a praface by the Rev. Henry Venn, and an introductory chapter by Lieut. Colonel K. M. Hughes. With illustrations, price 5 shl. London, 1873. (Der Asiate in England, d. h. Skizzen der sechszehnjährigen Arbeit an Orientalen während ihres Aufenthalts in England. Von Jos. Salter, Missionar an den Asiaten in England. Mit Vorrede von H. Venn — die letzten Worte, welche dieser weithin bekannte, ehrwürdige Secretär der kirchl. Miss. Ges. veröffentlicht hat 2c. 303 S.)

Worte Khalasi, Seefahrer, und dem tamulischen Kara, Arbeiter, woraus die englische Schiffssprache d. W. lasicara, oder lascar gebildet hat. So benannte man anfänglich die auf den Kauffahrteischiffen besonders zahlreich sich vermiethenden Eingeborenen Ostindiens, und zwar nach seinem ganzen, ungeheuren Umfange. Mit der Zeit ist aber der Name auf alle asiatischen Seefahrer, neuerdings sogar auf die africanischen und australischen ausgedehnt worden, soweit sie zur Bemannung der Handelsmarine gehören und dadurch auch in die englische Volkssprache übergegangen. Wie manches dieser Kinder des Ostens ist bisher aber in dem Gewühle der Riesenstadt verkommen und elendiglich zu Grunde gegangen, nachdem es von dem Schiffe, welches es nach Europa geführt hatte, durch diese oder jene Umstände getrennt war. In den Zeitungen war es eine nur allzu oft wiederkehrende, in ihrer Kürze entsetzliche Notiz: A lascar found dead, oder died of cold and starvation, d. h. man fand verhungert oder erfroren in dieser oder jener Straße Londons eine jugendliche Leiche, deren dunkle Züge den Inder, oder Malaien, oder Chinesen, oder Polynesier, oder Araber verriethen. Im J. 1857 berichtete ein einziger Coroner (Todtenschauer) für den Stadtbezirk Ost-Middlesex, daß während ein paar auf einander folgender Wintern beinahe vierzig solcher Jammergestalten ihm zur Besichtigung vorgelegt seien. Mehrere tausend Meilen entfernt von der sonnigen Heimath, von Vater und Mutter, von Weib und Kind, in einsamer Winternacht hingestreckt auf das Straßenpflaster Londons! Aber weit größer noch waren die Zahlen solcher Fremdlinge unter den Gästen der schmutzigen Nachtasyle, den Pfleglingen der Hospitäler, den Insassen der Zwangsarbeithäuser und den Bewohnern der Gefängnisse!

Wir fragen: wodurch denn kamen diese kräftigen Jünglinge und Männer in solchen Verfall und solches Elend, nachdem sie auf Wegen eines einträglichen Berufes hierher in den Westen versetzt waren? Der Veranlassungen dazu konnte es mehrere geben, die eine schlimmer, als die andere. Mitunter kam es nämlich vor, daß Schiffscapitaine, welche Winterlager hielten, oder einer größeren Schiffsreparatur halber längere Zeit in Europa verweilen mußten, ihre Leute entließen, uneingedenk der gesetzlichen Verpflichtung, dieselben bis zu ihrer Heimreise leidlich unterzubringen, wie sie schon auf der Reise sich die empörendsten Härten gegen die damals hilflosen Laskars zu Schulden kommen ließen. Noch häufiger ließen diese sich durch die ihnen ausgezahlte reichliche Gage und die Herrlichkeiten der weltberühmten Stadt verleiten, ihrem Schiffe den Rücken zu kehren und sich in wüste Orgien hineinzustürzen. Der Versucher war nicht ferne; vielmehr wartete er ihrer und begrüßte sie sofort bei ihrer Ankunft mit den lockendsten Vorspiegelungen und zwar aus dem Munde ihrer längst in London domicilirten Landsleute, namentlich jener vierzehn, größtentheils chinesischer Gastwirthe, welche früher unfern des Landungsplatzes, in Bluegardenfields, ihre Trinkstuben, Opium-Rauchzimmer, Tanzböden, Kaufbuden und Spielhöllen hielten. Die Freude, hier im fremden Lande die heimische Sprache zu hören, nach der langen Reise sich von lauter Kindern der Heimath umringt zu sehen, ließ die Ankömmlinge alles Andere vergessen. Aber die Armen waren in die Höhle des Drachen gerathen. In Kurzem waren sie durch arglistige Spieler, Händler, Wechsler und lüderliche Dirnen, um Geld und Kleidungsstücke gebracht, durch Schulden noch tiefer in die böse Gesellschaft verstrickt, und zu Processen gegen

ihre früheren Capitaine verleitet, dadurch aber um ihr Letztes betrogen. Kein Wunder, daß sie alsdann zum Bettel, zum Diebstahl und Betrug, ja, zum Straßenraub und andren Verbrechen sich fortreißen ließen. War es doch beinahe ein Wunder, wenn aus solchen Satansstricken Diese und Jene sich noch herausrissen, und endlich dennoch die Reise antraten nach der heimathlichen Küste. So begegnete mitten in der Christenheit diesen Fremdlingen das sündliche Verderben in einer Abscheulichkeit und einer Macht, wie sie es nicht einmal in der Finsterniß der Heidenwelt kennen gelernt hatten. Vom Evangelium war kein einziger Laut an ihre Ohren gedrungen. Mehr als einmal ist damals der Fall vorgekommen, daß christlich angeregte Asiaten, voll Verlangens, die große „christliche Stadt" zu besuchen, welche das Evangelium ihrem Volke gesandt habe, sich entsetzten über den ihnen dargebotenen Anblick wüsten Sündenlebens, und eiligst Zuflucht suchten auf ihren Schiffen.

Schon vor fünfzig Jahren ließen sich in englischen Blättern einzelne Stimmen vernehmen, welche philanthropische und christliche Theilnahme zu erwecken suchten für diese dunkelfarbigen Fremdlinge, deren Erscheinung Manchem nicht nur Mitleid einflößte, sondern auch Furcht und Schrecken. Man fragte: „was sendet ihr mit großen Kosten die Heidenboten in weite Fernen, während ihr die in euren Straßen umherirrenden, theilweise hier angesiedelten zahlreichen Heiden sich selbst, oder — der Polizei und den Gerichten überlasset?" In zunehmendem Maße beschäftigte diese Frage namentlich die „Secretäre" der verschiedenen Missionsgesellschaften. Endlich gelang es dem auch unter uns wohlbekannten, Henry Venn, dem Leiter der kirchlichen Missions-Gesellschaft, für die zweckmäßige Abhilfe des Uebels eine Gesellschaft zu bilden. Dieses geschah im J. 1854. Noch eher als ein öffentlicher Aufruf zur Betheiligung ergangen war, empfing der eben erwähnte Leiter der Angelegenheit die überraschende Anzeige, daß einer der depossedirten ostindischen Fürsten, welcher damals in London verweilte, sich bereit erklärt habe, die Summe von 500 Pf. St. beizutragen, wenn ein Asyl für die vielen hilflosen Indier eingerichtet werden könne, welche in jedem Theile der Hauptstadt das Bild der Verwahrlosung auch seinem Blicke darstellten. Dieser Schenker war „Se. Hoheit" der Maharajah Duleep Sing, welcher nicht lange zuvor für das Christenthum gewonnen war. Er war es, der den stärksten Impuls gab. Jetzt durchdrang Alle, welche davon hörten, das lebhafte Gefühl, daß Etwas geschehen müsse, wenn anders die Engländer noch den Charakter einer christlichen Nation behaupten wollten. „Ein Programm zur Gründung einer Heimath" (home) für Asiaten wurde weit verbreitet, und fand nicht allein in den Kreisen der großen Schiffsrheder und Handelsherren, sondern auch außerhalb derselben den erfreulichsten Anklang. Im März 1855 ward ein zahlreich besuchtes, constituirendes meeting gehalten, in welchem man die Anstalt gründete als „Fremdlingsheimath für Asiaten, Africaner und Insulaner der Südsee", und einen Verwaltungsrath (board of direction) erwählte, welcher aus 22 hochachtbaren Männern verschiedener kirchlicher Denominationen (unter ihnen vier Geistliche) bestand. Geflissentlich gesellte man diesem Comité einen der Secretäre von jeder der großen Missionsgesellschaften bei, und zwar traten diese in die Direction unter ausdrücklicher Zusage der Mitwirkung ihrer Gesellschaften, welche sofort außer anderer Hilfe namentlich

zur Anstellung eines „Bibellesers“ beizusteuern versprachen. In dem zu Grunde gelegten Statute wurde die Aufgabe des zu errichtenden Hauses in folgender Weise formulirt:

„Der Zweck der Fremdlings-Heimath für Asiaten ist, jeder Classe von Morgenländern, Africanern und Polynesiern [1]), welche nach England kommen, ein behagliches und anständiges Unterkommen zu gewähren, nebst gesunder Kost, gegen ein Kostgeld, durch welches die Anstalt in Stand gesetzt werden soll, sich selbst zu unterhalten. Jeder regelmäßige Gast des Asiatischen Tisches hat zehn Schillinge (3 Thlr. 10 Sgr.) wöchentlich zu zahlen,[2]) wofür er (außer Logis und Bett) drei Mahlzeiten täglich erhält, dazu ärztliche Pflege, Bäder, Wäsche rc., so daß er keine weitere Auslagen zu machen hat, als für Kleidung, mit welcher er sich in einem innerhalb des Hauses eingerichteten Laden zu den billigsten Preisen versorgen kann. Außer diesen Vortheilen wird den Einkehrenden Gelegenheit wofern sie es wünschen, ihr Geld und anderes Eigenthum sicher zu deponiren, an ihre Familien und Freunde Nachricht und Geld zu senden; ferner können sie jeden erwünschten Rath und Anweisung bekommen; namentlich sollen sie gegen Betrug geschützt, eine angemessene Schiffsheuer ihnen verschafft, auch Allen, welche lesen können und deß begehren, ein Exemplar der heil. Schrift in ihrer heimischen Sprache dargeboten werden, endlich auch Gelegenheit zu zweckmäßigem Unterricht, sofern sie selbst den Wunsch hegen, unterrichtet zu werden in den Wahrheiten des Evangeliums, sowie auch in der englischen Sprache.“ —

Mit echt britischer Energie wurde die Sache in Angriff genommen, und schon zu einer Zeit, als noch keine erheblichen Fonds zu Wege gebracht waren, ein unfern des Hafens gelegener, ausgedehnter Bauplatz käuflich erworben, und zugleich ein Contract zum sofortigen Anfang und zu rascher Förderung des Baus abgeschlossen. Nicht weniger als 15,000 Pf. St. (also 100,000 Thlr. Pr.) waren im Ganzen erforderlich für die Errichtung und Einrichtung des beabsichtigten stattlichen Hauses, welches gleich Anfangs 200 Betten und einen geräumigen, freundlichen Saal (hall) zu Versammlungen und freiem Verkehre darbieten sollte. Von den verschiedensten Seiten strömten die Geschenke herbei, wie denn namentlich auch die Königin und der Prinz-Gemahl ein lebhaftes Interesse für die Sache kund gaben. Das Unternehmen konnte ins Leben geführt werden. Dennoch konnte es nicht fehlen, daß auch später durch die bedeutenden Haushaltungskosten, Gehalte rc. sich wieder Schulden anhäuften. Und diese sollten im J. 1863 den Vätern des Hauses zu einer sehr eigenthümlichen Versuchung werden, welche aber auch für den, viele der großen Geldfürsten beherrschenden Sinn und Geist höchst bezeichnend war, sowie sie zugleich ein öffentliches Zeugniß ablegte, von der allgemeinen Anerkennung, deren sich die Anstalt schon in den ersten Jahren ihres Bestehens erfreute. Das große Londoner Haus Caina und Co. erbot sich nämlich, augenblicklich die beträchtliche Summe von 4000 Pf. St. (c. 27,000 Thlr. Pr.) dem Hause zu schenken, stellte jedoch Eine

---

[1]) Später hat man die Australier noch besonders hinzuzufügen für nöthig befunden.

[2]) Für höhere Classen sind höhere Preise fixirt, außerdem auch gelegentliche Gäste berücksichtigt.

Bedingung, daß künftig von christlicher Unterweisung, und überhaupt von jeder Einmischung in die religiösen Meinungen der Fremdlinge gänzlich abgesehen werde. Selbstverständlich wurde, unter Hinweisung auf den ausgesprochenen Grundsatz, nur dem vorhandenen religiösen Bedürfnisse und Verlangen der Heiden oder Muhamedaner entsprechen, niemals aber sich aufdringen zu wollen, das glänzende Anerbieten zurückgewiesen. Der Herr selbst approbirte dieses Bekenntniß zu ihm durch die Thatsache, daß unmittelbar darnach, statt jener vier Tausende, ihrer fünf eintrafen, und zwar sämmtlich von Ostindien her, für dessen Unantastbarkeit in religiöser Hinsicht die genannte „christliche" Firma eben eine so zärtlich besorgte Aufmerksamkeit kund gegeben hatte.

Jedoch weit wichtiger, als alles Geld, welches die Gründung und Unterhaltung einer solchen Anstalt erfordert, waren die für eine so ungewöhnliche Aufgabe geeigneten Persönlichkeiten. Man hatte sie aber schon vor Eröffnung des Hauses, welche am 3. Juni 1857 in der feierlichsten Weise, in Gegenwart einer aus allen Nationalitäten bunt gemischten Festversammlung, stattfand, gefunden, nicht allein in dem wahrhaft christlichen, geschäftserfahrenen Lieut. Colonel Marsh Hughes, dem unbesoldeten Secretär, d. h. administrirenden Vorsteher der „Heimath", sowie in dem tüchtigen Hausvater (superintendent) J. Freeman, sondern vornehmlich in einem Manne, welcher zu seinem einzigartigen Berufe sichtlich providentiell vorbereitet war. Dieses war der mit der wichtigsten, aber auch schwierigsten Thätigkeit heute noch betraute Missionary of the Home, nämlich Joseph Salter, welcher von allen Seiten das größte Lob empfängt, und in seinen eigenen Mittheilungen uns als ein von brennender Liebe zu den Seelen der Heiden erfüllter, tief gegründeter, dabei erfahrungsreicher, origineller Mann von besonderer Schlagfertigkeit erscheint. Dieser begabte Diener des göttlichen Wortes hatte seine Arbeit für das Reich Christi als einer der Stadtmissionare Londons angefangen, wobei er indessen außer der englischen Sprache etwa wohl die eine und andere der europäischen, aber keine der außereuropäischen anzulernen oder zu üben Gelegenheit gefunden hatte. Allein um dieselbe Zeit, als er, wie viele Andere, der von Prinz Albert vollzogenen Grundsteinlegung zu der „Asiatischen Heimath" (1856, 31. Mai) beiwohnte, erhielt er ein hindostanisches (vom hinduschen verschiedenes) N. Testament von einem Freunde, welcher die Erlernung dieser Sprache als unmöglich aufgegeben hatte, zugleich aber auch von andrer Seite geborgt ein aus dem fernen Osten stammendes hindostanisches „Handbuch" ohne dabei einen Gedanken zu haben an die künftige Verwerthung dieses Studiums. Besondere Nahrung bekam jedoch sein Interesse für dasselbe durch den Umstand, daß gerade damals der Nabab von Surat mit zwölf Begleitern sich in London, und zwar in Salters Nachbarschaft, niederließ; überdieß traf Letzterer in einer Nachtherberge für Verwahrloste häufig mit einem Eingebornen Indiens zusammen, welcher ihn dort in eine, zwar vielfach unbequeme, aber für seinen Zweck sehr förderliche Gesellschaft einführte. Kurz, neben dem häuslichen Studium sollte die Küche des Nabab dazu dienen, daß er in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Volkssprache reden lernte, die zu den schwersten der Welt gehört. Hiermit war dem Manne für seine ungeahnte Bestimmung an und für sich ein Großes, ja, unerläßlich Nothwendiges zu Theil geworden, er hatte zugleich den Schlüssel, jedenfalls den Muth empfangen, um

nach und nach in eine ganze Reihe asiatischer Sprachen einzudringen. Schon bei diesem gelegentlichen Verkehre, ferner in den interessanten Verbindungen, welche er damals mit dem aus 130 Personen bestehenden Gefolge der armen, entthronten Königin von Oude (weder sie, noch ihr Sohn sollten die Heimath wieder sehen) anzuknüpfen wußte, legte Salter es beständig darauf an, das Evangelium diesen Anhängern des Islam zu bezeugen; und das nicht ohne Erfolg.

Rechtzeitig ist man auf dieses auserwählte Rüstzeug aufmerksam geworden, und die Direction der Stadtmission überließ den Mann zu dem neuen Werke, welches vorzugsweise durch ihn zu einem tief eingreifenden, sich weit hinaus erstreckenden Segen geworden ist und ferner zu werden verspricht.

Die ihm ertheilte Instruction hätte wohl manchen Anderen, namentlich in Betracht der Verhältnisse einer Weltstadt wie London, zurückschrecken mögen. Er aber verpflichtete sich, und brannte zugleich vor Begierde: 1) „Nachforschungen anzustellen nach allen in London umherstreifenden (Bettel und allerlei Schwindel treibenden) Asiaten, besonders Chinesen, Africanern und Polynesiern, und sich über die speciellen Umstände eines Jeden zu unterrichten; 2) sich mit derartigen Schiffsleuten alsbald nach ihrer Landung in Beziehung zu setzen, 3) die in den verschiedensten Logirhäusern (d. h. Spelunken) Einquartierten regelmäßig zu besuchen und diese, sofern sie dazu willig seien, in „die Heimath" überzuführen, um hier zu verweilen bis zu erlangter neuer Schiffsheuer; 4) in jeder Hinsicht sie mit gutem Rath zu versehen; 5) Unterricht, namentlich auch im Englischen, zu ertheilen oder zu vermitteln; 6) Jedem, der lesen gelernt hat und Verlangen nach einer Bibel in seiner Muttersprache habe, ein Exemplar derselben zu gewähren,[1]) und endlich alle dazu willigen Fremdlinge in den „Wahrheiten des ewigen Evangeliums zu unterweisen."

Von jetzt ab richtete sich die angestrengteste Aufmerksamkeit des damals jugendlichen Mannes auf sämmtliche Arbeitshäuser, Hospitäler und Gefängnisse Londons, besonders auch auf die von Eingebornen aller Länder gehaltenen Kneipen, erstreckte sich aber alsbald weit über London hinaus und faßte alle großen Hafenplätze Englands und Schottlands ins Auge. Alljährlich stellt noch fortwährend der Missionar unter der (auch sonst immer zu Gebote stehenden) Assistenz irgend eines der Angestellten des Hauses, eine Rundreise an. Auch wird ein Tagebuch geführt, welches namentlich über die Personalien ausführlich und eingehend berichtet.

Die mitgetheilten Auszüge aus diesem Journale sind in besonderem Maße belehrend, erwecklich und interessant. Eine reiche Galerie von Bildern eröffnet sich vor unserm Auge. Neben den dunklen Schatten fehlen hier nicht einzelne, hoffnungweckende Lichtblicke. Nur Weniges dürfen wir aus der Fülle des Erzählten hervorheben. Wir lassen den trefflichen Mann selber reden.

Mohammed Shah, Aufwärter des Nabab, machte, wie im Englischen, so auch in christlicher Erkenntniß erfreuliche Fortschritte. Eine unsrer gemeinschaftlichen Bibellesungen werde ich nie vergessen. Als ich das Gespräch unsres Herrn

[1]) Zu diesem und verwandten Zwecken wird der „Missionar" fortwährend durch die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft, die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß, und die Ges. zur Ausbreitung christlicher Erbauungsschriften, aufs Gefälligste und Liberalste unterstützt.

mit der Samariterin ihm vorlas, war ich in der Auslegung noch nicht weit gekommen, denn der so orientalische Charakter der Erzählung hielt mich etwas auf — als er das Buch aus meiner Hand nahm und das Capitel für sich durchlas. Ich fragte, was seine Aufmerksamkeit so besonders fessele? „Ab i hayat“ — das Wasser des Lebens, erwiderte er. „Und wisset ihr auch“ — fragte ich — „was dieses für ein Wasser ist“, — „O ja“ — war seine Antwort — jeder Indier weiß, was das Wasser des Lebens ist. Wir Indier sind belehrt worden“, fuhr er fort, „daß solch ein Wasser in einer gewissen unbekannten Gegend existire, in dem Schooße eines weitentlegenen See's, oder in dem Grunde eines Flusses verborgen; und wir glauben, daß, könnten wir nur dieses Wasser entdecken und trinken, die Wirkung davon keine andere sein würde, als ewiges Leben.“ — „So verhält es sich in der That“! sagte ich und dieses Wasser ist in Jesu Christo“. Hieraus entspann sich eine lebhafte Unterhaltung, deren Mittelpunkt Christus war. Wiederholt that dieser Mohammedaner Fragen in Betreff der Juden; und seine Gesichtszüge konnten die Vorstellung erwecken, daß seine Voreltern diesem Volke angehört hatten. Auch machten die Verheißungen der Propheten besonderen Eindruck auf ihn. — Eine Zeitlang dachte er ernstlich daran, den Dienst beim Nabab (ein Amt welches schon sein Vater und Großvater bekleidet und auf welches wieder seine Kinder Aussicht hatten) aufzugeben, und nebst seiner Ehefrau in London ein Geschäft zu beginnen. Hierfür wurden allerlei Anschläge gemacht: ich aber sehe es jedesmal nur mit Besorgniß und Mißtrauen an, wenn ein Morgenländer sich in England ansiedelt, wovon ich bisher in keinem Falle gute Folgen erlebt habe. So ist denn jener Mann mit dem Nabab in seine Heimath (Surat) zurückgekehrt, mit dem Geschenke einer Bibel, welche er daheim fleißig zu lesen versprach. —

Ich überzeugte mich bald, daß in später Abendstunde meine Besuche der betr. Logirhäuser mehr Erfolg versprachen, als des Tages. Alsdann pflegten Chinesen, Indier, Malayen mit der gemachten Beute von ihren Streifereien heimzukehren. Viele, sehr viele Abende habe ich mitten im bunten Gewühle jener Fremdlinge verbracht, und in einem so eigenthümlichen Kreise von Menschen, wie er schwerlich sonstwo sich versammeln mag, von den Geheimnissen und Wundern des Kreuzes geredet. So lange ich mich noch auf den dunklen Wegen dorthin befand, in den Quergäßchen, Gängen und Höhen, so überkam mich wohl das Gefühl großer Unsicherheit in solchen Umgebungen, ein Gefühl, von welchem aber auch die letzte Spur verschwand, sobald ich mich mit diesen Leuten, deren schwarze, braune, gelbe u. a. Gesichter mich umringten, eingelassen hatte und inne ward, daß das Wort von Christo dem Heilande aller Verlorenen, eine geheimnißvolle Macht auch über diese Gemüther übte.

Häufig war das Ziel meiner Wege das s. g. Seemanns-Hospital, d. h. das aus Nelson's Tagen stammende, große Kriegsschiff „Dreadnought“ (Unerschrocken), in welchem jetzt kranke Matrosen Aufnahme und Pflege fanden. Der Anderen verwehrte Zugang wurde mir von Seiten der Direction bereitwilligst gewährt. Einige der Leute waren schon längere Zeit im Hospitale gewesen, und die Schiffe, zu denen sie gehörten, waren abgesegelt. Wie sollten diese Verlaßnen zu ihren rückständigen Gagen gelangen und woher nach ihrer Entlassung die

nöthigsten Hülfsmittel bekommen? Durch Vermittelung der „Heimath" wurde Vielen nicht nur zu ihrem Rechte verholfen, sondern auch ein Schiff verschafft, das mit ihnen gen Osten fuhr. —

Ein Europäer macht sich kaum eine Vorstellung von den Schwierigkeiten, die ein Missionar zu überwinden hat, welcher in einer heidnischen Sprache die göttlichen Heilsgedanken ausdrücken will. Um so größer jedesmal die Freude, wenn ich mit solcher Wirkung hatte reden können, daß ich endlich die Frage hörte: „Was soll ich thun, daß ich selig werde"? — Einer in der Zahl jener Laskars war endlich genesen, und hatte die Aussicht, die Seinen wieder zu sehen. Da klopfte er an des Padre's (so nannte man mich gemeiniglich) Thür, fiel mir unter Thränen zu Füßen, wie nur ein Orientale dieß versteht, und rief aus: „O Padre, laßt mich nicht fortgehen! Nehmet mich als euren Diener auf. Geld und Kleider bedarf ich nicht. Gebet mir nur etwas Brod, und — unterrichtet mich. Ich muß ja ein Christ werden!" Dem Missionar that das Herz wehe; wie gern hätte er in längerer Behandlung den heiligen Funken zur Flamme angefacht. Aber er mußte auch diesen Mann, wie so viele Andere, in die Ferne ziehen lassen, unter herzlichem Gebet und mit dem Worte des Lebens, welches er wenigstens lesen gelernt hatte. — Unter andren Kranken war dort auch ein Araber, dessen Aeußeres sich von demjenigen aller Glieder dieses Volkes, die ich bisher gesehen, unterschied. Der sechs Fuß hohe Mann, mit den Muskeln eines Simson, trug nämlich oben auf seinem geschorenen Haupte einen kleinen Zipfel Haare. Auf meine Frage, ob er Hoffnung habe, dereinst den Himmel zu gewinnen, wieß er mit der Hand nach jenem wohlgepflegten Fleck seines Kopfes, und fügte hinzu: „Wenn ich gestorben und begraben bin, so wird drei Tage nachher der Engel Gabriel zu meinem Grabe kommen, an dem Haarbüschel mich emporheben und nach meinem Namen fragen, alsdann nach dem meines Propheten, endlich auch Gottes, welchen ich anbete, darnach aber mich versetzen in das glückselige Paradies." Ich habe mich später überzeugt, daß dieser Araber eine große Zahl seiner Glaubensgenossen repräsentire. Größere Freude hatte ich an einem Africaner, welcher in Sierra Leone den Herrn Jesum gefunden hatte, ein würdiges Mitglied der Wesleyanischen Gemeinschaft. Wie himmlische Musik klang mir sein freudiger Preis aller erfahrenen Gottesgnaden. Sein Vater und er nebst 200 Andren waren auf einem portugiesischen Schiffe als Sklaven fortgeführt, durch die englische Flagge befreit 2c. Als ich einmal jenes Mannes erwähnte, welcher seine Hoffnung auf den Haarbüschel setzte, bemerkte dieser Neger: „Gerade so machens die Meisten. Die Einen hoffen selig zu werden durch ihr Beten, die Anderen, durch ihre Werke, und wieder Andere, weil sie fleißig lesen in dem Buche der Bücher. Sie könnten sich ebenso gut auf den Haarbüschel verlassen, als auf irgend Etwas in der Welt, außer allein auf den gebenedeieten Namen Jesu, auf Ihn selbst!" —

Wie Vielen, die sich im fremden Lande, auf ihrem Kranken- und Schmerzenslager so verlassen fühlten, mit denen sich weder Arzt noch Pfleger verständigen konnten, ist hier in den trauten Klängen ihrer Heimath das himmlische Trostwort nahe getreten! wie manchem sterbenden Fremdlinge ist die Heilands-Stimme, welche dem Tode gebietet, hier ans Herz gedrungen! Denn immer und überall

will dieser Missionar nur Eines wissen, nämlich Christum den Gekreuzigten und Auferstandenen, den Erlöser der Sünder.

Doch die eigentliche Werkstätte der auf jene Kinder des Ostens gerichteten treuen Liebe ist und bleibt die „Asiatische Heimath" in London. Und diese übet jetzt seit 16 Jahren eine weithin fühlbare Anziehungskraft. Nach diesem Hause blicken sie schon von der heimischen Küste und Insel aus. Herabgekommene Große, selbst von königlicher Herkunft, welche zur Wiedererlangung des Verlorenen die Hauptstadt Großbritanniens aufsuchen, rechnen im Voraus auf das Londoner Home und auf seine nach allen Seiten hin wirksamen Beziehungen. Und Seefahrer von Honolulu oder Manila, von Rangun oder Calcutta, welche in Liverpool, Glasgow u. a. O. gelandet sind, eilen auf der Eisenbahn dahin oder, wenn mittellos, wandern sie zu Fuße demselben Ziele entgegen. Andere werden durch englische Consuln von ausländischen Häfen nach diesem Verkehrscentrum geschickt.

Zur Charakteristik der hier geübten Wirksamkeit nennen wir nur die für die Asiaten regelmäßig gehaltenen Bibelstunden (Bible-classes). Die nach freiem Belieben Theilnehmenden machen es dabei manchmal nöthig, daß in drei verschiedenen Sprachen der gewählte biblische Abschnitt verlesen und kurz gedeutet wird — allerdings eine etwas ermüdende Procedur, welche indeß bisher nicht ungesegnet geblieben ist. Den Mohammedanern wohnet eine entschiedene Abneigung bei gegen alle für sie besonders berechneten Andachten. So war einmal das Haus für einen hindostanischen Gottesdienst geöffnet; aber aus Vorurtheil, oder Scheu vor christlichem Einfluß, oder aus Furcht vor den Glaubensgenossen, fand sich Niemand ein. Da wurde aber in Zusammenhang mit ähnlichen über ganz London hin angeordneten Meetings eine Zeitlang zur Mittagsstunde eine tägliche Gebetsversammmlung gehalten, in welcher sich viele jener Fremdlinge einfanden, weil sie nicht speciell für sie bestimmt war. Salter hat für manches hindostanische Gebet nachher den Dank der dabei anwesenden Mohammedaner empfangen. Und es mag seltsam klingen: aber es gehört zu den häufigeren Erfahrungen, daß Indier, auch der gebildeten Classe angehörige, eigens darum bitten, daß in dem christlichen Gebete ihrer insbesondere gedacht werde.

Eine interessante Erscheinung bilden die zahlreichen sowohl indischen als chinesischen Apotheker und Dolmetscher, welche kürzer oder länger in der „Heimath" logiren. Als Begleiter von Kulie's sind sie nach Westindien gesegelt, und besuchen auf dem Heimwege London. Diese Männer haben sämmtlich eine vorzügliche Ausbildung erhalten, theils in Regierungs-, theils in Missionarsschulen. „Unter ihnen allen habe ich" — sagt Salter — „auch nicht Einen gefunden, welcher die uralte Religion seines Vaterlandes dessen werth achtete, daß für ihre Erhaltung noch ein Kampf gewagt werde. Einige derselben, die ich kennen gelernt habe, waren gottesfürchtige, ernst christlich gesinnte Männer; aber in keinem einzigen Falle habe ich an dem Besuche eines der in einer Regierungsschule erzogenen Christen Freude haben können. Durchweg waren die Letzteren ungläubig und gottlos, und ihrer Unwissenheit in den Wahrheiten des Evangeliums entsprach ihre Gesinnung und ihr Wandel." Dieses wird durch ein

paar Lebensbilder illustrirt, welche denkwürdig, aber auch eben so betrübend sind. Jedoch werden uns von der andren Seite um so erfreulichere Beispiele von solchen Jünglingen vorgeführt, welche, unter ihrem Volke namentlich auch als Lehrer ein gutes Ferment zu werden versprachen. —

Die sehr interessante Schilderung, einer christlichen Frau von Honolulu, und auch zweier Chinesinnen, müssen wir hier übergehen, können aber nicht umhin, folgende Stelle aus Salter's Buche (S. 107 f.) mitzutheilen: „Nicht Wenige finden nach London ihren Weg von weit entlegenen Inseln her, wohin noch niemals ein Missionar seinen Fuß gesetzt hat und unter ihnen sind auch solche, deren Beschaffenheit an den wildesten Naturstand grenzen. Nun reicht freilich mein geringes Wirken nicht an den hohen Beruf eines eigentlichen Heidenboten, so sehr ich mich auch der Theilnahme aller Missionsgesellschaften zu erfreuen habe. Aber vielleicht wirke ich an einem Theile dazu mit, daß Andere auf diesem oder jenem Eilande von Christo zeugen. Hierbei gedenke ich namentlich eines gewissen Ben Block, eigentlich Iraboona genannt, eines Eingebornen von der Insel Hope, zur Gruppe der Kingsmill=Islands gehörig. Diese Gruppe findet sich bis jetzt auf wenigen Karten (?); die erwähnte Insel ist die kleinste derselben. In der Sprache derselben ist bisher noch kein Buch gedruckt worden; und die Bewohner befinden sich noch ungestört in ihrem heidnischen Zustande. Im J. 1839, als eine nordamericanische Expedition diese Gruppe berührte, traf man inmitten der Eingeborenen einen Irländer, Namens Adams, welcher 19 Jahre dort zugebracht hatte, ohne je einen Europäer zu sehen. Vier Gottheiten werden auf diesen Inseln verehrt; Wanigain, Tabu=iriki, Itivini und Itetuapra, von welchen die zwei erstgenannten weibliche sind. Jedoch werden sie auf den verschiedenen Inseln ungleich verehrt, wie denn der oben genannte Ben nur zwei derselben anerkannte. Er war in London so lange Zeit unser Hausgenosse, daß ich von ihm lernte ein wenig in seiner Sprache zu reden. So bin ich der erste Missionar, welcher jene Sprache geredet und Einiges von christlicher Wahrheit in ihr vorgetragen hat. Die Sprache ist der malayischen verwandt. Ich durfte in seiner eingenen Mundart ihm bezeugen, daß Tabu=eriki nicht Gott sei. Er versicherte, seine Insel werde hoch erfreuet sein, wenn es einen Boten des Evangeliums bekomme. — Gewiß liegt hierin eine Aufforderung, einen Missionar dorthin zu senden. Das Volk ist nicht cannibalisch und sie haben keine Priesterclasse."[1]) —

---

[1]) Der verehrte Autor des „Asiatic in England" befindet sich hier in einem Irrthum. Nicht nur daß die Gruppe der Kingsmill= (oder Gilbert=) Inseln auf allen unsern Karten von Mikronesien sich findet, es ist auch auf ihnen längst das Evangelium verkündet. Unter der Leitung des Amerikanischen Board of Commissioners for Foreign Missions (Boston) ist bereits seit 1852 wesentlich durch Eingeborne von den Sandwichs=Inseln auch auf der genannten Gruppe Mission getrieben. Laut des letzten Jahresberichts des Board arbeiten heute dort außer einem amerikanischen Missionar, der sich allerdings jetzt meist in Honolulu aufhält mit Uebersetzungsarbeiten beschäftigt ist und nur Visitationsreisen nach der qu. Gruppe macht, 4 ordinirte und 5 nicht ordinirte Hawaische Prediger auf den Inseln Apaiang, Tarawa, Butaritari und Tapiteuea, und beträgt die Zahl der vollen Kirchenmitglieder 85. Das bekannte Missionsschiff, der Morning Star (Morgenstern), besucht auch die Kingsmill=Eilande regelmäßig. D. H.

Die Anstalt darf nach 16jährigem Bestehen auf viele sehr erfreuliche Resultate ihrer Wirksamkeit zurückblicken, für welche sie Gott die Ehre giebt. Ihr heilsamer Einfluß wird bezeugt durch die ausnehmende Anerkennung und das große Vertrauen, welches die öffentlichen Behörden Londons dem Hause und seinem unermüdlichen Seelsorger schenken, bezeugt durch die wiederholten Versicherungen der Capitaine, daß die von hier ihnen zugeführten Schaaren von Laskars sich vorzüglich brav gehalten, sowie durch die Freude der letzteren über die menschlichere Behandlung, die sie jetzt erfahren, bezeugt durch die gänzliche Auflösung aller jener 14 Opium-Rauchstuben, Trink- und Spielhäuser, in welchen früher unzählige Fremdlinge an Leib und Seele ruinirt wurden, bezeugt endlich durch den Dank und die Anhänglichkeit so Vieler, welche an entlegenen Küsten, auf fernen Inseln, den Segen dieser unvergeßlichen „Heimath" preisen, als deren Kinder sie den Eindruck von einer, früher nicht geahnten, sittlichen und fröhlichen Gemeinschaft empfangen haben. Wie manches Menschenleben ist durch diese Anstalt gerettet! wie Viele sind vor Verarmung und Bettel bewahrt! An 1300 dürftige Individuen sind hier unentgeltlich beherbergt, versorgt und darnach mit guten Gagen auf Schiffen vermiethet. Welche Ersparnisse haben diese bisher ausgeplünderten Seefahrer hier zurückgelegt! Ueber 16,000 Pfd. St. sind von ihnen an Baarem und an Eigenthum im Lauf der Jahre hier deponirt worden. Wer will aber ermessen, wieviel Ewigkeitssame in die Herzen gestreut und in weite Ferne mitgenommen ist. Vergeblich ist sie nicht gewesen, die Spende von 10,892 N. Testamenten und 72,000 Tractaten in zwanzig verschiedenen Sprachen! Und daß die Tausende von Hindus, Africanern, Maoris, Chinesen, Arabern und Malayen, welche hier dem lebendigen Zeugnisse von dem Heilande lauschten, daheim nicht alle schweigen von dem Gehörten und Gelernten, sondern Mancher mitten in der Finsterniß der Heidenwelt das schwache Licht seiner Erkenntniß scheinen läßt, davon liegen mehrfache sehr merkwürdige Beispiele vor. In dieser verborgeneren Wirksamkeit des Hauses erfüllt sich jenes alte Wort: „Sende dein Brod (den nährenden Samen) übers Wasser, denn nach vielen Tagen wirst du es finden".

Wer London besucht und über den vielen Denkmälern weltlicher Größe, Kunst und Schönheit, welche es in sich birgt, die dortigen, wahrhaft großartigen Stiftungen des Reiches Gottes nicht übersehen möchte, der richte seinen Weg auch nach Strangers Home (West India Dock Road, Limehouse, E), mit der Ueberschrift: Be not forgetful to entertain Strangers (Hebr. 13, 2)!

Das Missionswerk der Brüder-Kirche (1732—1873)[1])

Von Bischof L. Th. Reichel in Berthelsdorf bei Herrnhut.

Zweck dieses Aufsatzes ist nicht, eine erschöpfende Geschichte zu schreiben von der 141jährigen Missionsthätigkeit der Brüdergemeine in der Heidenwelt, sondern in nur kurzem Ueberblick dieses Werk des Herrn zu schildern nach Entstehung, Umfang, Ausdehnung und gegenwärtigem Bestand.

Es ist das Missionswerk von dem ersten Anfang der Brüdergemeine an (1722) so mit dem Wesen und Geist derselben verflochten und so sehr Sache der ganzen Brüderkirche gewesen, daß dieselbe mit Recht eine Missionskirche genannt werden kann. Schrautenbach, der geistreiche Biograph Zinzendorfs, sagte etwa 50 Jahre nach dem Anfang der ersten Missionen der erneuerten Brüderkirche:[2]) „Man würde Mühe haben zu bestimmen, ob in der nachfolgenden Zeit diese Missionen herein" oder hinauswärts mehr ausgetragen haben? In der Gemeinsache sind sie charakteristisch, so vollkommen dem Genio angemessen, daß, wären sie nicht entstanden, so würde man nicht absehen, wie sie nicht täglich noch entstehen müßten. Der Graf und Herr v. Wattewille hatten sie von Jugend auf zum Object gehabt, wie viele dergleichen Plane mehr. Nun kamen sie aber auf eben die zufällige Art zur Wirklichkeit, wie die ganze Sache entstanden war."

I. Missions-Anfänge zu Zinzendorfs Zeit (1732—1760).

§ 1. So wenig es in des Grafen Zinzendorfs Plane lag, da er 1722 die ersten mährischen Exulanten am Fuß des Hutbergs sich anbauen ließ, dort in Herrnhut eine Gemeine zu gründen, aus der einmal eine eigene, freie, selbstständige Kirche entstehen sollte, so wenig hatte er in Bezug auf die Heidenwelt bestimmte vorgefaßte Pläne.

Von ganzem Herzen Antheil nehmend an der von Halle aus durch Professor Francke gepflegten und zunächst durch König Friedrich IV. von Dänemark ins Leben gerufene Missionsthätigkeit der Evangelischen Kirche in Ostindien (Ziegenbalg 1706) und Grönland (Egede 1721) wünschte er, daß auch in dem lieblich aufblühenden Herrnhut sich unter den jüngeren Brüdern welche finden möchten, die Gehilfen bei dieser Arbeit werden könnten. Nach dem großen Abendmahl in der Kirche zu Berthelsdorf, 13. August 1727, der Geistestaufe der Gemeine,[3]) sang er: „Herrnhut soll nicht länger stehen, als die Werke Deiner Hand ungehindert drinnen gehen, und die Liebe sei das Band, bis wir fer-

[1]) Der Herausgeber beabsichtigt nach und nach von jeder der größeren Missions-Gesellschaften eine ähnliche übersichtliche Geschichte zu bringen, die immer zugleich eine Darstellung der leitenden Grundsätze der betreffenden Gesellschaft enthalten soll.

[2]) Der Graf von Zinzendorf und die Brüdergemeine seiner Zeit, dargestellt durch L. C. v. Schrautenbach p. 169.

[3]) Gedenktage der erneuerten Brüderkirche p. 74.

tig — und gewärtig, als ein gutes Salz der Erden nützlich ausgestreut zu werden."

Dieser Wunsch, dem er öfters in seinen Reden an die Gemeine Ausdruck gab, ward 1731 bei einem Besuch in Kopenhagen, bei Gelegenheit der Krönung Christian VI., bestärkt durch die Erzählungen eines Negers Anton, der von der traurigen Lage seiner Schwester, einer Sklavin in St. Thomas, ihm erzählte, die sich darnach sehne, den Weg zur Seligkeit zu finden.[1]) Dieses und die Erstlingsversuche in Grönland theilte er bei seiner Rückkehr der Gemeine mit warmem Herzen mit, und da er nun am nächsten Abend, da die ledigen Brüder singend durch den Ort zogen, mit Magister Schäfer zu ihnen tretend, sagte: „Herr Magister! hier unter diesen Brüdern sind Boten zu den Heiden in St. Thomas, Grönland, Lappland ꝛc. ꝛc.", so machte dies mit besonderer Glaubensfreudigkeit gesprochene Wort nicht nur einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden, sondern wurde ein prophetisches Wort für die ersten Anfänge der Brüder-Mission.

Leonhard Dober aus Münchsroth in Schwaben, ein Töpfer seines Handwerks, damals des Oberältesten Martin Linner Gehilfe in der speciellen Seelenpflege von 111 ledigen Brüdern Herrnhuts und später sein Nachfolger in diesem Amt, und Tobias Leupold, ein Mähre, waren die ersten, die ihren schon länger in der Stille gehegten Trieb, sich zum Missionsdienst unter den Heiden zu melden, schriftlich der Gemeine darlegten. Ihnen folgten bald Matthäus Stach aus Menkendorf in Mähren, und Friedrich Böhnisch aus Kunewalde in Mähren, beide Bauernsöhne, die um des evangelischen Glaubens willen ihr Vaterland verlassen hatten.[2])

Das waren die ersten Missions-Candidaten der Brüderkirche, Leute sehr verschiedener Art von Ziegenbalg und Egede und nach der Meinung der lebendigen Christen ihrer Zeit durchaus nicht befähigt für ein solches Werk.

Doch der König, der sich nicht an Regeln bindet,
Wenn er zuweilen was geschicklich findet,
Hat oft die schwächlichsten von allen Brüdern
Zum Feldzug aufposaunt: wer kann sich widern? (3.)

Die Sache ward indeß nicht übereilt. Ein ganzes Jahr verfloß über der Prüfung ihres Vorhabens, ein Jahr, in dem sie nicht Gelegenheit hatten, in einem Missionshaus oder auf einer Missions-Schule sich weiter auszubilden für ihren Beruf, sondern, wie einst die zu Aposteln berufenen galiläischen Fischer (Joh. 21, 3) ihres täglichen Berufs warten und im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod verdienen mußten.

§ 2. St. Thomas, 1732.

Endlich wurde die Sache im Gemeinrath dem Herrn zur Entscheidung durch's Loos übergeben. Dober zog sich selbst den Spruch: „Lasset den Knaben

[1]) Geschichte der erneuerten Brüderkirche v. C. W. Cröger. Uebersicht der Missionsgeschichte in ihrem ersten Jahrhundert von F. L. Kölbing.

[2]) Evangelische Missionsgeschichte in Biographien. Reinh. Vornbaum. Dritter Band.



ziehen, der Herr ist mit ihm". Leupold dagegen zog das Loos zum Bleiben. Dober erbat sich David Nitschmann, den Zimmermann, zur Begleitung, welcher Frau und Kinder zurücklassend am 21. August 1732 mit ihm die Reise antrat. Mit je 6 Thlr. Reisegeld versehen, wanderten sie über Wernigerode nach Kopenhagen. Ueberall wurden ernste Bedenken geäußert und Schwierigkeiten gemacht; doch Dobers feuriges Naturell und die Festigkeit seines Glaubens siegten. Endlich bekamen sie Gönner und Unterstützung und landeten am 13. Dezember in St. Thomas, wo sie sogleich des Negers Anton Schwester aufsuchten und ihr in gebrochenem Holländisch das Evangelium verkündigten. Nitschmann kehrte im Juli 1733 nach Europa zurück und Dober stand allein, bis er 1734 als Oberältester an M. Linners Stelle nach Europa zurückberufen ward. Er nahm einen Loangoknaben, Carmel Oly, mit nach Europa, welcher im August 1735 in Ebersdorf durch Mag. Steinhofer getauft ward. Einer seiner Taufzeugen war Friedrich Martin aus Ober-Schlesien, welcher 1736 in das Werk des ersten Heidenapostels eintrat, und durch dessen warmes Zeugniß von Christo ein Erweckungsfeuer auf der ganzen Insel entstand, so daß Graf Zinzendorf bei seinem Besuch 1739 schon 670 der ersten Mohrengemeine in Neu-Herrnhut (15. Febr. 1739 eingeweiht) angehörende Mitglieder aufzeichnen konnte.

Von 1741 an machte Fr. Martin Besuche auf der Nachbarinsel St. Jan, doch ward erst 1755 eine feste Station daselbst angelegt.[1])

§ 3. Grönland, 1733.

Die grönländische Sendung verzog sich bis zum Jahr 1733. Matth. Stach wurde im Oct. 1731 unter die Soldaten genommen und kam nur mit Mühe los. Fr. Böhnisch reiste, da es ihm zu lange währte, nach Salzburg. M. Stach bat sich seinen Vetter Christian Stach zum Gefährten aus, und am 19. Jan. 1733 reisten sie ab, von Christian David begleitet. In Kopenhagen ging es ihnen wie ihren Brüdern. „Hat Egede vergebens gearbeitet, hieß es, so wird es ihnen nicht besser gehen". Am 20. Mai landeten sie bei Godthaab, der dänischen Handelsstation.

Ich sah am Strand die Steine,
Und hie und da Gebeine,
Doch keine Menschen nicht.
Wir gingen — wir drei Brüder —
Bekümmert hin und wieder
Um Mitternacht; denn es war Licht.

Sie besuchten sogleich Egede und bauten das erste Haus, eine Rasenhütte, die sie Neu-Herrnhut nannten. Es fehlte nicht an schweren Prüfungen aller Art, Blattern unter den Grönländern, Uneinigkeit mit Egede, Mangel an Lebensmitteln, Krankheit der Brüder.

„Wir wollen aber in dieser Schule, schrieb M. Stach, da wir um die Wette glauben müssen und nichts als Unmöglichkeiten vor uns sehen, verbleiben, bis uns Jesus als Elenden durchhilft, und wollen für nichts sorgen, als wie

[1]) Missions-Atlas der Brüder-Unität mit Missions-Chronik von L. T. Reichel.

wir Ihm gefallen mögen.“ 1734 kamen als Gehülfen Fr. Böhnisch und Joh. Beck.

Noch längere Zeit mußten sie die Erfahrung machen:

Die Herzen sind wie Eisen,
Auf hundert Weisen
Mit Riegeln und mit Schleußen
Sind sie vermacht.

Endlich, Juni 1738, hatte Joh. Beck die Freude, aus dem Munde des Südländers Kajarnak die Frage zu hören: „Wie war das? Sage mir das noch einmal, denn ich möchte auch gern selig werden.“ Am 30. März 1739 ward er nebst seiner Frau und 2 Kindern durch M. Stach getauft.

Die Welt mag immer lachen
Bei unsern Sachen
Und fragen, was wir Schwachen
In Grönland thun.
Wir wollen unsern Nachen
Nicht lassen ruh'n,
Und vor der List des Drachen
Das Haus bewachen
Und Heiden selig machen;
Sie wollen nun! (Böhnisch.)

§ 4. Lappland, 1734, und andere Missions-Versuche.

Zu gleicher Zeit mit der zweiten Aussendung nach Grönland wurde die lappländische Mission als die dritte durch Andr. Graßmann und zwei Begleiter begonnen, welche jedoch sehr bald wieder aufgegeben werden mußte, so wie ihr Versuch, zu den Samojeden an das Eismeer vorzudringen zu keinen Resultaten führte.

Eine Einladung des Kammerherrn von Pleß in Kopenhagen, eine Mähren-Colonie in St. Croix zu begründen, war dem Grafen v. Zinzendorf zwar bedenklich wegen der Vermengung äußerer Aufträge mit dem Missionsberuf, doch überließ er die Entscheidung der Gemeine, die sich dahin aussprach, daß bei der leiblichen Arbeit auch an den Seelen der Neger gearbeitet werden könne. Aus denen, die sich freiwillig dazu meldeten, wurden 18 Personen durchs Loos bestimmt. 4 Ehepaare, 5 verheirathete und 5 ledige Brüder, unter Tobias Leupolds Führung. Im Dezember 1733 gingen sie von Kopenhagen unter Segel, überwinterten in Norwegen und kamen erst im Juni 1734 in St. Croix an. In dieser Wildniß sich niederlassend wurden in kurzer Zeit 10 (darunter auch T. Leupold) das Opfer des ungesunden Klimas. Trotz neuer Verstärkung mußte das Unternehmen bald aufgegeben werden. Die einige Jahre später begonnene eigentliche Missionsarbeit hat jedoch erfreulichen Fortgang gehabt.

Es wurden zehn dahin gesä't
Als wären sie verloren,
Auf ihren Beeten aber steht:
Das ist die Saat der Mohren. (Z.)

§. 5 Süd-Amerika, 1735.

Erfolgreicher waren einige in den damals sehr bedeutenden holländischen Colonien gemachte Missionsversuche. 1735 wurden drei Brüder nach Suriname gesendet zur Untersuchung des Landes und der Gelegenheit, an die Heiden zu kommen. Andere folgten 1739 und ließen sich theils in Paramaribo nieder, von ihrer Hände Arbeit lebend, theils zogen sie an den Rio de Berbice zu den Arawakken, wo sie in einem abgelegenen Winkel der Colonie am Wironjefluß Pilgerhut anlegten. „Es sieht wohl sehr finster hier aus“, schrieben sie, „wir wollen aber zeugen von der Gnade des Heilands, bis Er das Licht aufgehen läßt in dieser dunkeln Wüste. Er gebe uns Muth, nicht müde zu werden, bis er uns mit Seelen erfreut.“ Das geschah nach etwa zehnjähriger Arbeit. Als im October 1748 Theophilus Salomo Schuhmann,[1]) ehemaliger Lehrer in Klosterbergen, in Berbice anlangte, waren bereits 35 Indianer getauft. Er machte bald solche Fortschritte in der Arawakken-Sprache, daß er ohne Dolmetscher Vorträge halten konnte und schrieb eine Sprachlehre und ein Wörterbuch. Er war auch der Mann, um den heftigen Anfeindungen der weißen Einwohner und der Behörden in Berbice mit Weisheit und Erfolg zu begegnen. Die Mission blühte lieblich auf. Selbst von entfernteren Stämmen der Wilden wurden einige als Erstlinge zum Glauben an Jesum gebracht. Von 300 Gläubigen wohnten 1756 200 in Pilgerhut. Durch ansteckende Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln schmolz diese Gemeine in den Urwäldern in den folgenden Jahren sehr zusammen, und auch der begabte und unermüdliche Arawakken-Apostel vollendete 1760 nach 12jähriger gesegneter Arbeit in Folge dieser Seuche seinen Zeugenlauf.

Bei einem Neger-Aufstand in Berbice 1763 wurde Pilgerhut total zerstört. Die an der Saramakka 1757 angelegte Indianerstation Saron ward 1761 von den Buschnegern verbrannt und 1779 ganz aufgehoben. Ephrem an der Corentyn (1759 angelegt) ward seiner ungesunden Lage wegen 1765 weiter stromaufwärts verlegt und Hoop genannt, doch der innere und äußere Segen war gewichen. Schien es auch etliche Mal, als ob auf die lange Thränensaat eine Freudenernte folgen werde, namentlich 1800, da Theodor Schulz die arawakkische Sprache mit bestem Erfolg gelernt hatte und 169 Getaufte in seiner Pflege standen, so mußte dennoch Hoop 1808 ganz verlassen werden. Das war das Ende der Mission unter den südamerikanischen Indianern.

§ 6. Afrika, 1737. Missions-Versuche.

Die ersten Missionsversuche in Afrika wurden 1737 durch Christian Protten, einen Mulatten aus Guinea in seinem Vaterland gemacht. Er hatte nach seiner Taufe in Kopenhagen Theologie studirt und wurde durch Zinzendorfs Vermittelung, vom Mähren Heinr. Huckoff begleitet, an den holländischen Gouverneur von St. Georg de la Mina (Elmina) an die Goldküste ge-

---

[1]) Evangelische Missions-Geschichte in Biographien von J. R. Bornbaum. Vierter Band.

sendet. Sie gingen zunächst zu den Akra-Negern. Huckoff starb bald und Protten wurde zurückberufen. 1756 ging er zum zweiten Mal auf eigene Hand mit seiner Frau, Wittwe des dänisch-westindischen Missionars Freundlich, in sein Vaterland und leitete unter dem Schutz des dänischen Gouverneurs in Christiansberg eine Mulattenschule. 1761 zurückgekehrt ward er 1763 wieder hingesendet. 1767 wurden ihm fünf ledige Brüder nachgesendet, nachdem ihnen ein Stück Land am Rio Volta von dem Directorium der guineischen Companie in Kopenhagen zugesichert war. 1769 folgten noch vier Brüder, doch erlagen sie bald alle dem Klimafieber, ehe noch eine Station im Lande des Königs von Akim errichtet werden konnte.

Seit 1828 hat die Baseler Missionsgesellschaft diese Gebiete besetzt und seit 1847 ist die Norddeutsche Mission östlich vom Volta in gesegneter Thätigkeit.

§ 7. Ein zweiter Missions-Versuch in Süd-Afrika

ward 1737 durch Georg Schmidt aus Mähren gemacht, nachdem er um des Evangelii willen 6 Jahre in Böhmen im Gefängniß geschmachtet hatte. Er ließ sich am Fluß Zonderend unter den Hottentotten nieder, zog dann 1738 weiter in das Land an den Sergeantfluß und baute eine Hütte in Bavianskloof, dem späteren Gnadenthal. Es sammelten sich bald heilsbegierige Seelen um ihn, und nachdem er 1741 eine schriftliche Ordination erhalten hatte, taufte er sieben Erwachsene. Da brachen Verfolgungen aus von Seiten der holländischen Geistlichen, sowie der von Anfang an feindlich gesinnten Bauern. Ein ferneres Taufen ward ihm verboten, und Schmidt, der erste Hottentotten-Apostel,[1]) durfte die weiteren Früchte seiner Arbeit in Gott gethan nicht schauen. 1744 kehrte er nach Deutschland zurück, starb 1785 in Nisky als armer Tagelöhner. Der von ihm 1738 gepflanzte Birnbaum blühte und grünte noch lange nach Erneuerung der südafrikanischen Mission, reiche Früchte tragend, als Sinnbild seiner treuen Heidensaat. Herrlich hat sich seitdem erfüllt, was Zinzendorf am 16. September 1745 im Glauben sang:

O wie so milde
Wohnt sich's im Gewende:
Zonderende
Auf Sergeants Gefilde!
Dein Pfeil
Macht Kaffern wund und heil. (Jes. 49, 2.)

§ 8. Auch in Nord-Afrika wurden Versuche gemacht, dem Evangelio Bahn zu bereiten, die, wenn sie auch zu keinen bleibenden Resultaten führten, doch ein Zeugniß ablegen von dem Zeugentrieb, der die Gemeine durchwehte. Es genüge hier nur kurz zu erwähnen den von Abr. Ehrenfried Richter, früher Kaufmann in Stralsund, in höherem Alter 1740 unternommenen Spaziergang nach Algier, wo er fünf Monate lang den dortigen Christensklaven den Trost

[1]) s. Evangelische Missionsarbeit in Süd-Afrika von Dr. Wangemann. Theil 1. p. 95 ff.



des Evangeliums brachte, bis die Pest ihn hinwegraffte; und des Medicus Hocker Aufenthalt in Cairo 1752—54 und 1756—61. — 1768—1782 machte Hocker einen dritten Aufenthalt in Cairo, wo er 1782 starb, als Arzt vielfach geschätzt. Sein Gefährte Danke hielt sich wiederholt unter den Kopten in Behnesse auf, von ihnen hoch geachtet; Antes war 13 Jahre in Egypten, Wieniger 9 Jahre. Erst 1783 wurde diese Mission, wo elf Brüder vergeblich gearbeitet, ganz aufgegeben. Doch fehlte es nicht an einzelnen erfreulichen Früchten, wie z. B. die Bekehrung eines türkischen Aga, die mit Dank gegen den Herrn zu erwähnen sind.[1])

§. 9. Asien, 1740.

Ein von Dr. Eller und David Nitschmann jr. gemachter Versuch, den Cingalesen das Evangelium zu bringen, wozu die holländisch-ostindische Compagnie die Erlaubniß gegeben, ward durch die Feindschaft eines neu eingetretenen Gouverneurs schon im nächsten Jahr gewaltsam zu Ende gebracht. Doch hatte Zinzendorf die Freude, einen in Ceylon erweckten Malabaren 1746 in Marienborn taufen zu können, Samuel Johannes, welcher später in Bethlehem in Pennsylvanien entschlafen ist.

§ 10. Nord-Amerika.

Erfreulicher waren die in diese Zeit fallenden Missions-Anfänge unter den Indianern Nord-Amerikas, die mit der Geschichte von Bethlehem eng verbunden sind. Während in Europa erst die Gemeine in Herrnhut (von 1732 an), dann die um Zinzendorf nach seiner Verbannung aus Sachsen (1736) gesammelte Pilgergemeine das Centrum der Missionsthätigkeit war, ward in Amerika die Gemeine Bethlehem (1742 organisirt), ein zweites Centrum ausgebreiteter Missionsthätigkeit, an 20 Jahre zumeist unter Spangenbergs Leitung.

Als Pilgergemeine eingerichtet, mit gemeinschaftlicher Haushaltung, waren alle Mitglieder dieser Gemeine bereit als Fischer im Lande ringsumher unter den eingewanderten Deutschen, sowie den verschiedenen Indianerstämmen das Netz des Evangelii auszuwerfen und die allmählig sich bildenden lutherischen und reformirten Gemeinen mit Wort und Sacrament zu bedienen, bis durch Mühlenberg 1645 und Schlatter 1747 eigne kirchliche Organisationen gemacht waren. Die zwei Meilen nördlich angelegte Mähren-Colonie Nazareth sollte als Patriarchenplan durch Ackerbau und Viehzucht die für den großen Haushalt nöthigen Mittel liefern zur Beköstigung und Bekleidigung von (1755) mehr als 1000 Personen. Das ist auch geschehen bis 1762 und trotz aller Anfechtungen von Außen wirklich Großes geleistet worden in den Wildnissen Pennsylvaniens.

§ 11. Die Indianer-Mission, 1740.

Es würde zu weit führen, die an Freuden, mehr aber noch an Leiden so reiche Geschichte der Indianer-Mission in den englischen Colonien, resp. Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, hier näher schildern zu wollen.[2]) Sie hat von Anfang an einen ganz andern Gang gehabt, als jede andre Mission, da sie in

[1]) s. Uebersicht der Missions-Geschichte von Kölbing. 2. Heft. — [2]) s. Missionsgeschichte in Heften. III, der rothe Mann. Evang. Bücher-Verein in Berlin.

der Nähe der erst entstehenden amerikanischen Brüdergemeinen begründet, an 20 Jahre innerlich und äußerlich auf das nächste mit ihnen verbunden war. Bis 1762 gehörte die ganze Indianer-Mission äußerlich zur Bethlehemer Oekonomie, welche für ihre Bedürfnisse sorgte. Die Leiter derselben, zugleich die geistlichen Oberhirten, Männer wie Spangenberg, Petr. Böhler, Cammerhof u. a., auf Univertäten gebildete Theologen, waren vielfach mit der Mission beschäftigt und machten oft Besuche dort, doch waren sie nicht die eigentlichen Missionare.

Der erst Indianer-Missionar war Chr. Heinr. Rauch, der 1740 in einem von Delawaren und Mahikandern bewohnten Indianerdorf Schekomeko, im Staat New-York, sein erstes Zeugniß von der Gnade im Blute Christi ablegte. Von der Reise ermüdet, legte er sich in Tschoops Hütte nieder und schlief. Diese seine Sorglosigkeit machte einen tiefen Eindruck auf des rothen Mannes Herz, er dachte dem gehörten Worte weiter nach und ward durch die Macht des Wortes vom Kreuz ein Kind der Gnade.[1]) Andere folgten, und 1742 konnte Graf Zinzendorf dort eine Gemeine organisiren, die in wenig Jahren 61 erwachsene Getaufte zählte. Aber durch die Feinde des Evangeliums wurden sie bald verdrängte und 1746 nach Pennsylvanien vertrieben.

Filiale von Schekomeko, die länger bestanden, waren Pachgatgoch in Connecticut, von 1743—62 und Wachquatnach, 1746—53. Zwei im Jahr 1859 von der Moravian Historical Society errichtete Monumente zeigen nun die Stätte, wo vor 100 Jahren Indianer gelebt und um ihres Glaubens willen geliten haben. Die aus Schekomeko gewaltsam vertriebenen gläubigen Indianer fanden Zufluchtsstätten in Pennsylvanien, erst in Friedenshütten bei Bethlehem, und dann in dem am Einfluß der Mahoni in die Lecha in einer, von

[1]) Nach seiner Taufe gab Tschoop folgende bekannte Erklärung, die für die Missions-Methode der Brüdergemeine wichtig und folgenreich geworden ist.

„Brüder, sagte er, ich bin unter den Heiden alt geworden, weiß also wohl, wie es mit den Heiden ist. Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns lehren, und fing an uns zu beweisen, daß ein Gott sei. Da sagten wir: Ei, meinst du denn, daß wir das nicht wissen? Gehe nur wieder hin, wo du hergekommen bist. Ein andermal kam ein Prediger und wollte uns lehren: Ihr müßt nicht stehlen, nicht saufen, nicht lügen u. s. w. Wir antworteten ihm: Du Narr! denkst du denn, daß wir das nicht wissen? Lerne das erst selbst und lehre die Leute, zu denen du gehörst, daß sie das nicht thun. Denn wer säuft, stiehlt, lügt mehr als deine eigenen Leute? Und so schickten wir ihn fort.

„Nach einiger Zeit kam Christian Heinrich zu mir in meine Hütte und setzte sich zu mir. Der Inhalt seiner Rede an mich war ungefähr dieser: Ich komme zu dir im Namen des Herrn des Himmels und der Erde; der läßt dich wissen, daß er dich gern selig machen und aus dem Elende reißen will, indem du liegst. Er ist zu dem Ende Mensch geworden, hat sein Leben für die Menschen gegeben und sein Blut vergossen &c. Er legte sich darauf in meiner Hütte auf ein Brett und schlief ein, denn er war müde von der Reise. Da dachte ich: Ei, was ist das für ein Mann? Er liegt da und schläft so sanft. Ich könnte ihn ja gleich todtschlagen und in den Wald werfen; wer würde darnach fragen? aber er ist ohne Sorgen. Seine Worte fielen mir immer wieder ein, und wenn ich auch einschlief, so träumte ich von dem Blute, das Christus für uns vergossen. Da dachte ich: Das ist etwas anderes, und verdolmetschte den andern Indianern die Worte, die Christian Heinrich noch ferner mit uns redete.

„So ist die Erweckung unter uns durch Gottes Gnade entstanden. Daher sage ich euch: „Brüder predigt den Heiden Christum und sein Blut und seinen Tod, wenn ihr unter ihnen wollt Segen schaffen".

weißen Ansiedlern noch fernen Gegend neuangelegten Missionsposten Gnadenhütten (1746), wo sie unter Martin Macks treuer Leitung an 9 Jahre ein geruhiges und stilles Leben führen konnten und die Gemeine der Gläubigen bis auf 600 Seelen wuchs. 1755 brach ein Krieg zwischen den Engländern und Franzosen aus, der bis 1762 währte. Die Indianerstämme wurden mehr oder weniger hinein verwickelt, und die Neutralität der Brüder und ihrer christlichen Indianer ihnen zum Verbrechen gemacht. Am 24. Nov. 1755 in der Abenddämmerung wurde das einzeln stehende Missionshaus von wilden Indianern überfallen, und 10 Personen nebst einem Kind theils ermordet, theils mit dem Haus verbrannt. Die Indianergemeine flüchtete nach Bethlehem, in dessen Nähe Nain, 5 Jahre lang, 1757—62, ein Ruheplätzchen war, wo die Gemeine wachsen und sich bauen konnte. 1763 beim Wiederausbruch eines Wildenkrieges wurden die christlichen Indianer wieder zur Flucht genöthigt und über ein Jahr in den Baracken in Philadelphia in Sicherheit gebracht. 56 derselben starben dort am Fieber und an den Pocken.

1765 begannen die Wanderungen der Indianergemeine durch Nordwest-Pennsylvanien bis nach Ohio hin. Friedenshütten, Friedensstadt und andere Posten wurden in den Wäldern angelegt, mußten aber bald wieder verlassen werden, bis endlich in Ohio am Muskingum 1772 drei Stationen angelegt werden konnten, die lieblich innerlich und äußerlich gediehen und zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. David Zeisberger, der schon 20 Jahre in der Indianer-Mission vielfach thätig gewesen war, war von 1763 an ganz eigentlich der Indianer-Apostel, der unerschrockene Prediger, der Freund und Rathgeber der von allen Seiten her bedrängten christlichen Indianer, der Begründer von 10 Stationen, der Begleiter auf der zwölfjährigen Flucht bis hin nach Canada, wo 1792 Fairfield angelegt ward. So sehr seine Friedensbotschaft auch Eingang fand bei den Söhnen der Wildniß, die ihn als Vater liebten und ehrten, hatte er doch den Schmerz, seine vieljährige treue und gesegnete Arbeit immer wieder gewaltsam vernichtet zu sehen, so namentlich 1782, da 96 von den nach Sandusky geflüchteten Indianern, die ihr auf den alten Plätzen am Muskingum im Feld stehen gebliebenes Welschkorn holen wollten, von einer Rotte der Mission feindlicher Weißen überfallen und grausam abgeschlachtet wurden.[1]) Von diesem Schlag hat sich die Mission nie erholt. Nachdem die Regierung der Vereinigten Staaten der Brüdermission ein bedeutendes Stück Land, da wo die früheren Gemeinen gestanden, geschenkt hatte, ward 1798 unter Zeisbergers Leitung die Station Gosen angelegt, die jedoch nach manchen schweren Erfahrungen 1821 verlassen werden mußte. Dav. Zeisberger vollendete dort seinen Zeugenlauf am 17. November 1808 nach 63jährigem Missionsdienst, 87 Jahr alt. Bald nachher kehrte John Heckewelder nach bald 40jährigem Missionsdienst zu wohlverdienter Ruhe nach Bethlehem zurück.

Noch sei kurz erwähnt, daß die 1815 in Canada angelegte Station New-Fairfield noch besteht, aber an Zahl sehr geschmolzen ist, seit 1837 ein Theil der Delaware-Gemeine nach Kanzas auswanderte, wo in New-Westfield noch ein

---

[1]) s. Bilder zu den Werdauer Missions-Blättern — Leipzig. — Leben David Zeisbergers von J. J. Heim und von Ledderhose.

Theil ihrer Nachkommen in der Pflege der Brüder sich befinden. Die Indianer-Mission ist stets das Schmerzenskind der Brüder-Missionsarbeit gewesen.

Um so erfreulicher haben sich die Westindischen Missionen entwickelt, von denen folgende drei noch in der ersten Zinzendorf'schen Zeit begonnen sind.

§ 12. St. Croix, 1740.

Nachdem Friedr. Martin von 1740 an gelegentliche Besuche in St. Croix von St. Thomas aus gemacht hatte, wurde seit 1744 die Missionsarbeit auf der Plantage Princeß sehr erfolgreich betrieben. Am 12. Juli wurden die vier Erstlinge getauft und 1745 konnten schon 6 Nationalgehilfen angestellt werden, unter denen sich besonders Nathanael auszeichnete, der, sowie Cornelius in St. Thomas, nach gethaner Arbeit manche Nacht dazu verwendete, seinen Landsleuten das Heil Gottes in Christo mit warmem Herzen anzupreisen und das Verlangen nach weiterer Belehrung rege zu erhalten. An solcher ließ es Fr. Martin der treue Zeuge nicht fehlen, bis er 1750 seinen Zeugenlauf in La Princeß vollendete, wo noch heute sein Grab von den Negern hoch in Ehren gehalten wird. Georg Ohrenberg, von Nazareth hingesendet, führte das von Fr. Martin begonnene Werk in gleichem Geiste weiter. Die Zahl der Gläubigen mehrte sich und die Bedrückungen hörten auf und auch in den höchsten Regierungskreisen wurde diesem Werk des Herrn Anerkennung nicht versagt. Ueber den inneren Stand des Werkes sagt N. Seidel bei einem amtlichen Besuch 1753: „Mir hat das Herz gelebt, als ich dieses Werk mit Augen gesehen habe. Herzlich hab ich dem Heiland gedankt, daß ich das Glück gehabt, zehn Wochen unter ihnen zu sein. Zehn Jahre sollten wir nicht lange unter ihnen deuchten".

1755 wurde Friedensthal nahe bei der Hafenstadt als erste Missionsstation angelegt. 1771 Friedensberg am West-Ende als die zweite und 1805 als dritte Friedensfeld in der Mitte der Insel.

Auch in St. Thomas ward 1771 eine zweite Station, Nisky, errichtet und in St. Jan 1753 Bethanien und 1783 Emmaus angelegt.

Die Oberaufsicht über das Werk der Brüder auf den drei dänischen Inseln führte 1762—84 der frühere Indianer-Missionar Martin Mack, seit 1770 Bischof der Brüderkirche. — In den ersten 50 Jahren (1732—1782) waren 8833 Erwachsene und 2974 Kinder getauft worden und Gnade und Wahrheit waltete auf herzerquickende Weise in den sechs über 8000 Mitglieder zählenden Negergemeinen von Dänisch-Westindien.

In Englisch-Westindien gehört die Blüthezeit der Mission einer späteren Periode an.

§ 13. Jamaica, 1754.

Auf den Wunsch einiger christlicher Pflanzer, die der Mission ein Grundstück, Carmel, schenkten, ward 1754 hier der Anfang gemacht. Die Predigten von Caries fanden Eingang, wie unter den Schwarzen, von denen in drei Jahren 77 getauft werden konnten, so auch unter den Weißen, so daß noch auf mehreren Außenplätzen gepredigt werden mußte. Später nachgesendete Brüder störten durch allzu gesetzliche Methode in der Lehre und in der Behandlung der Neger das Werk des Herrn, und wenn auch durch Fr. Schlegels evangelische

Zeugnisse (1764—70) ein neues Feuer entbrannte, so war doch des Herrn Stunde noch nicht gekommen, und Jahre lang glimmte es nur noch unter der Asche unter einer sehr kleinen Zahl von Bekennern. 1800 zählte die Gemeine in Bogue 190 und in Mesopotamia nur 40 Seelen.

§ 14. Antigua, 1756.

Auch hier war der Missions-Anfang ein sehr kleiner und wenig versprechender. Nach achtjähriger Arbeit des Br. Samuel Isles (1756—64) bestand die kleine Negergemeine in St. Johns nur aus 14 Seelen. Auch seine Nachfolger arbeiteten dem Anschein nach vergeblich; doch bald sollte auf die Thränensaat eine reiche Freudenernte folgen. 1769 trat Peter Braun in dieses Feld und arbeitete bis 1791 mit großem Segen, besonders 1772, da als Segensfrucht eines heftigen Orkans eine allgemeine Erweckung unter den Negern entstand, die sich über die ganze Insel verbreitete, so daß die Gemeine in St. Johns bald 2000 Glieder zählte. Dieß war die Veranlassung, eine zweite Station, Bayleyhill, im Süden der Insel 1774 anzulegen, die später nach Gracehill verlegt ward. Bald war diese zweite Negergemeine nicht minder zahlreich als die erste. Das Werk des Herrn wuchs so schnell, daß die Missionare die Arbeit oft kaum zu bestreiten vermochten. Oefter wurden 30—50 Personen auf einmal getauft, die bei aller Bedrückung von Seiten der Plantagenverwaltung durch ihren dem Evangelio gemäßen Wandel von der Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung Zeugniß ablegten, was allgemach auch von den Regierungsbehörden und Plantagenbesitzern anerkannt ward. Einer derselben bezeugte beim Begräbniß eines seiner Sclaven: „Seines Gleichen an Treue und an jeder andern Tugend wird man keinen auf der ganzen Insel finden, und wenn der allmächtige Gott die Thore des Himmels irgend Einem öffnet, so thut Er es gewiß diesem alten ehrwürdigen Neger“. 1796 ward die dritte Station Gracebay errichtet, wohin sogleich 1200 Mitglieder der beiden andern Negergemeinen gewiesen wurden.

§ 15. 1760. Zinzendorfs Heimgang.

Die reiche Freudenernte der „Saat der Mohren“ in Antigua und St. Croix gehört eigentlich erst in die nächste Periode. — Graf Zinzendorf hat sie nicht mehr erlebt. Er vollendete seinen Zeugenlauf in Herrnhut den 9. Mai 1740.[1]) Einer seiner Mitarbeiter, Gottfr. Clemens, sprach das sehr wahre Wort: „Die gegenwärtige Zeit erkenne es oder sie erkenne es nicht, so wird doch die Nachwelt nicht verschweigen, daß es dieser Knecht Christi gewesen sei, dem der Heiden Seligkeit, und daß aller Welt Ende das Heil Gottes sehen möge, Tag und Nacht am Herzen gelegen habe“.

Fehlte es in seinen Jahren gleich nicht an manchen Nöthen auf dem Missionsgebiet, politischen Bedrängnissen der Indianergemeinen in Nord- und Süd-America, oekonomischen Nöthen in der Heimath, Verlust des Brüderschiffes Irene durch einen französischen Kaper 1757, so hatte er doch noch die Freude,

---

[1]) s. Zinzendorfs Leben und Charakter von J. W. Verbeck.

das stetige Wachsthum in der älteren Mission wahrnehmen zu können und 1758 die Anlage einer zweiten Station in Grönland, Lichtenfels, befördern zu helfen!

Uebrig's Bedenken ist wahrlich nicht gut.
Nach Grunde fragen, im Glauben wagen,
Machet uns fähig zu thun und zu sagen,
Was sonst kein andrer Mensch saget und thut:
Uebrig's Bedenken ist wahrlich nicht gut.

Das war ganz eigentlich das Motto Zinzendorfs und seiner Brüder bei den mancherlei Anfechtungen und Hindernissen, die ihnen in der Heimath und in der Heidenwelt entgegentraten, und bei zum Theil sehr gewagten Unternehmungen, wo, wie uns scheinen möchte, Luc. 14, 28 zu wenig beachtet ward. Mit dem Apostel Paulus konnte Zinzendorf sagen: „Ich bin oft gereiset, ich bin in Gefahr gewesen zu Wasser, (z. B. 1739 Reise nach Westindien) „in Gefahr unter den Heiden (1742 drei Indianer-Reisen), in Mühe und Arbeit u. s. w." 2. Cor. 11, 26—28.

Mit Recht steht auf dem Grabstein des Grafen von Zinzendorf sowohl in Bezug auf seine Wirksamkeit in der Brüder-Unität und in der Christenheit überhaupt, als auch namentlich in Bezug auf die Anregung, die er gegeben zu Begründung des Missionswerkes der Brüderkirche, das Schriftwort:

„Er war gesetzt, Frucht zu bringen,
Und eine Frucht, die da bleibe".

(Forts. folgt.)

Literatur.

Geschichte der indischen Religion im Umriß dargestellt von **Paul Wurm**, theol. Lehrer am Missionshaus in Basel (Basel, Bahnmaier's Verlag 1874).

Nicht ohne ein gewisses Vorurtheil sind wir an das Studium obigen Buches gegangen, und wir gestehen es, sogleich der Titel ist geeignet Bedenken zu erregen. Eine Geschichte der unter allen Culturvölkern als ungeschichtlichste Völkergruppe bekannten Hindus zu schreiben und zwar nicht eine Geschichte ihrer äußern Erlebnisse, nicht eine politische Staatengeschichte, sondern des innersten Lebensgebietes, eine Religionsgeschichte, ist eine gewagte Aufgabe, selbst wenn nur ein Umriß versprochen wird. Es kann die Bedenken nur erhöhen, wenn bei einer so zerklüfteten Völkergruppe einheitlich von „indischer Religion" gesprochen wird.

Nach der Vorrede ist die Arbeit praktischen Bedürfnissen entsprungen und will praktischen Zwecken dienen. Es mangelte dem Verfasser beim Unterricht in der indischen Religionsgeschichte an einem Handbuch, an einer Uebersicht der durch die Indologie gewonnenen wissenschaftlichen Resultate. Die Fachgelehrten sind auf der ganzen Linie mit Detailforschungen beschäftigt, denn es handelt sich

noch immer und wol auf lange hinaus um Mehrung und Sichtung des grundlegenden Einzelmaterials, die Zeit der Zusammenfassung ist offenbar noch nicht gekommen. Es steht nicht anders, vielmehr noch bedenklicher mit der indischen Literaturgeschichte und doch hat Professor Weber schon 1852 seine akademischen Vorlesungen darüber veröffentlicht, freilich mit dem Motto: Nil desperari — auch hier wird es tagen!"

Indeß die indischen Missionare bedürfen solcher Uebersicht und können nicht warten, bis die Wissenschaft zu abschließenden Resultaten gekommen ist, auch die Theologen der Heimat — und nicht blos die Missionsfreunde unter ihnen brauchen solche erneute Fühlung mit den Orientalisten, damit endlich veraltete und als falsch erwiesene Anschauungen in dem Gebiet der allgemeinen Religionsgeschichte aus den theologischen Werken verschwinden und nicht mehr von den Kanzeln und in Vorträgen gehört werden. Solchen Ballastes ist mehr als gemeinhin geglaubt wird und fehlt auch nicht in theologisch-orientalischen Standart-Werken wie Wuttke's Geschichte des Heidenthums, die theologischer Seits so sehr überschätzt ist, obgleich sie an einer oft unzutreffenden dogmatischen Schematisirung leidet. Es ist die natürliche Folge der kühlen, ja ablehnenden Haltung unserer theologischen Fakultäten gegen die Forderung der Vertretung der Missionswissenschaft an den Universitäten: eine Vernachlässigung der entfernteren Grenzgebiete. Die sehr dankenswerthe, doch immer nur gelegentliche und daher mehr dilettantische Beschäftigung einiger theologischer Professoren vermag die einmal erhobene Forderung nicht mehr zu unterdrücken. Wie kühn fordern andere Disciplinen eine Vertretung, sogar einen eignen Goethe-Lehrstuhl in Straßburg (Mag. für Lit. des Ausl. 1872) und erlangen mit der Zeit Concessionen! Unter der zu großen Bescheidenheit möchte doch endlich auch die theologische Wissenschaft leiden. Nun bis der Ruf gehört ist, sind die theologischen Lehrer der Missionsseminare die nächstberufenen Vertreter, doch wird man ihnen zu gut rechnen müssen, daß sie unter ungünstigeren Verhältnissen arbeiten, gewöhnlich überlastet von den Anforderungen der heimischen Missionsgemeinde keine akademische Arbeitsmuße haben und keinem Auditorium klassisch geschulter Studirender vortragen dürfen, welche Nachtheile auch durch die directen Beziehungen zum Missionsfelde nicht ausgeglichen werden.

Das vorliegende Werk ist nun eine höchst erfreuliche Darlegung, wie die Lehrer am Missionsseminar zu Basel ihre Aufgabe erfassen und erfüllen, und daß an die Seminaristen nicht geringe Anforderungen gestellt werden. Es behandelt nach einer orientirenden, knapp gehaltenen Einleitung über Land und Leute und einer kurzen geschichtlichen und literarischen Uebersicht in vier Abschnitten: 1) die Religion der Veda-Lieder, 2) den älteren Brahmanismus, 3) den Buddhismus und 4) den neueren Brahmanismus. In einem Anhange werden die indischen Mischreligionen und der dämonische Bhutendienst berührt.

Wir konnten uns nicht versagen, mit dieser neuesten Schrift eines Theologen über die indische Religionsgeschichte die älteste vor mehr als 200 Jahren erschienene, des ehrwürdigen Abraham Roger „Offene Thür zu dem verborgenen Heidenthum" zu vergleichen. Sein Buch ist in rein wissenschaftlichem Interesse geschrieben, denn obgleich er zehn Jahre als Prediger in der holländischen Colonialstadt Palleacatta, wenige Meilen nördlich vom heutigen Madras, thätig war,

ist ihm auch nie der entfernteste Gedanke an die Möglichkeit einer Missionsthätigkeit gekommen. Die Mittheilungen, welche er zumeist aus dem Munde eines Brahminen Padmanaba macht, sind interessant und so reichhaltig, daß man in Einzelheiten noch heute aus seiner Arbeit schöpfen und lernen kann. Ja in einem Anhange giebt er schon, lange vor v. Bohlen, eine Uebersetzung von 200 der berühmten 300 Sprüche des vulgo Bhartrihari genannten Dichters, ein Griff, welcher allein schon seinen klaren Blick und wissenschaftliche Befähigung bekundet. Von einer historischen Entwickelung, einem älteren Brahmanismus, dem indischen Ursprung des Buddhismus ahnte er noch nichts, seine ganze Kenntniß des letzteren faßt sich z. B. in die Worte zusammen: „Zum neunten ist Wischnu unter dem Namen Buddha erschienen, davon aber kann ich ein mehres nicht berichten.“ Freilich ein starker Contrast zu der allerdings nicht sachlich, sondern nur praktisch motivirten verhältnißmäßig zu ausführlichen Behandlung des Buddhismus bei Wurm, welcher auf die nach China auszusendenden Baseler Seminaristen Rücksicht zu nehmen hatte. Rogers Verdienst ist eine detailirte Schilderung des Brahmanismus seiner Zeit. Das neueste Werk verbindet nun diesen Vorzug mit klarer geschichtlicher Entwickelung und Gruppirung, man sieht den heutigen Brahmanismus entstehen. Während unsere Indologen von Fach immer in den Schachten des Alterthums graben und darüber der Gegenwart nahezu vergessen, hat Wurm endlich das erforschte Alterthum mit der Gegenwart in causale Verbindung gestellt. Dem Recensenten schwebte das gleiche Ziel für Südindien bei der Herausgabe von Ziegenbalgs malabarischen Göttern[1]) vor, aber er durfte dort diesem Ziel nur in Zusätzen und Anmerkungen zum Text nachstreben. Der Verfasser hat es nun in einheitlicher Arbeit gethan, und sind diese die Gegenwart behandelnden Partieen die verdienstlichsten und dankeswerthesten seines Werkes, bei deren Ausarbeitung ihm auch handschriftliche Quellen des Baseler Archivs zu Gebote standen. Weit entfernt das Ebenmaß der Darstellung durch zu große Berücksichtigung der südindischen Religionsformen gestört zu erachten, würden wohl die meisten sachkundigen Leser sehr dankbar sein, wenn gerade hierüber noch viel mehr geboten wäre. Grade solcher Mittheilungen bedarf es beim jetzigen Stande der Wissenschaft, und das praktische Bedürfniß deckt sich hier völlig mit dem Interesse der Wissenschaft, da ja Südindien, das von unsern Orientalisten so vernachlässigte Gebiet, der Hauptsitz der Missionserfolge ist. Jene handschriftlichen Quellen, Aufsätze und Uebersetzungen, deren vollständiger Abdruck nach des Verfassers Meinung bei der gegenwärtigen geringen Nachfrage nach wissenschaftlichen Büchern sich kaum verlohnen würde, müßten doch irgendwie und irgendwo Verwendung und Aufnahme finden.[2]) Wie manches Missionsblatt wird zu nicht geringem Theile mit erbaulichen Betrachtungen und Uebersetzungen gespeist. Das ist ja grade der Nachtheil unserer Missionsliteratur gegenüber der englischen, daß es an der Autopsie fehlt. Deshalb sollten es sich die Redakteure der Missionsblätter und Verleger

---

[1]) „Genealogie der Malabarischen Götter. Aus eignen Schriften und Briefen der Heiden zusammengestellt und verfaßt von Barth. Ziegenbalg, weiland Propst an der Jerusalems-Kirche zu Trankebar. Erster unveränderter, nothdürftig erweiteter Abdruck besorgt durch Dr. W. Germann. (Deichert, Erlangen 1867.)

[2]) Der Herausgeber wird ihnen in d. Bl. gern Raum gewähren.

von Missionsschriften zur Regel machen zuerst und vor allem die activen Missionare zum Wort kommen zu lassen. Für die darf es nicht an Platz fehlen, sie sollten in aller Weise zu Mittheilungen ermuntert werden, und schon in der Heimat als Seminaristen darauf hingewiesen und auch dazu vorbereitet werden. Sie müssen sehen und beobachten gelehrt werden; nach dem vorliegenden Handbuch scheint z. B. die Geschichte der indischen Baukunst im Unterricht zu kurz zu kommen. Als Mindestes wäre doch zu geben, was etwa Kugler im Handbuch der Kunstgeschichte und im Kunstatlas bietet unter Zuhilfenahme von Bilderwerken wie Langlès, monuments anciens et modernes de l'Hindoustan.

Auf Einzelheiten des Handbuchs, wie die mit Recht betonte Einwirkung der dravidischen Urreligionen des Dekhans auf den Sivaismus, einzugehen halten wir in einer kurzen übersichtlichen Anzeige nicht am Orte, dazu wären besondere Abhandlungen erforderlich, wie sie ja diese Zeitschrift auch schon versprochen hat. Nur auf ein Desideratum noch sei uns erlaubt hinzuweisen. Das Buch giebt sich als ein Handbuch für Missionare und ist als ein solches lebhaft zu empfehlen. Vom Einfluß der dravidischen Urreligionen auf die indische Religionsgeschichte lesen wir; vom Einfluß des Christenthums, welches doch angehende Missionare am meisten interessiren muß, ist wol auch gelegentlich der deistischen Sekte des Brahmô-Samadsch (dieser weit überschätzten und nicht allein in Artikeln der Protestantischen Kirchenzeitung gefeierten Erscheinung, vom Verfasser mit Recht sehr nüchtern und kühl beurtheilt) und ähnlicher Mischsekten dieses Jahrhunderts die Rede, aber auch nur diese Tageserscheinungen werden berührt, außer einer kurzen Abweisung der Vergleichung des Kindermordes zu Bethlehem mit einer Episode der Krischna-Legenden. Zwar streiten die Fachgelehrten noch über den Grad des Einflusses des Christenthums auf die indische Religion, aber der Einfluß selbst ist nicht ferner zu leugnen. Diesem Gegenstande wäre ein eigenes Kapitel zu widmen und zu dem, was schon Lassen bietet und Wilson und M. Williams angedeutet haben, Professor A. Webers Werke und Abhandlungen zu verwerthen (neben den Indischen Studien die Rāma-Tāpanīya-Upanishad und Krischna's Geburtsfest). Beachtenswerth ist auch Dr. Lorinser's Uebersetzung und Erläuterung der Bhagavad-Gita[1]), wenngleich dieser Gelehrte in Aufsuchung directer und indirecter Beziehungen auf die Bibel sicherlich zu weit geht.

Wir kommen hiermit zum Schluß auf unser anfängliches Bedenken zurück. Wie man nicht einheitlich Judenthum, Christenthum und Muhamedanismus als semitische Religion abhandeln darf, sondern höchstens Judenthum als Vorstufe, Muhamedanismus als Entartung, so hat es die Geschichte der indischen Religion zunächst allein mit dem Brahmanismus zu thun in ununterbrochener Entwickelung, und wie geographisch der Buddhismus an den politischen Grenzen sich gelagert, die Urreligion in den Grenzgebirgen der Culturländer sich gehalten und der christliche Glaube von den Grenzen her einzudringen versucht hat, müßte nach der inneren Entwickelungsgeschichte des Brahmanismus zur Beifügung und Ergänzung von dem Einfluß jener Grenznachbarn gehandelt werden. Uebrigens

[1]) Breslau 1869. Verlag von Aderholz (Porsch.).

noch einmal herzlichen Dank für die gebotene Gabe! Es ist unser lebhafter Wunsch, daß die lehrreiche und solide Arbeit des Verf. weite Verbreitung auch über die Kreise der Missionsarbeiter hinaus finden möge, wie sie dieselbe reichlich verdient. Wer über Indien mitreden will, sollte das Wurm'sche Buch nicht ungelesen lassen. G.

Zur Missions-Kritik und Apologetik.

Aus dem letzten Briefe Dr. Livingstones.

Schon vor längerer Zeit haben die englischen Blätter einen Unyanyembe d. 2. April 1872 datirten und an den New York Herald (dessen Besitzer bekanntlich Mr. Stanley zur Entdeckung des berühmten Reisenden ausgesandt) gerichteten ziemlich langen Brief Dr. Livingstone's veröffentlicht, der nicht nur viele interessante Mittheilungen über Ostafrikanische Ethnologie und Sklaverei enthüllt, sondern sich auch mit dem Missionswesen beschäftigt und deutlich zeigt, daß dieser berühmteste unter allen afrikanischen Entdeckungsreisenden das Werk der Evangelisirung der Heiden, um deß willen er ursprünglich England verlassen, niemals aus den Augen verloren hat. Da der von uns versprochene Artikel über Livingstone am Besten bis nach der Veröffentlichung seines literarischen Nachlasses aufgespart wird, so wollen wir unsern Lesern wenigstens den auf die Mission bezüglichen Theil des qu. Briefes nicht so lange vorenthalten. Der darin angeschlagene Ton ist zuweilen etwas herb, aber einem Manne, der ein Leben voll Entbehrungen und Gefahren geführt, wie Livingstone, ist es zu verzeihen, wenn er in seiner Einsamkeit einmal verstimmt wird über getäuschte Hoffnungen und eine nicht gerade sanfte Sprache führt. Und wer weiß? — vielleicht war diese Sprache nöthig um die gerügten Mißstände wirklich zu beseitigen. Doch der Brief mag sich selbst rechtfertigen.

„Meine ganze Erfahrung in Central-Afrika sagte mir, daß diejenigen Neger, die noch nicht durch Berührung mit dem Sklavenhandel verdorben sind, sich durch Freundlichkeit und guten, gesunden Sinn auszeichnen. Einige mögen sich großer Schlechtigkeit schuldig gemacht haben, ohne viel darüber nachzudenken, andre verrichten zweifellos gute Handlungen ohne viel Selbstgefälligkeit und wenn Einer all die guten oder schlechten Thaten, die er erfährt, niederschreiben wollte, so würde er diese Menschen entweder für außerordentlich gut oder für übertrieben schlecht halten, anstatt sie — wie uns — eine wunderliche Mischung von Guten und Bösen zu nennen. Besonders bemerkbar ist ein Punkt: sie sind ehrlich. Selbst unter den kanibalischen Manywema sahen ein Sklavenhändler aus Bambarre und ich uns genöthigt unsre Ziegen und Geflügel in die Manywema-Dörfer zu schicken, damit sie nicht von den eignen Leuten meines Begleiters gestohlen würden. Ein anderer weitverbreiteter Characterzug ist eine Hinneigung zum Vertrauen. Die Central-Afrikanischen Stämme sind das gerade Gegentheil einiger Indianerstämme in Nord-Amerika[1]) und sehr unähnlich vielen ihrer Landsleute, die mit Muhamedanern und portugiesischen und holländischen Christen in Berührung gekommen sind. Sie merken sofort die Ueberlegenheit der Fremden in der Macht zu schaden, lauschen auf freundlichen Rath und denken darüber nach. Nach dem grausamen Blutbad von Nyangwe, von dem ich unglücklicherweise Zeuge war, flohen 14 Häuptlinge, deren Dörfer zerstört und denen viele Leute getödtet worden waren, zu mir ins Haus und baten mich dringend, für sie mit den Arabern Frie-

---

[1]) Vor der Berührung mit den Weißen sind die Indianer-Stämme Nord-Amerika's aber auch nicht gewesen, was sie jetzt sind.

den zu machen, dann herüber auf ihre Seite des Lualuba zu kommen, ihr Land aufs neue zu vertheilen &c. Beide Theile drangen in mich, bei den Ceremonien des Friedensschlusses gegenwärtig zu bleiben und hätte ich nicht die Anlage des Afrikaners zum Vertrauen gekannt, so würde ich das Andringen der Leute meinem großen persönlichen Einfluß zugeschrieben haben. Alles, was zu meinen Gunsten sprach war nichts als gewöhnliche Artigkeit und offenes Betragen, auch vielleicht ein wenig Vertrauen in die Freundlichkeit, die die Zanzibar-Sklaven mir zuschrieben.

Die Manyema konnten leicht erkennen, daß die Religion der Araber aller Sittlichkeit baar war und in der That hat sich die Unsittlichkeit derselben als ein starkes Hinderniß für die Ausbreitung des Islam in Ostafrika erwiesen. Es ist jammerschade, daß unser „guter Bischof von Central-Afrika",[1]) obgleich er in der Westminster-Abtei ordinirt ist, den Rath eines Obersten der Armee vorzog, lieber in Zanzibar zu bleiben als in seine Diöcese zu gehen und die Freundlichkeit der noch unverdorbenen Stämme im Innern zur Ausbreitung des Evangelii zu benutzen! Die jüngst von England aus zur Bekehrung der Neger in Maryland ausgesandten katholischen Missionare hätten leicht den Rath von einem halben Dutzend Obersten der Armee hören können: in New-York oder gar in London zu bleiben, aber sie würden, wenn ein wenig irisch Blut in ihnen ist geantwortet haben: „behalten Sie Ihren Rath und sich selbst für die Schlacht von Dorking, wir werden unsern Kampf selbst kämpfen!" Der ehrwürdige Erzbischof von Baltimore erzählte diesen Brüderr, daß sie Fröste und Fieber bekommen würden, aber er setzte nicht hinzu: „gebt Fersengeld, meine Geliebten, sobald euch Fieberschauer anwandeln".

Wenn die Missionare in Zanzibar Frost und Hitze spüren, so können sie eine hübsche Vergnügungstour in einem Kriegsschiff nach den Seschellen machen. Die guten Leute bedürfen das übrigens und kein einziger sträubt sich sein kostbares Leben zu erhalten. Doch die menschliche Natur ist schwach; Zanzibar ist viel ungesunder als das Festland und die Regierung, obgleich sie den Brüdern in ihrem Werke zu helfen glaubt, indem sie ihnen Kriegsschiffe zur Verfügung stellt, hält sie in Wirklichkeit davon ab.

Seit 8 Jahren schon hat das gute christliche Volk jährlich sein Geld für Central-Afrika gesteuert und die Central-Afrikanische Diöcese ist immer noch nur von dem „Herrn alles Uebels" besetzt. Ich sage das mit schwerem Herzen, allein Vorfälle aus jüngster Zeit haben gezeigt, daß diejenigen, welche so lange mit dem Missionarsein gespielt haben und von einer ungesunden Insel aus mit ihren Ferngläsern in ihre Diöcese lugten, viel besser hätten verwandt werden können.

Im Jahre 1868 befanden sich 12 Gemeinden eingeborner Christen in der Hauptstadt Madagaskars, die Frucht der Arbeiten independentischer Missionare seit etwa 50 Jahren. Die madagassischen Christen bewiesen, daß ihr Glaube echt sei, indem sie die erbittertste Verfolgung erduldeten und zu zwanzigen, wenn nicht zu hunderten sich lieber den grausamsten Hinrichtungen unterwarfen, als ihren theuren Heiland zu verleugnen. Als freier Gottesdienst für die Christen gestattet wurde sandte die Gesellschaft für die Ausbreitung des Glaubens in fremden Ländern (Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts — S. P G.) auch einige Missionare nach Tamatave, das der bedeutendste Hafen für die Hauptstadt genannt werden kann, wo viele Heiden lebten und der energische Bischof von Capland sagte klugerweise, daß sie sich nicht mit bereits gebildeten Gemeinden befassen sollten. Aber die guten frommen Männer riefen einmüthig nach London hinüber: „Laßt uns nach der Hauptstadt gehen." Solch gänzlicher Mangel an Liebe läßt mich vermuthen, daß wenn wir[2]) 12 Gemeinden aus den Heiden in Unyanyembe oder Ujiji am Tangangika hätten, der Bischof von Central-Afrika vor 8 Jahren auch wie ein Blitz hinein gefahren und durch keines Obersten noch so thörichten Rath davon abgehalten worden sein würde.

Man darf nicht voraussetzen, die Vorsteher der genannten Gesellschaft hätten gefühlt, daß sie sich einer unchristlichen Niederträchtigkeit (meanness) schuldig gemacht, indem sie in andrer Männer Gebiet sich eindrängten, während doch zehn und hunderte

[1]) Vergl. Orientirende Uebersicht &c. S. 249.

[2]) Livingstone stand als Missionar im Dienste der Londoner (independentischen) Miss.-Gesellschaft.



von Millionen gleich roher Heiden in ihrem Bereiche lagen — man hat es wol mehr aus Mangel an liebreicher Rücksichtnahme auf die Verhältnisse gethan.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich mehrere Jahre vorher in Honolulu. Als Herr Ellis, der ehrwürdige Apostel Madagaskars Anfangs dieses Jahrhunderts in Honolulu thätig war und Amerikanische (Presb.) Missionare ein Arbeitsfeld suchten, überließ er diesen sein Haus, seine Kirche, Schule und Druckerpresse und ging anderswohin in die Arbeit. Diese Amerikaner haben seitdem sehr treu und mit großem Erfolge in Owyhee — wie Kapitän Cook es nennt — gearbeitet und durch sie wurde das Christenthum auf sämmtlichen Sandwich-Inseln verbreitet. Aber unlängst geschah es, daß die bekehrten Insulaner einen Episkopalen Bischof nöthig hatten — und sie erhielten einen solchen, der aus gänzlichem Mangel guter Lebensart nach Honolulu kam mit einer großen papiernen Mütze auf seinem Haupte, sich nicht kümmernd um seine amerikanischen Brüder, deren Erfolge doch beweisen, daß sie in echt apostolischer Weise gearbeitet, erklärend, daß er, der Neuling, der einzige, der einzig wahre Bischof sei. Von allen sterblichen Menschen sollten Missionare und Missionsbischöfe am meisten in offenkundiger Weise wahrhafte Gentlemen sein und es ist ein sehr unbehagliches und unnatürliches Gefühl, unsre theuren, geliebten Brüder in die Heerden ihrer Nachbarn eintreten sehen zu müssen, die unter viel Mühe in einem halben Jahrhundert gesammelt worden sind, wie sie sich aus bloßer Rücksichtslosigkeit eines Benehmens schuldig machen, das eine Aehnlichkeit mit Schafstehlen hat.[1])

Es mag diese Sprache hart erscheinen, aber da ich hier in Unyanyembe im verdrießlichen Warten auf die Männer sitze, die Herr Stanley von der 500 (engl.) Meilen oder einen 2monatlichen Marsch entfernten Küste senden will, hinter mir das ganze Central-Afrika, so will der Gedanke aufkommen, warum doch das Evangelium nicht hierher kommt, da doch sowol die Kirche von England als auch die Universitäten[2]) wenigstens die Absicht hatten, dasselbe für diese dem Untergange geweihte Bevölkerung zu bringen? Neben diesen Gedanken stellt sich dann das Bild von unzweifelhaft guten Menschen, die herbeieilen um denen zerstreute Schafe wegzunehmen, welche des Tages Last und Hitze in Tananariwo, der Hauptstadt Madagaskars getragen haben, anstatt den Heiden in Tamatave oder den Tausenden von Madagassen in der Bembatook-Bay zu predigen, die, obgleich Sakalawas, eben so freundlich und klug sind als die Howas am Sitze der Regierung. Und dann das ungeziemende Schauspiel in Honolulu! In beiden Fällen wird freilich zur Entschuldigung gesagt: „die eingebornen Christen hatten einen Bischof nöthig" — allein alle, welche die Eingebornen kennen, wissen genau was das bedeutet .. Die ausgezeichneten Bischöfe der Kirche von England, welche sich alle für die Central-Afrikanische Mission interessiren, sind bereit in ihrer gütigen und huldreichen Weise jedes Zugeständniß zu machen für die Abschwächung (degeneracy) des edlen Plans der Universitäten zur Errichtung einer bloßen Kaplanei des Consulats zu Zanzibar. Und doch würde sich jeder von ihnen freuen zu hören: „die Central-Afrikanische Mission ist wirklich nach Central-Afrika gegangen".

Wenn ich mich an diejenigen wenden wollte, die noch zurückhalten, so würde ich

---

[1]) Möchte diese scharfe Kritik die auch auf der Ev. Alliance zu New-York gerügte „Unhöflichkeit" endlich aus der Mission entfernen! — Auch auf den diesjährigen Mai-Versammlungen in London ist das Betragen der Ausbreitungs-Gesellschaft allgemein verurtheilt worden. Die Church-Mission Society zieht in demonstrativer Weise sogar ihre Arbeiter aus Madagaskar zurück, weil sie keine Gemeinschaft haben will mit einem Werk, „welches den Schein kirchlicher Rivalität trägt oder auf Anderer Grund baut."

[2]) Bei seinem Besuche in England 1857 wandte sich Liv. auch an die Universitäten Cambridge und Oxford behufs der Uebernahme einer Mission in den von ihm entdeckten Gebieten Ostafrikas. Da auch Dublin und Durham für dieses Unternehmen gewonnen wurde, so erhielt diese, unter Bischof Mackenzie ins Werk gesetzte Mission den Namen der „Universitäts-Mission". Wir gedenken bei dem Interesse, welches auch für die Mission jetzt Ostafrika bekommen, demnächst eine Geschichte dieser leider verunglückten Unternehmung zu bringen.



sagen: „kommt doch Brüder, ihr wißt nicht wie tapfer ihr seid, bis ihr es versucht habt. Die Heiden, die auf euch warten, haben viele Fehler, aber auch viel, was ihr achten und lieben werdet. . . Wenn ihr in anderer Leute Arbeit eintretet, braucht ihr zu Hause nicht zu erzählen, wer die Bekehrten erzog, die ihr in Sicherheit gebracht habt, aber es wird euch selbst im Himmel noch schrecklich unbehaglich sein, bis ihr den Brüdern, die gleich euch himmelwärts gerichtet sind, eure verächtliche Vertheidigung vorgebracht haben werdet."

Es möge aber ja Niemand die Schwierigkeiten unterschätzen, denen man beim Beginn einer Mission in einem neuen Lande begegnet. Der dichte Waldgürtel, welcher die Küste von Madagaskar umgiebt, brachte einen fast gewissen Tod den tapfern Bahnbrechern, welche durch ihn nach den Hochländern des Innern hindurchdrangen ohne zu wissen, daß man ihn zu gewissen Jahreszeiten ohne Gefahr für die Gesundheit passiren konnte. Aber die Londoner M.-G. wagte es mit einem großen Verlust von Menschen und Geld und das Resultat ist ein so herrlicher Erfolg, daß Männer geringeren Muthes sie wohl darum beneiden mögen.

Wir möchten (näml. in Central-Afrika) mit den Stämmen an der Küste beginnen um niemals hinsichtlich der Zufuhren aus Europa Mangel zu leiden, aber alle die Stämme, welche in Berührung mit der Religion und dem Sklavenhandel der Araber um Portugiesen kommen, sind mißtrauisch gegen die Fremden und ein ganzes Leben würde darüber hingehen um die Uebel und Vorurtheile aus dem Wege zu schaffen, welche die sogenannte Civilisation hervorgebracht hat. **Dieser Continent muß civilisirt werden von Innen nach Außen (?) und Missionare, die dies Werk unternehmen wollen, sollten etwas von der Art Robinson Crusoe's haben.** Manche Männer haben den ernsten Willen gehabt alles, selbst ihr Leben, zu opfern für die Sache des Evangelii bevor sie die Heimath verließen, aber — wie ich bei einem tapfern Offizier Zeuge war — sie sind in Versuchung zu verzweifeln, wenn sie die Photographie ihres Weibes zerbrechen oder halten es für ein martervolles Ungemach, wenn sie den Zucker zum Thee entbehren müssen! — —

Das ganze etwa 3500 bis 4000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegene Hochland ist verhältnißmäßig kühl, stellt aber keine gänzliche Fieberfreiheit in Aussicht. . . Ein Missionar könnte sich unabhängig von fremder Unterstützung machen, wenn er dem Rathe der Araber in Betreff der geeigneten Zeiten zum Landbau folgen wollte. Kaffe wächst in Karagwe wild und wird gebaut von den Mangwema. Zuckerrohr ist überall angepflanzt 2c.

Alle hübschen Sachen (clever contrivances) zur Bequemlichkeit des Reisenden sollten weggelassen werden. Sie sind nur schwerer, lästiger Unrath, den ein jeder, der gelernt hat seine Augen und Ohren zu gebrauchen, für unzuträglichen Ballast hält. Die einzigen, **wirklich nöthigen** Artikel für einen Missionar von der Art Robinson Crusoe's, die mir im Augenblick aufstoßen, sind: einige leichte Werkzeuge, wenige Bücher, Kleider, Seife und Schuhe. Ich erwähne Seife, weil ich die Pflanze nicht fand, aus deren Asche meine Frau im Süden Seife bereitete. Vier Anzüge von starkem, grauem Tweed dienten mir vortrefflich für 5 Jahre und sie hätten es noch länger gekonnt, denn ich sah Araber, die sie von meinen Leuten kauften und noch lange trugen, nachdem ich sie abgesetzt. Ein energischer Mann, der die Arbeit liebt, wird sich bald mit geringen Kosten allerlei Bequemlichkeiten schaffen und bald finden, daß er sich seines Vaterlandes begeben hat um einer edlen Sache willen, die seiner Seele Befriedigung gewährt."

Nach einer Apologie der Mission denen gegenüber, welche behaupten, man habe der Heiden genug in der Heimath und brauche nicht zu denen draußen zu gehen, die wir übergehen, da sie im wesentlichen bekannte Gründe vorführt, fährt L. fort:

„Nachdem ich nun über 6 Jahre gleichsam außerhalb der Welt gewesen bin und die meisten meiner Freunde entschlossen zu sein scheinen durch ihr Stillschweigen dem Sprichwort Recht zu geben: **aus den Augen aus dem Sinn,**[1]) haben die dunkeln Scenen des Sklavenhandels einen sehr traurigen und niederschlagenden Einfluß auf

[1]) Bekanntlich ein Irrthum Livingstone's, den Mr. Stanley doch eigentlich beseitigt haben sollte.



mich ausgeübt. Die Macht des Fürsten der Finsterniß ist entsetzlich. Nur mit schwerem Herzen konnte ich beten: „dein Reich komme."

In einer Hinsicht sind die Uebel, welche auf diesem schönen Lande liegen, unüberwindlich. Als ich unerwartet unter die Makololo und andere Stämme Central-Afrikas kam, erblickte ich eine schöne Aussicht für die Wiedergeburt dieses Erdtheils. Unter diesen Makololo hätte mehr ausgerichtet werden können, als durch St. Patrick in Irland gethan ist. Aber ich wußte nicht, daß ich von portugiesischen Sklavenhändlern umringt war — einem Mehlthau, gleich einem Fluch vom Himmel, der sich wie ein Schlagbaum jedem Fortschritt in den Weg legte. Jetzt bin ich nicht mehr so hoffnungsvoll Ich sehe nicht, wie das Unrecht Recht werden soll. Aber der große liebevolle Vater unser aller weiß es und wirds thun nach seiner unendlichen Weisheit! — —

Wunderliche (crotchety) Christen scheinen nicht zu wissen, daß Jesu Nachfolger — was immer für einen Namen sie haben mögen — in Bezug auf Moralität unvergleichlich höher stehen als Moslems, Buddhisten, Bramahnen oder irgendwelche andere Heiden. Ein krankhafter Eifer unparteiisch zu erscheinen führt manchmal zu der Behauptung, daß die Sittenlehre des Koran derjenigen des Evangelii beinahe gleich stehe. . . .

Es wird uns eingeschärft demüthig zu sein und es ist ohne Zweifel Grund genug vorhanden, gering von uns zu halten. Aber blickt auf den Suez-Kanal, die Pacific-Eisenbahn, die Bahnen in Westindien und Ostasien, den Montcenis-Tunnel, die projectirte Bahn nach dem Euphrat, den Kanal von Panama, die Telegraphenlinien überall und die Dampfboote auf allen Meeren — alles Werke der Christen, die darauf hinzielen, die Welt zu Einem Ganzen zu machen. Die Nachkommen der Galiläer stehen im Begriff Nationalvorurtheile schneller zu brechen als der heilige Franz Xaver oder die eifrigsten Missionare von Beruf es können. Die Einflüsse, welche von einer Nation auf die andre ausgeübt werden, sind oft übler Art, hauptsächlich jedoch heilsam. Die Freiheit der Sklaven in den Vereinigten Staaten muß zu Gunsten der Befreiung von 3 Millionen Leibeigner in Brasilien ausschlagen und es muß daraus etwas Gutes auch für dieses niedergetretene, zerstreute und geplünderte Afrika entstehen, so daß es nicht für immer die Wüste der Welt bleiben wird. . . . .

Der westliche Sklavenhandel ist glücklich beendet und jetzt wo ihr ausgerottet habt, die Brut der Sklaverei, darf man zuversichtlich hoffen, daß die jetzigen Gewalthaber helfen werden, diese schändliche Verletzung aller Menschenrechte zu unterdrücken, die Jahr um Jahr noch diese Ostküste umnachtet.

Wenn der Khedive von Egypten mit seinem Lieutenant Baker den Sklavenhandel auf dem Nil unterdrückt (?), so wird er mit Recht den Titel eines Wohlthäters der Menschheit führen. In meiner Einsamkeit kann ich nur noch das hinzufügen: Gottes reicher Segen komme hernieder auf einen jeden, sei er Amerikaner, Engländer oder Türke, der helfen will diese offene Wunde der Welt zu heilen."

Missions-Zeitung und -Statistik.

Auf den Neuhebriden, wo die schottische Reformed Presbyterian Church ihr Arbeitsfeld hat, giebt es nach dem letzten Berichte 12 ordinirte Missionare (von denen jedoch drei abwesend und fünf erst im letzten und vorletzten Jahre eingetreten) 94 eingeborne Lehrer, 43 Stationen und Predigtplätze, 3000 Gottesdienstbesucher, 726 Kommunikanten, 2000 Schüler in 70 Schulen und zwei Nationalgehilfen-Institute mit zwischen 80 und 90 Schülern. Die Gruppe der Neuhebriden zählt gegen 30 bewohnte Inseln von denen jedoch kaum der dritte Theil unter dem Einflusse der Mission steht. Die besetzten Eilande sind folgende: Aneytum (1500 Bewohner, die sämmtlich den Gottesdienst besuchen, und 600 volle Kirchenglieder), Aniwa (222 Bewohner 36 Communikanten), Futuna (c. 100 Kirchenbesucher), Tanna (c. 320 Kirchenbesucher), Ero-

manga (70 Hörer, 13 Kirchenglieder), Efate (die sämmtliche Bevölkerung, 270, besuchen den Gottesdienst, 77 sind volle Kirchenglieder), Nguna (von den 1000 Bewohnern kommen erst vier oder fünf regelmäßig zum Gottesdienst), Pele (nur wenige von den 150 Insulanern hören das Wort, Mataro (die ganze kleine Bevölkerung, 80, besucht den Gottesdienst) und Espiritu santo (die Zuhörerschaft wechselnd). Auf die Herstellung einer Literatur in der Sprache der Eingebornen wird viel Fleiß verwendet. In Aneytum hat man bereits das ganze neue Testament, Theile des alten, eine biblische Geschichte, ein Gesangbuch mit 50 Liedern, den Katechismus, ABCbücher u. s. w. Indeß Gefahren sind die dortigen Missionare noch beständig ausgesetzt, so entging z. B. Mr. Goodwill in Esp. Santo nur mit Mühe der Ermordung. Das Haupthinderniß für eine noch gesegnetere Missionsthätigkeit bleibt aber der noch immer nicht beseitigte Menschenraub in der Südsee.

Auf den Gesellschafts-Inseln, die bekanntlich unter französischem Regime stehen, hat die — lange auf jede Weise bedrückte — evangelische Kirche im vorigen Jahre endlich Corporationsrechte erhalten. Diese von der Londoner Missions-Gesellschaft gegründete und gepflegte Missionskirche nennt sich seit dieser Anerkennung durch das französische Gouvernement Association of the Prostestant Churches of Tahita and Moorea. Die Königin gewährte den Dienern und Abgesandten der Gemeinden Unterhalt während sie in Papeete sich aufhielten und verschiedene in die Länge gezogene Versammlungen wurde in ihrem Hause gehalten. Die Zahl der evangelischen Kirchenglieder (members) ist beständig im Wachsen. Jetzt beträgt sie 2526 gegen 2485 im Jahr 1872. Die Christen der Halbinsel (wahrscheinlich ist der nördl. Theil von Tahiti gemeint) trugen gegen 20,000 Dollars zum Bau von Kirchen bei.

Im Jahre 1871 machte die Londoner Missions-Gesellschaft einen Missionsversuch in Neu-Guinea, wo bisher nur in Doreh und Umgegend die Utrechter Stationen gehabt und seit längerer Zeit Goßnersche Missionare thätig gewesen waren. Von der Insel Lifu aus sandte nämlich der Missionar Murray eine Anzahl eingeborner polynesischer Lehrer, die er zunächst auf etlichen kleineren Inseln der südlichen Küste (in der Torres-Straße), und einige von ihnen später auf dem Festlande selbst stationirte. Auf wiederholten Visitationsreisen fand Murray das Werk sowol auf den kleineren Inseln (den Murray-Inseln, Darnley, Tauan, Saibai, Mabuiage), als in den Uferdörfern Katau und Torotoram Neu-Guinea's selbst in einem hoffnungsvollen Zustande, während die Redscar Bay und Port Moresby noch wenig Aussicht gewähren. — Auf die nicht unwichtigen geographischen, ethnologischen und sprachlichen Entdeckungen, die in Verbindung mit dieser Mission theils bereits gemacht sind, theils in Aussicht stehen, wie auf die Veränderung der Karte von Neu-Guinea, die durch die im Februar 1873 erfolgte neue Aufnahme des Capitän Moresby von dem engl. Kriegsschiff „Basilisk“ bewirkt worden ist, hoffen wir später eingehend zurückzukommen. — Um eine regelmäßige Visitation dieser neu gegründeten Missionsstationen und eine bequeme Verbindung zwischen ihnen zu ermöglichen, hat eine Missionsfreundin in England einen eignen steamer, den „Ellangowan“ zum Geschenk gemacht, der mit neuen Arbeitern an Bord im März seine Reise nach Cape York (auf der Nordspitze Neuhollands an der Torresstraße), zur Zeit dem Ausgangs- und Hauptstationsorte für die Neu-Guinea-Mission angetreten.

Am 16. Februar starb der Missions-Bischof Auer in Westafrika nach einer nur kurzen Krankheit. Geboren 1832 in Stuttgart trat er zuerst in den Dienst der Basler Missions-Gesellschaft, die ihn 1851 nach der Westküste Afrikas entsandte. Hier arbeitete er in Akropong bis 1861, zu welcher Zeit er in den Dienst der amerik. bischöflichen Kirche übertrat und nach Liberia übersiedelte. Voriges Jahr wurde er als Bischof von Cap Palmas der Nachfolger des verdienten Payne. Nach der Rückkehr von einer Besuchsreise in Deutschland Ende des vorigen Jahres begann er zu kränkeln. Am 11. Febr. d. J. hatte er 25 Katechumenen confirmirt, war aber bei dieser Handlung bereits

so schwach, daß man ihn stützen mußte. Am 14. examinirte er zwei Candidaten in seinem Schlafzimmer, die er noch vor seiner Abreise nach Monrovia resp. England ordiniren wollte. Am Tage darauf ließ er sich auf einem Armsessel nach der Kirche tragen, vermochte aber nur diejenigen Theile der Ordinations-Liturgie selbst zu lesen, die ausschließlich dem Bischof zustehen. Nachdem er noch Nachmittags 15 Katechumenen confirmirt, mußte er sich zu Bett legen. Um $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags des 16. entschlief er schon und Tags darauf wurde er unter allgemeiner Trauer bestattet.

Am 17. März feierte der Inspektor der Basler Missions-Gesellschaft Josenhans sein 25jähriges Amtsjubiläum. Bei dieser Gelegenheit machte der Jubilar folgende statistischen Mittheilungen beim Ueberblick über die 25jährige Geschichte seines Inspectorates: Von den 955 Zöglingen des Basler Missionshauses sind 642 seine Schüler gewesen. Von den 32 Missionsstationen der Gesellschaft wurden in dieser Zeit gegründet 18, und zwar 8 in Indien, 6 in Afrika und in China, dazu kommen in Indien 17 neue Filialgemeinden und 27 Gemeinden auf Außenstationen, in Afrika 5 Filialgemeinden und 8 Außenstationen, in China 6 Filiale und 3 Außenstationen. Weiter wurden eingerichtet 12 Werkstätten (von denen 2 wieder eingegangen), 9 Handlungen (eine wieder verloren), Buchdruckerei, Schriftgießerei und Buchhandlung in Mangalur, 3 Prediger, 5 Lehrer-Seminare, 6 Mittelschulen, 12 Knaben- und Mädchenanstalten, 6 Anglovernacularschulen, 7 Secundarschulen, 54 Gemeindeschulen, die Heiden-, Sonntags- und Kleinkinderschulen nicht gerechnet. Die Zahl der europ. Missionsarbeiter stieg von 53 auf 169, die der eingebornen Mitarbeiter von 79 auf 237, die der Heidenchristen von 1100 in Indien auf mehr als 8000 in Indien, Afrika und China. Dazu wurde während dieser Zeit (1860) ein neues bedeutend größeres Missionshaus gebaut.

Wck.

Das fünfzigjährige Jubiläum der Berliner Missions-Gesellschaft. Da es in diesem Jahre einen 29. Februar, an welchem 1824 die Berliner „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden" gestiftet wurde, nicht gab, so konnte die Jubelfeier auf keinen passenderen Tag verlegt werden, als auf den Tag der Jahresfeier, welche immer am Dienstag nach dem Sonntage Trinitatis stattfindet. So feierte man am 2. Juli ein doppeltes Fest in der St. Jacobikirche und dem großen Concertsaale der Reichshallen. Superintendent Gensichen aus Crossen predigte über Evangelium Johannes 3, 26—36: „Des Täufers Schwanengesang heut' unser Jubelklang: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen", und zeigte daran 1) den Missionsberuf und 2) die Missionsloosung. Danach erstattete Missionsdirector Dr. Wangemann den Festbericht aus der fünfzigjährigen Geschichte der Gesellschaft auf Grund von 3. Mos. 25, 8—13 nach den fünf Gesichtspunkten: das Jubeljahr 1) ein Erlaßjahr, da man Buße thut, 2) da die Sorgen zum Schweigen gebracht werden, 3) da man die Früchte des Herrn genießt, 4) da man sich sammelt zu neuer Treue, 5) da man die Augen emporhebt zu den Höhen der Ewigkeit — schließend mit einem Sursum corda! Darauf hielt der zum Besuch in der Heimath weilende Missions-Superintendent Merensky aus Botshabelo in Süd-Afrika eine Ansprache, welche er an Offb. Joh. c. 12, 10—12 anknüpfte und mit einer Aufforderung zum tapfern Streit schloß.

Aus dem Gotteshause ging eine große Menge nach dem neu gebauten, mit einer gewaltig tönenden Orgel versehenen Concertsaale der Reichshallen am Dönhofsplatze, um dort eine noch nicht dagewesene Nachfeier zu halten. Gegen 1700 Anwesende zählte man in diesem Saale, welche auf Einlaßkarten Zutritt gefunden hatten und an Tischen familienweise saßen bei Speise und Trank. Kaufmann Schlunk, ein Mitglied des Missions-Comitee's, präsidirte, ein Pastor begleitete den mit Reden abwechselnden Gesang durch Orgelspiel. Zehn kurze Ansprachen wurden gehalten, die erste von General-Superintendent Dr. Büchsel — eine Begrüßung und ein Wort über die Bedeutung der Feier, schließend mit dem Wunsch des Friedens.

Die zweite Ansprache hielt Missions-Director Wangemann über Gründung der

Gesellschaft und den gegenwärtigen Stand — ausgehend von der Thatsache, daß auf Zeiten großer Kämpfe immer auch große Gründungen gefolgt sind. Die dritte hielt Hofprediger Baur über die Mission und die Cultur, der namentlich auch an einigen Exempeln zeigte, wie die wahre Cultur nur durch das Christenthum, also den Heiden durch die Mission gebracht werde. Solches bestätigte nach ihm der Missions-Superintendent Merensky, indem er ein Bild seiner Gemeinde in Botshabelo, die aus ca. 1000 schwarzen Christen besteht, gab, schließend mit dem Wunsche, daß noch viele solcher Cultur-Stätten erstehen möchten.

Nach einer halbstündigen Pause sollte P. Schwartzkopff aus Wernigerode über die Freunde und Feinde der Mission sprechen. Er bat, von letzterem nicht reden zu dürfen, da er sich kaum denken könne, daß unter diesen vielen Hunderten, welche die Sommergluth der Reichshallen so geduldig ertrugen, Feinde sein sollten. Aber man könne solches ertragen und noch manches Andere thun und doch noch kein Freund der Mission sein. Dazu gehöre mehr — Freunde des Herrn zu sein!

Die sechste Ansprache hielt der Director der englischen Bibelgesellschaft in Berlin Mstr. Davis über Mission und Bibel, zeigend, wie sie Bundesgenossen im gemeinsamen Kampfe seien, und welchen Dienst sie einander gethan haben und thun. Sodann sprach P. Wölbeling aus Radensleben über Mission und Heimath, ausgehend von den einstmaligen kleinen Conventikeln und hinweisend auf das große Werk in der Gegenwart mit seinen jährlich 40—50 öffentlichen Missionsfesten und ihrer Gemeinschaft bildenden Macht, auf die durch die Mission in der Heimath entstandene neue christliche Volksliteratur und die freiwilligen Steuern, die in den 50 Jahren der Berliner Gesellschaft zwei Millionen eingebracht haben. Zum Schluß sprach er die Zuversicht aus, daß in der heimathlichen Missionsgemeinde die Kirche bleiben und von ihr immer weiter verpflanzt werden werde. Die zwei folgenden Ansprachen hielten P. Schwarz aus Berlin über Juden- und Heiden-Mission und von Oertzen aus Hamburg, Vorsteher der dortigen Stadt-Mission, über das Verhältniß der äußeren zur inneren Mission.

Den Schluß machte P. Disselhoff aus Berlin mit einer Ansprache über Hoffnung und Zukunft der Mission. Ausgehend von den zwei Zeichen der Gegenwart, dem düstern des großen Abfalls und dem lichten, welches die Mission zeigt, sprach er aus, daß das Einzige, was Zukunft habe, die Mission sei, die auch den wahren Fortschritt bringe, und mahnte in Hoffnung fröhlich zu sein.

Mit dem gemeinsam und stehend von der großen Versammlung gesungenen „Lob, Ehr und Preis sei Gott dem Vater und dem Sohne und auch dem hl. Geist“ schloß die Feier, welche durch nichts gestört wurde und wol auf Alle den Eindruck gemacht haben dürfte: Das war ein Sieg der heiligen Sache in Berlin.

Petri.

Berichtigung:

S. 237 Z. 7 v. u. lies statt einfach: vielfach.

Der chinesische Philosoph Laò-tsè, ein Prophet aus den Heiden.

Vortrag von Victor von Strauß.

Ein bekannter Forscher im Gebiete der Völkerkunde will, wo nicht Nationen, doch Horden entdeckt haben, denen alles religiöse Bewußtsein mangele. Unterdrücken wir auch alle Zweifel an der Richtigkeit dieser Beobachtung, zu welchen die hastige Forschungsweise und der befangene Standpunkt des gelehrten Mannes vielleicht berechtigen, und nehmen wir an, er habe richtig gesehen, so ist doch durchaus unbefugt der daraus gezogene Schluß, daß dem Menschen als solchem nicht ein religiöses Bedürfniß, ein Trieb nach dem Göttlichen hin innewohne. Wenn unter ungünstigen Umständen verkommene und verkrüppelte Pflanzen es nie zur Blüthe und Frucht bringen, wer wollte daraus schließen, es sei nicht die Art dieser Pflanzen, nicht ihre ursprüngliche Eigenschaft, Blüthe und Frucht zu treiben? Jene Horden sind nur verkommene, verkrüppelte und verwilderte Menschheit, bar aller Cultur. Wo je Cultur war, war auch religiöses Bewußtsein. Das bezeugen alle Denkmäler und Urkunden der ältesten Völker.

Und sie bezeugen mehr. Sie bezeugen, daß ein mächtiges und tiefes Gottesbewußtsein Amme und Pflegerin der Menschheit in ihrer frühesten Kindheit gewesen ist; daß die Menschen, die Völker nicht aus einer Glaubenslosigkeit zum Glauben, aus dem Atheismus zum Theismus oder Polytheismus, aus dem Materialismus zum Idealismus fortgeschritten sind. Vielmehr zeigt die Geschichte, daß Unglaube, Materialismus, Atheismus Zersetzungsprodukte jener sittlichen Fäulniß sind, die nur bei hochcultivirten Völkern ausbricht und wenn sie nicht ausgestoßen oder geheilt wird, deren Untergang vorbereitet. Gleichwie nie ein weltbewegendes Genie Gottesleugner, so ist nie ein Culturvolk in aufsteigender Kraft ungläubig gewesen. Erst wenn die Zeit kommt, daß die Unfrömmigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen die Wahrheit niederhält, geschieht es, daß sie „behauptend weise zu sein, Narren werden;" — solche, von denen der Psalm sagt, daß sie in ihrem Herzen sprechen: „Es ist kein Gott." —

Leuchtete göttliche Offenbarung über der Wiege des Menschengeschlechts, so ist es kaum anders zu denken, als daß Erinnerungen an sie, bald heller, bald dunkler, die Geschlechter bei ihrer Zertrennung auf der Erde begleiteten und die Bruchstücke der Wahrheit bildeten, aus denen die Irrthümer ihres Mißglaubens Kraft zogen. Wie früh oder spät bei den einzelnen Völkern dies Nachleuchten der Uroffenbarung völlig erloschen sei, wird sich schwerlich nachweisen lassen. Es dürfte meist schon bald in Mißverständniß und Unverständniß untergesunken sein; hier und dort aber auch angeknüpft haben an eine andere Aufgabe der abgetrennten Völker, jene nämlich: „zu suchen Gott, ob sie ihn doch herausfühleten und fänden," wie es Paulus bezeichnet. War aber dies die große Aufgabe, so mußte auch deren Erfüllung möglich sein; und wodurch sie dies werde, sagt derselbe tiefblickende Apostel. „Gott" sagt er: „ist ja nicht ferne von einem Jeglichen unter uns, denn wir in ihm leben, uns regen und sind;" ja mit einem griechischen Dichter nennt er die Menschen „ein Geschlecht Gottes,"

und sagt dann anderswo: „Das Erkennbare Gottes ist dargelegt in ihnen, denn Gott hat es ihnen dargelegt; denn sein Unsichtbares wird von Weltschöpfung her, am Geschaffenen wahrnehmbar, ersehen: seine ewige Macht und Göttlichkeit.“ Freilich fährt der Apostel dann fort: „Obwohl Gott kennend, haben sie ihn nicht als Gott geehrt und gedankt, sondern sind auf's Nichtige gerathen in ihren Denkungen, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert worden. Behauptend weise zu sein, wurden sie Narren, und verwandelten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in Aehnlichkeit des Bildes eines vergänglichen Menschen und der Vögel und der vierfüßigen und kriechenden Thiere.“ Dieß Alles aber, und was dem weiter angeknüpft ist, spricht von dem Zustande der heidnischen Menschen und Völker im Allgemeinen, wie er uns in der Geschichte bestätiget wird.

Daneben zeigt die Thatsache, daß Paulus die Erkenntniß einer großen göttlichen Wahrheit bei einem Griechen anerkennt, der 300 Jahre vor ihm lebte, — diese Thatsache zeigt, daß er das Suchen, Finden und Erkennen Gottes den einzelnen ernsten Männern unter den Heiden keineswegs abzusprechen gedachte. Und so hat es ja unter manchen Völkern und zu manchen Zeiten Dichter, Denker und Weise gegeben, welche jener großen Aufgabe auf mancherlei Wegen entgegengerungen. Im Grunde war sie es allein, deren Treiben und Drängen alle Bestrebungen der vorchristlichen und außerchristlichen Philosophen in Bewegung setzte.

Fragen wir nun, inwiefern denn solchen Denkern und Forschern die Erkenntniß Gottes zugänglich sein konnte, so müssen wir zunächst Alles davon ausscheiden, was der Offenbarung bedurfte, damit es den Menschen kund werde; Alles, was sie ohne Offenbarung nicht wissen können. Und dieses können wir kurz als das bezeichnen, was der Freiheit Gottes angehört, während das, was Gott als Gotte nothwendig ist, das ohne Offenbarung Erkennbare ist. Dieses Letztere ist das ewige Wesen und Sein Gottes, welches nach all' seinen Wesenheiten erkennbar ist, weil Gott in jeder derselben wiederum ganz ist, die Eine ohne alle Andern nicht sein und daher auch nicht gedacht werden kann. Damit soll nicht gesagt sein, daß jene Denker, oder Einer von ihnen dieß wirklich erreicht hätten, sondern nur, daß es an sich erreichbar sei, und daß wir daher nicht sofort an Entlehnung aus der Offenbarung zu denken haben, wenn uns bei ihnen etwa große und tiefe Erkenntnisse dieser Art begegnen. Auch ist der Zweck der Offenbarung ja nicht, uns kund zu thun, was wir auch ohne sie wissen könnten, sondern was Gott aus seiner unbedingten Freiheit gewollt hat, gethan hat und will; ja, der wesentlichste Theil der Offenbarung sind nicht Lehren, sondern freie Thaten Gottes, und die Lehre ist nur Auslegung und Erklärung derselben.

Und da ist es nun bemerkenswerth, daß das menschliche Forschen und Finden Gottes denn doch an das Ergebniß einer freien göttlichen That, an das Werk der Schöpfung gewiesen ist; welches zwar in sich überall den Stempel der Nothwendigkeit trägt, eben deßhalb aber, und eben so nothwendig über sich hinausweiset auf seine freie Ursache und deren freie That; worin dem tieferen Forschen die Möglichkeit gegeben zu [illegible]scheint, auch die unbedingte Freiheit als nothwendig zum Wesen Gottes gehörig zu erkennen.

Diese Bemerkungen glaubte ich vorausschicken zu sollen, wenn ich Sie heute mit dem Lehrsystem des ältesten Philosophen der Welt, dessen urkundliche Auf-

zeichnungen wir besitzen, des Chinesen Laò-tsè, bekannt mache und wenn Sie dabei mit Verwunderung bemerken, daß sich darin nicht Weniges findet, was wir gewohnt sind, lediglich auf Offenbarung zurückzuführen.

Laò-tsè's Philosophie verdient studirt zu werden. Sie ist tief und großartig. Aber wäre sie dieß auch nicht, wäre sie nur das System des ältesten chinesischen Denkers, das auf unsere Zeit gekommen ist, wer würde nicht mit Interesse erfahren, wie in China schon zur Zeit des Thales und Pythagoras philosophirt worden ist? Und gerade in China! Alles andere philosophische Denken, von seinen ersten Anfängen an in Aegypten und Indien, zeigt mehr oder minder Zusammenhänge und gegenseitige Einflüsse, bis es in Griechenland zu der großen Strömung wird, deren Wirkung noch in unsere Tage hineinreicht. Alle Völker, bei denen es gepflegt worden ist, zeigen gewisse verwandte Eigenschaften. Ganz anders China. Hier finden wir einen Theil der Menschheit, und beinahe den dritten Theil derselben, der bei einer uralten hohen Cultur, allen Culturvölkern wie ein einsames sonderbares Räthsel, von ihnen abgetrennt, gegenüber steht. Diese Thatsache verdient eine kurze Betrachtung.

Wie man auch die Erzählung der Bibel von dem Babylonischen Thurmbau auffasse und auslege, jedenfalls enthält sie die Erinnerung an einen uralten Vorgang, der die anfängliche gleichmäßige Einheit des Menschengeschlechts gesprengt hat. Es heißt dort, Jahveh sei herabgestiegen und habe die Sprache der Menschen verwirrt. Nach orientalischer Redeweise kann dieß hinsichtlich der Menschen nur heißen: indem ihnen die Gottheit in's Bewußtsein getreten sei, hätten sie einander nicht mehr verstanden. Und was sagt dieß anders, denn daß sie das Bewußtsein des einigen, alleinigen und gemeinsamen Gottes verloren, daß mithin eine Göttermehrheit für sie entstand, daß die Mythologie ihren Anfang nahm? Durch ihre Götter werden die Menschen in Völker getrennt; denn alle ältesten Götter sind Volksgötter. Völkertrennung wurde dann naturgemäß bald weitere Sprachentrennung, indem die durch die Mythologie entbundene psychische Productivität sich in die Sprache und ihre Formen ergoß. Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Sprachen aber setzt voraus, daß — womit auch die vergleichende Sprachwissenschaft einverstanden ist — die älteste Sprache die einfachste gewesen sei.

Nun, die einfachste Sprache, aus lauter einsilbigen und unveränderlichen Wurzelwörtern bestehend, — damit sind wir bei China, bei einem Theile der Menschheit, der keine Sprachentrennung, keine Völkertrennung, keine Mythologie und von Uraltersher nur das Bewußtsein einer einheitlichen, allwaltenden himmlischen Macht, einen abstracten Theismus hatte.[1]) Dieser Theil der Menschheit, wie es auch geschehen sein mag, kann an jenem vorgeschichtlichen Prozesse nicht betheiligt gewesen sein, und es wäre denkbar, daß seine Ahnen, schon vor Eintritt dieses Prozesses, in jene ostasiatischen Länder eingewandert seien, wo er, durch Meere, Hochgebirge und Wüsten in seiner Eigenthümlichkeit geschützt, noch immer das erstarrte Gepräge der ältesten Menschheit trägt, eine ganz aus ihm selbst hervorgegangene Cultur und eine klare, urkundliche, viertausendjährige Geschichte besitzend. Der Buddhismus mit seinen superstitiösen Auswüchsen dürfte die einzige fremde Beimischung des chinesischen Wesens sein. Er hat China erst

[1]) Damit soll nicht gesagt sein, daß die chinesische Sprache geradezu die Ursprache sei. D. H.

nach Beginn unserer Zeitrechnung überschwemmt. Fünfhundert Jahre früher lebte Khùng-tsè oder Confucius, und aus den Schriften, die theils er selbst gesammelt, redigirt und geschrieben hat, und die theils seine Lehre in Niederschriften seiner Jünger aufbewahren, lernen wir immer noch das reine alte Chinesenthum kennen. Denn er wollte nur dieses in moralischer, politischer und ceremonieller Hinsicht wieder herstellen und war nichts weniger, denn Religionsstifter.

Khùng-tsè war ein starker, feiner, scharfsinniger Geist, dem aber jeder Sinn für das Religiöse, das Ueberirdische und Transcendente völlig mangelte; — auch hierin die vollkommenste Incarnation des bereits sinkenden chinesischen Geistes. Ganz anders, auch hierin, der ältere, noch im siebenten Jahrhundert v. Chr. geborne Laò-tsè; ein tiefer und genialer Denker, dessen Anschauungen vom Uebersinnlichen zu dem Bedeutendsten gehören, was das Alterthum hervorgebracht hat. Als Khùng-tsè den Hochbejahrten besuchte, machte dieser auf ihn einen so überwältigenden Eindruck, daß er hernach gestand, er habe dessen drachengleichem Fluge mit Winden und Wolken nicht folgen können. Sehr glaublich! Laò-tsè's Geist schwingt sich weit hinaus über den engen Gesichtskreis des Khùng-tsè und der ganzen alt-chinesischen Weltanschauung, die er mit Bewußtsein nach allen Seiten durchbricht. Gerade aus diesem Grunde hat man in Europa, wie auch lange zuvor schon in China, gemeint, er habe seine Weisheit im westlichen Auslande geholt. Nichts kann irriger sein; sie ist ganz sein Eigenthum. Allerdings zum Theil ererbtes. Er selbst beruft sich auf alte Lehrer und führt Sprüche und Reimverse Vorlebender für sich an, die jedoch ganz chinesischen Ursprunges sind. Was er ihnen aber auch zu danken habe, seine Denkweise gehört durchaus ihm selbst. Sagt er doch einmal, seine Mitlebenden nenneten ihn einen großen Sonderling.

Nach seiner äußern Lebensstellung war Laò-tsè Vorstand der kaiserlichen Archive. Sein Lebensbeschreiber, der große Historiker Ssē-mà-thsiān, nennt ihn einen verborgenen Weisen. Zur Verbreitung seiner Lehre hat er weder die Lande durchzogen, noch Schüler gesammelt, noch Bücher geschrieben. Erst als er hochbejahrt sein Amt aufgegeben und sich in die Einsamkeit zurückzog, beredete ihn unterwegs ein Freund, für ihn ein Buch zu schreiben. Er that dieß und schrieb das Taò tĕ kìng, die einzige[1]) aber zuverlässige Quelle seiner Lehre.

Was die Form dieses Buches betrifft, so zeigt das Taò tĕ kìng (wie ich mir erlaube aus der Einleitung zu meiner Uebersetzung desselben anzuführen)[2])", es zeigt das Taò tĕ kìng, sage ich, nichts von der Kunst klarer dialektischer Entfaltung und systematischer Gliederung. Die Darstellung ist abrupt, die Uebergänge sind unvermittelt, scheinbar Fremdartiges rückt dicht neben einander; es ist wie ein Stück Urwald, wie die ungeordnete Natur — aber der Natur auch darin ähnlich, daß hinter der anscheinenden Unordnung ein großartiger, tief geordneter Organismus verborgen ist, in welchem überall das Gesetz des Einzelnen unter dem Gesetze des Ganzen steht. Das Buch hat kein System, aber von Blatt zu Blatt zeigt es, daß sein Verfasser ein tief durchdachtes, in allen Theilen gliedlich zusammenhängendes und rein abgerundetes System hatte."

---

[1]) Max Müller („Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft" S. 105) redet dagegen von einer großen Anzahl von Büchern, man sage 930, die Laò-tsè geschrieben haben solle. Das Taò tĕ kìng sei das Hauptwerk, eine Art Bibel für seine Schüler, nur 5000 Worte enthaltend. D. H.

[2]) Laò-tsè's Taò tĕ kìng, aus dem Chinesischen ins Deutsche übersetzt, eingeleitet und commentirt. Leipzig 1870.

Lassen Sie mich nun versuchen, dasselbe im kurzen Abrisse zusammenzustellen.

Laò-tsè's ganzes Denken stellt sich von vornherein in das Centrum der großen Weltursache, die er Taò nennt. Aus dieser Central-Anschauung des Absoluten — denn das ist ihm Taò — entwickelt sich eine Metaphysik, seine Theologie, seine Moral und seine Politik. Ihm gegenüber ist es das Wichtigste, daß man sein Nicht-Erkennen erkenne; denn das Erkennen nicht erkennen, ist eine Krankheit, von der nur geheilt wird, wer mit Schmerzen sich krank fühlt. Die objective Möglichkeit der Erkenntniß Taò's kann nur darauf beruhen, daß im Absoluten Wissen und Sein eins sind. Daß Laò-tsè dieß erkannt, ist außer Zweifel. Denn wenn in jener Central-Intuition sich ihm die Einsicht eröffnet, wie Taò Weltschöpfer geworden sei, und er selbst dann die Frage aufwirft, woher er das wisse, so antwortet er darauf: „Durch Ihn;" d. h. durch Taò selbst; eine Antwort, welche die Anerkenntniß jenes Einsseins nothwendig in sich schließt. Die Erfahrung des Absoluten ist zugleich das Wissen desselben. Die subjective Möglichkeit der Erkenntniß Taò's beruhet darauf, daß der Begierdenlose, der sich vom Sinnlichen abwendet und in sein Inneres einkehrt, Taò's Geistigkeit schauet, und wenn sein Thun mit Taò übereinstimmt, „Eins wird mit Taò," dieser Ausspruch sagt dann nicht nur das anderweite Einssein des göttlichen und menschlichen Wissens, welches wir Wahrheit nennen aus; sondern, da dasselbe erst hergestellt wird und an eine Bedingung geknüpft ist, das Einsein mit Taò folglich vor Eintritt dieser Bedingung nicht bestand, so ist damit auch der Pantheismus ausgeschlossen. Sehr merkwürdig ist es, daß Laò-tsè die höchste Erkenntniß bereits an das sittliche Verhalten knüpft, von einer sittlichen That abhängig macht, und eine große Bedeutung erhält dadurch sein Ausspruch: „Wer sich selbst kennt, ist erleuchtet."

Indem nun sein Denken sich in die Betrachtung Taò's, als des Absoluten versenkt, findet er Ihn zuerst als das reine Vermögen des Seins, auch des eigenen Seins, und insofern noch als „leeren Abgrund," als bloße Potenz in welcher das Sein noch zurückgehalten ist, mithin als noch nicht Seienden. Dann erst geht er zum Sein über: „Das Sein kommt aus dem Nicht-Sein." Mehrfach wird hingewiesen auf die große Bedeutung jenes Nichtseins, d. i. jenes nur erst potentialen, noch nicht zur Wirklichkeit übergegangenen Seins; in welcher Gestalt Taò noch durchaus unaussprechlich und unnennbar ist, sich nichts von ihm aussagen läßt. Es geht aber das Sein aus der bloßen Potenzialität hervor, indem Taò — der ewige, namenlose — Anfang und Ursache von Himmel und Erde wird, d. h. dasjenige Sein wirklich setzt, aus dem alle Wesen entstehen.

Natürlich kann das absolute Wesen dieses Sein nicht anders setzen, als in sich selber, so, daß es selbst in das Sein übergeht. Dieses erste ursprüngliche Sein ist jedoch blinde Aeußerlichkeit, in welche das reine Urwesen nicht aufgehen darf noch will; weshalb es aus ihm sich sofort wieder in das Nicht-Sein zurückwendet: Taò's „Bewegung ist Rückkehr," womit Taò sich als Eins setzt; wiederum unaussagbar und namenlos. Weil damit aber das gewordene Sein, das doch die Unterlage einer vielgestaltigen Welt werden soll, von seinem Grunde abgelöst wieder in das Nichts zurückfallen würden, so muß doch Taò zugleich als Seiender bei ihm bleiben, was nicht anders geschehen kann, als daß er im Momente der Rückkehr sein anderes Selbst, das Zweite erzeugt, d. h. sich noch-

mals setzt, und zwar nun als Taò, als die zweite Macht, welche allen Wesen Gestalt und Entwickelung giebt oder „aller Wesen Mutter" wird. So ist Taò denn eine Zweiheit: ein Oberer, der unnennbar, unerforschlich, unwahrnehmbar, — ein Unterer, der keineswegs dunkel ist und einen Namen hat, sowie er anhebt zu schaffen, dem Sein Gestalt zu geben; und so sind Beide, wie wir sahen, desselben Ausgangs und von unergründlicher Tiefe, wie schon das erste Kapitel sagt.[1])

Laò-tsè bleibt nicht bei dieser Zweiheit stehen. Er sagt ausdrücklich, alle Wesen würden durch Drei hervorgebracht, und nennt er dort auch dies Dritte nicht, so lassen uns andere Stellen doch darüber nicht im Dunkeln. Er sagt: „in Taò ist der Geist, sein Geist ist höchste Lauterkeit." Er sagt ferner, jene Zweiheit sei „die Pforte alles Geistigen," und spricht von dem „Thal-Geiste," d. h. dem ausfließenden Geiste, welcher unsterblich und dessen „Pforte die Wurzel Himmels und der Erden" sei, womit er ihm also Antheil an der Erschaffung zuspricht. Hier legt er ihm auch zwei Prädikate bei, die ihn ganz als das die Zweiheit vermittelnde Dritte characterisiren. Er nennt ihn zuerst das „tief Weibliche," und sagt dann, er sei, „wie daseiend." Dies letztere ist besonders merkwürdig und bezeichnend. Soll der Geist den im Sein vorhandenen Taò und den in das Nicht-Sein zurückkehrenden vereinigen, so muß er ebensowohl am Sein als am Nicht-Sein Antheil haben. Und so ist es ja. Er ist, als wäre er nicht, und in dieser Freiheit vom Sein, ist er eben, das heißt: er ist wie seiend. Er muß aber ferner auch jene Zweiheit, welche die tiefe Pforte seines Ausfließens ist, völlig in sich aufnehmen, sich ihr vermählen, — und das vermag er, sofern er das tief Weibliche ist. So wird denn aus der Zweiheit die Dreiheit in welcher Taò sich vollendet und als welche er durch den Namen habenden alle Wesen aus dem Sein hervorbringt. Ausdrücklich aber wird Taò, als Wesen, dieser seiner dreifachen Selbstentfaltung vorausgesetzt und dieselbe als übergeistlich erkannt, wenn er bereits vor dem Schaffen „unendlich vollkommen" genannt wird.

Nachdem nun so die zerstreuten Glieder des Systems zusammengefügt und durch ihre nothwendigen Mittelgedanken verbunden worden sind, wird Ihnen der Ausspruch unsers Denkers verständlich sein, der mit Recht seinen Anhängern als das Grunddogma gilt: „Taò erzeugt Eins, Eins erzeugt Zwei, Zwei erzeugen Drei, Drei erzeugen alle Wesen." —

Aber Laò-tsè begnügt sich nicht damit, auszusagen, daß Taò in seiner Dreiheit Alles hervorbringe; er thut auch tiefe Einblicke in das Wie. Hierbei ist ein Zweifaches zu unterscheiden: 1) die allgemeinen Bestimmtheiten, welche das aus dem Nichtsein herausgebrachte Sein empfängt, damit die Wesen aus ihn entstehen können; 2) der innere Vorgang in Taò, vermöge dessen er sie hervorbringt.

Hinsichtlich des Ersten äußert sich Laò-tsè sehr kurz und wie auf einem Umwege, indem er die schon von der älteren chinesischen Naturphilosophie erkannten drei Naturprincipien anführt: das dunkle, ruhende weibliche, Princip der

[1]) „Taò, kann er ausgesprochen werden, ist nicht der ewige Taò. Der Name, kann er genannt werden, ist nicht der ewige Name. Der Namenlose ist Himmels und der Erden Urgrund; der Namen-Habende ist aller Wesen Mutter . . . . . Diese Beiden sind desselben Ausgangs und verschiedenen Namens. Zusammen heißen sie tief, des Tiefen abermal Tiefes; aller Geistigkeiten Pforte." —

Materie, welche In genannt wird; das lichte, thätige, männliche der Form, welches Jâng heißt; und das seelische, beide verbindende Princip, das Khî. „Alle Wesen", sagt er „haben zur Unterlage das In und zum Inhalt das Jâng; das Khî bewirkt deren Einigung." Es ist wohl keine irrige Voraussetzung, daß er diese drei Principien auf die drei Mächte Taò's zurückgeführt wissen wollte, dergestalt daß die erste, namenlose die Ursache des In; die zweite, benannte, die Ursache des Jâng; die dritte, der ausfließende Geist, die Ursache des Khî sei. Indem so das Erste unterschiedlose Sein sich in die drei Principien unterscheidet, wird es zu einem solchen, aus dem die Wesen entstehen können.

Das Zweite, den inneren Vorgang Taò's bis zum wirklichen Schaffen, schildert in staunenden Ausrufen das zweite Capitel.[1]) Suchen wir es unserer Ausdrucksweise anzunähern! Zuerst ist Taò reines inhaltleeres Vermögen, bloße unendliche Kraft, aus welcher vor allem der wesenhafte Taò hervorgeht, der ihm allen Inhalt gewährt und bestimmt. In diesem sind aller geschöpflichen Wesen Urbilder und Substanz, beide jedoch noch als vorgeschöpfliche, in denen die Wesen noch keinen Anfang, kein Fürsichsein haben, weshalb diese Substanz auch noch nicht die Materie, sondern nur deren Grund und Voraussetzung sein kann. Aber in ihm ist auch der Geist, die Macht der Einheit und Einigung, der eben deshalb sowohl sein Geist, als auch der Geist aller Wesen (Ursache des Khi) ist. Auf diesen Geist ist zu vertrauen, daß er Urbild und Substanz auch einigen werde; dies ist zugleich Vertrauen auf Taò, in welchem er ist, und welcher dies Vertrauen rechtfertigt, — hiermit aber aus seiner Unerkennbarkeit und Unnennbarkeit hervortritt, indem er nun, als der Einige zusammengefaßt, nach seiner Treue und Zuverlässigkeit allen vorersehenen Wesen zu ihrer Zeit den Anfang eines eignen Daseins für sich verleihet. Diese Schöpfung hat zwar einen Anfang gehabt, ist dann aber eine stetig fortdauernde, so daß auf sie die Entstehung jedes Wesens zurückzuführen ist.

Laò-tsè betrachtet die Wesen, ehe sie in das Sein hinausgeschaffen werden, und während sie nur noch urbildlich in Taò sind, gewissermaßen als vorherseiende; sie verlassen sich auf Taò, daß er sie in das wirkliche Leben, in das Sein bringen werde, und „er versagt es nicht." Ist aber das Werk vollbracht, so „nennt er es nicht sein." Er liebt und ernährt alle Wesen, aber ewig bedürfnißlos, macht er sich nicht zu ihrem Herrn, obwohl sie alle zu ihm sich kehren. Oder wie es anderswo heißt: „Taò erzeugt sie, seine Macht erhält sie, sein Wesen gestaltet sie, seine Kraft vollendet sie; daher von allen Wesen keins ist, das nicht huldige Taò und verehre seine Macht." Dabei ist es ein tiefer Einblick in das stetige Walten der höchsten Welturſache, wenn es heißt: „Taò ist ewig ohne Thun, und doch ohne Nicht-Thun." Das will sagen, bei Allem, was durch sein Wirken in der Welt geschieht, tritt sein Thun als solches nie heraus; der sorgfältigsten Beobachtung erscheint nur eine unabsehbare Kette von nothwendigen Wirkungen gegebener Ursachen. Und gerade in der wundervollen Stätigkeit, Hoheit und Schönheit des sittlichen und natürlichen

[1]) „Des leeren Vermögens Inhalt, nur Taò folget er nach. Taò ist Wesen, aber unfaßlich, aber unbegreiflich. Unbegreiflich! unfaßlich! in ihm sind die Bilder. Unfaßlich! unbegreiflich! in ihm ist das Wesen. Unergründlich! dunkel! in ihm ist der Geist. Sein Geist ist höchst zuverlässig. In ihm ist Treue. Von Altersher bis jetzt verging sein Name nicht, dieweil er allen Dingen den Anfang ausersieht. Woher weiß ich, daß aller Dinge Anfang also? Durch Ihn!"

Weltgesetzes, das jene beherrscht, wird dem aufgeschlossenen Auge Sein immerwirkendes Wollen erkennbar. Sein Thun ist, daß er Seinen Willen in den Dingen und Ereignissen und durch dieselben zur That werden läßt. So thut er, und ist doch ohne Thun. Das Ende seiner Wege ist aber Zurückbringung. Denn nachdem Er die Wesen im Sein entfaltet und vollendet hat, kehren sie alle zu Ihm, ihrem Ursprunge, ihrer Wurzel wieder zurück. Der Mensch geht dann aber nicht etwa in eine allgemeine Weltseele auf, sondern in dem Maße, wie er hier mit Taò eins geworden und in das Kindschaftsverhältniß zu ihm zurückgetreten ist, hat der Tod für ihn keine Gefahr. Nur wer seine Interessen alle auf die Außenwelt verlegte und dort sie verfolgte, ist bei Lebensende nicht zu retten. Wer aber einkehrt in sein Inneres und da zurückkehrt zu dem Lichte Taò's, „verliert nichts bei seines Leibes Zerstörung, denn er hat sich mit Ewigkeit bekleidet. Sein Leben hat keine tödtliche Stelle." Denn „Taò ist aller Wesen Zuflucht, des Guten höchster Schatz, des Unguten Retter. Durch tägliches Suchen wird er gefunden. Er vergiebt denen, die Schuld haben. Darum ist er das Köstlichste der Welt." —

Dies sind die in Laò-tsè's Buch hin und her verstreuten Gedanken aus dem metaphysisch-religiösen Theile seines Systems, in Zusammenhang gebracht. Ich habe mich bisher enthalten, seinem großen Weltprinzip einen andern Namen beizulegen, als er selbst ihm giebt. Erwägen wir aber alle seine Aussagen über dasselbe, so hat doch unsere Sprache kein anderes Wort dafür, als Gott. Von Gott redet Laò-tsè, und welch inhaltreichen lebensvollen Gottesbegriff hat er gegenüber dem abstrakten Theismus nicht bloß des sonst herkömmlichen Chinesenthums, sondern selbst vieler unserer Zeitgenossen! Eine Gotteserkenntniß, die außerhalb der Offenbarung ihres Gleichen an Tiefe und Wahrheit vergebens sucht.

Aehnlich verhält es sich mit Laò-tsè's Moral. Diese ist jedoch durch einen ihrer Hauptgrundsätze, das „Nicht-Thun," innerhalb und außerhalb China's vielfach mißverstanden, ja geradezu des äußersten Quietismus beschuldigt worden. Eine kurze Darstellung derselben wird zeigen, mit welchem Recht.

Laò-tsè's Sittenlehre wächst hervor aus seiner Theologie. Denn sein sittliches Ideal, „der heilige Mensch", ist dies nur dadurch, daß er Taò's theilhaftig und mit ihm eins ist, Ihn festhält und in Ihm wandelt. Dies erreicht er, indem er sich von der Aeußerlichkeit und Sinnlichkeit abzieht, in sein Inneres einkehrt, da das hereinscheinende Licht Taò's erkennt und in ihm seine „Mutter" findet, so aber, seine Kindschaft erkennend, zu Ihm zurückkehrt. „Zurückgekehrt sein in seinen Ursprung, heißt ruhen; ruhen, heißt seine Aufgabe erfüllt haben; seine Aufgabe erfüllt haben, heißt ewig sein. Das Ewige kennen, heißt erleuchtet sein. Das Ewige nicht kennen, entsittlicht und macht unglücklich. Wer das Ewige kennt ist umfassend, daher gerecht, daher ein König, daher Taò's daher fortdauernd." Eben das führt ihn zur inneren Einheit und Einfalt, wo er dann dem unschuldigen Kinde darin gleich ist, daß sein Verhalten und Thun nichts weiß von reflectirter Absichtlichkeit, und nie die eigne Person zum Zweck hat, daß es vielmehr in lauterer Selbstlosigkeit gerade hin von ihm so ausgeht, wie er durch sein Lebensprincip Taò bestimmt wird; dem er daher nachahmt, ohne auch dies besonders zu wollen, da er, nur durch Ihn bestimmt, eben nicht anders kann. Da nun Taò unermüdlich alle Wesen hervorbringt, versorgt, nährt, ausbildet, vollendet, beschützt und mit Wohlthaten segnet, so muß Ihm

der heilige Mensch auch hierin ähnlich sein; weshalb denn auch er sich Aller liebend annimmt, Allen hilft, Allen wohlthut; keinen Menschen, ja kein Geschöpf verläßt. Dies wird so oft und so ausdrücklich eingeschärft, daß es den Gedanken an Quietismus gar nicht aufkommen lassen sollte. Heißen doch noch die letzten Worte des Buches: „Des heiligen Menschen Weise ist Thun und nicht Streiten."

Wenn nun Laò-tsè einmal dies Thun, zugleich aber auch das Nichtthun des heiligen Menschen preiset, so muß er nothwendig einen Unterschied machen zwischen Thun und Thun. Das eine ist ein Thun, das sein soll, das andere ein Thun, das nicht sein soll. So hörten wir bereits, wie beides in höherer Weise in der Gottheit verbunden sei. Ebenso ist es in der Welt der sittlichen Freiheit. Wer Gott erkannt hat und Ihn im Geiste schauet und vernimmt, den muß die Größe seiner Herrlichkeit und die Herablassung seiner Liebe überwinden, so daß er sich alles Eignen entäußert, Gott sich ganz hingiebt und von Ihm sich bestimmen läßt. Das hat ja dann allerdings Gott gethan, wie Er denn auch ferner thut was ein Solcher Gutes wirkt, und doch ist Gott dabei ohne Thun. Er ist über dem Thun, wie über dem Sein, — dennoch thut er und ist er. Aehnlich der heilige Mensch. Sein Thun, welches sein soll, ist das selbstlose Auswirken der von Taò in das Herz sich ergießenden inneren Güte; das Thun, welches nicht sein soll, ist jenes, das sich selber weiß und will, das sich selber hervordrängt und sein Subject zum Zweck hat, um Unterlage der Persönlichkeit zu werden und ihr Verdienst, Ehre und Genuß zu schaffen. Die Verneinung dieses Thuns ist Laò-tsè's Nichtthun. Man kann es auch so ausdrücken: Nicht auf dem Thun, sondern auf dem Sein beruht der sittliche Werth des Menschen, indem das Sein das Thun gut macht, nicht das Thun das Sein. Je höheren sittlichen Werth der Mensch hat, desto geringeren Werth legt er auf das, was er thut oder gethan hat. Anregend und veredelnd wirkt er auf Andere auch nicht durch sein Thun als solches, sondern durch seinen Wandel, welcher offenbart was er ist. Durch das von ihm ausstrahlende Göttliche werden die Menschen bekehrt, zur Besinnung über Taò gebracht und diesem zugeführt. Der Beruf des heiligen Menschen für die Welt liegt über das Thun hinaus, und seine bloße Erscheinung belehrt die Menschen über das sittlich Schöne und Gute, so daß sie das Häßliche und Böse als solches erkennen.

Dergestalt ist die durch reine Hingabe an Taò begründete Selbstlosigkeit Laò-tsè's ethisches Prinzip, welches er Tĕ, d. h. Tugend nennt und von der niederen Tugend, der Tugendhaftigkeit, die sich selber als solche weiß und will, ausdrücklich unterscheidet. Es ergiebt sich daraus von selbst, daß er eine besondere Pflichtenlehre, als Aufstellung von Forderungen, die von Außen her an den Menschen gemacht werden, nicht billigen kann, ja sie für Folge des Abfalls von Taò erklären muß. Wenn der große Taò verlassen wird, sagt er, so ist von Menschlichkeit und Gerechtigkeit die Rede, von Pietät bei Uneinigkeit der Verwandten, von Diensttreue bei Zerrüttung der Herrschaft. Und anderswo: „Verliert man Taò, dann hat man Tugend (d. h. jene niedere); verliert man die Tugend so hat man Menschlichkeit; verliert man die Menschlichkeit, dann hat man Gerechtigkeit; verliert man die Gerechtigkeit, dann hat man Anständigkeit, welche der äußerliche Schein ist, von Treue und Redlichkeit und der Anfang der Anarchie". Und so gehört es denn auch zu Laò-tsès

Ethik, daß er das gesetzliche Thun verwirft, während er den höheren Weg zeigt, auf welchem das Gesetz nicht aufgelöst, sondern erfüllt wird. Denn sein „heiliger Mensch" ist demüthig, menschenliebend, wahrhaftig, klug, schickt sich in die Zeit, ist friedfertig, begierdenlos. Er behandelt die Guten wie die Nicht-Guten mit Güte, den Aufrichtigen wie den Unaufrichtigen mit Aufrichtigkeit. Er scheut es stets, daß die Welt sein Herz verunreinige. Er ist barmherzig, sparsam und bescheiden. Er sammelt keine Schätze auf: jemehr er für Andere verwendet, desto mehr hat er; jemehr er Andern giebt, desto reicher ist er. Ja Laò-tsè stellt eine Forderung auf, deretwegen ihn Khùng-tsè tadelt, und die wir gewohnt sind, als eine der höchsten sonderlich christlichen anzusehen; er sagt: „Vergilt Feindschaft mit Wohlthun."

Merkwürdig ist es, wie sein Vertrauen auf die Macht eines dergestalt vollkommen heiligen Menschen, ihn zu einem prophetischen Ausblick treibt, in welchem er mit Worten, die an Jesaja (40, 7), erinnern, der Erscheinung eines solchen Heiligen entgegen sieht. Er sagt Cap. 22. indem er mit einem Citat aus den Alten beginnt: „„Das Krumme wird gerade, das Ungleiche gleich, das Vertiefte wird ausgefüllt, das Zerrissene wird neu; mit Wenigem wird es erreicht, mit Vielem wird es verfehlt." — Daher umfaßt der heilige Mensch das Eine, und wird der Welt Vorbild. Nicht sich siehet er an, drum leuchtet er; nicht sich stellt er hervor, drum zeichnet er sich aus; nicht sich preiset er, drum hat er Verdienst; nicht sich erhebt er, drum ragt er hervor. Weil er nicht streitet, drum kann keiner in der Welt mit ihm streiten. — Was die Alten sagten: „Das Krumme wird gerade," (u. s. w.) sind es leere Worte? — Ein wahrhaft Vollkommener, und sie kehren zu ihm!" — — Wir können uns wohl schwer enthalten, hierbei an unsern Herrn und Heiland zu denken. — —

Wie Laò-tsè's Moral aus seiner Theologie hervorging, so geht seine Politik wiederum aus seiner Moral hervor. In China erkannte man von Altersher den Staat als die sittliche Gestalt des Gemeinlebens, weshalb das Regieren als sittliche Thätigkeit aufgefaßt wird. Eine andere Staatsform als die patriarchalische und insofern monarchische kennt unser Denker noch nicht. Da ihm aber die Freiheit und Selbstständigkeit der Unterthanen durchaus als Forderung gilt, so findet er die Bürgschaft für diese in der verzichtenden Selbstbeschränkung der unbedingten Gewalt, deren allein der „heilige Mensch" fähig ist. Daher concentrirt sich seine Politik in der Darstellung der Regierungsgrundsätze und Regierungsweise des „heiligen Menschen."

Eine tiefe Auffassung vom Wesen des Staates, oder, in höherer Ordnung, des Reiches — denn China bestand damals, ähnlich dem alten deutschen Reiche, aus einer Anzahl größerer und kleinerer erblicher Lehnsstaaten unter dem mit seinen Erblanden ausgestatteten Kaiser — eine tiefe Auffassung ist es, wenn Laò-tsè das Reich ein Geistesgefäß nennt. Er sagt Cap. 29: „Wer da sollte trachten das Reich zu nehmen und es zu machen, dem sehen wir's nicht gelingen. Das Reich ist ein Geistesgefäß, es kann nicht gemacht werden. Der Macher zerstört es, der Nehmer verliert es." Das will sagen: Jene Form des Gemeinlebens, die wir Staat oder Reich nennen und die weder ein Erfundenes noch Verabredetes ist, sondern als Thatsache ihrer Erkenntniß zuvorkommt, — sie ist die unerläßliche Vermittlerin der Entwickelung des Gesammtgeistes für eine Vielheit von Menschen. Hat er sich aber durch die Gestaltung dieses Organs einmal herausgesetzt, so ist er weit umfassender und inhaltreicher, als der

einzelne Verstand begreifen oder erschöpfen kann. Auch das mächtigste Individuum ist nicht im Stande, eine entsprechendere Form zu erfinden und ihm aufzudrängen. Daher kann der genialste Staatsmann nichts Größeres thun, als das Urbild der von dem Gesammtgeiste geschichtlich erzeugten oder angestrebten Form zu erkennen und ihm zur möglichst angleichenden Darstellung zu verhelfen. Jeder anderen, selbstersonnenen und selbstwilligen Macherei und Thuerei im Regiment sich zu enthalten, das ist das Nichtthun und das Nichtmachen, worauf Laò-tsè auch hier dringt. Einer solchen, dem Gesammtgeiste widerstreitenden Thätigkeit muß nothwendig mißlingen; dringt sie durch, so zerstört sie das wahre geistige Organon; bemächtigt sie sich desselben, so erweiset es sich als das Stärkere und entledigt sich ihrer. — Beweist nicht die ganze Weltgeschichte die Wahrheit der wichtigen einfachen Worte Laò-tsè's? — Auch der Regierende ferner soll wesentlich durch die ruhige Macht seines Vorbildes wirken. Liebt er das Volk, sorgt er für dessen Leben, Wohlsein, Unterhalt, ohne nach Besitz, Ehre, Herrschaft zu streben, entsagt er großen Thaten und aller Vielregiererei, so ist er ohne Thun, und doch fehlts nicht an gutem Regiment. Der heilige Mensch, der in der Einfalt verharrt, regiert großartig und verletzt nie. Seine wahre Tugend würde sein, von seiner Person, seiner Familie, seiner Residenz aus in immer weiteren Kreisen die Herrschaft Taò's auszubreiten. Wären dergestalt Könige und Fürsten ohne Thun und doch ohne Nicht-Thun, so würde alles Volk ohne Gewalt und Zwang sich umwandeln und bekehren. So geschah Großes zur Zeit der alten Herrscher und das Volk fühlte sich frei. „Denn Vertrauen erzeugt Vertrauen." Aechte Herablassung und Hingebung erhöht und schafft freudigen Gehorsam. Der rechte Regent meidet jeden Luxus mit Ehrenstellen, Kostbarkeiten und allem was die Begierden erregt; dadurch bewirkt er, daß das Volk es nicht kennen lernt, es nicht begehrt, nicht darum hadert, noch auf Diebsgelüst verfällt, ihm wenigstens keine Folgen zu geben wagt. Er weiß, daß dem Volke und der Regierung durch die bloße Klugheit und einseitige Verstandesaufklärung mehr geschadet als genützt wird. „Jemehr Verbote und Beschränkungen das Reich hat, desto mehr verarmt das Volk; je mehr Waffen das Volk hat, desto mehr wird das Land beunruhiget; jemehr Kunstfertigkeiten das Volk hat, desto wunderlichere Dinge kommen auf; jemehr Gesetze und Verordnungen verkündigt werden, desto mehr Diebe und Räuber giebt es." Aber je weniger regiert wird, desto mehr kommt das Volk empor. Ist der Regierende nicht redlich, so werden die Redlichen zu Schelmen, die Guten zu Heuchlern. Nimmt der Kaiser die Reichsregierung leicht, so verliert er die Vasallen, ist er unruhig, so verliert er die Herrschaft. „Sind die Paläste sehr prächtig, so sind die Felder sehr wüst, die Speicher sehr leer. Bunte Kleider anziehen, scharfe Schwerter umgürten, sich anfüllen mit Trank und Speisen, kostbare Kleinodien haben im Ueberfluß, das heißt mit Diebstahl prahlen." Aber durch weise Sparsamkeit wird zeitig vorgesorgt um reichlich wohlthun zu können, das macht unüberwindlich und sichert des Landes Besitz.

Laò-tsè ist entschieden Gegner jeder Gewaltherrschaft durch Waffengebrauch. Der letztere, meint er, räche sich selbst schon. „Wo Heerhaufen lagern, gehen Disteln und Dornen auf, und großer Kriegszüge Folge sind sicherlich Nothjahre." Die schönsten Waffen sind Unglückswerkzeuge, nicht des Weisen Werkzeuge, und wer Taò hat, führt sie nicht. Kann er nicht umhin und muß sie führen, so siegt er, aber ungern. Es gerne thun, wäre Lust an Menschentöd-

tung. „Der Gute siegt und damit genug; er wagt nicht zur Vergewaltigung zu greifen. Er siegt, und ist nicht stolz: siegt und triumphirt nicht; siegt und überhebt sich nicht.“ Wer in großem Siege viele Menschen getödtet, soll sie mit Schmerz und Mitleid beweinen. Ein guter Heerführer ist nicht kriegerisch, sucht den Kampf nicht auf, greift nicht leichtfertig an. „Stoßen feindliche Heere aufeinander, so siegt der Barmherzige.“ —

Alles dies bezieht sich vornehmlich auf die Kriegführung gegen die Empörer von Seiten der Reichsgewalt. Bei dem Sinken der Kaisermacht geschah es jedoch häufig, daß die Lehnsstaaten sich untereinander bekriegten. In Hinblick darauf erklärt sich Laò-tsè auf das schärfste gegen die Eroberungssucht, wenn er sagt: „Kein größrer Frevel, als Gelüst erlaubt zu nennen; kein größres Unheil, als Genüge nicht zu nennen; kein größres Laster, als nach Mehrbesitz zu brennen.“ Er wendet auf die neben einander bestehenden Staaten genau mit demselben Ausdruck die apostolische Vorschrift an: Seid allesammt einander unterthan. Dadurch werde das kleine Land das große, das große Land das kleine für sich gewinnen; vor Allem aber solle das große sich dem kleinen dienstbar erweisen. —

Beschließe ich hiermit die Darstellung der Gedankenkreise des chinesischen Philosophen, so soll damit nicht gesagt sein, daß ich nicht noch vieles zurückgelassen; doch wird das Mitgetheilte genügen, Ihnen einen Begriff von seinem System und dessen innerem Zusammenhange zu geben. Gewiß ist Ihnen aber im Laufe meiner Mittheilungen mehr als einmal aufgefallen, welche Aehnlichkeit dies System mit den Anschauungen des Christenthums in nicht wenigen Stücken darbietet. Einige derselben sind noch wohl unserer Betrachtung werth.

Und da ist es zuvörderst überaus merkwürdig, wie Laò-tsè lediglich von der Thatsache der Schöpfung aus zu einem Begriffe der ewigen Dreiheit in dem einigen Gott gelangt, dem fast nur der Persönlichkeitsbegriff zu fehlen scheint, um sich nahezu mit dem christlichen Dogma zu decken. Ein bündiger Beweis, daß dieses Dogma nicht erst aus den allmählich hervorgetretenen Thatsachen der Heilsgeschichte abzuleiten ist, und nicht bloß einer bloßen Hineintragung derselben in das ewige Leben Gottes seinen Ursprung verdankt. Die aber, welche diese Lehre bestreiten, weil ihnen die Dreieinigkeit nicht denkbar sei, dürfen wir wohl fragen, wie diese Undenkbarkeit sich damit vertrage, daß die Dreieinigkeit Gottes von einem solchen Denker wie Laò-tsè im sechsten Jahrhundert vor Christo doch schon gedacht worden sei? —

Wie nahe berührt sich ferner die Schöpfungslehre Laò-tsè's mit der christlichen! Kein außerchristlicher Denker hat je sich zu einem so reinen Gedanken des Erschaffens alles Seienden von und durch Gott erhoben. Müssen wir in dem unaussprechlichen und unnennbaren Taò Gott den Vater erkennen, von dem Alles ist, so in dem nennbaren den Sohn oder das Wort, durch welches alle Dinge gemacht sind; denn ganz dasselbe sagt auch Laò-tsè. —

Auch die nahe Verwandtschaft von Laò-tsè's Moral mit der christlichen wird Ihnen nicht entgangen sein. Fordert nicht auch das Evangelium zuerst ebendieselbe völlige Selbsthingebung an Gott und Verzicht auf alles Eigne, woraus denn, weil nun Gott allein im Herzen regiert, alle Tugenden von selbst quellen? Und kennt Laò-tsè nicht dieselben Tugenden, die auch wir preisen, als Ausflüsse der Einigung der Seele mit Gott? —

Selbst in das ewige Jenseits weiset er verheißend hinaus, wenn er lehrt,

daß der Gottgeeinigte sich mit Ewigkeit bekleide, und der Tod ihm nichts anhabe bei des Leibes Zerstörung. —

Fürwahr in dem Allen steht seine Lehre dem neuen Testamente näher, als dem alten, und ich stehe keinen Augenblick an, ihn einen großen Propheten aus den Heiden zu nennen. Wie kommt es aber, daß diese schon vor 2400 Jahren verkündete Lehre, die jedem gebildeten Chinesen bekannt ist, die eine ganze Religionsgemeinde, welche sich nach Taò nennt, in Anspruch nimmt, die sogar mehr als einmal Bekenntniß der Kaiser gewesen, — daß diese hohe reine Lehre niemals praktische Folge gefunden, daß selbst jene Taò-Gemeinde zu einer Genossenschaft abergläubischer Gaukler, Zauberer und Thoren herabgesunken ist? Daher, meine ich, kommt es, daß diese Lehre eben nur eine Lehre, eine Philosophie ist, ohne Zusammhang mit der Offenbarung, nicht von ihr getragen, nicht mit dem Siegel des lebendigen Gottes beglaubigt, nicht an die geschichtlichen Selbsterweisungen und Thaten Gottes geknüpft. Wohl spricht sie von Nichtguten oder Bösen, aber die Erkenntniß der Sünde, die uns von Gott scheidet, hat sie nicht. Wohl spricht sie von Bekehrung, aber sie hat keine Wiedergeburt, welche die Bekehrung begründet. Sie sagt von Gott, er sei ein Retter der Nichtguten und vergebe die Schuld, aber für beide fehlen ihr die Mittel der Vergewisserung und es bleibt bei der bloßen Aussage. Mit einem Wort: sie hat keine Heilsgeschichte und keine Heilsanstalt. Danken wir Gott dafür, daß wir von Ihm beide haben, und daß uns dadurch der Weg zum Heil geöffnet ist, auf welchem der ehrwürdige Denker, der uns heute beschäftigte, ahnend hingewiesen hat.

Die Kolhs in Ostindien und ihre Christianisirung.

Von Th. Jellinghaus, von 1865—1870 Missionar im Dienst der Goßnerschen Mission, jetzt Pastor in Rädnitz bei Crossen.)

II. Die Christianisirung der Kolhs.

(Schluß.)

Die Arbeit und der Erfolg der Goßnerschen Mission in den angrenzenden großen Provinzen von Ramghar, Manbhum und Singbhum.

In obiger Darstellung ist bis jetzt der Uebersichtlichkeit wegen fast nur die Geschichte der Goßnerschen Mission im eigentlichen Chota Nagpur beschrieben. Die Goßnersche Mission arbeitet aber noch in drei angrenzenden großen, volkreichen Provinzen Ramghar mit der Station Hazaribagh, Manbhum mit der Station Purulia, Singbhum mit der Station Chaibasa. Leider gestattet der begrenzte Raum dieser Zeitschrift keine eingehendere Schilderung der Arbeiten und Erfolge in diesen zum Theil

sehr interessanten und an Erfolgen reichen Missionsgebieten. Von den drei Missionsstationen, die alle zugleich Regierungsstationen der Engländer sind, ist Hazaribagh 1861 neu gegründet. Es hat sich aber dort unter den Santals sehr wenig Frucht gezeigt. Da der dortige Missionar H. Batsch 1868 mit austrat, so haben viele Verhandlungen über das dortige Missionseigenthum und die Beibehaltung oder Aufgebung der dortigen Station bisher stattgefunden, die auch bis heute noch zu keinem Resultate gelangt sind. Die Ueberlassung dieses Gebietes an eine andere Missionsgesellschaft wäre wohl das Beste.

Die Missionsarbeit in Monbhum mit der Hauptstation Purulia.

Die Missionsstation Purulia wurde im Jahre 1864 gegründet, nachdem schon seit 1860 sich in dem 17 Stunden von Purulia entfernten, gerade in der Mitte zwischen Ranchi und Purulia liegenden Illu-Sargo eine Christengemeinde aus bengalischen Hindus zu sammeln angefangen hatte. Es war nämlich durch englische Missionare ein Neues Testament in die Hand eines dort wohnenden, schon lange in verschiedenen Hindu-Secten nach Wahrheit suchenden Mannes mit Namen Nemo gefallen. Derselbe hatte zwei Jahre in demselben, ohne mit Christen zusammen zu kommen, gelesen und geforscht, bis er zu dem Entschluß kam, Christ zu werden. Er ging zu diesem Zweck nach dem 17 Stunden entfernten Ranchi und wurde daselbst getauft. Als er, der schon als Heide für einen gebildeten und sehr geachteten Mann galt, Christ geworden war, führte er nach und nach immer mehrere seiner Bekanntschaft zur Annahme des christlichen Glaubens und schickte sie dann nach Ranchi zur Taufe. So war die Gemeinde bis zum Jahre 1866, obwohl sie nur zweimal von einem Missionar und zweimal von Ranchi'er Katechisten besucht war, ganz aus sich selbst unter Leitung dieses ihres Aeltesten Paulus Nemo bis auf 198 Seelen gewachsen. Im Jahre 1866 übernahm Missionar Onasch die Missionsstation Purulia und wurden diese Christengemeinden von Ranchi abgetrennt und mit Purulia verbunden. In demselben Jahre wüthete dort die schreckliche Hungersnoth und machte viele Kinder zu Waisen. Die englische Regierung übergab über 100 dieser Waisen dem Missionar Onasch gegen reichliches Kostgeld in Kost und Erziehung. Diese unter der treuen Leitung von den Missionaren Onasch und Uffmann erzogenen Kinder haben sich zum größten Theil sehr gut entwickelt und sind fast alle auf ihren dringenden Wunsch nach einigen Jahren getauft worden. Nächst Gottes Barmherzigkeit ist dieses im Vergleich mit anderen Erfahrungen auf dem Gebiete der Missions-Waisenerziehung so günstige Resultat wohl dem Umstande zu verdanken, daß hier eine lebenskräftige christliche Gemeinde war, von der die Kinder mit Liebe aufgenommen wurden, und in der sie junge und alte christliche Volksgenossen kennen lernten, durch deren Vorbild und christlich-nationale Lebensweise sie sich angezogen fühlten. Die Waisenknaben und Mädchen sind jetzt schon meist innerhalb der christlichen Gemeinde verheirathet und lebendige Mitglieder derselben.

Die Gemeinde selbst hat langsam im Verhältniß zu den Kolhsgemeinden, aber stetig, zugenommen. Sie zeichnet sich besonders durch eine gute christliche Erkenntniß ihrer Gemeindeglieder, kräftig gehandhabte Kirchenzucht und guten Ruf der Rechtschaffenheit bei den Draußenstehenden aus. Mehrmals ist sie von englischen Missionaren als eine der lebenskräftigsten christlichen Gemeinden unter den bengalischen Hindus in englischen Zeitschriften hingestellt worden. Für die deutsche Mission ist sie schon deshalb so wichtig, weil sie die bengalische Sprache

(von der Hindisprache unterschieden wie das Holländisch vom Hochdeutschen) spricht. Die bengalische Sprache ist nämlich diejenige Sprache Indiens, in welcher im letzten Jahrhundert, (angefangen durch die bengalische Presse der ersten Baptistischen Missionare) eine immer mehr anschwellende Literatur über alle Zweige des menschlichen Wissens, (Originalwerke, Uebersetzungen europäischer Bücher, Zeitschriften, Zeitungen) entstanden ist. Im Bengali ist auch in der Schaffung einer christlichen Literatur bisher relativ am meisten geleistet, obwohl die weltliche Literatur die christliche sehr überholt hat und die letztere auch hier noch sehr treuer intelligenter Pflege bedarf. An dieser großen Aufgabe hat die deutsche Mission dadurch, daß die 700000 Seelen zählende Provinz Manbhum ihr Arbeitsfeld geworden ist, auch Pflicht und Recht bekommen mitzuarbeiten. So ist Purulia im Bengali-Sprachgebiet diejenige Mission, welche die ganze Chota Nagpur-Mission mit den in Calcutta und im eigentlichen Bengalen vor sich gehenden Entwickelungen und Bestrebungen der jungen bengalischen Christengemeinden unmittelbar verbindet, was gewiß für Gegenwart und Zukunft sehr heilsam ist.

In letzter Zeit hat das Christenthum auch bei den in Manbhum in großen Anzahlen ansäßigen Santals Eingang gefunden, und es ist von dieser Seite her auf stärkeres Wachsthum zu hoffen. Die Gemeinde war, Dank der Treue des 1869 ordinirten oben geschilderten Aeltesten Paulus Nemo, die einzige, welche von dem Jammer und Kummer einer Gegenmission verschont blieb, obwohl die alten Missionare, die doch, wie oben geschildert, durchaus kein „natürliches Recht“ auf diese Gemeinden hatten, sammt dem Bischof Milman es an Versuchen dazu nicht fehlen ließen. Am Schluß des Jahres 1872 zählte die Manbhum-Gemeinde 281 confirmirte Gemeindeglieder, ungefähr 500 getaufte Glieder, 66 Katechumenen. Die Zahl der Kapellen betrug 7, die Zahl der Aeltesten auch 7, die der Katechisten 8, die der Lehrer 7, unter welchen letzteren sich auch ein in einer in Purulia bestehenden englischen Regierungsschule in englischer Sprache und Wissenschaft gebildeter und kürzlich zum Christenthum übergetretener Bengale befand. Aus eigenen Mitteln brachte die Gemeinde als Beisteuer zur Kirchenkasse 140 Rupis (1 Rupi = $^2/_3$ Thlr.) zusammen, ein bei nur 2—4 Rupis monatlich überhaupt als Tagelohn verdienenden Leuten sehr erfreuliches Resultat. Noch erfolgreicher hat die deutsche Mission seit Ende 1865 in dem südlich vom eigentlichen Chota Nagpur gelegenen wild bergigen und waldigen Singbhum mit der Hauptstadt und Missionsstation Chaibasa gearbeitet.[1])

[1]) Wenn ich bei dieser Darstellung gezwungen bin, auch dieses äußerst interessante und einen sehr hoffnungsreichen und erquicklichen Anblick bietende Missionsgebiet nur in den Hauptzügen seiner Geschichte kurz zu schildern, so freue ich mich um so mehr, daß ich den Leser auf ein mir ganz kürzlich zu Händen gekommenes sehr erwünschtes, ausführliches Buch über die ganze Kolhsmission hinweisen kann, welches gerade aus dem Gebiete der Singbhum Mission sehr viel höchst Interessantes, Fesselndes, Erfreuliches und meist ganz Neues bringt. Der Titel des Buches ist: „Die Goßnersche Mission unter den Kolhs. Bilder aus dem Missionsleben von L. Nottrott. Archidiaconus in Naumburg. Halle. Verlag von Richard Mühlmann. 1874. 455 Seiten.“ Mein Wunsch und meine Hoffnung ist, daß Viele durch das Lesen dieses Aufsatzes angeregt werden, sich in den Besitz dieses besonders zu Missionsstunden sehr brauchbaren und auch zum Vorlesen in Familienkreisen sehr geeigneten Buches zu setzen. Erst beim Schluß dieser Arbeit kam es mir zu Händen, und ich freue mich, daß es meinen relativ kurzgefaßten und gemäß den Zielen und Bestrebungen der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift“ eine andere Tendenz verfolgenden Aufsatz in vieler Beziehung durch interessante und ausführliche Detailschilderungen ergänzt.

Die Arbeit in Singbhum mit der Hauptstation Chaibasa.

Die Bevölkerung von Singbhum besteht auch, wie fast in allen Landestheilen Indiens, aus den verschiedensten Stämmen und Kasten. Es bilden aber in diesem abgelegenen, von Tigern und Bären und wilden Bergströmen sehr unsicher gemachten, nach Süden weit ausgedehnten Lande die Kolhsstämme der Larkas (oder Hos) und der Munda Kolhs, sammt den ihnen verwandten minder zahlreichen Bhumij und Santals die durchaus überwiegende Hauptbevölkerung. Die sociale Lage der Kolhs ist hier vielfach günstiger und freier als im eigentlichen Chota Nagpur, einmal, weil das Land vor Besitznahme durch die Engländer noch weniger hinduisirt war, und dann, weil die englischen Beamten dort eine weise mehr patriarchalische Regierung geführt haben. Es ist und bleibt auch bei den jetzigen Erfolgen sehr Schade, daß nicht gleich in den dreißiger und vierziger Jahren mit diesen Beamten auch die Mission auf diesem, damals besonders empfänglichen Boden ihr Werk begonnen hat. Sie hätte wahrscheinlich die allerschönsten Erfolge dadurch gehabt, daß sie mit dem Christenthume zugleich auch die durch die neuen Rechtsverhältnisse so sehr zum Bedürfniß gewordene Bildung, beides als eine Einheit, gebracht hätte. Jetzt haben verkommene Hindus dieses Geschäft der Verbreitung von „Bildung" in den letzten 20 — 30 Jahren betrieben und dadurch, besonders unter den Larkas, der schnelleren Ausbreitung des Evangeliums sehr geschadet. Die Mission in dem tiefgelegenen und heißen Chaibasa wurde im Herbst 1865 durch den früheren schlesischen Pastor, den Missionar Struve, begonnen. Leider wurde dieser so gründlich gebildete, edle, liebenswürdige Mann der Mission schon am 20. August 1866 durch einen frühen Tod entrißen. Das Werk führten zwei unordinirte Missionare weiter bis im Januar 1868 Missionar Nottrott die Leitung der Mission übernahm. Die Missionare richteten mit Hülfe einiger Katechisten aus Chota Nagpur ihr erstes Augenmerk darauf, einige wenige aus der Chota Nagpur-Gemeinde geflohene, meist recht unwissende Christen zu sammeln und zu stärken und zu gleicher Zeit auch den Heiden zu predigen. Diese Arbeit ist besonders in dem an Chota Nagpur angrenzenden von Munda Kolhs bewohnten Bandgau von herrlichem Erfolge begleitet gewesen. Es sind hier, ohne daß Wirren wie in Chota Nagpur vorgekommen, oder daß wirklich falsche und thörichte Motive zum Uebertritte geführt hätten, schon über Tausend Seelen durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen worden. Die Gemeinde zeichnet sich durch gute religiöse Erkenntniß, kindlichen Glauben, gesunde Kirchenzucht und regen Missionsgeist aus. Sie bietet von allen Gemeinden unter den Kolhs (die aus den Hindus gesammelte Gemeinde in Purulia ist schwer mit ihr zu vergleichen) den erfreulichsten Anblick und das lieblichste Bild einer gesunden, rasch sich ausbreitenden Christengemeinde. Dieser Theil der Chaibasa-Mission ist auch trotz aller Angriffe auf dieselbe bisher vor einer Zerrißenheit durch die Gegenmission bewahrt geblieben, und dieser Umstand ist auch der Kirchenzucht, guten Ordnung und Opferwilligkeit der Gemeinde sehr heilsam gewesen. Da der Bandgau 20 Stunden von Chaibasa entfernt liegt, so ist in Tokadu die Reisestation Saidaburu (Gnadenberg) in einer sehr gesunden, hoch und kühl gelegenen Gegend als Gesundheitsstation und auch als Centralwirkungsplatz für den in Chaibasa wohnenden Missionar erbaut worden. Später wird diese Station vielleicht ein ständiger besondrer Missionar bewohnen, um von hier aus das Christianisirungs-

werk in der Nähe leiten zu können. In dem 6 Stunden von Saiadburu gelegenen Dorfe Pirding ist der bisher erste und einzige Kolhschrist, welcher ordinirt ist, angestellt. Derselbe ist ein wenig schulmäßig gebildeter, aber treuer und frommer Mann und hat bisher seinem Amte zur Freude Aller gut vorgestanden. Unter den Larka-Kolhs schien auch 1868 eine recht erfreuliche junge Gemeinde aufblühen zu wollen, aber hier scheint neben anderen Gründen der Streit mit der Gegenmission, welche den größten Theil der Larka-Christen mit allen Verlockungen an sich riß, den traurigen Erfolg gehabt zu haben, daß keine der beiden Missionen mehr bemerkenswerthe Fortschritte gemacht hat. Die Gegenmission zählt demgemäß auch, da sie unter den Munda-Kolhs gar keinen Anhang hat, in der ganzen Provinz nur wenige Christen. Die deutsche Mission zählte Ende 1872 etwa 1000 getaufte Seelen, denen 9 Aelteste vorstanden. Im Jahre 1872 wurden Katechumenen mit ihren Kindern 225 getauft, außerdem 45 Christenkinder. Neue Katechumenen wurden 200 angeschrieben. Es starben 16 Personen.[1]) Seit 1873 besitzt die Gemeinde eine schöne 600 Seelen fassende Kirche, die 2200 Thlr. gekostet hat. Der Bau derselben ist zum größten Theil den Opfern und Anstrengungen des ersten Beamten der Provinz, dem Dr. Hayes zu verdanken. Wie die Mission in Chaibasa diejenige ist, welche in wenigen Jahren die lieblichsten und schönsten Erfolge gehabt hat und dem Missionsfreunde den erfreulichsten und ermuthigendsten Anblick gewährt, so hat dieselbe hier auch des Schmerzlichen und des Kreuzes sehr viel erfahren. Es sind hier in kurzer Zeit fünf theure Gräber neben einander gegraben. Dort ruhen P. Struve, meine liebe Frau Mary Jellinghaus geb. Prochnow[2]) sammt unsern beiden Kindern Emil und Martha Jellinghaus, und das einzige Söhnchen des Missionars Nottrott.[3])

Durch die Erfolge der deutschen evangelischen Mission aufmerksam gemacht, haben auch die Jesuiten eine römische Missionsstation in Chaibasa errichtet. Da bis jetzt keine Heiden zu ihnen kamen, suchen sie die evangelischen Kolhschristen dadurch zu sich herüber zu ziehen, daß sie den christlichen Kolhsfrauen heidnischen Schmuck schenken und den Kolhschristen sagen, sie sollten doch den evangelischen Missionaren nicht glauben, welche sie unnöthigerweise vom Reisbranntweintrinken und den Tänzen zurückhielten. Die Kolhschristen haben aber bisher solches Locken nicht für das Locken eines guten Hirten erkannt. Von solchem Verfahren kann man im besten Falle nur sagen: „Es geht aus Unkenntniß der Lage der Dinge hervor, und sie wissen nicht was sie thun."[4])

---

[1]) Fast in allen Kolhsgemeinden finden wir jährlich, daß die doppelte bis dreifache Zahl mehr geboren werden, als sterben. Etwas mag dies darin seinen Grund haben, daß die Uebertretenden sich selten im höheren Alter befinden. Jedenfalls aber ist dies ein gutes Zeichen für die große Lebenskraft des Volksstammes und das sittliche Leben der Christen.

[2]) Sie war als P. Struve's verlobte Braut im Sommer 1866 demselben nach Indien nachgefolgt, erfuhr aber bei ihrer Landung in Calcutta, daß derselbe schon seit 3 Monaten nicht mehr unter den auf dieser Erde Lebenden sei.

[3]) Eben erfahre ich, daß des Missionar Voß anderthalbjährige Zwillings-Töchter beide an einem Tage dem Fieber erlegen und neben den obigen fünf theuren Gräbern beerdigt sind.

[4]) So viel ich gesehen habe, zeichnen sich die römischen Missionare in Indien bei ihrem meist sehr billigen und ärmlichen Leben, von dem man meinen sollte, daß es sie in nahe Berührung mit dem Volke brächte, doch weder durch gründliche Erkenntniß der

Statistische Notizen über die gesammte Mission.

Eine ausführliche Statistik der ganzen — deutschen — Mission zu geben, ist nach den vorliegenden Quellen nicht möglich; der Uebersicht halber stellen wir hier noch zusammen, daß die Chota-Nagpur-Mission gegen Ende des Jahres 1872 im Ganzen 6 Missionsstationen zählte: Ranchi, Patrasburg, Goßnerpur, Loharbogga, (Mätthäuspur wird gebaut), Purulia, Chaibasa. Auf denselben arbeiteten 14 Missionare, 105 Aelteste, 2 eingeborne ordinirte Pastoren, 50 Katechisten, 24 Lehrer. Gottesdienstliche Versammlungsorte zählte die Mission über 80. Getauft wurden 2634 Seelen, es starben 166, neue Katechumenen wurden 1772 angeschrieben. Die Gesammtzahl der aus Mundas Uraos, Larkas, Santals, Hindus gesammelten und bestehenden Gemeinde betrug, die Katechumenen mitgezählt, 16742 Seelen, von denen 5535 Abendmahlsgenossen waren.[1]) Jetzt wird die Gemeinde wohl schon 19000 Seelen zählen[2]), so daß sich mit 6000—7000 Christen der anglikanischen Mission etwa 26000 Christen in der Chota-Nagpur-Division befinden. Es hat sich also die Zahl der Christen seit 1868 (damals circa 10000 Seelen) weit mehr als verdoppelt! Um dies wunderbare Wachsen der Kolhschristen-Gemeinde in seinen tieferen Gründen begreiflich zu machen, glaube ich dem aufmerksamen Leser einen Dienst zu thun, wenn ich die Vorzüge und die besondere eigenthümliche missionirende Kraft der Kolhschristen noch in Kurzem vor die Augen führe.

Die eigenthümliche Lebens- und Missionskraft der Kolhschristengemeinde.

Was die Kolhschristen besonders auszeichnet, ist ihr fester Glaube an die Wahrheit des Wortes Gottes und des Christenthums. Wenn der Glaube, wie so Mancher meint, immer auf Erziehung oder auf Beweisen beruhen müßte, so wäre der Missionar bei diesem Volke schlimm daran, denn zu wissenschaftlichen Beweisen für die Wahrheit des Christenthums fehlt den Kolhs alle historische Erkenntniß. Aber bei den Kolhschristen kann man recht sehen, daß von der Wahrheit der biblischen Lehren und Erlösungsthatsachen nicht scharfsinnige Beweise überzeugen, sondern der unmittelbare, beseligende Eindruck des Lichtes, der Reinheit, der Güte, der Göttlichkeit, der innern Vernünftigkeit dieser Lehre, „dieses guten Wortes" gegenüber dem traurigen finstern Dämonendienst. Der Kolhschrist ist so fest und unmittelbar von der Wahrheit des Wortes Gottes überzeugt, und hält diese Erkenntniß für so selbstverständlich, daß er sich über „die Thorheit" jedes Menschen, Kolh oder Hindu, wundert, welcher dieses doch so helle Licht nicht für Licht erkennen kann oder will. Sie sagten wohl von einem klügeren Heiden, welcher trotz aller christlicher Unterweisung nicht den christlichen

---

Sprachen und des hinduistischen Denkens, noch durch tiefere Kenntniß des Volkslebens aus. Im Verhältniß zu der ziemlich großen Anzahl ihrer Missionare sind auch, wenigstens in Nordindien, ihre Erfolge sehr gering. Nur unter den Halbeuropäern haben sie, schon wegen der portugiesisch-katholischen Abstammung vieler derselben, größeren Anhang, und thun auch durch tüchtige billige Schulinstitute sehr viel für dieselben, so daß von Zeit zu Zeit auch protestantische Halbeuropäer diesen Schulen ihre Söhne übergeben, wodurch dieselben denn auch oft für den Romanismus gewonnen werden.

[1]) Ueber die Gesammtzahl der Getauften war mir aus den letzten Jahren keine bestimmte Zahl zur Hand.

[2]) Die Gesammtzahl der Getauften beträgt 19400, Katechumenen c. 2000. D. H.

Glauben annahm: „Wie ist das! er kann das Wort Gottes lesen und hat es gelesen, wir haben ihn belehrt und ihm „Verständniß gegeben," der Missionar hat ihn unterwiesen, und er versteht es doch nicht; er ist murkh d. h. ein Thor, ein Dummer, ein Unverständiger?!" Einst meldeten sich bei meiner Reise durch ein Dorf in Gegenwart des hinduistischen Dorfpächters, der die Kolhs bedrückte, einige Kolhs als Katechumenen. Als ich ihre Namen aufgeschrieben hatte, betete ich zuerst über ihnen und veranlaßte auch einen Christen, (einen bekehrten Schlangenbeschwörer,) über ihnen zu beten. Er that dies und sagte unter Anderm, nachdem er dem Herrn Jesu sein und der neuen Christen geringes Wissen geklagt: „Erbarme dich, o Herr, doch auch dieses Dorfpächters (derselbe saß daneben), der noch so dumm ist, daß er an Götzen glaubt, und so dumm und verkehrt, daß er die „Kolhsbrüder und Christenbrüder" bedrückt," gieb ihm durch den heiligen Geist Verständniß, daß er sich bekehre."

Ein anderes Mal wollte ein Dorfpächter keinen Platz zur Erbauung eines Bethauses im Dorfe hergeben; da sagte ihm ein Christ: „Wie dumm bist du doch, dem allmächtigen Gott gehört Alles, die ganze Erde und der Himmel, und du, kleiner Mensch, willst nicht einen Platz zur Anbetung Gottes hergeben!" Dieser feste Glaube an Gottes Wort giebt auch die große Lust und das große Zutrauen zum einsamen und gemeinsamen Gebete. Daß der Herr Jesus Gebete erhöre, daß alle bösen Geister dem Gebete im Namen Jesu weichen müssen, steht den christlichen Kolhs unmittelbar fest, und Erzählungen, wie das Gebet in Krankheit und bei Schlangenbiß 2c. geholfen, als alle Medicin und alle Zauberei vergeblich war, kann man fast in jedem christlichen Dorfe hören. Durchgängig beten sie Morgens und Abends ein freies Gebet aus dem Herzen, auf den Knien liegend, und schämen sich desselben in heidnischer Umgebung durchaus nicht. In dieser Beziehung stehen die Kolhschristengemeinden, in denen oft die Mehrzahl auch in einer Andachtstunde zu beten bereit und fähig ist, hoch über selbst den besseren Gemeinden in Deutschland, in denen kaum einer zu finden ist, der dazu die Freimüthigkeit hätte. Welch eine missionirende Kraft in dieser Gebetsfreudigkeit und in diesem fürbittenden Gebet für kranke Christen und Heiden liegt, ist oben schon mehrfach ausgeführt worden.

Besonders erfreulich ist es, daß die Kolhs, welche vorher so sehr in der Dämonenfurcht, in der Zauberei und im Gebrauch von Sympathiemitteln gefangen waren, wenn sie Christen werden, diesen Bann vollständig brechen und sich in jeder Krankheit und Noth rein an Gott und Christum halten und die Zauberei als Teufelsdienst verabscheuen. Wo aber ein Christ wieder zu Zaubereien und Sympathiemitteln greift, (und wenn das Beten nicht äußere Hilfe bringt, kommen sie oft in diese Versuchung, besonders aber auch durch drohende Verführungen von Seiten der Heiden), da wird er von den Christen für einen von dem Glauben abgefallenen so lange angesehen, bis er darüber Erkenntniß und Reue zeigt. Ebenso halten sie in den meisten Gemeinden sehr darauf, daß kein Christ „Schmutz ißt" d. h., daß er keinen Reisbranntwein trinkt.

Vor allem noch zeichnet sich ihr religiöses Leben, Fühlen und Denken durch eine freudige und muthige Kindlichkeit und gerade auf Gott gerichtete Einfalt aus, und es beweist sich auch in ihnen wieder, daß die kindlichen Gemüther dem Evangelio am nächsten stehen, besonders wenn man sie mit den durchweg von pantheistischen Ideen und Grübeleien beherrschten Hindus vergleicht. Darum hat ihr Christenthum auch oft die Schwäche so mancher Kinder, daß sie bei

manchen sündlichen Schwächen und Gewohnheiten doch ohne tieferes Leidtragen über dieselben schon mit Gott ganz im Frieden und im Reinen zu sein glauben und mit der größten Zuversicht sich für Gottes Schützlinge halten. Daneben zeigt sich dann wieder eine kindliche Frische und Kraft des Glaubens, über die man sich freuen muß, und die jeder gebildete und durch Kämpfe hindurchgegangene europäische Christ, besonders in unserer skeptischen Zeit sich nur von Herzen wünschen kann. Will man sich darum, als europäischer Christ eine Vorstellung von ihrem religiösen Zustande machen, so wird man immer an die religiöse Art und Weise frommer, leichtherziger Kinder erinnert. Wenn z. B. ein Fall einer Versündigung in einer Gemeinde vorgekommen war und ich die Sache in der Gemeindeversammlung zur Sprache brachte und sie fragte: „Soll das unter euch Christen geduldet sein!?" so entstand oft zuerst eine ganz lebhafte, sehr strenge, mir fast zu streng verurtheilende Entrüstung, die für gänzliche Ausschließung sprach. Der Missethäter wurde ganz gehörig vorgenommen und weich gemacht, daß er seine Schuld eingestand. Dann aber kamen sie plötzlich, nachdem sie ihn allein vorgehabt und er um Verzeihung gebeten, zu mir und sagten: „Sahib! er macht große Buße, Gott hat vergeben, Sie müssen auch vergeben." Die Situation ist dadurch gleich so verändert, daß der Missionar, der seine Stellung versteht und der weiß, daß Kirchenzucht nur durch die Gemeinde segensreich wirken kann, mit Aufgebung seines eigenen Urtheils ihnen zustimmen muß. Gerade durch diesen ihren einfältigen, festen Glauben, und ihre Kindlichkeit haben sie diesen klaren evangelisch-protestantischen Geist der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit im christlichen Urtheil und Auftreten. Es ist bei ihnen durchaus kein Gedanke daran, daß sie den Missionar als einen priesterlichen Vermittler zwischen sich und Gott ansehen, daß sie fern von Missionaren und Katechisten auch Gott und Christo ferner zu sein fürchteten. Jeder wirklich etwas Erkenntniß habende Christ hält sich für fähig über Kranken zu beten, Heiden zum Christenthum zu ziehen und sie, nachdem sie überzeugt sind, durch Wegthuung aller Zaubereizeichen aus dem Hause u. s. w. in die christliche Gemeinschaft aufzunehmen.[1]) Diese christliche Selbstständigkeit und dieses Freiheitsgefühl ist aber dadurch unschädlich, und ist auch dadurch verstärkt, daß jeder Kolhschrist der Autorität der Bibel sich unbedingt unterwirft und sich unmittelbar unter sie stellt, denn sonst müßte es zu Verwirrungen führen. Wie entschieden protestantisch sie fühlen und sich ihrer allgemein-priesterlichen Rechte bewußt sind, davon ein Beispiel. Nach dem Bruch von 1868, Anfangs 1869 taufte ich in der Kirche Christenkinder. Da kam Nikodim, ein Aeltester (einer der oben geschilderten, 1866 von F. B. excommunicirten Führer in der Landfrage,) mit heran und sagte: „Dies mein Kind ist schon getauft." Ich fragte: „Wer hat es getauft?" Er antwortete: „Ich selbst." Nachdem ich nun die Sache von ihm erfragt und gefunden hatte, daß er ganz biblisch die Taufe vollzogen, taufte ich natürlich das Kind nicht wieder, sondern ließ es nur beim Segen mit herantreten. Einige Monate später reiste ich 12 Stunden weit an einem Sonntage in die Nähe seines Dorfes und taufte 39, zum Theil schon 1—3 Jahr alte Christen-

---

[1]) Dieser ihr muthiger kindlicher Glaube an Gott und Christum, in welchem sie sich von allem Dämonendienst frei glauben und dem Reisbranntwein entsagen, ist zusammen mit der wachsenden Intelligenz auch der Grund, daß die Gesichter der Christen nach wenigen Jahren einen intelligenteren, klügeren, selbständigeren, edleren Eindruck machen als diejenigen ihrer heidnischen Brüder.

kinder nach dem Gottesdienst. Als ich das letzte nur etwa zwei Monate alte Kind anschreiben wollte, trat Nikodim wieder vor und sprach: „das Kind ist schon getauft, es ist aus meinem Dorfe, ich habe es getauft.“ Ich fragte: „War es krank?“ Er antwortete: „Nein, der Herr Jesus hat es mir befohlen, den Segen kannst Du auch nicht geben, den giebt der Herr.“ Es stand eine ganze Menge von Christen und Aeltesten um mich herum, so daß es für mich kritisch war, auf diesen plötzlich auftauchenden Independentismus das Richtige und Verständliche zu antworten. Da griff ich einen etwa zwölfjährigen Knaben aus der Menge und sagte: „Du hast Recht, Nikodim, ich kann den Segen der Taufe ebensowenig geben, wie Du“; aber wandte ich mich an die Versammlung: „Wenn dieser Knabe anfinge, plötzlich im Dorfe die Kinder zu taufen, wäre das Recht?“ Alle antworteten: „Nein“. „Warum nicht?“ Er hat keinen Auftrag dazu bekommen, und das würde Verwirrung geben. „Hat nun Nikodim Auftrag von der Gemeinde dazu bekommen?“ „Nein.“ „Nun dann muß er auch mit Taufen warten, bis er den erhält.“ Damit war die Sache zur Zufriedenheit Aller auf Grundlage des allgemeinen Priesterthums geordnet. Jede ihnen vorgetragene Theorie von Amtsgnade würden sie wahrscheinlich für einen ähnlichen Hochmuth wie den der heidnischen Gurus (Lehrpriester) gehalten haben.

Diese evangelische Unabhängigkeit giebt den ungebildeten Kolhschristen eine so große missionirende Kraft zur freudigen Ausbreitung des „guten Wortes und des Weisheits-Wortes des Glaubens an Jesum“, daß sie viel eher 100 Heiden zum Christenthum ziehen als der beste Missionar einen dazu bringt. Von den jetzigen 26000 Christen sind gewiß keine 500 durch den Missionar persönlich bekehrt.“ Fast Alle kamen als seit Tagen, Wochen und Monaten „neue Christen“ mit abgeschnittenen Zöpfen und nach Ablegung der heidnischen Schmucksachen und zauberischen Amulette zu den Missionaren, um sich als Christen anschreiben zu lassen. Viele „neue Christen“ ließen sich auch durch die Aeltesten anschreiben, ohne persönlich sich dem Missionar vorgestellt zu haben. Auch den Hindus verkündigen sie mit Freudigkeit den Glauben, und es ist auch schon eine nicht unbedeutende Zahl derselben Christen geworden. Sie haben auch einen festen und fröhlichen, ihnen selbstverständlich erscheinenden Glauben an immer größeren und allgemeineren Fortschritt des Christenthums. Darum kann man große Hoffnungen auf die missionirende Kraft der Kolhschristengemeinde nicht nur für ihre unmittelbaren heidnischen Brüder, sondern auch für die umliegenden, jetzt meist hinduisirten, aber in socialer Stellung und Lage den Kolhs noch vielfach ähnlichen Völkerschaften folgen.

Den großen Segen haben die Erfolge in Chota Nagpur schon seit einem Jahrzehnt für die Missionen Indiens und besonders für die vielen Ureinwohner-Stämme des Landes gehabt, daß man überall begonnen hat, unter diesen Stämmen Missionen zu errichten, und daß auch auf fast allen diesen Missionen zahlreichere Uebertritte und Bildungen von vielfach den Kolhschristengemeinden innerlich ähnlichen Gemeinden sich zeigen.

Bei so vielen erfreulichen Erscheinungen auf dem Gebiete der Kolhsmission und bei der erneuten Energie, mit der jetzt dort von tüchtigen, der Arbeit gewachsenen Kräften, mit Einsicht und Thatkraft für des Herrn Sache aufopferungsvoll gearbeitet wird, ist es eine betrübende, das Werk schädigende und lähmende Erscheinung, daß es der Mission fortwährend noch an der nöthigen Geldunterstützung fehlt, daß seit 1870 viel über 40000 Thlr. mehr ausgegeben als ein-

genommen worden sind, und man sich mit schwerem Herzen fragt: „Wo soll das hin?!! Darum möchte ich alle, die das Missionswerk Deutschlands als ein Ganzes vor Augen und auf dem Herzen haben, recht dringend bitten, auf keinen Fall zuzulassen, daß das Werk unter den Kolhs wieder verkümmere oder einer andern christlichen Nation überlassen werden müsse. Wenn dieses der Kolhsmission und der Sache des Herrn nach unserer Meinung zum Besten gereichen würde, so dürften wir gewiß vor dieser christlich-nationalen Demüthigung nicht zurückbeben. Aber das Umgekehrte ist der Fall. Weder kann die Chota-Nagpur-Mission und Nordindien die Mitarbeit der deutschen evangelischen Kirche entbehren, noch kann die deutsche Missionsgemeinde fast ihr einziges Gebiet, in welchem sie bisher eine größere aus den Heiden gesammelte Kirchengemeinde rasch emporwachsen sieht, fahren lassen, ohne ihren Missionseifer und Missionsmuth aufs Tiefste zu schädigen.

Das von England beherrschte Indien mit seinen nach neuesten Zählungen 250 Millionen Einwohnern ist dasjenige größere Heidenland, in welchem mehr als anderswo die Vorbereitungen für den Sieg des Christenthums — durch die Mission einerseits und durch die milde, von den Grundsätzen der christlichen Civilisation beherrschte Regierung eines uns stammverwandten, gottesfürchtigen, evangelischen Volkes andrerseits — sich vollzogen haben und noch immer vollziehen. Dort ist an den Ufern des Ganges der große Kampf des Christenthums und wahrer christlicher Civilisation gegen altindisches Heidenthum und modernen europäischen Materialismus und Unglauben zu gleicher Zeit entbrannt. In Nordindien, wo der Kampf am vorgerücktesten ist, und damit in dem ganzen Sprachgebiete des Hindi, welches unmittelbar und mittelbar sich auf über 100 Millionen Menschen erstreckt, ist die Goßnersche Mission die einzige deutsch-evangelische Mission. In dieser Mission hat das evangelische Deutschland einen ihm von Gott gegebenen Posten, um auf demselben mit seinen ihm durch die Reformation und die Entwickelung seiner gläubigen Theologie vom Herrn der Kirche geschenkten christlichen Geistesgaben und Kräften auf eine einstige unabhängige indische Kirche zur Ehre des Herrn hinzuarbeiten. „Getreu ist der, welcher uns rufet, welcher wird es auch thun.“

Indien und die abendländische Kirche im Mittelalter.

(Von Pfarrer Dr. W. Germann).

Während im Anfang des 6. Jahrhunderts das wichtige Zeugniß des Kosmas Indikopleustes und gegen Schluß desselben Jahrhunderts die wundersüchtige Erzählung des Theodorus, gleichfalls eines Indienfahrers ja Besuchers der Grabeskirche des Apostels Thomas, bei Gregor von Tours[1]) die Kunde von den fernen Christen des südlichen Indiens in der westlichen Christenheit wach erhalten hatte, war in den folgenden bewegten Jahrhunderten mit der durch den aufkommenden Muhamedanismus erschwerten Verbindung auch diese Kenntniß entschwunden. Nur Alfred der Große, von unlöschbarer Wißbegierde und unge-

[1]) Gregorii Turonici de gloria martyrum lib. I c. 32.

wöhnlicher Vertrautheit mit der übrigen Welt, ragt vor seinen Zeitgenossen auch dadurch um Hauptes länge hervor, daß er bei der Belagerung Londons durch die Dänen 872 außer einer Gesandtschaft nach Rom auch Weihgeschenke für die Apostel Thomas und Bartholomäus in Indien gelobte, und nach hergestelltem Frieden 883 Mittel und Wege und Männer zur Erfüllung seines Gelübdes zu finden wußte. Die Geistlichen Aethelstan und Sigehelm der Hofkaplan, wohl berathen von Alfreds Correspondenten Bischof Abel von Jerusalem, kamen glücklich ans Ziel und wieder zurück. Sigehelm wurde nach dem Tode Assers des Biographen Alfreds 910 mit dessen Bisthum Sherborn belohnt. Die noch nach Jahrhunderten vorhandenen orientalischen Edelsteine, welche die geistlichen Sendboten zurückgebracht hatten, schlagen jeden Zweifel über das Gelingen der Reise nieder, so sehr das Fehlen eines Reiseberichts zu bedauern ist.[1])

Das dunkelste Jahrhundert der christlichen Kirche, das zehnte, deckte mit seiner Nacht auch die neuerhaltenen Nachrichten über die indischen Christen; bis 1122 herrscht das tiefste Schweigen. In diesem Jahre trafen päpstliche Legaten zu Konstantinopel das geistliche Oberhaupt der indischen Thomaschristen, den Patriarchen Johannes II., welcher sich von dort das Pallium holen wollte. Vom fernsten Indien kommend hatte er ein Jahr unterwegs zugebracht. Er reiste mit nach Rom und erzählte dort in feierlicher Sitzung vor Papst und Cardinälen unglaubliche Wunderdinge von dem Leichnam des Apostels Thomas. Er hat sich darauf verstanden der Wundersucht des Zeitalters Genüge zu thun; an seinem Range mag man mit Recht zweifeln, an seiner Kenntniß der christlichen Kirche Indiens ist nach manchen Einzelheiten nicht zu zweifeln.[2]) Leider ist grade der Name der Stadt, welchen er als seinen Sitz bezeichnet und prächtig schildert, so corrumpirt, daß selbst mit Conjecturen nichts zu bessern ist.

Wenige Jahre nach der Meteorartigen Erscheinung dieses indischen Patriarchen verbreitet sich durch ganz Europa das Gerücht von einem mächtigen christlichen Könige im fernen Asien, dem Presbyter Johannes, der die muhamedanischen Fürsten besiegt habe und zum Schutz der Kreuzfahrer heranziehe. Vergebens jedoch suchten die Päpste mit diesem sagenhaften Fürsten in Verbindung zu treten. Da nun nach eingehenden Untersuchungen[3]) das eigentliche Indien jedenfalls in keiner Beziehung zu diesem halb historischen, halb sagenhaften christlichen Könige steht, haben wir uns bei der ganzen Frage nicht weiter zu verweilen. Die Dichter bemächtigten sich dieser Gestalt, bis die schrecklichen Einfälle der Mongolen ernstliche Schritte veranlaßten, diesen Barbaren das Christenthum zu predigen und das Reich des Priesterkönigs Johannes aufzusuchen. Mit der Aussendung des hochbetagten Johannes de Plano Carpini und seiner Genossen aus dem Orden der Franciskaner 1245 beginnt in der Geschichte der Missionen des fernen Orients eine neue Epoche, wenn auch zunächst allein für die Länder des mittleren und östlichen Asiens.

Nach der Unterwerfung Chinas gaben nämlich die Mongolen, deren Namen für uns mit Schrecken der Verwüstung gleichbedeutend zu sein pflegt, auch den Segnungen des Friedens und einer gewissen Cultur Raum, hierin ganz ungleich

[1]) Monumenta Historica Britannica, Lond. 1848 pp. 358—359. J. M. Lappenberg Geschichte von England in der Gesch. der europ. Staaten von Heeren und Ukert I p. 338; Reinaud, Memoire sur l'Inde. Paris 1849 p. 210.

[2]) Chronicon Alberici Monachi in Leibnitii Accessiones Historicae II ad ann. 1122.; Le Quien, Oriens Christianus II p. 1276—77.

[3]) Oppert, der Presbyter Johannes. Berlin, Jul. Springer.

den späteren Türken. Mit den christlichen Reichen des Westens verknüpfte sie ein gleiches Interesse — Feindschaft gegen die muhamedanischen Reiche. So erklärt es sich, daß sie die christlichen Missionare begünstigten und gelehrte und erfahrene Männer des Abendlandes, wie den berühmten Reisenden Marco Polo mit Vater und Oheim, an ihren Hof zogen. Die Eroberer nahmen Bildung und Religion der Chinesen an, Handel und Wandel blühten unter ihrer Pflege, so daß selbst die alten Handelswege zur See nach Indien und von da zum persischen Busen wieder frequentirt wurden. Marco Polo kehrte nach 24jähriger Abwesenheit 1295 über Indien nach China zurück.

Er erzählt in seinem Reisebericht, daß in Mosul von dem Patriarchen, dem Jacolit d. i. Katholikos, nach allen Gegenden Indiens Bischöfe geschickt würden, daß in Coulam oder Quilon im südlichen Malabar im Pfefferlande viele Christen und Juden sich aufhielten, die ihre eigene Sprache redeten, besonders eingehend handelt er von der Grabeskirche des h. Thomas. In der Provinz Maabar, nicht zu verwechseln mit Malabar, in einer kleinen, von Kaufleuten wenig besuchten Stadt ruht der Leichnam des Apostels und Märtyrers. Eine große Menge von Christen und Saracenen, welche gleichfalls Thomas als großen Propheten verehren und ihn Avarijam d. i. heiligen Mann nennen, pilgern in Andacht dorthin. Die Christen sammeln Erde von der Stelle, wo er erschlagen wurde, die von rother Farbe ist und nehmen sie ehrfürchtig mit sich fort, um sie in Wasser aufgelöst den Kranken zu geben. Im Jahre 1288 wollte ein mächtiger Fürst des Landes das zur Kirche des h. Thomas gehörige eingeweihte Haus als Kornboden benutzen, da seine sonstigen Räume zur Unterbringung der reichen Reisernte nicht genügten. Gegen die Vorstellung der Kirchenpfleger, doch nicht ein zur Aufnahme von Pilgern dienendes Haus zu entweihen, beharrte er hartnäckig bei seinem Entschluß, bis eine drohende nächtliche Erscheinung des Apostels ihm einen Gegenbefehl abnöthigte. Wunder geschahen an den h. Orten täglich. Die Christen, welche die Pflege der Kirche hatten, besaßen Wälder von Kokosnußbäumen und zogen daraus ihren Unterhalt. Als Zoll zahlten sie einem der königlichen Brüder monatlich einen Grot für jeden Baum.

Die Localität, von welcher die Einzelheiten berichtet werden, ist nicht zweifelhaft; es ist die südliche Vorstadt das heutigen Madras, Mailapur (Pfauenstadt) oder St. Thomae, und die weiter noch erwähnte Einsiedelei, wo ein Götzendiener aus Versehen, da er einen Pfau treffen wollte, den betenden Apostel tödtlich in der Seite verwundete, ist einer der beiden Thomasberge. Es ist das Beituma, Haus des Thomas, bei welchem schon 851 arabische Reisende zum Wasserholen anlegten.

Fast gleichzeitig mit Marco Polo, oder vielmehr so viel früher, daß Marco Polo vielleicht durch ihn zur Wahl des Weges über Indien veranlaßt worden ist, weilte der erste abendländische Missionar, dessen die Missionsgeschichte Indiens gedenkt, Johannes de Monte Corvino 13 Monate bei der Kirche des h. Thomas auf der Reise nach China. Er erzählt in zwei Briefen aus den Jahren 1305 und 1306, daß er im Jahre 1291 von Tauris, der bekannten Missionsstation Täbris im nördlichen Persien, mit dem Dominikaner Nicolaus de Pistorio nach Indien gereist sei. Er war 1247 in Süditalien geboren, als Franciskaner mit andern Ordensgenossen in die Tartarei gegangen; 1289 mit einer Schaar seiner Genossen nach zehnjähriger Wirksamkeit nach Europa zurück-

gekehrt, hatte er aufs günstigste von den Missionsaussichten im Orient berichtet. Zweck der Reise kann nur gewesen sein, die Erlaubniß zu einem Missionsversuch in Indien und China sich zu erwirken. Er sah den größern Theil Indiens, und über Gegenden, welche er nicht persönlich besuchen konnte, stellte er die genauesten Nachforschungen an und gewann die Ueberzeugung, daß wenn tüchtige Missionare hinausgingen, die Verbreitung des christlichen Glaubens schnelle Fortschritte machen würde. Er selbst hatte während der kurzen Zeit von 13 Monaten, die er bei der Kirche des h. Apostels Thomas zubrachte, an verschiedenen Orten ungefähr hundert Personen getauft. Man wird hier nicht an eine einzelne Kirche, sondern an die Gesammtheit der Thomaschristen zu denken haben, deren Gebiet durchwandernd er an verschiedenen Orten taufte. Natürlich heißt dies nicht, daß er überhaupt nicht nach Mailapur gekommen sei. Er kam dorthin, aber nur als zum Endpunkt der längeren Fußtour, die er selbst andeutet und die er von dem Hauptstamm der Thomaschristen im südlichen Malabar ausgehend mit andern Pilgern quer durch das Land nach Mailapur, dem gewöhnlichen Landungsplatz chinesischer Schiffe, gemacht haben wird. So erklärt es sich, daß er auf dem Wege von Tauris nach China nur eine doppelte, anstatt dreifache Meerfahrt zählt. Sein Begleiter Nicolaus starb ein Jahr nach Antritt der Reise in Indien, so daß Johannes allein nach China weiter reisen und 4 Jahre ohne einen geistlichen Arbeitsgenossen, ohne die geringste Nachricht von Rom und den Ordensbrüdern arbeiten mußte. Das „allein" ist relativ, wie gesagt, zu verstehen, denn jedenfalls macht er selbst einen weltlichen Reisegenossen namhaft, der von Tauris mit ihm abreiste und in Kambalek-Pecking ihm noch eine Stütze war, den großen Kaufherrn und frommen Christen Petrus de Lucalongo. In China ging es ihm die ersten fünf Jahre sehr schlecht. Nestorianer, bis dahin die einzige christliche Partei in China, verläumdeten ihn beim Kaiser, er wäre kein Gesandter des Papstes, sondern ein Betrüger. Falsche Zeugen sagten aus, er habe den wahren Gesandten in Indien ermordet und ihm einen großen Schatz abgenommen. Sehr oft wurde er ins Gericht geschleppt und schmählich mißhandelt, bis endlich ein Zeuge die Wahrheit offenbarte und die Widersacher mit Frau und Kindern verbrannt wurden. Die Nestorianer müssen offenbar ebenso, wie der wahre Zeuge, seine Reisegenossen in Indien gewesen sein. Sie wollten die ihrer Kirche durch eine römische Mission drohende Gefahr im Keime ersticken, und der nach einer späteren Andeutung plötzliche Tod des Nicolaus de Pistorio gab einen passenden Vorwand ab. Dennoch gewann Johannes de Monte Corvino großen Einfluß am Hofe. 1303 kam ihm zu seiner großen Freude der deutsche Bruder Arnold von Köln zur Hülfe und bald darauf c. 1308 Andreas de Perusio, der nachmalige dritte Bischof von Zaitun und Bruder Peregrinus, der zweite Bischof derselben bekannten Hafenstadt nahe dem heutigen Amoy. Johannes de Monte Corvino hatte den kürzeren, nur eine sechsmonatliche Reise erfordernden Landweg vor dem gefährlichen Seewege, welcher zwei Jahre in Anspruch nehmen könne, empfohlen, aber beigefügt, er sei seit vielen Jahren der Kriege wegen nicht gemacht worden. Also war auch Arnold von Köln über Indien gekommen und gleichermaßen auch Andreas und Peregrinus, da der erstere in einem Brief vom Januar 1326 erzählt, er sei mit dem unzertrennlichen Begleiter Peregrinus auf seiner Pilgerschaft unter vielen Gefahren auf dem Lande und zur See, wo sie aller Habe, ja selbst der nothdürftigsten Kleidung beraubt wären, nach Kambalek gekommen 1308, so weit er sich erinnere.

Sollten diese Männer, die doch offenbar auf Johannis von Monte Corvino Hülferuf herbeieilten, das nähere und als Missionsfeld so warm empfohlene Indien nur passirt haben? Es ist einfach undenkbar, und ein erst neuerlich im altitalienischen Text von Kunstmann[1]) veröffentlichter Brief des Dominikaners Menentillus von Spoleto an seinen Ordensbruder den damals als Schriftsteller bekannten, 1347 verstorbenen Bartholomäus a S. Concordio beweist für das Bestehen einer römisch-katholischen Mission in Südindien in damaliger Zeit. Das Datum des Briefes 20. December 1210 ist falsch und vielmehr 1310 zu lesen, und auch die Ortsangabe verwirrt „Maabar, eine Stadt in der (sonst unbekannten) Provinz Siziah in Oberindien", doch aus dem Briefe selbst halbwegs zu erkennen. Er hatte die Region von Oberindien, welche Maabar heißt, in der Gegend von St. Thomae genau geprüft, das geht doch wohl auf Mailapur und wird die nicht verstandene Form dieses Stadtnamens in das bekanntere, aber hier sinnlose Maabar geändert sein. Der Brief selbst bietet wenig Missionsnachrichten, er ist ein naturgeschichtlicher und astronomischer Bericht und zwar weniger des Schreibers als eines Franciskaners, den Menentillus am Hofe des Herrschers von ganz Indien d. i. des Großkhans in Kambalek getroffen, desselben Bruders, in dessen Armen einst ihr Ordensgenosse Nicolaus von Pistoja gestorben sei. Offenbar ist Johannes von Monte Corvino gemeint, welcher ihm eine schriftliche Beschreibung Vorderindiens übergeben hatte, vermuthlich dieselbe Beschreibung, mit deren Beginn jetzt sein zweiter, nur verstümmelt erhaltener Brief abbricht. Menentillus war demnach von China, wohin er mit Andreas von Perugia gekommen sein mag, wieder nach Indien zurückgeschickt und zwar zu bleibendem Aufenthalt. Er war schon über ein Jahr wieder in Indien, hatte im vorigen Jahr bei Eintritt des Monsuns auf der Malabarküste von 60 gescheiterten Schiffen gehört und in dem laufenden Jahre waren wieder 7 an („uns") benachbarten Orten untergegangen. Wenn er Indien wieder hätte verlassen wollen, würde er einfach nicht geschrieben haben. Er meldet, Christen und Juden gäbe es in den Gegenden wenige, und diese von geringem Ansehen. Christen und solche, welche christliche Namen tragen, würden viel verfolgt, während die in den Küstengegenden zahlreichen Saracenen große Macht besäßen.

Von Abnahme der Christen in Indien spricht auch Haytho Armenus um das Jahr 1300 in einem Abschnitt über Indien. Weil es so weit von den christlichen Ländern entfernt wäre, so hätte die christliche Kirche, welche einst der Apostel Thomas gegründet, sehr abgenommen und es gäbe nur noch eine Stadt, in der Christen wohnten, alle andern hätten sich vom christlichen Glauben gänzlich abgewandt. Dies kann nur von Mailapur und der Küste Coromandel gelten, von Malabar ist es entschieden falsch. Hingegen von den Küstenländern im Nordwesten, über welche Haytho die zuverlässigsten Nachrichten haben konnte, ist auch sonst die Zerstörung christlicher Kirchen in jener Zeit, und zwar durch Verfolgung der seit 1294 auch in das Dekhan vordringenden Muhamedaner, bezeugt. Eladdin und sein Feldherr Malik-Kafur eroberten nicht nur die Halbinsel Guzerate, sondern drangen 1310 sogar bis zur Adamsbrücke, Ceylon gegenüber, vor. Auch die nächsten zwei Jahrzehnte waren noch voller Unruhe für den Süden durch wiederholte Einfälle nach Malabar und Coromandel.

In eine politisch so bewegte und ungünstige Zeit fielen die ersten abend-

[1]) Gelehrte Anzeigen der kön. bayer. Akademie der Wissenschaften 40. B. p. 164—175. 1855.

ländischen Missionsversuche in Indien. Doch die Hindernisse mehrten nur die neuentbrannte Missionsliebe. Innerhalb des Dominikanerordens bildete sich eine eigene Missionscongregation der Pilger Jesu Christi vorzüglich für Bekehrung des Morgenlandes. Im Jahr 1319 etwa waren von Avignon, dem Sitz des Papstes, eine Anzahl von Dominikanern und Franciskanern in den fernen Osten ausgezogen und hatten von Tauris bis Ormus missionirt, aber ohne Erfolg. Da faßten sie Angesichts des Meeres und wohl in Erinnerung der günstigen Missionsberichte ihrer Brüder in Südostindien und China den Entschluß weiter bis gen Columbo zu segeln. Sie schlossen mit einem in Ormus liegenden Schiffe ab, welches zur Kirche des h. Thomas segeln wollte, wurden aber auf der Insel Diu, durch Betrug der Schiffer von einander getrennt, so daß ein Dominikaner Jordanus mit vier Franciskanern nach Tana gelangte auf der Insel Salsette, also bei dem heutigen Bombay, welche Stadt gerade hatte vermieden werden sollen, während von den ferneren Erlebnissen der übrigen Dominikaner und christlichen Laien nichts weiter überliefert ist. In Tana fanden sie in einer der 15 nestorianischen Haushaltungen gastliche Aufnahme. Auf Drängen der Nestorianer reiste der französische Dominikaner Jordanus, aus der Familie Catalani von Severac gebürtig, nach Baroach, einer Handelsstadt am Busen von Cambay, weil dort sehr viele Christen wohnten, welche lange ohne Geistliche dringend der Unterweisung und der Spendung der Sacramente bedurften. Auf Jordanus vereinigten sich alle Stimmen, weil er von allen am besten Persisch verstand. Zwei Nestorianer geleiteten ihn, der eine als in der dortigen Landessprache wohl erfahren sollte den Dolmetscher machen. Das Schiff landete bei Supera, dem heutigen Sefer, einem Hafenorte an derselben Bucht, wo schon der Apostel Thomas gepredigt und eine Kirche erbaut haben soll, welche von den Heiden zerstört, später wieder aufgebaut war. An diesem jedenfalls alten Sitze des christlichen Glaubens stärkte er 15 Tage hindurch gegen 90 Seelen mit Wort und Sacrament. Im Begriff nach Baroach weiter zu reisen, kommt ihm Botschaft, die Gefährten seien in Tana eingekerkert, er möge auf seine Rettung sinnen. Er aber eilt schleunigst zurück, ihnen mit seiner Sprachkenntniß zu nützen. In einem Ruhehause vor der Stadt erhielt er Botschaft, daß die Freunde bereits grausam getödtet wären. Der Präfect und Richter der Stadt hatten sie zu einer Disputation über die Gottheit Christi genöthigt und heimtückisch wiederholt ihre Ansicht über Muhamed zu hören verlangt. In Folge des abgenöthigten Urtheils wurden ihrer drei mitten in der Nacht überfallen und von Henkersknechten unter einem Baum enthauptet, am Donnerstag vor Palmarum im April 1320 oder 21. Es waren der greise Thomas von Tolentino, Jakobus von Padua und der Dolmetscher Demetrius von Tiflis, und am folgenden Tage auch Petrus von Siena, Namen, welche auch ohne päpstliche Canonisation in der Missionsgeschichte mit Verehrung genannt werden, welche insonderheit die zahlreichen Missionare Bombays, in dessen Nähe auf dem Festlande ja auch der uralte christliche Bischofssitz Kalliana von Vielen gelegt wird, zu aufopfernder Hingabe ermuthigen sollen. Es ist doch nicht von ungefähr, sondern göttliche Fügung, daß die Gegend der beiden Hauptstädte Südindiens, Bombay und Madras, diese Centren der Missionsthätigkeit, auch durch ehrwürdige Erinnerungen geweiht sind.

Auch die Nestorianer wurden gefangen gesetzt, doch sah sich Jordanus, der das Martyrium nicht mied, sondern glühend ersehnte, nicht gehindert die Ge-

beine zu sammeln. Unter Beistand eines Genuesischen Jünglings brachte er sie nach Supera und ließ sie feierlichst in der dortigen Kirche beisetzen. Bald kamen diese Nachrichten an den päpstlichen Hof; Papst Johann XXII. theilte sie in feierlicher Sitzung den Cardinälen mit. Hauptquelle sind zwe nüchtern gehaltene Briefe des Jordanus, während natürlich die andern zahlreichen Berichte bald viele Ausschmückungen anbringen. Der erste Brief datirt von Caga am 11. October 1321, welches auf der Halbinsel Guzerate Baroach gegenüber liegt, gewöhnlich und bis heute Goga genannt, noch jetzt eine Schiffswerfte. Der zweite Brief ist in Tana am 20. Januar 1323 geschrieben. Der erste ist der kürzere, weil in ihm auf den Boten verwiesen werden kann, sonst haben beide viel Gemeinsames. Er erzählt von seiner Missionsarbeit in Supera und Baroach, in der Umgegend welcher Städte er über 130 Personen getauft habe und empfiehlt Abessinien und Columbo als Missionsplätze. Aus Goga meldete er schon seine Absicht zurückzukehren, um wegen der Canonisation der Märtyrer und Missionsangelegenheiten zu verhandeln, er habe aber noch in der Umgegend von Tana zwanzig Personen zu taufen und wolle auch noch für die kommenden Missionare eine Kirche bauen. Auf den ersten Hülferuf war sofort der Dominikaner Nicolaus nach Indien abgereist, aber er muß sein Ziel nicht erreicht haben, denn im Januar 1323 klagt Jordanus von Tana, daß er nun 2½ Jahre seit dem Tode der Märtyrer ganz allein dastehe. Unsägliches habe er inzwischen leiden müssen, von Piraten sei er gefangen, von Saracenen eingekerkert und gemißhandelt, aller Habe, selbst seiner Ordenskleidung, beraubt, doch halten ihn immer noch die Missionsangelegenheiten zurück. Er wartet auf Ablösung und will seinen Nachfolgern offenbar ein geordnetes Kirchenwesen überliefern. Ob er abgelöst ist, von wem und wann, oder ob zunehmende Verfolgungen ihn vertrieben haben, läßt sich nicht nachkommen. Von Supera und Baroach als Missionsplätzen ist es fortan still, hingegen wurden die Vorschläge wegen Errichtung von Missionsbisthümern in Abessinien und Columbo sogleich von Johann XXII. ins Werk gesetzt, und der erste Bischof von Columbo ist eben Jordanus.

Bevor wir jedoch auf die Geschichte dieses ersten abendländischen Bischofs in Indien weiter eingehen, ist zweier berühmter Reisender jener Zeit zu gedenken, des Ritters Sir John Mandeville, der 1322 in zahlreicher und ehrenvoller Gesellschaft 33 Jahre hindurch den Orient durchreiste, und Odoricus von Pordenone (Portenau in Friaul), der von Anfang 1316 an 14 Jahre im Orient war und so bald nach seiner Rückkehr starb (Januar 1331), daß er die Reise nicht mehr selbst beschreiben konnte, sondern sie schwer erkrankt im Antoniuskloster zu Padua im Mai 1330 von dem Franciskaner Wilhelm von Solona niederschreiben ließ. Der in viele Sprachen übersetzte Reiseroman des Ritters und die Nachschrift des Mönches sind so voller Fabeln, daß es schwer ist das wahre Selbsterlebte auszuscheiden, und beide Werke stimmen so merkwürdig überein, daß Mandeville's Werk als das spätere und als Plagiat fast ganz bei Seite zu lassen ist. Des Odoricus ausführlicher Bericht über die Märtyrer zu Tana verdient jedoch nachträgliche Erwähnung, nicht sowohl wegen der wunderbaren Ausschmückung ihrer Leiden, sondern wegen der Uebertragung ihrer Gebeine. Hatte er etwa Jordanus abgelöst und sah sich durch zunehmende Feindschaft der Muhamedaner genöthigt, die Arbeit aufzugeben? Genug, Supera erschien ihm als Bergstätte so kostbarer Reliquien nicht sicher genug. Von einem Ordensgenossen Jakobus (de Hibernia) und einem Diener begleitet begab er sich

zur Begräbnißstätte, öffnete sie und legte die Gebeine in schöne Truhen, um sie ins obere Indien zu einer Missionsstation zu bringen. Auf der Seefahrt nach Polumbrum, wo der Pfeffer wächst, ein andrer Name für Columbo, wurde ein heftiger Sturm durch ein ins Meer geworfenes Gebein gestillt. An der Küste Malabars im Pfefferwalde beschreibt er zwei Städte Zinglin und Flanderina (Fandaraina bei arabischen Geographen), deren Lage nicht mit Bestimmtheit anzugeben ist. In beiden wohnen viele Juden und Christen; auch in einer andern zwischen Tana und der Malabarküste gelegenen Stadt, deren Namen in den Ausgaben von Mandeville's Reise verschieden geschrieben ist: Sarche, Sachee, Barchem ꝛc. wird der gute Glaube der Christen und die große Zahl von Bettelmönchen gerühmt.[1]) Bei Polumbrum (Polombe bei Mandeville) wird vor dem Pfeffer und einer Heilquelle, welche auch noch Ende vorigen Jahrhunderts Paulinus a. S. Bartholomaeo dort rühmt und beschreibt, der Christen vergessen. Von dort führt uns Mandeville über Land in zehn Tagemärschen ins Reich Mabaron nach der Stadt Calamye (Calamina der kirchlichen Tradition) zum Grabe des h. Thomas, von dem er nun alles Wunderbare, was je davon erzählt worden, zusammenträgt. Der Mann und diese Sagenfülle ist ein genügender Beweis, daß er dorthin nicht gekommen. Wie viel werthvoller sind die wenigen Worte bei Odericus, der übrigens in Columbo sich direct auf einem chinesischen Schiffe nach Zaitun eingeschifft und offenbar nicht nach Mailapur gekommen ist, da auch er die Entfernung nur auf 10 Tage bemißt: im Reiche Mobar sei der Körper des h. Thomas begraben, seine Kirche sei aber voll von Götzenbildern, nahe an ihr seien 15 von nestorianischen Mönchen, diesen nichtswürdigsten Häretikern, bewohnte Häuser gelegen. Die Geneigtheit zu einer Union mit Rom muß wohl bei diesen Nestorianern nicht groß gewesen sein. Wenn Andreas von Perugia dann aus Zaitun im Januar 1326 den Tod der Märtyrer von Tana meldet mit dem auch von Odoricus angeführten Wunder, es sei einer zweimal im Feuer unverletzt geblieben, so ist augenscheinlich Odoricus sein Bote gewesen, und wenn dieser nach dreijährigem Aufenthalt Peking verläßt und Mitte 1330 in Europa eintrifft, so wird er dort haben berichten müssen, daß 1329 Johannes von Monte Corvino, seit 1307 Erzbischof von Peking, dahingeschieden sei und daß die östlichen Missionen dringend der Unterstützung benöthigt wären.

In Avignon bedurfte es dieser erneuten Mahnung nicht, der Orient hatte dort an dem zurückgekehrten Jordanus gewiß den feurigsten Vertreter. Der alte Papst Johann XXII. scheint dem Landsmann besonders gewogen gewesen zu sein, denn wenn er auch die Märtyrer von Tana nicht canonisirte aus Abneigung gegen die unter den Franciskanern herrschende Richtung, so ernannte er doch 1328 drei Dominikaner zu Missionsbischöfen im Orient von T a u r i s, M e s c h e d und C o l u m b o[2]). Jordanus, Bischof für Columbo, aber verweilte zwei Jahre

[1]) Es muß Saimur Saighar alias 17° 33′ n. B. sein, von welchem auch der noch ältere arabische Geograph Kazvini erzählt, daß neben Juden, Muhamedanern und Parsis auch Christen dort wohnten und Kirchen besäßen.

[2]) Columbo ist nicht etwa die bekannte Stadt dieses Namens auf Ceylon, welche erst später gegründet ist, sondern Coulam oder Quilon, der berühmte Hafenort des südlichen Malabar. Nasrani d. i. Nazarener war noch Ende vorigen Jahrhunderts der gewöhnlichste Name der syrischen Thomaschristen in Südindien. Molephatam ist Masulipatam, die Hauptstadt des Reiches, zu welchem damals Mailapur gehörte. Auf der catalaunischen Karte von 1375 sind in Südindien diese beiden Reiche als unter christ-

länger als seine beiden Ordensgenossen, denn seine zwei Empfehlungsschreiben an den Fürsten der Nascariner in Columbo und die Christen des Reichs Molephatam sind erst zu Avignon am 8. April 1330 ausgefertigt. Dem Herrscher der Nascariner und allen ihm unterworfenen Nascarinischen Christen zu Columbo wird er als neuer Bischof von Columbo empfohlen. Sie sollen bedenken, aus welcher weiten Entfernung und mit welchen Gefahren er und seine Brüder, die Dominikaner- und Franciskanermönche zu ihnen gekommen seien, sie daher freundlich aufnehmen und im katholischen Glauben sich unterrichten lassen und aus dem Schisma zur Einheit des katholischen Glaubens zurückkehren.

Welche Aufnahme Jordanus in diesen Gegenden gefunden, wie die kirchlichen Zustände daselbst gewesen, wann seine Wirksamkeit begonnen und wann sie geendet, über dies alles fehlen nun jegliche Berichte und Briefe. Nur indirect erfahren wir Einzelnes aus einem von Jordanus nach seiner Rückkehr verfaßten Werke Mirabilia, welches in abgekürzter Form auf uns gekommen erst 1839 veröffentlicht ist.[1])

Hiernach ist Jordanus über Sultanieh im nördlichen Persien gereist, um seinem Metropolitan das erzbischöfliche Pallium zu überbringen. Ueber seine Reiseroute durch das erste oder kleinere Indien läßt sich nichts ermitteln. Er erzählt von den Eroberungen der Muhamedaner in diesem Theil Indiens. Sie seien von Multan ausgezogen und hätten nicht nur Götzentempel, sondern auch sehr viele christliche Kirchen zerstört oder in Moscheen verwandelt und ihre Rechte und ihr Eigenthum sich angeeignet, schmerzlich zu hören und traurig anzusehen. Doch hätten die Heiden, wie er schon in den älteren Briefen bemerkte, Prophezeiungen, daß die Lateiner sich die ganze Welt unterjochen würden. In jenem Indien lebe zerstreut, der eine hier, der andre dort, ein Volk welches sich christlich nenne, es aber nicht sei, da es weder die Taufe habe, noch etwas vom Glauben wisse, ja sogar glaube, der h. Thomas sei Christus. Dort habe er etwa 300 Seelen getauft und zum Glauben zurückgeführt, unter ihnen viele Götzendiener und Saracenen. Man könne in voller Sicherheit unter den Götzendienern Gottes Wort verkündigen und taufen.[2])

Für die Missionsgeschichte sind diese wenigen Worte bisher noch nicht genug in ihrer Bedeutung gewürdigt, selbst von Kunstmann nicht. Bis zum Vordringen der Saracenen zu Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts hat es also im Nordwesten zahlreiche christliche Kirchen gegeben[3]), die Gemeinden aber waren ohne Geistliche gänzlich verkommen und hatten nur noch die Verehrung

lichen Königen stehend angemerkt. Die zu Columbo gehörenden Städte sind durch eine Fahne, auf der sich eine Taube mit einem Kreuz befindet, ausgezeichnet. In nördlicher Richtung von der Hauptstadt Columbo ist Diogil, vielleicht Diamper, mit einem doppelten Kreuz markirt.

[1]) Recueil de Voyages et de Mémoires IV, 1—68. Paris 1839.

[2]) Wir nehmen mit Kunstmann (Hist. pol. Blätter 1856) an, daß jene Taufen bei Gelegenheit des ersten Aufenthalts zehn Jahre früher gewesen sind und daß sich aus dieser Stelle nichts für einen längeren Aufenthalt bei der zweiten Reise beweisen läßt.

[3]) Petermann spricht in dem Art. „Nestorianer", Herzogs Realenc. X p. 281 aus, daß zu Anfang des 7. Jahrhunderts die ganze Westküste Ostindiens christlich gewesen sein müsse. Was aus den buddhistischen Kämpfen gerettet war, ging dann in der zweiten Hälfte des Mittelalters durch die Muhamedaner unter. Die Portugiesen fanden bei Eroberung Goa's ein Kreuz und bei Graben des Fundamentes einer Burg auf der Insel Anjediva mit schwarzen und rothen Kreuzen gezierte Estriche. Hier. Osorius lib. IV Rerum Emanuelis.

für den Apostel Thomas bewahrt. Wenn eine Tradition so tief und unauslöschlich sich dem Volke eingeprägt hat, darf auch die Wissenschaft sie nicht vornehm ignoriren.

In dem Abschnitt über das größere Indien, wo der Verfasser in Columbo geweilt hat, erzählt er von dem Neffenerbrecht und anderen Eigenthümlichkeiten mit größter Sachkenntniß; Religionsgeschichtlich ist seine Kenntniß des dortigen Teufelsdienstes (er selbst hat den Teufel reden hören) zu beachten. Zur politischen Eintheilung bemerkt er, daß es in Malabar mehr als 12 götzendienerische Könige gebe, von denen einer der mächtigste sei. Auch gebe es einen König von Singuyli; der von Columbi heiße Lingua und sein Reich Mohabar, das Reich des Königs von Molephatam heiße Molepor (Mailapur). Nicht einmal die Erwähnung Mailapurs entlockt ihm in diesem Abschnitt eine missionsgeschichtliche Bemerkung, dafür entschädigt aber in etwas zum Schluß des Auszugs eine zusammenfassende Aussprache: So sehr die christlichen Länder in allen Stücken, besonders auch im Glauben vor jenen fernen Gegenden bevorzugt seien, so seien doch die von den Dominikanern und Franciskanern bekehrten Inder zehnmal besser als die Christen der Heimat, seiner Erfahrung nach, und viel anhänglicher. Wenn 2 oder 300 treue Brüder in Indien arbeiteten, würden in Einem Jahre über 10000 bekehrt werden. So viele seien bekehrt worden, nachdem er dorthin gegangen, und sie seien doch so wenige gewesen, daß sie viele Gegenden nicht hätten besuchen können. Doch durchliefen auch die schändlichen Sendboten der Saracenen jene Länder mit größtem Eifer, und hinderten die christlichen Missionare durch unaufhörliche Verläumdungen und Verfolgungen. Auch er sei geschlagen und mit Steinen geworfen und viermal eingekerkert, um seiner Sünden willen aber nicht des Martyriums gewürdigt, während zu seiner Zeit nicht nur 4 Franciskaner, sondern auch 5 Dominikaner ihr Leben für den katholischen Glauben dahin gegeben hätten. Sein Rückweg ging über Südarabien und Chios. Von seinem fernern Lebensgange verlautet eben so wenig etwas, wie von dem Schicksal seines Bisthums. Daß er eine geraume Zeit und mit gutem Erfolge in Südindien gearbeitet hat, zeigt die große Zahl der auf Südindien fallenden Bekehrten, nahe an 10000, da ja nur 300 auf Nordindien entfallen. Wird noch einmal ein glücklicher Fund gethan werden, der unser Verlangen namentlich nach näheren Nachrichten über das Märtyrerthum der nur in dieser Stelle erwähnten 5 Dominikaner befriedigt?

Ein solcher glücklicher Fund ist in der That, und zwar schon früher, gemacht worden: ein Werk eines päpstlichen Legaten, der nur 17 Jahre nach Jordanus Abreise von Avignon nach Südindien kam und über Jahr und Tag dort verweilte, ein glücklicher Fund, der manche werthvolle Missionsnachricht gegeben hat, aber leider dennoch die von uns aufgeworfenen Fragen nicht oder nur zum geringsten Theil beantwortet. Es ist die böhmische Chronik Johanns von Marignola, welche ein Graf Waldstein, Bischof von Leitmeritz auffand und 1768 herausgeben ließ.[1]) Ein andres Werk Marignola's Atti degli Apostoli (Acta Apostolorum), in welchem wir nach dem Titel sicher auch Nachrichten über den Apostel Thomas und die Thomaschristen erwarten dürften, ist bis jetzt nicht aufgefunden, und in einer Chronik Böhmens kann man zum wenigsten zusammenhängende Nachrichten über indische Missionen nicht suchen. Von vorn-

[1]) Dobner, Monumenta Historica Boemiae II, 68—282. J. G. Meinert, Johann von Marignola in Abhandlungen der böhm. Gesellschaft der Wissenschaften VII. Kunstmann in „Historisch-politische Blätter" 1856.

herein ist also zu warnen, aus dem Schweigen Marignola's über Personen und Verhältnisse nicht Schlüsse zu ziehen, es könnten nur Trugschlüsse werden.

Johannes von Marignola ein Florentiner aus hoher Familie, Professor in Bologna, wurde von Benedict XII. ausersehen, in Begleitung von Gesandten des Großkhans als päpstlicher Legat an der Spitze von etwa 50 Franciskanern und Dominikanern nach Peking zu ziehen. Er verließ mit den mongolischen Gesandten Neapel Ende März 1339 und kam mit 32 Franciskanern seinen Ordensbrüdern (die Dominikaner hatten ihr Ziel schon in Persien erreicht) glücklich nach Peking und kehrte nach mehrjährigem erfolgreichen Wirken zur See über Indien zurück. Am Mittwoch der Charwoche, am 8. April 1348 landete er im Hafen von Quilon. In diesem berühmtesten Staate Indiens, wo der Pfeffer der ganzen Welt wachse, an dessen Bau er selbst thätigen Antheil genommen, hielt er sich 14 Monate auf. Herren des Pfeffers waren nicht die Saracenen, sondern die Thomaschristen, die von jedem Pfunde einen Ausgangszoll erhoben, von welchem Einkommen ihm als päpstlichem Legaten anfänglich 100 Goldfanam (à 2½ Groschen etwa) und schließlich 1000 monatlich eingeräumt wurden. Seine Wohnung hatte er in der St. Georgskirche der Lateiner genommen, in der er zu lehren pflegte, die er auch mit kostbaren Gemälden eigenhändig geschmückt hat.

Bei seinem Abschiede rühmt er sich, viele glorreiche Werke vollbracht zu haben, die er leider nicht specificirt, während er einen Vorfall von geringerer Bedeutung ganz genau erzählt. Als er eines Morgens vor der Kirche saß, umgeben von den vornehmsten Christen, den Modilial,[1]) den Pfefferherren, nahte sich ihm ein ehrwürdiger Greis und warf sich anbetend vor ihm nieder. Von den äußersten Gränzen Indiens, wo er Priester einer ganzen Insel gewesen, ist er auf besondere Offenbarung in zweijähriger Reise gekommen; Marignola's Angesicht hat er schon im Traum gesehen. Plötzlich erkennt ein in des Legaten Umgebung befindlicher Jüngling, der einst von Seeräubern gefangen von einem Genuesischen Kaufmann gekauft und getauft war, in dem Büßer seinen Vater und dolmetscht nun dessen ganze Lebensgeschichte. Der Sohn wird Lehrer des Vaters, der nach dreimonatlichem Unterricht auf den Namen Michael getauft den christlichen Glauben weiter zu verbreiten verspricht. Von den fabelhaften Ungeheuern so vieler Reisebeschreibungen hatte dieser weitgereiste Mann, ebenso wenig wie Marignola selbst, etwas gehört oder gesehen. Ein gutes Zeugniß für Beider Glaubwürdigkeit. Der fromme Legat kann mit Recht darauf hinweisen, hier sei wieder Petri Wort an Cornelius erfüllt: aus allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.

Bald hätte Marignola im Reich Quilon sein Grab gefunden. Räuber, die seine Schätze, besonders wohl die vom chinesischen Kaiser für den Papst bestimmten, rauben wollten, brachten ihm im Getränk ein schreckliches Gift bei, das furchtbar seine Eingeweide durchwühlte und eine Dyssenterie dritten Grades zur Folge hatte, welche fast 11 Monate andauerte. Stückweise mit unendlichem Blut habe er die Eingeweide von sich gegeben, so daß schwerlich Jemand sich rühmen könne, in solcher Krankheit davon gekommen zu sein. Die Aerzte scheinen, wie gewöhnlich bei dieser Krankheit, nach Ueberstehung der ersten Gefahr eine Luftveränderung, namentlich eine Seereise angerathen zu haben, denn etwa drei

[1]) mutheli, muthelijar „der erste" ist tamulischer Titel der Ackerbauenden Vellaler und andrer hoher Kasten.

Monate nach der Vergiftung im Juli 1349 finden wir Marignola nach Cap Comorin reisend, in einem Palanquin getragen von den vornehmsten Thomaschristen. Wohl weil die Ausläufer des Monsums die Einschiffung in Quilon noch nicht gestatteten, suchte er einen der kleineren Häfen bei Comorin auf, Covalam oder Coleci. Auf dem Cap selbst veranstaltete er eine große Feier; den Ruhm Alexanders des Großen hierin übertreffend, der den äußersten Punkt seiner Eroberungszüge im Induslande durch Säulen bezeichnet hatte, errichtete er auf der Bergspitze eine Marmorsäule und setzte darauf in Gegenwart unzähliger Menschenmassen ein steinernes Kreuz, das bis ans Ende der Welt stehen sollte, salbte es mit Oel, weihte und segnete es. Sein eigenes Wappen und das des Papstes war auf der Säule angebracht, auch eine Inschrift in lateinischer und indischer Sprache. Dann nahm er Abschied von den Brüdern und fuhr hinüber nach der Hauptinsel der Malediven,[1]) seit vielen Jahrhunderten von Frauen beherrscht, zur hochberühmten Königin von Saba, wie er combinirend meinte. Er war vom Gift noch so geschwächt, daß er einen h. Berg der Insel nicht besteigen konnte, der weibliche Leibarzt der Königin kurirte ihn mit Kräutern und Fasten. Hochgeehrt und reich beschenkt von der Königin, in deren Reich nur wenige Christen wohnten, die aber wohl die ehrenvolle Aufnahme erwirkt haben mochten, bestieg er ein von Nimbar d. i. Niederindien, wo Columbo gelegen, kommendes Schiff, um das Grab des h. Thomas zu besuchen. Von dort wollte er dann über das heilige Land in die Heimat zurückkehren. Kaum waren sie eingeschifft, an der Vigilie auf St. Georg, am 22. April 1350, als der Eintritt des Südwestmonsums sie überraschte. Viele auf andern Schiffen kamen um, sie aber blieben durch die Kraft des Leibes Christi, den Marignola bei sich trug, und durch die Verdienste der glorreichen Jungfrau und h. Clara unversehrt, weil er die anwesenden Christen zu beichten ermahnte. Noch während des Sturmes hißte man Segel auf und sich ganz der Führung Gottes hingebend, allein auf das Seelenheil bedacht, liefen sie an Kreuzerfindung, am 3. Mai, in einen kleinen Hafen Ceylons ein, wo grade den rechten Herrscher ein muhamedanischer Castrat Coya Juan verdrängt hatte. Wie Marignola mit seinen Begleitern von diesem mit verstellter Freundlichkeit aufgenommen, in Form von Darlehen um alle die Schätze und Geschenke des Großkhans und anderer Fürsten an den Papst und sie selber im Werth von 60000 Mark gebracht, vier Monate hindurch in höflicher Gefangenschaft gehalten wurde, wie er den Adamsberg und das Haus, welches Adam sich nach Vertreibung aus dem südlich von Ceylon gelegenen, vom Meere umflossenen Paradiese erbaut hatte, besucht und welche Aufschlüsse über die Urgeschichten er bei dieser Gelegenheit empfängt: das alles kann hier übergangen werden und ist nur zu bemerken, daß von Christen auf Ceylon, deren doch nach Kosmas noch manche Araber gedenken, nichts gehört wird.

Daß es nach einem so langen, unfreiwilligen Aufenthalt überhaupt noch zu einem Besuch „des heiligen Apostels Thomas“ gekommen, ist mehr zu verwundern, als daß der Aufenthalt dort nur vier Tage gedauert. Die Kirche des h. Thomas liegt im dritten Indien, in Maabar. Das erste Indien „Großindien“ ist ihm Südchina und Hinterindien, das zweite „Nimbar“ oder Unterindien, worin das Pfefferland der Columbinische Staat, dessen Hauptstadt demnach nich

[1]) Zabiah in Lee's Ausgabe von Ibn Batuta.

mit Kunstmann auf der Ostküste Coromandel, dem Maabar Marignola's, gesucht werden darf. In Maabar, in der Hafenstadt Miropolis liegt die Kirche des h. Thomas, welche er eigenhändig erbaute, und eine andre, die er erbauen liess. Thomas hat auch nach Marignola, wie in allen einheimischen südindischen Sagen, einen großen Baumstamm mit seinen Gürtel ans Land geschleppt, den König des Landes bekehrt, von ihm Land und einen Zoll auf Pfeffer und alle andern Gewürze abgetreten erhalten, welches Recht Niemand ohne Todesgefahr den Christen nehmen kann. Marignola weiß auch von einem drei italienische Meilen entfernten Ort mit unzähligen Pfauen, wohin sich der Apostel allnächtlich zum Gebet zurückgezogen, wo er eines Abends, als er vor seinem Oratorium die Gebete des Completoriums betend lag, von einem Pfeil in der Seite verwundet worden und, nachdem er die ganze Nacht durch noch gepredigt und all sein Blut verströmt, am Morgen verschieden sei. Viele Wunder geschehen durch die blutgetränkte Erde an Christen, Tartaren und Heiden; ja Marignola hat an seiner eignen Person solches Wunder erfahren, von dem er später noch erzählen will. Da im vorliegenden Werk jedoch nichts davon zu lesen, werden wir offenbar auf seine „Thaten der Apostel" vertröstet. Von dem Leichnam des Apostels wird nichts gesagt, aber auch über den Zustand der christlichen Gemeinde zu Mailapur erfahren wir leider gar nichts, nur eine interessante Notiz gelegentlich der Beschreibung der Früchte des Adamsgartens. Fruchttragende Weinstöcke hat er dort auf Ceylon nicht gefunden, wohl aber bei der sehr schönen Kirche, an welcher der h. Thomas selbst als Bischof gestanden, einen kleinen Weinberg. Thomas soll, wie auch Marignola, auf seine Reise etwas Meßwein mitgenommen haben, und als dieser ausgegangen, sei er durch Engeldienst ins Paradies versetzt und habe von den Trauben genommen und jenen Weinberg bei seiner Kirche davon gepflanzt.

Da die Landung auf Ceylon am 3. Mai geschehen, die Gefangenschaft aber vier Monate gedauert und darnach noch ein Ausflug ins Innere zum Adamspik gemacht worden, fällt der Besuch zu Mailapur etwa in den Anfang des October 1350, und der kurze Aufenthalt von vier Tagen ist also genügend aus Furcht vor dem hereinbrechenden Nordost-Monsum erklärt. Die Rückreise ging über Ormus, Ninive's Ruinen, Damascus, Nazareth, Jerusalem, Cypern. Zu Florenz legte er in der Sacristei der Franciskanerkirche seinen indischen Schirm nieder und sein aus den Fasern der Kokos gefertigtes Gewand, wie es auch Adam und Eva und Johannes der Täufer getragen haben sollen. Endlich Ende 1353 erstattete er, von Innocenz VI. freudig empfangen, in Avignon Bericht und sah seine Mühen durch Aussendung neuer Missionare nach China belohnt. Kaiser Karl IV., der während seiner italienischen Kriege 1330—1334 sicherlich an der Rückkehr des Odericus von Pordenone Antheil genommen, wie es denn wahrscheinlich auf seine Anregung zurückzuführen ist, daß Heinrich von Glaz 1340 in Prag einen abgekürzten Bericht von Odericus Reisen niederschrieb, berief ihn sofort zum Hofkaplan und machte ihn zum Tischgenossen. Und als Marignola im Mai 1354 zum Bischof von Bisignano in Calabrien ernannt wurde, trug er ihm die Abfassung unserer viel benutzten böhmischen Geschichte auf, die derselbe auch aus Liebe zum Kaiser, und um ein Andenken von sich zu hinterlassen übernahm und als Bischof zwischen den Jahren 1353 und 1363 niederschrieb. Er und Jordanus sind die hervorragendsten Gestalten in der mittelalterlichen Missi-

onsgeschichte Indiens.[1]) Das Zeugniß vollkommener Wahrhaftigkeit und großer Milde im Urtheil über Andersgläubige z. B. über die Buddhistischen Priester Ceylons und über Juden, deren er zu seinen persönlichen Freunden zählte, wird ihm allerseits rühmend gegeben.

Werthvoll müßte daher grade von ihm eine dogmatische und historische Auslassung über die Thomaschristen sein; es sind aber leider nur an zwei Stellen Andeutungen gegeben: „Die Juden, Tartaren und Saracenen halten uns für ganz schändliche Götzendiener, und nicht allein Heiden, sondern auch einige Christen denken so, denn obwohl jene Christen Gemälde verehren, so verabscheuen sie doch jede Sculpturarbeit.“ Ferner bei Erörterung der Frage, ob das Abendmahl mit gesäuertem oder ungesäuertem Brot zu halten sei: „Es wird vom Patriarchen des h. Thomas nach ihrer klaren und schönen Tradition gesagt, der Herr habe das Abendmahl mit ungesäuertem Brot gehalten, weil ja in der Passahzeit Christus in dem Hause keines frommen Israeliten Sauerteig gefunden haben würde; die Apostel hingegen mit gewöhnlichem, gesäuertem Brot, weil ja zu Pfingsten die Juden nur gewöhnliches Brot essen durften.“

Hier entsteht die Frage, ob die Thomaschristen Südindiens zu Marignola's Zeit Bischöfe gehabt haben, und wer dieser Patriarch des h. Thomas gewesen? Am nächsten liegt die Antwort: der Bischof von Mailapur, es könnte aber auch der erste Bischof der Thomaschristen Malabars gewesen sein, und auf andere Gedanken können die Leser der Chronik gar nicht kommen, doch soll auch die fernstliegende Möglichkeit zugegeben werden, es könne der nestorianische Patriarch im Euphratlande, welches ja Marignola auch besuchte, gemeint sein. Jedenfalls ist das Vorhandensein syrischer Bischöfe der südindischen Thomaschristen zu Marignola's Zeit durch jene Aeußerung erwiesen, denn sicherlich ebenso gut wie Marignola zum Patriarchen der Thomaschristen kommen konnte, wird dieser die Verbindung mit seinen indischen Gemeinden, um derentwillen er ja allein Patriarch des h. Thomas heißt, aufrecht erhalten haben, wenn er nicht bereits in ihrer Mitte weilte.

Ob aber auch das römisch-katholische Bisthum zu Quilon zu Marignola's Zeit noch bestanden hat? Ich neige mich gegen Kunstmann zur Bejahung. Die Rückkehr des Jordanus ist ein Räthsel, und das Räthsel wäre noch größer, wenn er Bücher schreibend in Europa weilte und seine Mission verwaist gelassen hätte, ohne einen Nachfolger erhalten zu haben, da doch Marignola's Reise und Aufenthalt für die Möglichkeit des Fortbestandes des Bisthums zeugte. Entweder hat er einen Nachfolger erhalten oder, wenn er der einzige Bischof von Columbo geblieben sein sollte, so weilte er zu Marignola's Zeit noch dort und bewirkte, daß derselbe als päpstlicher Legat anerkannt und geehrt, ja sogar besoldet wurde. Ins Gewicht fällt auch, daß Marignola in der Georgskirche der Lateiner wohnt (wie noch heutigen Tages die Cassanaren d. i. die Priester der Thomaschristen in Angebäuden der Kirchen wohnen) und lehrt, ja dieselbe mit Gemälden eigenhändig schmückt. Ein päpstlicher Legat wird sich schwerlich bemüht haben, eine in ihrer Verlassenheit den Schismatikern anheimgefallene, aus Gefälligkeit ihm eingeräumte und dann wieder verlassene Kirche mit Gemälden zu zieren, welche jene Thomaschristen jedenfalls nicht ohne Bedenken, nach spätern Erfahrungen zu ur-

[1]) Es ist unbegreiflich, wie er im eignen Vaterlande Italien so vergessen werden konnte, daß das neueste vorzügliche Werk von Angelo de Gubernatis über die Reisen der Italiener nach Indien vom 13. bis Schluß des 16. Jahrhunderts nicht einmal den Namen Marignola enthält.

theilen, betrachtet haben. Das einfache Dasein dieser Georgskirche der Lateiner, der große Respect der Thomaschristen vor dem Abgesandten des Papstes bezeugt vielmehr, daß Bischof Jordanus eine sehr eingreifende Wirksamkeit geübt und nicht übertrieben hat, wenn er die Zahl derer, die durch ihn und seine wenigen Begleiter in Indien gewonnen, auf 10000 schätzt. Natürlich setzt diese Zahl auch eine langjährige Wirksamkeit voraus, da er für Jahresfrist auch 300 Missionaren nur die gleiche Ernte verheißt. War Jordanus schon heimgekehrt und ein Nachfolger noch nicht erschienen, so würde von Marignola's Anwesenheit eine neue Ordnung der Mission datiren, denn ein päpstlicher Legat könnte sonst unmöglich beim Rückblick auf einen Aufenthalt von mehr als 14 Monaten sich rühmen „viele glorreiche Werke“ vollbracht zu haben. Wenn er mit einer großen Zahl von Gefährten auszieht, in China verhältnißmäßig kurz bleibt und dann in Indien als päpstlicher Legat auftritt, wo nicht viele Jahre vorher ein Bisthum gegründet war, so hat er natürlich auch päpstliche Aufträge für Indien erhalten, und jener Ausdruck besagt, daß ihm alles gelungen, was er sich vorgesetzt. Endlich ist zu beachten, daß Marignola, als er am Cap Comorin die Säule mit dem Kreuz errichtet hat und das Festland verläßt, den Brüdern Lebewohl sagt. Brüder sind nach seinem Sprachgebrauch sicherlich nicht die Thomaschristen, auch nicht einfache katholische Christen oder Priester, sondern selbstverständlich Ordensbrüder, Franciskaner, die er zum Theil im Lande vorgefunden (Jordanus zog 1330 mit Franciskanern und Dominikanern aus und berichtet nur den Märtyrertod von 5 Dominikanern), zum Theil aus seiner Begleiter Zahl zurückgelassen haben mag. Weiteres über den Fortgang und Untergang dieser römisch-katholischen Mission ist bis jetzt nicht bekannt geworden. Die chinesische Mission schließt mit dem Sturz der mongolischen Dynastie 1369 und dem Tode des letzten Erzbischofs von Peking Wilhelm von Prato 1370. Das Vordringen der Osmanischen Türken und schließlich die Eroberung Persiens durch Tamerlan brachen die Verbindung mit Indien und mit China ab, zu geschweigen daß das klägliche päpstliche Schisma der Missionsthätigkeit nicht förderlich sein konnte. Von den Legaten, die Urban V. in den Jahren 1370 und 1371 nach China entsandte, war keine Botschaft wieder zurückgekommen. Das Unterlassen ferner Gesandtschaften war dadurch gerechtfertigt. So wird man schwerlich irre gehen, wenn man das Schlußjahr der chinesischen Mission auch als Gränzstein der ersten römisch-katholichen Mission und Union bei den Thomaschristen Südindiens annimmt.

Die trostlosen Eroberungen der Türken, die ihren Beruf einzig im Zerstören fanden, aus deren Verwüstungen nirgends wie bei den Mongolen neues Leben erblühte, verlegten nicht nur dem Handel, sondern mit dem Handel auch der Mission die Wege nach Indien, sowohl über Land, als durch den persischen Busen und das rothe Meer. Nur Renegaten vermochten die eiserne Kette zu durchbrechen. Dank dem Papste Eugen IV., welcher 1449 in Florenz einen solchen Renegaten Nicolo di Conti, der von 24jährigen Reisen im Orient eben zurückgekehrt war, unter der Bedingung absolvirte, daß er seine Erlebnisse und Betrachtungen geordnet dem gelehrten päpstlichen Secretair Poggio zum Niederschreiben erzähle, ist uns einige Kunde geworden. Nicolo di Conti war von der Nordgränze Malabars mitten durch das Land über Bisnagar nach Mailapur, einer Stadt von tausend Feuerstellen gekommen. Der Körper des h. Thomas war dort ehrenvoll in einer ziemlich großen und schönen Kirche bestattet, bei welcher nestorianische Christen wohnten,

die außerdem durch ganz Indien zerstreut, besonders in der Provinz Malabar sich fanden. Katholische Christen hatte Nicolo di Conti demnach nicht mehr gefunden.[1])

Es war ein erschütterndes Verhängniß, welches die Osmanen über den Hellespont und an den Nil führte, klagt Peschel, der Historiograph der Geographie. Handel und Wandel, jede geistige und geistliche Regung erlahmt. Die Lähmung trifft zuerst den Don, schleicht an den anatolischen Küsten hinab, verdammt den Pontus wieder zu seiner Ungastlichkeit, verödet Syrien, erwürgt das letzte Leben in Alexandrien, um das rothe Meer einer mehr als dreihundertjährigen Vergessenheit zu übergeben. — Die Thore hier verschlossen sich, aber bald erschloß sich an andrer Stelle durch die Umsegelung Afrika's ein freierer und ungehinderterer Zugang. Indien liegt dem christlichen Abendland zu Füßen. Der Herr der Weltgeschichte und Erzapostel redet und ermahnt durch die Thatsachen der Geschichte. Indien ruft nach einer Wiedergeburt zu neuem geistlichen Leben. Die alte Kirche, ja selbst die Kirche des Mittelalters hat unter den schwierigsten Verhältnissen dem Ruf entsprochen. Es ließe sich vieles beifügen, was die Indologen über den Einfluß des Christenthums auf Indien erforscht haben, was wir über die Missionsarbeit der orientalischen Kirchen und aus den einheimischen Traditionen über die Geschicke der indischen Kirche wissen: jetzt lag uns nur daran zu zeigen, daß die Blicke des christlichen Abendlandes nicht erst seit gestern auf Indien gerichtet sind. Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert. Es giebt nur eine Medicin auch für Indien: Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie.

Zwei neue Missionsreden.[2])

Vom Missionsinsp. F. M. Zahn in Bremen.

Im Jahre 1872 hatte der Erzbischof von Canterbury auf den Antrag der Gesellschaft für Ausbreitung des Evangeliums und mit Zustimmung der

[1]) Ramusio, Navigationi et Viaggi (Venetia 1613) I, 338—345. — Angelo de Gubernatis, Memoria intorno ai viaggiatori Italiani nelle Indie Orientali etc. (Firenze 1867) p. 13—15.

[2]) On Missions. A Lecture delivered in Westminster Abbey on December 3, 1873 by F. Max Müller M. A. Professor of comparative philology at Oxford. With an introductory sermon by Arthur Penrhyn Stanley D. D. Dean of Westminster. London, Longmans, Green et Co. 1873. Die deutsche Ausgabe im Verlag von Karl J. Trübner Straßburg: Eine Missionsrede in der Westminster-abtei am 3. Dec. 1873 gehalten von F. Max Müller &c. ist wohl von Müller selbst besorgt, wenigstens läßt darauf eine Aenderung am Schluß der Rede schließen. Im Englischen lautet derselbe: There is a faith, as small as a grain of mustard seed, but that grain alone can move hearts. Whatever the world may say of us, of us of little faith, let us remember that there was one who accepted the offering of the poor widow. She threw in but two mites, but that was all she had, even all her living. In der deutschen Ausgabe heißt es nach dem ersten Satz, der wörtlich übersetzt ist: Mag die Welt sagen von uns, was sie will, von uns Kleingläubigen, unser kleiner Glaube ist das wahre Senfkorn der Kirche der Zukunft. Dann folgt in größerer Ausführlichkeit die Geschichte von der armen Wittwe am Gotteskasten. Der von uns unterstrichene, im Deutschen eingeschobene Satz verbessert unsers Erachtens den Schluß nicht. So gewiß das Lob Jesu über die Wittwe bei allen Aufrichtigen Anerkennung finden wird, so zweifelhaft ist es, ob es ihm gefallen, wenn die Wittwe selbst ihre zwei Scherflein gepriesen hätte.

kirchlichen Missions-Gesellschaft einen Tag — den 20. December — bestimmt, an welchem in der anglikanischen Kirche für die Mission, insbesondere für die Mehrung der Arbeiter Fürbitte gethan werden sollte. Dieser day of intercession hat so lebhaften Anklang gefunden, daß der Erzbischof in Canterbury und diesmal auch sein College von York für 1873 wiederum einen Missionsbettag auf den 3. December ausgeschrieben haben, an welchem in der über den Erdkreis ausgebreiteten anglikanischen Kirche aller Orten über die Mission geredet und für sie gebetet wurde. Solche Missions-Bettage sind ein Zeichen der Macht, welche die Missionssache im englisch kirchlichen Leben gewonnen hat, und wie die beiden Gesellschaften rühmen, zugleich die Veranlassung geworden, das Interesse an derselben noch zu mehren. Das innere Wachsthum des Missionssinnes läßt sich nur schwer taxiren; als äußeres Zeichen, für uns Deutsche vielleicht zu imponirend, mag es dienen, daß der day of intercession selbst (1872) für die Church Miss. Society z. B. eine Einnahme von 15,400 Thlr. brachte. Wir wissen nicht, ob es auch mit dieser Anregung zusammenhängt, daß dieselbe Gesellschaft 1872: 156,440, L. 1873: 261,221 L. einnahm, also in einem Jahre ihr Einkommen um mehr als eine halbe Million Thaler steigerte. Dieser erstaunliche Zuwachs erklärt sich freilich etwas, wenn wir hinzufügen, daß in dieser Summe ein Legat von 152,000 Thlr. und ein Geschenk von 138,000 Thlr. enthalten sind. Immerhin bleibt aber der Zuwachs so groß, daß er die letzte ganze Einnahme der größten Missions-Gesellschaft deutscher Zungen bedeutend übersteigt. Es trägt zum Verständniß mancher Erscheinungen in dem englischen Missionsleben bei, wenn man weiß, daß die beiden oben erwähnten großen Gesellschaften, nicht die einzigen Missionsunternehmungen in der anglikanischen Kirche, geschweige in der englischen Nation, 1873 ein Einkommen von 2,476,533 Thlr. hatten. Diesem Missionsopfer von 15—16 Millionen englischer Christen gegenüber — so viel Glieder mag die Kirche von England in Großbrittannien und den Colonien zählen — fällt es sehr ab, wenn die 24—25 Millionen evangelischen Deutschen mit Hülfe von Schweizern, Dänen, Schweden, Russen alles in allem nach den letzten vorliegenden Rechnungen 600,800 Thlr. Missionsgabe darbrachten. Auch wenn man den Unterschied englischen und deutschen Wohlstandes in Anschlag bringt, bleibt doch so viel übrig, daß man zugeben muß, die Mission in England ist bei weitem mehr, als bei uns, eine Macht im öffentlichen Leben geworden.

Wenn einer Arbeit des Reiches Gottes auf ehrlichem Wege und ohne daß sie die Hauptsache aus dem Auge verloren hat, eine solche Machtstellung zufällt, so wäre es falsche Geistlichkeit von der Armuth und Niedrigkeit zu reden, welche sich besser für Gottes Sache auf Erden schicke. Allein es wäre auch unverständig zu verhehlen, daß mit diesem Wachsthum neue Aufgaben, neue Gefahren und Kämpfe kommen müssen. Die Missionssache, aus den Conventikeln vor die Augen aller geführt, wird neue und andre Feinde finden und nicht minder neue und andre Freunde, und beides mahnt zur Vorsicht. Auch der day of intercession scheint nach beiden Seiten hin seine Wirkung gethan zu haben. Nach dem 20. December beschäftigte sich der Intelligencer, das Organ der Church Miss. Soc. mit kritischen Artikeln der Times und der Saturday Review, welche durch den Gebetstag veranlaßt waren. Die letztere hatte das vierte Jahrhundert mit dem unsern zu Ungunsten der modernen Mission verglichen. Die ersteren hatten insbesondere der indischen Mission das Todesurtheil

gesprochen.[1]) Der Times Artikel veranlaßte Lord Lawrence, den Vicekönig und General-Gouverneur von Ostindien selbst mit einem warmen Zeugniß für die Mission einzutreten, welches seitdem durch die anerkennende Beurtheilung, welche in dem Blaubuch der ostindischen Regierung der Mission zu Theil geworden ist, seine officielle Bestätigung erhalten hat.[2]) Seit dem 3. December 1873 dagegen haben zwei Männer von sich reden gemacht, die als Freunde an dem Bettage sich betheiligten, aber von den alten Missionsfreunden entweder ganz zurückgewiesen oder doch mit Mißtrauen betrachtet werden. Es sind der Dean of Westminster, Stanley und der Professor Max Müller von Oxford. Stanley hatte schon 1872 der Aufforderung seines Erzbischofs Folge geleistet. Dies Mal brachte er seinen Freund Max Müller mit, der, obwohl Laie, in der Westminsterabtei eine Missionsrede gehalten hat. Nur im Vorbeigehen sei bemerkt, daß Stanley durch diese Neuerung, einen Laien in der Kirche reden zu lassen, Aufsehen erregt hat. Diese Laienbetheiligung ist recht missionsmäßig, denn bei den freieren Marsch-Bewegungen, die der Mission unentbehrlich sind, kann man sich nicht immer an alle Regeln des Garnisondienstes im Frieden binden. Die Schwierigkeit aber, welche es, wie englische Christen fürchten, haben wird, ungläubige Laien fernzuhalten, wenn sie einmal in der Kirche reden dürfen, wird uns Deutschen überwunden zu sein scheinen, so bald wir nur einmal bei den Pastoren davor sicher sind.

Die beiden Missionsfreunde sind in Deutschland nicht unbekannt. Stanleys Name ist noch kürzlich in den Zeitungen genannt, als er in Petersburg den Herzog von Edinburg und die russische Prinzessin traute. Erkennt man daraus die sociale Stellung des Mannes, so wird seine religiöse oder theologische deutlicher werden, wenn wir einen seiner Gegner über ihn reden hören. Ausgangs 1872 stand Dean Stanley auf der Wahl zu einem der „select preachers at Oxford University“. Einer derselben, der auch in Deutschland durch seine Schriften bekannte Dr. Golbourn, Dean von Norwich, kündigte ihm damals seine Opposition an, indem er ihm schrieb: „Mein Grund, der Opposition gegen Ihre Wahl beizutreten ist, daß Sie die Gewohnheit haben das ganze Gewicht Ihres hohen Charakters, Ihrer glänzenden Gaben und Ihrer ausgezeichneten Stellung zu Gunsten der rationalistischen Schule zu verwenden, einer Schule, die versucht dem Christenthum seine Lehre sowohl als das übernatürliche Element zu nehmen und es zu einem System moralischer Wahrheit, erläutert durch leuchtende Beispiele herabzudrücken, welche in Beziehung auf das geschriebene Wort Gottes das Recht in Anspruch nimmt, nur die Theile anzunehmen, welche sich vor der natürlichen Vernunft und dem Gewissen des Menschen legitimiren.“ Als Stanley dennoch gewählt wurde, legte Golbourn seine Stelle als select preacher nieder. In dem Brief an den Vice-Kanzler der Universität erklärt er, daß er nicht zu denen gehöre, welche die Kirche von England über die gerechten und gesetzlichen Schranken hinaus einzuengen wünschen und auch nicht zweifele, daß Stanley im innersten Herzen zur Wahrheit halte, aber es müsse irgendwo eine Grenze sein. Ich erhebe, fährt er fort, gegen Dean Stanley die Anklage, daß er durch seine Thaten und Schriften nirgends eine Grenze zieht und seine Bruderhand allen, die eine Religion haben, ohne Unterschied

[1]) Ch. Miss. Intellig. 1873 p. 34 ff.

[2]) Ch. M. Int. 1873 p. 40 u. 328 ff. Wir werden bei einer andren Gelegenheit noch auf das Urtheil der brit.-ostind. Regierung zurückkommen. d. H.

reicht, wie sehr sie auch durch die klaren Buchstaben unsrer Bekenntnisse verurtheilt sind und so den Protest der Kirche . . . verdunkelt . . . Er ist wohl bekannt als der Wortführer einer Schule, die täglich unter Klerus und Laien an Zahl zunimmt, einer Schule, die während sie einen wirklichen Glauben nicht hat, Stück für Stück die h. Schriften, die Wunder, die Lehren der Christenheit ausliefert, bis — wie von einigen der Fortgeschrittensten offen zugegeben wird — nichts bleibt als die erhabene Moral des Evangeliums empfohlen durch das Beispiel Christi."[1]) Nach diesem Zeugniß hätten wir in Stanley — um in unsrer Parteibenennung zu reden — einen Mann Protestantenvereinlicher Richtung vor uns. Max Müller, unsern Landsmann, den berühmten Meister auf dem Gebiet vergleichender Sprach- und Religions-Wissenschaft, brauchen wir den Lesern nicht vorzustellen. Erinnern nur möchten wir hier daran, daß er der Freund Bunsens ist. Wir wissen nicht, ob beide Männer auf der Platform sich einfinden, wenn eine der englischen Gesellschaften ihr Jahresfest feiert, aber auch daß sie an einem Missions-Bettag, den die obersten kirchlichen Autoritäten nicht befohlen, sondern nur empfohlen haben, für die Mission reden, ist bei ihrer kirchlichen Stellung für uns Deutsche eine seltene Erscheinung.

Doch nicht wer die Männer sind, sondern was sie sagen, muß uns die Hauptsache sein. Der deutsche Verleger schreibt uns: „Der berühmte Verfasser bezweckt mit dieser Schrift, die Mittel und Wege anzugeben, wie die Heiden Afrikas und Asiens am besten und erfolgreichsten für die Culturzwecke des Christenthums zu gewinnen sei." Da dies neben einem anderen Ziel auch die Absicht der Mission ist, und diese nie so alt werden darf, um nicht mehr lernen zu können, so werden die älteren Missionsfreunde geneigt sein, von ihren neuen Bundesgenossen zu lernen, und wir thun am besten zunächst mitzutheilen, was beide zu sagen haben. Der Dean Stanley hat es sich vorgenommen, seine Gemeinde an dem Missions-Bettag durch einige allgemeine Bemerkungen über Ziel und Mittel christlicher Missionen zu belehren. Als Text wählte er Apostelg. 26, 28 u. 29. Durch eine Erklärung, von der er versichert, daß sie sich der fast allgemeinen Zustimmung aller neuern Gelehrten erfreue und sich auch allein mit der Bedeutung der griechischen Worte vertrage, bereitet er sich die Unterlage für seine Ausführung. Das Wort des Agrippa umschreibt er etwa so: Mit so wenig Worten oder Gründen überredest du mich zu einem so ungeheuerlichen Schritt, daß ich ein Christ, d. i. ein „Glied jener verachteten, ketzerischen, neuerungssüchtigen Sekte werde, deren Name schon eine genügende Verurtheilung ist", ein Wort halb im Ernst halb im Scherz gesprochen. Des Paulus Antwort lautet: „Ich wünsche vor Gott, daß ob nun durch viel oder durch wenig, durch kurze oder längere Beweisgründe, irgendwie und irgendwo die Veränderung vor sich gehe. Nicht daß du ein vieldeutiges Schlag- und Stichwort annehmest, indem du dich Christ nenntest, sondern daß du würdest wie ich, natürlich ausgenommen diese Bande."[2]) Nach dieser Auslegung des

[1]) Evangel. Christendom 1873 p. 17 ff.

[2]) Trotz der angeblichen Uebereinstimmung aller modernen Gelehrten wird man Niemanden, der Paulus Rede vor Festus und Aggrippa gelesen, der den Ausruf des Festus: Paule, du rasest, deine große Kunst (πολλα γοαμματα) macht dich rasend, nicht überhört und das Wort Pauli an Agrippa: Glaubst du, König Agrippa, den Propheten? ich weiß, daß du glaubst! nicht überschlagen hat, überreden können, daß Stanleys Erklärung richtig ist. Es würde aber zu weit führen, darauf näher einzugehen.

Textes bekommt man auf die Frage: Was ist das Ziel christlicher Missionen? zur Antwort: Die Heiden sollen werden wie Paulus, resp. seine Nachfolger, natürlich mit Ausnahme der Bande, „die jeden besonderen Charakter, jede Nation, jede Kirche beschränken und einengen.“ Und auf die Frage: Was sind die Mittel? ist man vor Menge der Mittel fast in Verlegenheit, kann dies nur sagen, daß es nicht viel darauf ankommt; ob „viel oder wenig“ ist „verhältnißmäßig gleichgültig“, wenn nur das Ziel erreicht wird.

In Ausführung des ersten Theiles verschweigt Stanley nicht, daß Paulus zuletzt gesagt haben würde: „So wie Jesus Christus, mein Herr“. Er begnügte sich nur, sich selbst, den Festus und Agrippa sahen, als lebendiges Beispiel zu nennen. So wie Paulus! „Seht ihn an mit all' seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten; ein Mann leidenschaftlich ergeben seinen treuen Freunden, innig festhaltend an den Erinnerungen seines Volkes und Landes und doch mit einem Herzen, offen, alle Menschen zu umfassen, ein Mann, der die stärksten Ueberzeugungen verbindet mit einer grenzenlosen Duldsamkeit gegen Meinungsverschiedenheiten und einem grenzenlosen Vertrauen auf die Wahrheit; ein Mann, durchdrungen von der Freiheit des Geistes und doch aufs tiefste erfüllt von dem Werth großer vorhandener Einrichtungen im bürgerlichen und im religiösen Leben; durch und durch römischer Bürger und durch und durch ein feingebildeter Morgenländer (a thorough Eastern gentleman); eine Laufbahn von kühner Tapferkeit und Standhaftigkeit, unternommen in der Kraft der Ueberzeugung, daß er in Jesus Christus von Nazareth die höchste Vollendung der göttlichen und menschlichen Güte gesehen, einen Meister, werth für ihn zu sterben und werth für ihn zu leben, dessen Geist die wiedergebärende Kraft für die ganze Welt sein sollte.“ Also die „Bildung heroischer, apostolischer und daher christlicher Charaktere“, nicht die Taufe, nicht das Annehmen des Christennamens, nicht das Nachsprechen christlicher Glaubensartikel, auch nicht die wiederholte Versicherung: wir sind erlöst, nicht die Absolution ꝛc., sondern Männer wie Paulus, wie in ihm etwas war von dem Geiste Christi, das ist das Ziel der Mission. Diese Ueberzeugung machte Paulus so anerkennend gegen jeden; „er beeilte sich, sie als seine Brüder von Anfang an zu erklären.“ Diese Aufgabe fordert aber auch, daß der Missionar selbst das ist, wozu er die Heiden zu machen wünscht. „Das ist also der Zweck der christlichen Missionen, schließt der erste Theil, ob sie nun auf Heiden oder auf Christen gerichtet sind, nämlich bessere Menschen und bessere Bürger zu machen, — die gesammte Gesellschaft zu heben, dadurch, daß man ihr einen höheren Begriff von Pflicht und einen schärferen Sinn für Wahrheit einflößt, so wie eine stärkere Ueberzeugung, daß man nur durch Güte und Wahrheit sich Gott nahen oder Christo dienen kann, — daß Gott Güte und Wahrheit ist — und daß Christus das Bild Gottes ist, weil er Güte und Wahrheit ist“.

In Bezug auf die Mittel ist nun Stanley durchaus nicht der Meinung, daß alle gut oder gleich gut sein, obgleich er seine Zuhörer die nach seinem Urtheil guten und bösen nicht genannt hat. Allein Paulus meinte und der Prediger meint mit ihm, „daß es auf der einen Seite eine Pflicht für jeden ist, diejenigen besonderen Bekehrungsmittel zu wählen, die ihm am wirksamsten erscheinen und auf der anderen Seite sich das Zusammenwirken mannigfaltiger Mittel gefallen zu lassen, die der Natur der Sache nach nicht Jedermann gleich wirksam erscheinen können“. Wenn man das höchste Ziel nur im Auge behält

und nicht aufhört, die Mängel der Mittel zu bekämpfen, so dient alles zur Erreichung des Zweckes. Ein einzelner Text, wie bei Augustin, ein Buch, sei es nun „Butlers-Analogie“, Calvins Institutio, oder Thomas Aquina's Summa Theologiae, ein Sieg wie Chlodwigs bei Zulpich, Lehren in Ketzerei getaucht, wie die des Arianers Ulfilas, oder in Aberglauben, wie bei den römischen Päpsten, ein Gemälde (Wladimir) eine Erscheinung (Constantin), eine ernste Predigt eines schlecht erzogenen und vorbereiteten Missionars, ein Krieg, wie der Asantekrieg, eine Hungersnoth, wie in Indien, alles dient das Ziel zu erreichen. Das ist ein tröstlicher Gedanke, der zugleich eine einigende Kraft hat, da er gegen die Verschiedenheit der angewendeten Mittel tolerant macht. — Eine Verschiedenheit der Mittel berührt der Prediger zum Schluß noch ausdrücklich: Von jeher hat man in der Mission Klerus und Laien gebraucht; neben den Klerikern, die alle berufsmäßig Missionare sind, ist auch ein hochherziger Gouverneur, ein rechtschaffener Beamter, ein frommer und edler Soldat ein Missionar. Damit ist die Thüre geöffnet, durch welche der Dean den „weltberühmten Gelehrten“ einführt, dessen „Kenntniß aller heidnischen Religionen, verbunden mit der Erfahrung der christlichen Missionen, vermuthlich die jedes Einzelnen in Europa übertrifft“, und den seine Gemeinde an jenem Abend hören sollte.

Wir müssen noch für einen Augenblick uns diese Freude versagen, um ein Wort über die „einleitende Predigt“ zusagen. Kritik an ihr zu üben scheint uns überflüssig. Ein aufmerksamer Leser wird leicht merken, daß manches unrichtig, anderes sehr fraglich, noch anderes schief in dem Gesagten, und daß noch mehr ungesagt geblieben ist, was nicht verschwiegen werden dürfte, wenn man auch nur „einige und allgemeine“ Bemerkungen über Ziel und Mittel der Mission machen wollte. Es sagt freilich alles, wenn man als Ziel angiebt, daß die Mission zu „bessern Menschen“ machen will, aber es sind nur leise und unvollständige Anklänge in der Predigt gegeben, was nach dem Sinn des Christenthums ein guter Mensch ist und wie man das wird. In Bezug auf die Missionsmittel aber vermengt der Prediger das, was allerdings das Missionsziel mit zu erreichen hilft und was eigentlich Missionsmittel ist. Selbst eine besondere Offenbarung heidnischer Gottlosigkeit kann der Mission dienen, eine Verfolgung 2c., aber niemand wird, wenn er von den anzuwendenden Missionsmitteln redet, dies nennen. Paulus war darüber keinen Augenblick in Zweifel, daß es zur Erzeugung christlichen Lebens nur ein einziges Mittel giebt, das Wort, das Evangelium geredet und gelebt. Alles andere kann mithelfen, aber es ist nicht Mission im richtigen Sinn des Wortes, und wir fürchten, Paulus würde trotz seiner gelobten „Urbanität“ und seiner „grenzenlosen Duldsamkeit gegen Meinungsverschiedenheiten“ mit dieser Predigt nicht ganz zufrieden gewesen sein und manches vermissen, was vielleicht Dean Stanley zu den „Banden“ rechnet, die auch diesen Mann beschränkten und einengten. Doch das mag jeder selbst in der Rede sich zurecht setzen. Die Richtung, der Stanley angehört, ist unsres Wissens trotz des Arianers Ulfilas in Mission wenig fruchtbar gewesen; natürlich wollen wir nicht bestreiten, daß als „hochherzige Gouverneure“, als „rechtschaffene Beamte“, 2c. auch aus ihren Reihen Missionare thätig gewesen sind, aber in dem Sinn, daß sie mit der „Predigt“ die Heidenländer „erfüllten“, ist's wohl selten geschehen. Das ist nicht ihre starke Seite, ihre Gabe ist es vielmehr „die Uebertreibungen zu unterdrücken, die Thorheiten und Unlauterkeiten aufzudecken,

die auch dem besten Versuche beschränkter und fehlbarer, wenn auch treuer und guter Diener des Herrn ankleben". Solcher Dienst ist durchaus nicht zu verachten; wenn sonst alles in Ordnung ist, so müssen auch derartige Fremde der Mission willkommen sein. Die eigenen Gedanken braucht man nicht aufzugeben und kann doch annehmen, was Stanley den Missions-Arbeitern sagt, und diese hoffentlich sich auch schon gesagt haben, daß der Missionar mit dem hohen Anspruch auftritt, die Heiden zu dem zu machen, was er selbst ist, ein Anspruch, der zugleich von furchtbar demüthigender Gewalt ist. Auch dem Trost darf man sich nicht verschließen, daß neben der theoretisch und praktisch besten und eigentlichen Missions-Arbeit doch noch viele andere Mittel dem einen Herrn der Mission dienen sein Ziel zu erreichen.

Wir glauben nicht von nationaler Vorliebe bestochen zu sein, wenn wir die Missionsrede von Max Müller über die einleitende Predigt stellen. Stanley ist bei aller Gewandtheit doch sehr auf der Oberfläche geblieben, und daß sein Zeugniß einen Zuhörer für die Mission warm gemacht habe, können wir kaum glauben. Müller zeichnet sich auch in dieser Missionsrede durch seine edle Klarheit aus; freilich, man kann nicht leugnen, daß zuweilen das klare Wasser auch seichten Grund durchblicken läßt und daß viele Aussagen und manche Unterlassungen die Verwandtschaft beider Redner bezeugen. Aber die Ausbeute für die Mission ist doch viel reicher, und es sind viele große, wahre und warme Worte von ihm gesagt. Doch hören wir ihn selbst!

Der Vortragende geht davon aus, daß es nur wenige historische, nicht nur auf mündlichen Traditionen, sondern auf heiligen Schriften beruhende Religionen giebt. Es sind ihrer acht; die jüdische, christliche und muhamedanische von den semitischen, die brahmanische, buddhistische und zoroastrische von den indogermanischen Völkern hervorgebracht, und die Systeme des Laotse und des Confucius in China. Es ist nicht nur eine äußerliche Unterscheidung, sondern geht vielmehr „auf das innerste Mark des religiösen Glaubens zurück", wenn man diese Religionen eintheilt in missionirende und nicht missionirende. Von den 6 Religionen der semitischen und indogermanischen Welt gehören die jüdische, brahmanische und zoroastrische zu den nicht missionirenden; die buddhistische, muhamedanische und christliche dagegen, so weit sie sonst von einander verschieden sind, gleichen darin einander, daß sie missioniren. Von dem Buddhismus wissen wir gewiß, daß er wenigstens seit dem Concil zu Pataliputra 246 vor Chr., einem buddhistischen Concil von Nicaea, Missionare ausgesandt hat. Das ist „ein neuer Gedanke, nicht nur in der Geschichte Indiens, sondern in der Geschichte der ganzen Welt. Wenn man am Ende des Kapitels über die ersten Missionen die einfachen Worte liest: Wer würde zaudern, wenn es sich um das Heil der ganzen Welt handelt?, so merkt man sogleich, daß man in eine neue Welt getreten, wir sehen das Morgenroth eines neuen Tages; neue weite Horizonte öffnen sich, und wir fühlen zum ersten Male in der Geschichte der Welt den leisen Schlag des großen Herzens der Menschheit".[1]) Auch der Islam ist missionirend, und neben dem Geist der Gewalt finden sich Spuren einer geistigen Auffassung der Missionspflicht. „Was aber unsre eigene Religion betrifft, so ist ihr ganzes Wesen bekehrend, vorwärts-

[1]) Sollte dieser „leise Schlag" nicht schon 1 Mos. 12, 2 und von da an sehr oft in den israelitischen Schriften bemerkbar sein?

drängend, Welt-umfassend. Sie wird aufhören, das zu sein, was sie ist, wenn sie aufhörte zu belehren und zu bekehren".

In diesen drei Religionen hat der Geist der Wahrheit und Liebe die Mission erzeugt. „Der Geist der Wahrheit ist nämlich der Lebensquell aller Religionen, und wo er ist, da muß er reden und überreden, da muß er belehren und bekehren". „Es giebt Menschen die sagen, daß wenn sie die ganze Wahrheit in ihrer Hand hielten, sie dennoch keinen Finger öffnen würden. Solche Menschen wissen nicht was Wahrheit, und was der Geist der Wahrheit, der wahre Missionsgeist, ist. So lange als Zweifel, Dunkel und Angst in der Seele des Forschers walten, so lange ist Schweigen natürlich und recht. Wenn aber Zweifel der Gewißheit, Dunkel dem Licht, Angst der Freude gewichen, dann müssen die Strahlen der Wahrheit hervorbrechen, und unsre Hand oder unsre Lippen zu verschließen würde so unmöglich sein, als für die Blätter der Blume sich gegen das Gebot der Frühlingssonne zu verschließen". In der Fremde wie in der Heimath giebt es für die Missionäre dieses Geistes der Wahrheit zu thun. Und wenn er auch durch Furcht oder Lebensklugheit zum Schweigen gebracht würde, die Liebe zu allen Menschen als Brüdern, stärker als alle Bande des Blutes, des Volkes und Staates würde den Mund wieder öffnen. „Es mag Zeiten geben, wo Schweigen Gold, und Sprechen Silber ist; aber es giebt auch Zeiten, wo Schweigen Tod und Sprechen Leben ist, — das wahre Pfingstfest der Seele".

Wenn so Wahrheit und Liebe, die das Wesen der Religion ausmachen, zur Mission treiben, so ist es klar, daß nicht missionirende Religionen todt sind, missionirende leben. Zoroasters Religion zählt kaum noch 100,000 Anhänger. Die Juden wohl 30 Mal stärker scheinen allerdings noch nicht aussterben zu wollen.[1]) Auch die Brahmanische Religion trotz ihrer 110 Millionen Bekenner ist zum Tode verurtheilt. Missionirend und daher lebendig sind nur Buddhismus, Islam und Christenthum. Der erstere besiegt in Mittel-, Nord-, Ost- und Süd-Asien das alte Heidenthum, der zweite in Arabien, Persien, Indien, Klein-Asien, Türkei und Egypten sitzend feiert seine größten Triumphe unter den Heiden Africas, das Christenthum in Europa und America erobert mit Sicherheit Polynesien, Melanesien, missionirt in der ganzen Welt. Diese drei Religionen, von denen der Buddhismus die weitaus größte Zahl von Bekennern zählt, während das Christenthum doppelt so viele hat, als der Islam, kämpfen den entscheidenden Religionskampf. Schwer ist's einen Muhamedaner zu bekehren, schwerer noch einen Buddhisten, fast unmöglich einen Christen zum Islam oder Buddhismus zu bewegen. Daher liegt die Frage nahe, wozu das alles, zumal da noch soviel zu Hause geschehen sollte? „Es ist ganz recht, solche Fragen aufzuwerfen, und wir sollten uns bei unsern Nationalökonomen bedanken, wenn sie für uns ausrechnen, daß jede Bekehrung uns 200 Pfd. St. kostet und daß, wenn die Missionen fortfahren, denselben Erfolg zu erzielen, als jetzt, es 200000 Jahre dauern wird, ehe die ganze Welt zum Christenthume bekehrt werden kann. Ich sehe gar nichts Ueberraschendes in diesen Berechnungen.

[1]) Die Juden sind dem Vortragenden offenbar ein Räthsel. Es ist eben auch nicht ganz richtig, daß ihnen der Missionssinn fehlt; man kann sie nur verstehen, wenn man die Geschichte Israels begreift.

Jedes Kind, das in Europa geboren wird, ist ebenso ein Heide, wie das Kind eines Melanesischen Cannibalen, und es kostet mehr als 200 Pfd. St. um einen von diesen jungen Heiden zu einem guten Christen zu machen. Die andere Berechnung beruht auf falschen Prämissen, denn eine geistige Ernte kann nicht abgeschätzt werden, indem man Korn für Korn zählt. Jedes Korn enthält den Samen künftiger Ernte, und die Bekehrung eines einzigen Menschen bedingt die Bekehrung unzählbarer Generationen der Zukunft".

Um den Werth der Missionen zu erkennen muß man unterscheiden. Es giebt eine väterliche Mission, welche die Heiden wie ein Vater sein Kind behandelt. Sie ist kein Beweis für die Wahrheit unsres Glaubens, aber sie ist — und das ist mehr — „ein lebendiger Beweis, eine lebendige Bethätigung christlicher Liebe." Als Beispiel dient Patteson, „Es ist das Glück meines Lebens gewesen," sagt Müller, „die besten und edelsten unter den Männern gekannt zu haben, welche England in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat; aber es ist keiner unter allen, zu dessen Andenken ich mit größerer Ehrfurcht hinaufblicke, keiner, durch dessen Freundschaft ich mich mehr gedemüthigt fühle, als durch die Freundschaft dieses wahren Heiligen, dieses wahren Märtyrers, dieses edlen väterlichen Missionars." Diese väterliche Mission gedeiht überall in der Heidenwelt, wie „auf den Straßen Londons." — Die zweite Art dagegen richtet nicht viel aus; es ist die controversiale oder wie in der deutschen Ausgabe gesagt ist, die casuistische Mission. Der Missionar greift den fremden Glauben an, wir wissen aber aus eigener Erfahrung, daß mit theologischen Streitigkeiten wenig ausgerichtet wird. Es gibt aber noch eine dritte Art, die indirekte Mission, die einfach dadurch wirkt, daß eine Religion neben der andern lebt.[1]) Wo zwei Religionen neben einander lebten, da hat eine die andere missionirt. So ist als der Islam in Indien auftrat, eine Reform für Brahmanismus und Islam eingetreten, für ersteren besonders im 12. Jahrhundert. So hat das Christenthum durch sein bloßes Erscheinen reformirt. Der Brahma Samaj[2]) ist entstanden, dessen Geschichte Müller mit besonderer Geneigtheit mittheilt. Mögen die Mis-

---

[1]) Wir können diese Eintheilung der Missionsarten nicht für glücklich halten; das sind nicht verschiedene Arten, sondern nur Seiten an derselben. Die väterliche kann nicht ohne die casuistische 2c. sein. Insbesondere die casuistische ist doch nur eine Seite der Lehre der Wahrheit, die ja nach Müller selbst nicht ausbleiben kann, wo Wahrheit ist.

[2]) M. M. überschätzt seinerseits diese Reform des Hinduismus, so viel Recht er auch hat manchen — nicht allen — Missionaren vorzuwerfen, daß sie dieselbe unterschätzen. Cf. diese Bl. S. 244 f. Zweifellos ist ihre Entstehung ein Beweis von der Macht, die die christlichen Ideen in Indien gewonnen haben, aber dieser indirecte Missionseinfluß, der es nur zu unreinen, rationalistischen Mischungen des Christenthums mit heidnisch philosophischen Systemen bringt, die noch dazu im Volke keinen Boden finden und niemals auf die Dauer befriedigen, so werthvoll als geschichtlicher Factor in der Pädagogie der Völkerchristianisirung er auch ist, darf doch niemals als eine Art Ersatz für die direkte Missionsthätigkeit angesehen werden; Solche Mischphilosophien sind nicht nationale Gestaltungen des Christenthums, die ein Recht hätten die Stelle des abendländischen Christenthums in Indien 2c. zu vertreten, sondern Reformversuche des Heidenthums, die vorübergehen, im besten Falle dem Christenthume den Weg bereiten, oft aber auch seiner Herrschaft in den Weg treten. Eine eingehende Besprechung des Brahmo Somadj (oder nach M. Ms. Schreibweise des Brahma Samaj) behalten wir uns vor. D. H.

sionare es anerkennen oder nicht, die Zukunft wird ihnen oder den vielen edlen Christen, die in Indien durch ihr Leben missionirt haben, das Verdienst zuschreiben, diese Reformbewegung in Indien, „das größte Ereigniß in unserm ereignißvollen Jahrhundert" bewirkt zu haben.

Nur sollten die Missionare entgegenkommender sein. „In allen Dingen, welche die höchsten Interessen des Lebens betreffen, sind sie (diese Reformer) mit uns, und wir, das hoffe ich, mit ihnen." Würden die Christen des ersten Jahrhunderts einen Keschub Chunder Sen abgewiesen haben, nur weil er den Namen von Christen ablehnt?[1]) Man muß nur nicht, wie Patteson klagt, die Hindus englisiren, entnationalisiren, nicht unnöthige Forderungen stellen, mit der einfachsten Form des Christenthums sich begnügen, nicht das Christenthum wie es in der alten Christenheit ist, als einen ausgewachsenen Baum nach Indien verpflanzen wollen. Wenn man davon ablieẞe, würde für die Mission und für die Heimath unendlich viel gewonnen sein. Schon jetzt einigt die Mission; sie würde es dann noch mehr thun. „Wenn wir einem gemeinsamen **Feinde** gegenüber stehen, so vergessen wir gar leicht unsre kleinen Fehler. Ist es denn aber gar nicht möglich, daß, wenn wir einem gemeinsamen **Freunde** gegenüberstehen, wenn wir Gott in's Angesicht schauen, wir aus bloßer Scham diese kleinen Fehden vergessen!" Wie klein sind unsre Formeln gegenüber der Majestät Gottes! „Der wahre christliche Glaube ist die Liebe, Liebe zu Gott und Liebe zum Menschen, die allein aus der Liebe zu Gott entspringt." Diese Religion muß siegen, „weil die Liebe jedes, auch das starrste Menschenherz gewinnt."[2]) Von Liebe kann man nie zu viel haben, wohl vom Glauben, davon sollten die Missionsfreunde etwas ablegen. In den ersten Jahrhunderten entschied nicht die Annahme oder Ablehnung gewisser Glaubensartikel; „ein einfaches Gebet: Gott sei mir Sünder gnädig — war oft genug." Die Lehre Christi, nicht die von Christo sollte gewinnen;[3]) nicht sollte man, wie etwa Athanasius den Ulfilas beurtheilt hat, einen Heiden beurtheilen; haben doch dieser Gothische Luther und diese Arianischen Ketzer die tiefsten Quellen des Glaubens für die Zukunft rein erhalten. Die Bekehrung war damals Herzenssache, und das ist auch heute nöthig. Dann kommen auch in der Heimath die zu ihrem Recht, die nur ein Senfkorn, nur die zwei Wittwenscherflein des Glaubens darzubringen haben.

Die Leser werden dankbar sein für die etwas ausführliche Wiedergabe der Missionsrede. Es ist ja höchst erfreulich, daß ein Mann von dem Ansehen Müllers eine Missionsrede hält, und daß er darin manches Wort spricht, das man mit ungetheiltem Beifall aufnehmen kann, und andere, die man zum wenigsten nicht ohne Nutzen hört. Wir wollen uns darum auch mit kritischen Be-

---

[1]) Würde Keshub Chunder Sen mit dem Kämmerer sagen: Siehe, da ist Wasser, was hindert's, daß ich mich taufen lasse? Oder würde er die „kurze Auswahl von Grundlehren der alten Kirche," welche sich aus Matth. 28, 19, 20 herausgebildet acceptiren?

[2]) Nur ungern stören wir den Eindruck dieses schönen Wortes. Allein ist die christliche Religion nicht auch Wahrheit und stößt diese nirgendwo auf die Lüge, auf kräftige Lügen, auf Tiefen der Bosheit? Auch hier ist der englische Text vorsichtiger: True Christianity lives not our belief, but in our love, obgleich auch nicht ganz richtig das englische belief, nicht faith verstößt nicht so arg gegen Gal. 3, 11.

[3]) Dieser und der folgende Satz entsprechen nicht der historischen Wahrheit, auch ist es ein ganz schiefer Gegensatz: Formeln und Herzensbekehrung.

merkungen nicht aufhalten. Der religionsgeschichtliche Theil des Vortrages wird an anderer Stelle dieser Zeitschrift noch zur Sprache kommen, die allgemeinen Bemerkungen aber werden so ziemlich dieselben sein, wie sie Stanleys Predigt provocirt. Beide Männer scheinen nicht anzuerkennen, oder doch nicht hinlänglich zu betonen, daß in dem Christenthum nicht nur ein Schlag des Herzens der Menschheit zu spüren ist, sondern vor allem eine Offenbarung des Herzens Gottes, eine unmittelbare Offenbarung göttlicher Wahrheit und göttlichen Lebens. Diese mag man versuchen in „einer kurzen Auswahl von Grundlehren" zusammenzufassen, so lange man noch etwas davon überläßt und zwar etwas von dem „Uebrigen des Glaubens" (of the abundance of their faith), aber nicht diesen selbst aufgiebt, wird für die Mission das eine und andere folgen, was beide Männer verschweigen. Doch wir wollen lieber einiges hervorheben, was uns sehr beherzigenswerth erscheint.

In der Rede tritt noch mehr als in unserm Referat hervor, daß Müller Werth darauf legt, den Missionsgeist d. i. die Bethätigung des Geistes der Wahrheit und der Liebe als denselben darzustellen, mag er nun in Melanesien oder in den Straßen Londons, in dem eigentlichen Missionsfeld oder in der Studirstube eines Forschers walten. Wenn wir uns nicht irren, so ist eine gewisse Empfindlichkeit zu bemerken, daß die Missionsfreunde im engeren Sinn zuweilen oder oft so reden, als ob sie allein missionirten, und ebenbürtige Arbeit in der Heimath nicht respectiren. Vielleicht dient es zur Entschuldigung dieser Unart, daß selten Leuten, die sehr energisch auf ein praktisches Ziel gerichtet sind, die Vielseitigkeit gegeben ist, andere Bestrebungen anzuerkennen, und daß die gerechte und allseitige Würdigung der verschiedenen Dienste, welche der Wahrheit und Liebe geleistet werden, zu leicht der kraftvollen Arbeit die Bläße der Reflection ankränkelt. Allein man darf es sich doch gesagt sein lassen, daß die Heidenmission durchaus nicht allein im Dienste der Wahrheit und Liebe steht, daß ein Gelehrter, ein Lehrer, Pastor, jeder Christ daheim in mannichfaltigen Stellungen ebenso aufopferungsvolle, schwierige und edle Arbeit thun kann.

Dieselbe Unbefangenheit empfiehlt Müller in Bezug auf das Urtheil über heidnische Religionen den Missionaren. Es ist das ein Lieblingsgedanke von ihm, der ihm durch seine Studien nahegelegt wird.[1]) Auch hier möchten wir zunächst ein Wort der Entschuldigung für die praktischen Missionare einlegen. Wer sich heute mit griechischer oder römischer Mythologie beschäftigt, wird meistens im Stande sein mit ziemlich kühler Objectivität darüber zu reden, das Schöne und Wahre darin anzuerkennen. Der Paroxysmus des Paulus in Athen (Apostlg. 17, 16) wird uns schwer werden. Aehnlich mag es sein mit dem Forscher in Religions-Wissenschaft und dem eifrigen Bekehrer im Heidenland. Jenem gebührt die kühle Objectivität. Diesem darf es nicht an jenem Grimme fehlen, wenn er die Stätten seiner Wirksamkeit „sogar abgöttisch" sieht (κατείδωλος). Dazu kommt, daß dem Forscher die heidnische Religion mehr oder weniger nach ihrer theoretischen Seite vor Augen tritt, dem Missionar nach ihrer practischen, ein Unterschied nicht weniger groß, als zwischen Theorie und Praxis der römischen Kirche über Heiligendienst. Endlich haben die Praktiker vielleicht auch ein tieferes Verständniß von dem Geist der Lüge, concret geredet von dem Fürsten der Finsterniß, der doch in Betracht kommt, wenn man nach der Wahrheit fragt.

[1]) Vergl. Chips from a German workshop I. Preface XXI. und a. D. Deutsch: Essays Leipzig 1869.

Dies bevorwortet können wir nur mit allem Nachdruck zustimmen, wenn Müller von dem Missionar fordert in allen Religionen den Schlag des zu Gott geschaffenen Herzens zu suchen, um sie dann mit ihren Fragen zu dem zu weisen, bei dem „allein Ruhe ist für die auch in diesem Sinne „Mühseligen und Beladenen" (p. 35). Das fordert die Liebe, wie Müller in seinem Essay über Hardwik's Christ and others masters sehr schön ausführt.[1]) Man wird an ein heidnisches Herz nicht heran kommen, wenn man es nicht vorher zu verstehen sucht, und wir haben den Eindruck, daß dieses Forschen nach den Spuren des unbekannten Gottes noch viel energischer betrieben werden muß. Man kann schon ziemlich weit gehen, ehe man über die kühne Anerkennung des Paulus hinausgeräth, wenn er den Athenern sagt: In ihm leben, weben und sind wir. Bei Müller tritt als Resultat seiner liebevollen Untersuchungen besonders dies hervor, daß die Religion überall die gleichen Grundzüge hat,[2]) es wird nur die andere, für die Mission eben so nöthige Seite der Untersuchung sein, wenn sich herausstellt, wie diese Grundzüge sich in jeder Nation und jedem Individuum anders gestalten und wie sie überall der Wiederherstellung durch den bedürfen, der die Wahrheit ist.

Nur wer diesem Rathe folgt, wird auch den andern befolgen können, nicht den ausgewachsenen Baum heimischen, gar englischen oder deutschen Christenthums in die Heidenwelt zu verpflanzen und den Heiden nicht unnöthige Lasten von Glaubenssatzungen aufzuladen. Wir haben uns schon darüber ausgesprochen, daß wir mit Müller nicht übereinstimmen, wenn er den Lehrgehalt des Evangeliums fast zu verneinen scheint, aber das ist richtig, kein Missionar hat den Beruf eine Dogmatik, weder eine kirchliche, noch eine private den Heiden zu verkündigen, sondern das Evangelium vom Reiche. Ist er theologisch ausgebildet, so wird er freilich seine Dogmatik haben, aber sein Theilen des Wortes, seine pädagogische Behandlung in der Predigt, wird sich richten nach dem, was seine liebevolle Erforschung an Wahrheitsbesitz und Mangel an seinem Ort gefunden hat. Diese Rücksichtnahme wird die Predigt unter den Heiden viel gesunder, einfacher und eindringlicher machen. In gewissem Sinn wird freilich das Englisiren, Germanisiren, Lutheranisiren rc. nicht zu vermeiden sein, zumal wenn das Missionsziel, wie Stanley sagt, ist: Wie Paulus werden. Erst eine selbstständig gewordene nationale Christenheit wird im Stande sein die überkommenen europäischen Hüllen in Landestracht zu verwandeln. Aber es kann doch von vornherein dieses Ziel ins Auge gefaßt werden. Wenn die Frage: Wie soll ich den Heiden das Evangelium predigen, localisirt und individualisirt wird, nur dann wird man sie richtig beantworten. Die Voraussetzung ist zunächst, daß man weiß, was das Evangelium ist, und zum andern, daß man weiß, wo in jedem Volk der Altar des unbekannten Gottes steht.

---

[1]) Ch. of a G. W. I. p. 52 ff.

[2]) Eben bekommen wir M. Müller's Einleitung in die vergleichende Religions-Wissenschaft. I. Hälfte. K. J. Trübner 1874. Bezeichnend ist es, daß M. zum Motto gewählt: Quod ubique, quod semper, quod ab omnibus.

Der Missionsbefehl als Missionsinstruction.

Vom Herausgeber.

IV. Das missionarische Lehren. (Διδάσκοντες).

„Und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe." Was der Herr so zusammengefügt hat, darf unsre Missionsthätigkeit nicht scheiden. So fest wir an dem „Taufen" halten, ebenso energisch müssen wir in Verbindung mit ihm nun das „Lehren" betonen, welches erst in Gemeinschaft mit jenem die Jüngerschaft Jesu zu Stande bringt.[1]) Wie aber versteht der Herr dieses „lehren?"

Jedenfalls meint er damit eine mündliche Unterweisung im allgemeinen Sinne des Wortes, wie auch in dem Predigen (κηρύσσειν) bei Markus die mündliche Verkündigung der durchschlagende Gesichtspunkt ist. Wie Christus selbst das Wort (ὁ λόγος) im absoluten Sinne genannt wird jedenfalls auch, weil er der persönliche Repräsentant der Offenbarung, die Personification aller Rede Gottes an die Menschheit ist und weil in dem Worte der Wahrheit, die er selbst ist, seine Geistesmacht liegt — also sollen im relativen Sinne als die Träger seines Wortes, auch seine Zeugen und Diener das „Wort" genannt werden können indem dasselbe in ihnen repräsentirt, ja gleichsam personificirt ist. Das Wort Christi ist ihre Wehr und Waffe, ihre Legitimation und Geistesmacht. Und zwar zunächst als gesprochenes Wort, als lebendige Rede. In unserm literarischen Zeitalter, in welchem das geschriebene Wort eine so leichte und weite Verbreitung findet und auch eine so große Macht ausübt, liegt die Gefahr auch für die missionarische Thätigkeit sehr nahe den Werth desselben zu überschätzen und dadurch der energischen Handhabung der mündlichen Rede Abbruch zu thun. Wenn es nun aber selbst unter denjenigen Nationen, die auf dem Wege einer vielhundertjährigen culturgeschichtlichen Entwicklung in ein Zeitalter allgemeiner literarischer Bildung und literarischen Einflusses eingetreten sind, wenn es selbst da eine unleugbare Thatsache bleibt, daß das von der Persönlichkeit nicht blos getragene sondern gleichsam belebte mündliche Wort von ungleich tieferer Wirkung ist als der blos geschriebene Buchstabe — einen um wie viel größeren Einfluß muß dann bei den noch literarisch gänzlich un- oder wenigstens nicht durchgebildeten Völkern die lebendige Rede vor der todten Schrift ausüben! Hier wo noch dazu das Evangelium als eine wesentlich neue Botschaft verkündet wird, muß es vor allem durch lebendige Persönlichkeiten, in lebendiger Rede, Auge in Auge, Herz zu Herz nahe gebracht werden, wenn es fahen soll unter den Leuten. Es kann die Repräsentation in der Person seiner

[1]) Es ist wol zu beachten, daß die Aufnahme der Völker in Jesu Jüngerschaft durch Taufe und Lehre befohlen wird, beides den Dienern Jesu anvertraute, allmählich zum Ziele führende Evangelisationsmittel. Also wird nicht der Herr unmittelbar oder durch besonderes Eingreifen die Völkermission treiben.

Träger nicht entbehren, es will in ihnen förmlich personificirt werden. Als seine Zeugen und Herolde nicht als seine Schreiber oder Buchvertheiler hat daher der Herr seine Apostel auf das große Missionsfeld gesendet. Wol haben sie auch geschrieben und durch ihr geschriebenes Wort zweifellos einen bedeutenden Einfluß geübt, aber ganz abgesehen davon, daß diese — wenn man so sagen darf — literarische Thätigkeit mehr eine gelegentliche war, die keineswegs der mündlichen Verkündigung die Zeit wegnahm, sie wendete sich auch nur an bereits constituirte christliche Gemeinden[1]) und hatte als gottgewollte authentische und daher unter einem specifischen Beistande des heil. Geistes gewirkte Fixirung der evangelischen Geschichte und Lehre ihre ganz einzigartige Bedeutung.

Nun ist es ja selbstverständlich nicht unsre Meinung den heutigen Missionaren eine literarische Lehrthätigkeit[2]) ganz und gar wehren zu wollen — aber das glauben wir mit allem Nachdruck betonen zu müssen, daß dieselbe sein zu ihrer Zeit und an ihrem Orte, nicht aber zur Unzeit und am verkehrten Orte statthat. Als zur Unzeit, weil viel zu früh müssen wir beispielsweise viele Bibelübersetzungen bezeichnen. Ganz abgesehen von dem allerdings sehr wichtigen Gesichtspunkte, daß viele dieser Ueber-

[1]) Die Briefe der Apostel unter dem Missionsgesichtspunkte betrachtet liefern allerdings eine reiche Ausbeute auch für die Missionsmethodik, die zu Tage zu schaffen hoffentlich später Gelegenheit sich bieten wird.

[2]) Es liegt auf der Hand, daß nur an eine solche in diesem Zusammenhange gedacht werden kann. Literarische Arbeiten linguistischer, ethnologischer, religionsgeschichtlicher und ähnlicher Art sind ein ganz ander Ding. Mit ihnen dient der Missionar entweder direct andern Missionsarbeitern, die sich auf seine Studien stellen oder der Wissenschaft. In Bezug auf solche Thätigkeit stimmen wir im Ganzen mit M. Müller (Essays I: Die Werke des Confucius S. 264 f.) vollkommen überein: „Ein Missionar muß, wie jeder andre Mensch, seine Mußestunden haben und wenn er diese wissenschaftlichen Bestrebungen widmet, sei es dem Studium der Sprache oder der Literatur des Volkes, unter dem er lebt, sei es einer genauen Schilderung der Scenerie und der Alterthümer des Landes, der Sitten, Gesetze und Gebräuche seiner Bewohner, ihrer Legenden, Volkspoesie &c., so mag er sich versichert halten, daß er das wichtige ihm anvertraute Amt nicht vernachlässigt, sondern vielmehr seinen Geist schärft und stärkt und ihn vor Versumpfung bewahrt. Die Missionare sollten die Pioniere der Wissenschaft sein. Sie sollten nicht nur etwas von Hause mitnehmen, sondern auch etwas zurückbringen und nichts würde die Unterstützung, von der unsere Missionsgesellschaften abhängig sind so erweitern und stärken (?), nichts den wissenschaftlichen Charakter der zu Missionsarbeitern bestimmten Männer so heben, als eine formelle Anerkennung dieser neuen Pflicht . . . Es ist kaum nöthig auf diesen Punkt weiter einzugehen, zumal wir uns auf soviele Thatsachen berufen können. Die erfolgreichsten Missionare waren gerade diejenigen, deren Namen nicht allein bei den Eingebornen unter denen sie wirkten, sondern auch bei den Gelehrten Europas in dankbarem (?) Andenken stehen (?). Das Wirken der jesuitischen Missionare in Indien und China, der Baptisten in Serampore, eines Gogerly und Spence Hardy in Ceylon, eines Caldwell in Tinnevelly, eines Wilson in Bombay, eines Moffat, Krapf und endlich eines Livingstone wird nicht nur in den Annalen unsrer Akademien, sondern auch in denen der Missionsgesellschaften leben".

Wir fügen nur 2 Bemerkungen hinzu: 1) daß der Missionar durch solch Lob sich nicht blenden lasse, seinen eigentlichen Beruf irgendwie hintanzusetzen und nicht aus einem Missionar ein bloßer Linguist, Reisender &c. werde und 2) daß die Wissenschaft ihrerseits es als Pflicht mehr als bisher erkennen und praktisch bethätigen möge, der Mission den Dank nicht vorzuenthalten, den sie ihr durch die bisher in der angegebenen Richtung bereits geleisteten nicht geringen Dienste schuldet.

setzungen in Angriff genommen werden ohne daß der Uebersetzer die betreffende Sprache wie seine Muttersprache sprechen gelernte auch ohne daß er seine zu solchem großen Werke unerläßlichn wissenschaftliche und sonstige Befähigung gehörig nachgewiese, hat und daß die dann gelieferten Arbeiten sprachlich und sachlich fehlerhaft, daher werthlos und zum Theil sogar schädlich sind[1]); abgesehen auch davon, daß über dieser verfrühten Arbeit viel Zeit verloren und auch viel Kraft und Geld vergeudet wird, wovon in der Pflanzung des Reiches Gottes viel dienlicherer Gebrauch hätte gemacht werden können; selbst abgesehen von dem Allen: es gehört eine gewisse Zeit und Erziehung dazu bis ein — zumal des Lesens bis dahin völlig unkundiges — heidnisches Volk für einen wirklich gesegneten selbständigen Gebrauch der Schrift reif geworden ist. Ist es doch eine Thatsache, daß selbst in einem — wir wollen nicht sagen literarisch so gebildeten sondern nur — des Lesens so kundigen Volke wie das deutsche, eine selbständige Beschäftigung mit der Schrift — und zwar nicht blos der Heiligen — Millionen noch sehr schwer, ja lästig fällt, geschweige, daß sie ihnen einen reellen Nutzen brächte. Nur Doctrinäre, denen die wirkliche Bekanntschaft mit dem Volksleben fehlt, können gegen diese Thatsache sich verschließen. Es hilft auch nichts, daß man durch reichliche Darbietung literarischer Hilfsmittel sie zu beseitigen sucht, es läßt sich eben eine gesunde Reife nicht in Treibhäusern künstlich beschleunigen. Sie will ihre Zeit haben und man muß auf sie warten lernen. Gott sei Dank wird aber durch solche literarische Unreife keineswegs der lebendigen Frömmigkeit gewehrt. Es hat Zeiten gegeben, in denen der großen Menge die Fähigkeit zu lesen vollständig fehlte und in denen sich doch schöne Früchte lebendigen Glaubens fanden. Das mündliche Wort muß nur den Mangel des geschriebenen desto reichlicher ersetzen. Ein noch nicht literarisch gebildetes Volk pflegt in seinem — mit seltenen Ausnahmen — vortrefflichen Gedächtnisse eine sicherere Bürgschaft der Bewahrung des gesprochenen Worts zu bieten als wenn es dasselbe in Schrift gefaßt in seine Hände bekommt. Nicht immer ist es wahr, daß „was man schwarz auf weiß besitzt, man kann getrost nach Hause tragen". Maria behielt die gehörten Worte in ihrem Herzen und da waren sie am sichersten bewahrt. So viel Grund wir auch haben der Tradition gegenüber das geschriebene Wort allein zu unsrer Fahne zu machen, so sind wir doch wenn dieses unser protestantisches Princip zu einseitig betont wird in nicht geringer Gefahr, wenigstens für die missionarische Praxis unrichtige Consequenzen aus ihm

[1]) Cf. „Beleuchtungen der Missionssache" (Beilage zum Calwer Missionsblatt) 1849 N. 4 f. u. 1849 10, wo zahlreiche Exempel zum Belag für diese Behauptung zu finden sind. Aber auch Marshall: „Die christl. Missionen, ihre Sendboten, Methoden und Erfolge". Aus dem Englischen I 28 ff. So hämisch dieser Feind der evang. Mission aus dem Lager des Ultramontanismus auch die mit sichtlicher Schadenfreude gesammelten Schuldbekenntnisse betreffs der protest. Bibelübersetzungsarbeit zur Glorificirung der kath. Mission verwerthet, so soll uns das doch nicht abhalten uns zu Herzen zu nehmen, was wahr an seiner Kritik ist. Durch Ablegung der Fehler, um derentwillen unsre Gegner uns lästern, entwindet man ihnen allezeit am sichersten die Waffen zum Angriff. — Es thut sehr noth, daß unsre protest. Missionare mit ihren Bibelübersetzungen langsamer vorgehen und daß man nicht unbesehen jede Bibelübersetzung als große Missionsthat feiert!

zu ziehen und den Werth der mündlichen Tradition zumal in der Periode der Kirchengründung zu unterschätzen. Je weniger an literarische Hilfsmittel ein Volk gewöhnt ist, desto mehr ist die Mission auf die lebendige Rede bei ihm angewiesen und desto länger wird es dauern bis durch die Schrift ein wirklich belebender Einfluß auf dasselbe ausgeübt werden kann. Es muß ja freilich bezüglich dieses Punktes streng geschieden werden zwischen literarisch gebildeten und nicht gebildeten Nationen. Die unter den ersteren geübte Missionsthätigkeit wird der literarischen Hilfsmittel nicht entrathen können. Aber selbst bezüglich der sogenannten Culturvölker hat man sich über ihre Beeinflussung durch die Schrift vor Illusionen sehr zu hüten. Wol sind z. B. in Indien, China und Japan die höheren Stände für eine literarische Missionsthätigkeit gebildet genug, aber es ist eine ganz andre Frage ob fürs erste durch dieselbe für ihre Christianisirung wirklich viel erreicht wird und — besteht denn die Majorität auch der sog. Culturvölker etwa aus gebildeten Klassen?

So lebendig wir aber auch von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß unsre heutige protestantische Mission über einer zu frühen und zu ausgedehnten literarischen Lehrthätigkeit vielfach die viel erfolgreichere mündliche Predigt und Unterweisung wir wollen nicht sagen hintansetzt aber unterschätzt, so sind wir doch weit davon entfernt das Kind mit dem Bade auszuschütten. Was zunächst die Bibelübersetzung betrifft, so ist es keineswegs unsre Meinung, daß dieselbe gänzlich verschoben werden solle bis eingeborne Kräfte ein für ihre Landsleute bleibend werthvolles Werk zu liefern im Stande sind. Wir schreiben vielmehr der Mission ausdrücklich die Pflicht zu, auch in Bezug auf Bibelübersetzung und Bibellectüre wegbahnerisch thätig zu sein.[1]) Wir sagen aber mit Absicht wegbahnerisch, denn alle hierauf gerichteten Arbeiten der Mission werden mehr oder weniger doch nur präparatorischen Werth haben, da für die Regel eine wahrhaft volksthümliche Bibelübersetzung nur geliefert werden kann von einem dem betreffenden Volke durch Geburt Angehörigen, der die qu. Sprache als seine Muttersprache spricht. Kein Nichtdeutscher hätte eine der Lutherischen ähnliche Version jemals zu Stande gebracht. Wie aber wirkt die Mission in diesem Stücke bahnbereitend? Dadurch, daß sie sobald die Lesefertigkeit einigermaßen allgemein verbreitet ist, erst kleinere Stücke aus der biblischen Geschichte und einzelne Reden Jesu, namentlich Gleichnisse, dann Abschnitte aus den Episteln, endlich einzelne neutestamentliche Bücher ganz in die Volkssprache übersetzt und als eine Art fliegender Blätter möglichst weit verbreitet.[2]) Dieses Verfahren, das weder zu viel Zeit und Kraft des Missionars

[1]) Von welchem Segen auch diese Arbeit, besonders wo sie unter einem gewissen providentiellen Leiten förmlich aufgenöthigt worden ist, sein kann, dafür liefert wol den glänzendsten Beweis in der neueren Missionsgeschichte Madagaskar, wo die im Druck eben fertige Bibel nicht wenig dazu beigetragen hat, das Häuflein der Gläubigen nicht blos durch die bekannten Verfolgungsstürme hindurch zu retten, sondern es zum Samenkorne einer wachsenden Kirchengemeinschaft zu machen, obgleich freilich nicht übersehen werden darf, daß neben der gedruckten Bibel wesentlich noch andre sehr wichtige Factoren mit in Rechnung gesetzt werden müssen, Cf. Eppler: „Thränensaat und Freudenernte auf Madagaskar, oder eine Märtyrerkirche des neunzehnten Jahrhunderts". Dritter eben erschienener Band der „Lebensbilder aus der Heidenmission".

[2]) Und zwar denken wir an eine Verbreitung wesentlich unter den bereits Christgewordenen, wie denn auch die Apostel ihre Briefe an Christen richteten. Die

absorbirt, noch einer wahrscheinlich nöthig werdenden Correctur erhebliche Schwierigkeiten in den Weg legt, noch mit einer Ueberfülle des Stoffs das betreffende Volk mit Einem Male überladet, steht auch in gewisser Analogie mit der literarischen Thätigkeit in der apostolischen Zeit. Ehe die Evangelien verabfaßt wurden, circulirten kleinere schriftliche Aufzeichnungen über die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Jesu (cf. Luc. 1, 1 f.) und ehe der Neutestamentl. Kanon als ein Ganzes Verbreitung fand, begnügten sich die Gemeinden mit den einzelnen Episteln und Evangelien. Es scheint uns darin ein höchst wichtiger Wink zu liegen für die heutige literarische Missionsthätigkeit, der viel mehr Beherzigung verdient als er bis jetzt gefunden. Auch die Herausgabe kurzer bibl. Geschichtsbücher, die durch gute Illustrationen zugleich eine Art Anschauungsunterricht ertheilen können, ist durchaus zweckgemäß. So wird auf gesunde Weise ein erst ins Christenthum eingeführtes oder einzuführendes Volk zur Lectüre der Schrift erzogen und vorbereitet zur Aufnahme der ganzen Schrift, die ihm gegeben werden wird „wenn die Zeit erfüllet ist".

Was die Darbietung anderweitiger literarischer Hilfsmittel betrifft, so möchten wir dieselbe etwa außer einem Schullesebuche zunächst nur auf zwei Gegenstände beschränken auf Katechismus und Kirchenlied. Beide qualificiren sich durch ihre Kürze zur Verbreitung in der Form des fliegenden Blatts und zur leichten Aneignung selbst seitens wenig geübter Leser. Was den Katechismus betrifft, so genügt fürs erste der einfache Text der Hauptstücke bis später die Erklärungen und vielleicht einige Bibelsprüche hinzugefügt werden können. Das Kirchenlied — immer eins der Haupterbauungsmittel des Volks — sollte schon frühe sorgfältige Pflege finden. Wie Luther's Lieder einzeln und in kleinen Sammlungen ihrer Zeit herausgegeben und dadurch wirklich zum Eigenthum des Volks gemacht wurden, so sollten auf dem Missionsfelde theils gut übersetzte theils neu gedichtete Lieder einzeln sofort unter die Leute gebracht werden, daß Jedermann sie bald auswendig wisse. Die spätere Sammlung dieser zuerst mündlich und einzeln verbreiteten Lieder giebt dann seiner Zeit ein kleines Gesangbuch, das durch die bereits vorhandene Bekanntschaft mit seinem Inhalte den Gemeinden als alter Freund erscheint.

Weitergehende literarische Lehrthätigkeit müssen wir selbst über die ersten Decennien der missionarischen Wirksamkeit hinaus beanstanden, um der mündlichen Verkündigung und Unterweisung den möglichst größten Raum zu machen. Eine Ausnahme dürfte nur unter denjenigen Culturvölkern statthaben, welche durch ein literarisch aggressives Auftreten gegen das Christenthum zu einem literarischen Kampfe herausfordern oder wo das Lesen wirklich so allgemeine Volkssitte ist, daß man mit Sicherheit auf einen wirklich fruchtbringenden Gebrauch literarischer Pro-

---

heil. Schrift ist für das Volk Gottes aus Juden und Heiden geschrieben und dient mehr zur Erbauung der Gemeinde als zum Missionsmittel unter den Heiden. Dieses Missionsmittel bleibt wesentlich die Predigt. Die bloße Bibel in der Hand der Heiden ist erfahrungsmäßig den größten Mißverständnissen ausgesetzt, zumal wenn die mangelhafte Uebersetzung dieselben begünstigt. Im besten Falle werden solche Bibelleser auf die Frage: „verstehest du auch, was du liesest?" mit dem Kämmerer aus Mohrenland antworten müssen: „wie kann ich, so mich nicht jemand anleitet?"

ducte rechnen kann. Aber selbst da wird das gesprochene, lebendige Wort das schneidigste Geistesschwert bleiben und durch dasselbe die eindrücklichste und überzeugendste Apologie des Christenthums geführet werden.[1])

Wir kommen zu einem zweiten wichtigen Punkte: διδάσκειν im Sinne Jesu ist auch nicht gleich schulmeistern. Gewiß haben die Apostel gelehrt, aber sie sind keine Schulmeister gewesen. So sehr wir auch die nach mehr als einer Seite hin bedeutende Differenz zwischen den damaligen und jetzigen Verhältnissen in Rechnung setzen, so können wir doch zu einer Rechtfertigung der heutigen so ausgedehnten schulmeisterlichen Missionsthätigkeit keine Freudigkeit gewinnen. Wol hat die Mission die große Aufgabe auch die Mutter der Schule zu werden, aber sie kann zumal unter bisher völlig uncivilisirten Völkern diese Aufgabe nur gradatim und im Zusammenhange mit einer allgemeinen culturgeschichtlichen Pädagogik lösen. Eine wahrhaft gesunde Missionsmethode überträgt nicht unvermittelt unsre auf dem Wege langer culturgeschichtlicher Entwicklung errungenen Institutionen auf diejenigen Völker, die durch das Christenthum erst in den Anfang dieser Entwickelung eintreten.[2])

[1]) In Zusammenhang mit dem eben Bemerkten müssen wir natürlich auch gegen eine Verwechselung des „Lehren“ mit dem bloßen Vertheilen von Schriften protestiren. Wir wollen die Colportage selbstverständlich nicht von der Mission fernhalten aber es scheint uns nicht unbegründet, was in ihrer boshaften Weise z. B. Marshall und Langhans der protestantischen Mission vorrücken, daß sie nämlich mit der Ausstreuung von Tractaten &c. unverständige Verschwendung treibe. Namentlich viele unsrer englischen Freunde dürften sich von diesem Vorwurfe kaum reinigen können. Gewiß ist unter Gottes Segen mancher Tractat auch auf dem Missionsfelde ein fruchtbares Samenkorn geworden, aber diese Erfahrung rechtfertigt die Verschwendung nimmer, die man mit diesen Schriften getrieben hat und noch treibt. Auch macht es uns keinen wohlthuenden Eindruck wenn in den resp. Berichten pedantisch die Seitenzahl der Schriften angegeben wird, die aus der Presse gekommen und unter die Leute vertheilt sind &c. Auch in diesem Stücke gilt es das Wort der Wahrheit recht theilen. Mehr Predigt- weniger Colportagedienst. Jedenfalls soll der letztere im großen Umfange erst in Angriff genommen und organisirt werden, wenn das lebendige Wort der Aufnahme der Schrift den Boden bereitet hat.

[2]) In einem Artikel über „die neueste Geschichte der Sandwichs-Inseln“ spricht sich das „Ausland“ (1873. N. 32. S. 629 f.), freilich ein Organ, das mit einer gewissen Freude jede Gelegenheit ergreift Steine auf die Mission zu werfen und dessen Kritik nie ohne bedeutende Limitationen gelten gelassen werden kann, über den qu. Gegenstand folgendermaßen aus:

„Mag in Vorstehendem anscheinbar (!) Manches zu Gunsten oder wenigstens zur Rechtfertigung der Missionsthätigkeit in der Südsee vorgebracht worden sein (als ob sich die Herren eines solchen Geständnisses schämten und sich wegen desselben förmlich entschuldigen müßten!), von aller Schuld — nämlich an dem Aussterben des Volkes — sind die Missionare auf Hawai ebensowenig freizusprechen wie die Philantropen auf Van Diemensland. — Siehe „Mededeelingen v. w. h. Nederl. Zendingsgenootschap“ XIV 1870. S. 31 ff. — In ihrem Eifer die uncivilisirten Völker zu retten, gingen sie nicht immer mit der nothwendigen Klugheit zu Werke. Unsre abendländische Unterrichtsmethode stand bei ihnen zu viel im Vordergrund; sie glaubten, daß mittelst Lesen und Schreiben allein man aus einem uncivilisirten einen gebildeten geistig entwickelten und vernünftigen Menschen machen könne. Und indessen fehlt es nicht an Leuten, die ganz andrer Anschauung sind. Steht doch der Missionar (war unsers Wissens niemals Missionar) J. C. Neuerdenburg selber nicht an zu erklären, daß er dieses bei unsern gebildeten Volksklassen, welche schon als Kinder, völlig unbewußt, zu beobachten gelernt haben, als vortrefflich sich erweisende Hilfsmittel bei uncivilisirten, ja bei nur minder

Auch in diesem Stück laborirt die moderne Mission vielfach an dem bereits wiederholt angedeuteten Grundfehler, daß sie einen ausgewachsenen Baum mit seinen Blättern und Blüthen resp. Früchten auf das Missionsfeld verpfanzen will, statt das Samenkorn zu legen, aus welchem der Baum erst wächst und vielleicht unter den dortigen Verhältnissen eine etwas andre Gestaltung bekommt.

Aber selbst von dem psychologischen und pädagogischen Fehlgriff abgesehen, aus dem manche treibhausartige — weil verfrühte und zu unvermittelte — Schulinstitutionen auf dem Missionsgebiete hervorgegangen sind, hat denn der Stifter der Mission seinen Boten verordnet, daß sie das ABC und Einmaleins mit soviel Aufwand von Zeit und Kraft tractiren sollten, wenn er sie anwies: lehret? Heißt das nicht eine große Aufgabe kleinlich auffassen, wenn Männer, die den Beruf haben eine apostolischartige Wirksamkeit unter den noch nicht christianisirten Völkern der Erde auszuüben, sich während der größten Zeit ihres Aufenthalts auf dem Missionsfelde in den engen Raum einer Schulstube einbannen, um lesen, schreiben und rechnen zu lehren? Und selbst unter Culturvölkern, wo die Unterrichtsgegenstände mehr als diese Elemente umfassen, wo man wie z. B. in Indien eine Art gymnasialen Unterricht tractirt, wird durch solches Schulehalten dem Missionsbefehle Jesu wirklich genügt? Es werden viel edle Kräfte absorbirt, die durch directe Predigt des Evangeliums das Reich Gottes viel kräftiger bauen könnten, es wird viel Reisethätigkeit versäumt und im besten

---

civilisirten Individuen für nachgerade tödtlich halte im Hinblick sowol auf das physische wie auf das intellectuelle Vermögen. — Vgl. „Nieuwe Rotterdamsche Courant" 1873 N. 13. — Ein großer Theil des Unheils, das die Königin Emma getroffen, ist zweifelsohne dem raschen Uebergang zuzuschreiben, welchen ihr Volk im Verlaufe etlicher Jahre durchgemacht hat. Dies ist nicht die Art und Weise, wie die arischen Völker zu der hohen Bildungsstufe gelangt sind, die sie gegenwärtig einnehmen. Mit den Entwicklungsgesetzen des menschl. Geistes sowol im Individuum, wie im ganzen Geschlechte läßt sich nicht spaßen. Einer der wichtigsten Lehrsätze für jeden Missionar wie überhaupt für jeden Lehrer wird stets derjenige bleiben: Maß zu halten mit den Kräften seines Pfleglings oder Schülers. Nichts ist leichter als Wissen einzutrichtern — nichts jedoch schwieriger als den Geist aus den Fesseln der Unwissenheit zu befreien und ihn einer neuen erhöhten Selbstthätigkeit zuzuführen. Und mag auch das Individuum selber nicht sofort unter der erdrückenden Last unverdauten Wissens zu Grunde gehen, am Geschlechte im Ganzen verleugnen sich die nachtheiligen Folgen niemals".

Wir finden den Schluß dieses Citats durchaus beherzigenswerth. Freilich wenn die Mission — was wir auch noch aus andern als den hier geltend gemachten Gründen von Herzen wünschen — den Rath wirklich befolgt, auf eine gerechte Kritik wird sie doch schwerlich von dieser Seite zu rechnen haben, dann wird man ihr vorwerfen, daß sie nichts oder doch nicht genug zur geistigen Hebung der Heidenvölker thue, oder gar daß sie absichtlich dieselben in ihrer Dummheit erhalte um eine Priesterherrschaft aufrichten zu können 2c. wie denn innerhalb der abendländischen Christenheit solche Vorwürfe sofort gegen diejenigen Vertreter einer christl. Weltanschauung in Bereitschaft sind, welche der maßlosen Ueberbürdung mit Wissensstoff, die unter dem Schutze der öffentl. Meinung selbst in die Volksschulen jetzt einzudringen ernstlich Miene macht, als einem Hindernisse solider Geistes- und Charakterbildung und einer Gefahr selbst für eine gesunde physische Entwicklung entgegentreten. Es würde uns in der That sehr freuen, wenn das „Ausland" gegen diese leidige Krankheit unsres wissenstrunkenen und schulvergötternden Geschlechts seine scharfe Feder gleichfalls in Bewegung setzen wollte.

Falle auf einem weiten Umwege dem Christenthume einige Bahn bereitet, bis jetzt aber haben die Thatsachen noch verhältnißmäßig selten den Beweis geliefert, daß durch Vermittelung weltlicher Schulmeisterei dem Evangelio viel Anhänger gewonnen worden sind,[1]) wie es denn auch in den christl. Ländern des Abendlandes offenbar wird, daß der sicherste Weg zur Kirche keineswegs durch die Schule geht. Selbstverständlich soll damit der wirkliche Werth der Schule nicht im mindesten angetastet und das bedeutende pädagogische Verdienst der Mission entfernt nicht geschmälert werden. Wovor wir nur warnen, weil es die Missionsthätigkeit ins Große lähmt, das ist 1) die nach unsern Verhältnissen schablonisirte und verfrühte Schulmeisterei, 2) die durch sie bewirkte kleinliche und beschränkte Auffassung der Missionsaufgabe und 3) der Irrthum als ob der Unterricht in weltl. Missionsfächern als Brücke ins Christenthum hinüber bedeutende Dienste leiste. Auch soll die Mission durch das Lob, welches ihr Fernerstehende vielleicht ihren pädagogischen Leistungen zollen sich nicht verleiten lassen ihre religiöse Aufgabe zu vernachlässigen, durch deren energische

[1]) Auf der am Schlusse des Jahres 1872 zu Allahabad in Nordindien stattgefundenen so bedeutungsvollen allg. Missions-Conferenz wurde die Frage über die Zweckmäßigkeit der unterrichtlichen Missionsthätigkeit mit besonderer Lebhaftigkeit discutirt cf. das bereits früher citirte Protokoll dieser Conferenz und die Referate über dieselbe in The Church of Scotland Home and Foreign Missionary Record 1873, April p. 326 ff., Evangelical Christendom 1873 June p. 178 und Church Miss. Intelligencer 1874 Febr. f. Rev. Th. Evans berichtete darüber auf dem vorjährigen meeting der Baptist Missionary Society in London etwa folgendes: Die Parteien für und wider die qu. Thätigkeit waren ziemlich gleich vertreten, aber merkwürdig, während die älteren Missionare meist die Schulthätigkeit vertheidigten, legten die jüngeren ganz überwiegend den Hauptnachdruck auf die Predigt. Es stellte sich heraus, daß von den 488 ausländischen indischen Missionaren nur ein drittel ausschließlich mit der Predigt des Evang. in der Landessprache sich abgab, ein Umstand, welchen Rev. Evans mit der ihm auf Grund eines 18jährigen Aufenthalts im Lande zur Gewißheit gewordenen betrübenden Thatsache in Verbindung brachte, daß die Hälfte der indischen Bevölkerung noch nie den Namen Jesu gehört habe. Referent zweifelte nicht daran, daß die in den höheren und niederen Schulen beschäftigten Missionare thun was sie können, um ihre Schüler auch das Evangelium zu lehren, aber er fragt ob es die edle Zeit eines Missionars erlaube täglich 5 und 6 Stunden mit Unterricht in der Arithmetik, Geschichte &c. an die heidnische Jugend zuzubringen statt hinzugehen und den Hunderten und Tausenden des Volks die Versöhnung in Christo zu verkündigen? Gäbe es in Indien Missionare genug der Masse das Evangelium zu predigen wie die Jugend zu unterrichten, so läge die Sache anders. Aber wenn die Hälfte des Volks noch ganz unbekannt mit demselben, ist es gut und recht die wenigen Kräfte auch noch zu theilen? Soll man die Millionen ohne Erkenntniß verloren gehen lassen, während man seine Zeit damit hinbringt einigen Tausend Knaben weltliche Kenntnisse einzupflanzen? Er verwirft die unterrichtl. Thätigkeit nicht, aber verlangt, daß sie von besondern Erziehungsgesellschaften geübt werde und daß man die Männer, die ausgesandt sind den Heiden das Evangelium Christi zu predigen, anhalte, daß sie dieses ihr Werk thun.

Auch der Berichterstatter in dem citirten schottischen Missionsblatte verhält sich polemisch gegen den Referenten auf der Allahabad-Conferenz, der den höheren Unterricht — noch dazu in engl. Sprache! — als einen Hauptweg empfahl, um durch die geistige Aristokratie auf das Volk einzuwirken und schließt mit der Mittheilung, daß viele Theilnehmer an der Conferenz der Ansicht gewesen, die Kirchen hätten viel zu viel Kraft und Geld auf die höheren und niedern Schulen verwendet und es sei Zeit endlich mehr die directe Bitte an die Heiden zu richten: lasset euch versöhnen mit Gott.

Erfüllung jene Lobredner vielleicht etwas vor den Kopf gestoßen werden.[1]) Ist das Volk reif zur Schulbildung, so verwende man für dieselbe eingeborne oder von Haus aus bestimmte Kräfte, aber nicht die eigentlichen Missionare, die höchstens als Schulinspectoren Dienste thun, sonst aber ihre ganze Kraft der directen Verkündigung des Heils in Christo widmen sollen.[2])

Das von dem Herrn geforderte διδάσκειν ist aber auch in Bezug auf die Mittheilung religiöser Kenntnisse kein eigentliches schulmäßiges Lehren in dem Sinne, daß ein längerer, systematischer Unterrichtscursus vor oder nach der Taufe unbedingt dadurch stipulirt wäre. Die Apostel wenigstens haben es nicht also aufgefaßt, sondern in der Weise des Zeugnisses, der Verkündigung und Ermahnung die Unterweisung nach und nach geübt (cf. z. B. act. 4, 18. 5, 21, 25, 28. 18, 25. 20, 20 f., 31. Col. 1, 28; 1 Tim. 4, 11 ꝛc.). Zwischen predigen (κηρύσσειν) und lehren (διδάσκειν) findet allerdings der Unterschied statt, daß das letztere die näher auf die Sache eingehende, sie beleuchtende und begründende, auf Bewirkung des Verständnisses und Bestimmung des Willens berechnete Belehrung ist, während κηρύσσειν mehr im allgemeinen Sinne die Mittheilung der Heilsthatsachen, bezeichnet um vor allem die Kenntniß derselben zu bewirken.[3]) Lehren (διδάσκειν) ist also ein Predigen (κηρύσσειν) mit praktischer Tendenz, an unsrer Stelle (Mt. 28) statt dieses gewählt, weil es sich zugleich um ein Halten der Befehle Christi handelt und weil der Herold (κήρυξ) die Qualität eines Lehrers besitzen oder wie die Pastoralbriefe sagen διδακτικός sein soll. Christus selbst war ein oder besser der διδάσκαλος, „er lehrte gewaltig“ (ἦν διδάσκων ὡς ἐξουσιαν ἔχων) und seine gesammte Heilsverkündigung wird Lehre (διδαχή) genannt (Mt. 7, 28 ꝛc. cf. auch besonders Tit. 1, 9, die übrigen Stellen siehe bei Cremer). Damit ist der Beweis genügend erbracht, daß wir unter dem in der Missionsinstruction erforderten Lehren zunächst nicht an eine schulmäßige, im specifischen Sinne des Worts didaktische Thätigkeit, sondern an eine aufs Praktische gerichtete, lichtvolle, überzeugende, zeugnißkräftige Mittheilung der evangelischen Heilslehre nach ihrer geschichtlichen wie ihrer ethischen Seite hin zu denken haben. In besonders frappanter Weise zeigt dies die Stelle act. 20, 20 u. 21: Ihr wisset — „wie ich nichts verhalten habe, das da nützlich ist, daß ich euch nicht verkündigt hätte und gelehret (διδάξαι) öffentlich und sonderlich und habe bezeuget (διαμαρτυρόμενος) beides den Juden und Griechen die Buße zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum“. Hier explicirt der Apostel sein öffentliches wie in den Häusern geschehenes pri-

[1]) Was R. Schweizer in seinem sonst nicht wenig Vortreffliches enthaltenden Buche: „Die Ereignisse der prot. Mission in Vorderindien ꝛc.“ (Bern 1868) über die niedern und höhern Missionsschulen für Heidenkinder (S. 150 ff.) sagt, bedarf doch bedeutender Limitationen. Der ganz löbliche apologetische Eifer hat hier den Verfasser nicht unbefangen genug urtheilen lassen.

[2]) Man verwechselt auch hier leicht Mittel und Frucht der Mission. Zweifellos wird die Schule stets und überall die Frucht der Mission, die Tochter der Kirche werden, aber es ist eine sehr bedenkliche Sache sie zum Mittel der Mission und zur Mutter der Kirche zu machen. Auch in diesem wie in manchem andern Stücke erinnert die moderne Mission an das bekannte Wort von Claudius: „Wir spinnen Luftgespinnste und suchen viele Künste und kommen weiter von dem Ziel.“

[3]) Siehe Cremer, A. a. O. die Artikel: διδάσκειν, διδαχή ꝛc.

vates Lehren als eine Zeugnißablegung, als die inständige Zusprache und Bekräftigung eines, der als Zeuge redet in Geistes- und Krafterweisung und der bei seinen Zuhörern auf Buße und Glauben mit allem Nachdruck dringt.

Solches Lehren hat — im Anschluß an die eben citirte Stelle — zu geschehen „öffentlich und sonderlich“ (δημοσίᾳ καὶ κατ᾽ οἴκους), im ersten Falle wesentlich in der Form der fortlaufenden Rede, der Predigt, im zweiten Falle vorwiegend in der Form des Gesprächs. Was den ersten Fall betrifft, so liefern die Reden Christi wie die der Apostel für die missionarische Predigt eine reiche Fülle des Vorbilds sowol bezüglich ihres Inhalts wie ihrer Form, nach ihrer theologischen wie psychologischen Seite, hinsichtlich des Ortes, wo, wie der Zuhörer, vor denen sie gehalten werden, doch müssen wir uns ein weiteres Eingehen auf diesen so wichtigen Gegenstand auf eine spätere Gelegenheit versparen. Auch bezüglich des zweiten Falles müssen wir uns hier mit wenigen Andeutungen begnügen. Die didaktische Privatunterredung halten wir für die missionarische Praxis von ganz besonderer Bedeutung und nicht in den Häusern allein, wie Pauli Exempel z. B. act. 17, 17. 18, 4, 10. 19, 8 f. ꝛc. und vor allem die in so reicher Fülle uns überlieferten Gespräche Christi zeigen. Diese Art der Privatbelehrung ist ebenso wichtig für die Anknüpfung einer missionarischen Thätigkeit unter den Heiden wie für die Förderung christlichen Erkennens und Lebens unter den bereits getauften Christen, weshalb sie von den Missionsarbeitern mit ganz besonderem Fleiß sollte gepflegt werden. Sie bietet zur Apologetik nicht weniger Gelegenheit wie zur Seelsorge und dient in jedem Falle dazu den Missionar mit den Zuständen und Bedürfnissen beider der Heiden und der Christen ebenso bekannt zu machen, wie sie es diesen ermöglicht, zu einer gründlichen und speciellen Erkenntniß der evangelischen Wahrheit zu gelangen.

Aber — soll denn ein specifisch didaktisches Lehren auf dem Missionsgebiete gar nicht statthaben? Wir sind entfernt diese Frage geradezu verneinen, wir reden nur einer weisen und pädagogischen Beschränkung zumal für die Missionsanfänge das Wort. Es muß die in der Missionsinstruction geforderte Unterweisung keineswegs in der Form des schulmäßigen Unterrichts geschehen, aber sie kann in ihr stattfinden und wird diese Form annehmen je ähnlicher die Verhältnisse auf dem Missionsfelde sich den heimathlichen gestalten. — Zunächst bietet sich dar die Form der kirchlichen Katechisation, die die freieste Vereinigung von Rede und Gespräch gestattet, ebenso geeignet zur Unterweisung der Erwachsenen wie der Kinder ist und die Vorbereitung zur Taufe wie die christl. Fortbildung nach der Taufe zugleich möglich macht. Sie möchten wir als allgemeine Praxis der Missionare auch aus dem Grunde besonders empfehlen, weil sie mit den wenigsten Schwierigkeiten hinsichtlich eines regelmäßigen Besuchs zu kämpfen haben würde, so anders man nur einen Ernst mit ihr macht. Es ist auch nicht nothwendig, daß der Missionar allein sie hält, die Aeltesten resp. auch tüchtige Katecheten können in umfassendster Weise mit ihr beauftragt werden.

Sodann der fortlaufende Vorbereitungs-Unterricht auf die Taufe, wo er durch die Verhältnisse nöthig gemacht wird. Hinsichtlich seiner betonen wir aber auf's entschiedenste, daß er nicht zu lange hinaus-

geschoben und etwa mit unserm Confirmanden-Unterrichte ganz auf Eine Stufe gestellt werde. Es hat für Erwachsene das lange, regelmäßige Kommen zu diesem Unterrichte etwas Peinliches, selbst wenn sie am Orte des Missionars wohnen und frei über ihre Zeit verfügen können. Jedenfalls muß dieser Unterricht möglichst wenig schulmeisterlichen aber desto mehr gottesdienstlichen und seelsorgerlichen Charakter an sich tragen. Besonders wenn Gott Gnade giebt, daß größere Massen die Taufe begehren hindere man durch schulmeisterliche Pedanterie doch ja das Wasser nicht. Auch bei diesem Unterricht sind die Aeltesten — in dem früher explicirten apostolischen Sinne des Worts — die natürlichen Gehilfen des Missionars.

Was die getauften Kinder betrifft, so ist es das Nächstliegendste, wenn die kirchl. Katechisation nicht für genügend erachtet wird, zuerst den Confirmanden-Unterricht mit ihnen einzuführen. Auch bei diesem Unterricht sei man deß stets eingedenk, daß man Kinder und Kinder aus den Heiden vor sich hat und überspanne deßhalb seine Forderungen nicht. Man tractire Elemente elementar und lege guten Grund nach dem bekannten Grundsatz: non multa sed multum. Wer zu viel verlangt wird immer sehr wenig erreichen. — Allmählich wird aus diesem Unterricht ein längerer zunächst wesentlich religiöser Schulunterricht und daraus nach und nach die Volksschule mit obligatorischem Schulbesuch wachsen. Aber wir betonen das Allmählig und das Wachsen. Nur keine Treibhaus-Karrikaturen! die Mission wird zuversichtlich die Mutter der Volksschule, aber sie wird es erst in gesunder Weise wenn sie selbst kein Kind mehr sondern herangewachsen ist und bereits einen erziehenden Einfluß auf das Volk ausgeübt hat. Man vergegenwärtige sich nur immer, welche Bedingungen erfüllt sein mußten, bis wir es zur Volksschule und zum obligatorischen Schulbesuch gebracht haben! Den Unterhalt der Kinder übernehmen, um die Eltern nur willig zu machen, daß sie die Kinder zur Schule senden, ist gewiß eine verwerfliche Pädagogik, die leicht zur Bettelhaftigkeit und Heuchelei erzieht und jedenfalls auf die Dauer zu kostspielig ist. Die Behauptung, daß man eilends und um jeden Preis überall die Schule einführen müsse, weil sie den Kern der zukünftigen Gemeinde liefere, lehrt uns die Erfahrung in der Heimath wie auf dem Missionsfelde als eine irrige bezeichnen. Natürlich wird nach der qualitativen Verschiedenheit der mannigfaltigen Völker, unter denen die Mission arbeitet und nach dem differenten Erfolge, den sie hat, die Schule mehr oder weniger schnell Bedürfniß werden, Wurzel schlagen und zur Blüthe kommen.

Bei dem allen haben wir nur die Kinder der Christen ins Auge gefaßt, da es sich ja um das durch die Taufe bedingte Lehren handelt. Gegen sie hat die Mission eine Verpflichtung, der sie sich nicht durch Ueberweisung der Erziehung an die Eltern gänzlich entledigen kann. Um dieser Verpflichtung in steigendem Maße nachzukommen benutze man die in den Nationalgehilfen-Instituten gebildeten Katecheten, die durch eine Lehrthätigkeit jedenfalls zu einer gesegneteren und einflußreicheren Wirksamkeit Gelegenheit erhalten als durch die Verwendung zur Predigt. Was die heidnischen Kinder betrifft, so möchten wir nicht wehren, wenn ihre Eltern freiwillig sie an christlichem Unterrichte wollen Theil nehmen lassen, aber religionslose Schulen zu etabliren

um heidnischen Kindern nur Gelegenheit zu geben sich weltliche Kenntnisse zu verschaffen in der stillen Hoffnung dies werde der Weg zur Bekehrung für sie werden, scheint uns der Mission weder würdig noch förderlich.

Unsre Auffassung des „Lehren" wird nur bestätigt wenn wir unsren Blick endlich auf den der Unterweisung vom Herrn gegebenen Inhalt richten: „lehret sie halten alles, was Ich euch befohlen habe". Halten (τηρεῖν) — demnach handelt es sich nicht blos um die Ueberlieferung eines Wissensstoffs sondern um die Anreizung zu einem praktischen Thun. Natürlich muß diesem Thun ein Wissen voraufgehen, aber es soll nie vergessen werden, daß die Ueberlieferung des unentbehrlichen Wissensstoffes zum Zwecke der Bewirkung einer ethischen That zu geschehen hat cf. act. 20, 21. Jünger (μαθηταί) sollen ja gemacht werden und diese sind mehr als Schüler wie wir gesehen, sie sind Anhänger Jesu, die ihr Leben in seiner Nachfolge zu führen praktische Anleitung erhalten. Im Unterschiede von dem eigentlichen didactischen Lehren verlangt der Herr also einen wesentlich paränetischen, durch und durch aufs ethische Thun abzielenden Unterricht, ein wichtiger Wink auch in Bezug auf den ja nicht zu entbehrenden dogmatischen Theil der Lehre, daß derselbe nicht in abstracter, dogmatisch-formaler Weise, sondern in seinem innern Zusammenhange mit dem christlichen Leben behandelt werde.[1])

„Lehret sie halten alles, was Ich euch befohlen habe". Nicht mehr, wie es analog auch bei Markus heißt: „prediget das Evangelium". Wir wissen den hohen Werth der Confession für die Kirche und der Dogmatik für die Theologie durchaus zu würdigen, aber es gilt auch in Bezug auf diese Errungenschaften der abendländischen Christenheit, daß sie weder zuerst noch unvermittelt den Inhalt der missionarischen Unterweisung bilden dürfen.[2]) So werthvoll an ihrem Ort und zu ihrer Zeit Confession und Dogmatik sind, so gefährlich ja schädlich können sie werden, wenn man sie auf dem Missionsfelde, also für Leute, die als gewesene Heiden Milch und nicht starke Speise bedürfen (1 Cor. 3, 2. Ebr. 5, 11 f.), zum Object der Lehre macht. Und zwar denken wir dabei ebensosehr an die pietistisch-dogmatische wie an die confessionell-dogmatische Terminologie, weder die eine noch die andre entspricht der biblischen Einfalt, in welcher die elementare Unterweisung nothwendig geschehen muß, wenn ein gesundes Christenthum gepflanzt und nicht unverdaubare Begriffe gegeben werden sollen, die in der Regel nur einen äußerlichen Formelglauben wenn nicht gar eine Karrikatur des Christenthums zu Stande bringen. Besonders Missionaren kann es nicht nachdrücklich genug eingeschärft werden, daß sie **einfach** reden. Sie denken sich nur

---

[1]) Eine nothwendige praktische Consequenz dieser Anweisung ist die ernste Uebung der Kirchenzucht.

[2]) Ein ganz ander Ding ist es zu verlangen daß der Missionar einen festen biblisch-theologischen resp. dogmatisch-confessionellen Standpunkt einnehme und sich vor jener verschwommenen Dogmatik hüte, die nicht weiß, was sie eigentlich will und deren Ruhm der Weitherzigkeit bei Lichte besehen nichts anderes als eine hinter allgemeinen Phrasen versteckte Unklarheit und — Oberflächlichkeit ist!

zu leicht unter den Heiden und Heidenchristen Leute, wie sie sie in der Heimath kannten, mit der christlichen Terminologie vertraut und behandeln sie dann auch also, während ihnen doch die elementarsten christl. Begriffe fehlen. Zu solcher einfachen Rede gehört vor allen Dingen, daß die geschichtlichen Thatsachen erzählt (εὐαγγελίζειν) und zwar anschaulich erzählt werden und daß in der Weise der Bergpredigt die christliche — im Gegensatz zu der heidnischen — Ethik dem Gewissen der Hörer eingeschärft werde. Gerade auf die Bergpredigt dürfte der Befehl des Herrn besonders passen „lehret sie halten alles was Ich euch befohlen" und wie Ichs euch befohlen habe.

Es ist von Wichtigkeit noch eines andern Punktes hierbei zu gedenken, nämlich daß der Missionar nicht etwa mehr polemisire als evangelisire. Natürlich ohne alle Angriffe auf das Heidenthum geht es in der Mission nicht, aber — man reducire die Polemik doch ja auf das wirklich nothwendige Maß! Nicht durch Negationen sondern durch Positionen werden dem Herrn Jünger gewonnen. Es ist unter den Heiden nicht anders wie auch daheim in den christlichen Gemeinden. Nicht das Schelten thuts auf die Welt, wozu man sich besonders im — oft mit fleischl. Eifer gemischten — Feuer der Anfängerarbeit nur zu leicht hinreißen läßt. Vor diesem Schelten &c. ergreift man die Flucht. Was lockt und gewinnt das ist die positive Verkündigung der Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, die in Christo erschienen ist und zwar diese Verkündigung im Geiste derselben Freundlichkeit und Leutseligkeit. Denn es hilft auch nichts, wo „Liebe mit Ingrimm gepredigt" wird. St. Paulus polemisirt wol gegen die Judenchristen wie der Heiland gegen die Pharisäer, aber nicht gegen die Heiden, er greift nirgends ihre Götter in einer das religiöse Gefühl ihrer Verehrer verletzenden Weise an, er richtet und verdammt nicht — sondern er malt Jesum den Gekreuzigten ihnen vor Augen, er verkündigt in positiver Weise das durch das Evangelium dargebotene Heil, er zeigt wie man selig werden kann. Die positive Verkündigung des seligmachenden Evangelii ist die schärfste Polemik und die schlagendste Kritik des Heidenthums. In diesem Sinne ist der Sohn Gottes zum Gericht in die Welt gekommen obgleich es volle Wahrheit behält, daß er niemand richtet.

Was Jesus befohlen hat — das sind allerdings zunächst die Gebote, die er gegeben, dann aber weiter jedenfalls die Worte überhaupt, die er geredet hat, die Summa seiner Unterweisung über das Reich Gottes, dessen König Er selbst ist. Wenn der Herr diese Unterweisung als eine Summa von Geboten bezeichnet, so will er offenbar damit sagen, daß es ihm bei den zu machenden Jüngern auf den Gehorsam gegen sich und sein Wort ankommt, wie denn das Neue Testament wiederholt von einem Glaubensgehorsam, von einem Gehorsam gegen das Evangelium redet (cf. act. 6, 7; Röm. 1, 5 6, 17; 10, 16; 16, 26; 2 Teff. 1, 8; 3, 14; &c.). Es würde aber zweifellos eine durchaus einseitige Auffassung des in Rede stehenden Wortes (ἐνετειλάμην) sein, wollte man daraus schließen, daß die missionarische Unterweisung es blos mit der Moral des Christenthums zu thun haben sollte. „Ihr werdet mir (μοι) Zeugen sein" spricht der Herr act. 1, 8 d. h. nach Joh. 15, 26 offenbar auch: ihr werdet von Mir, (περὶ ἐμοῦ) von meiner Person, meinem Leben, Leiden, Sterben, Auferstehen &c. ebensowol Zeugniß ablegen wie von meinen Geboten. Sollen sie lehren was Jesus be-

fohlen hat, so ist es selbstverständlich, daß sie vor allem mit diesem Jesus selbst die Leute bekannt machen, daß sie Ihn als Propheten, Hohenpriester und König, als Gottes- und des Menschensohn ihnen vor die Augen malen müssen, damit sie nicht nur sich selbst als Seine Gesandten und ihr Wort als eine von Ihm empfangene Botschaft legitimiren, sondern auch ihre Hörer überzeugen können, der verlangte Glaubensgehorsam werde einem Manne geleistet, der als die Wahrheit und die Liebe den gerechtesten Anspruch darauf habe, die unfehlbare Autorität, der oberste Lehrer und Meister zu sein, denn wem man glauben und folgen soll, den muß man zuvor kennen. So schließt also das ἐνετειλάμην das ganze Evangelium, wie dieses denn bei Marcus auch ausdrücklich als Object der Verkündigung genannt wird, die gesammte neutestamentliche Heilsbotschaft in die missionarische Unterweisung ein, wie wir auch überall die Apostel sie ihrem „Lehren" zu Grunde legen sehen. Nur daß dieselbe nicht als bloßer geschichtlicher Wissensstoff sondern in der lebendigsten Verbindung mit ihren ethischen Forderungen allezeit gelehret werde, wie uns wiederum das apostolische Vorbild in der vollkommensten Weise zeigt.

„Lehret sie halten alles, was Ich euch befohlen habe." Auch nicht weniger. Wie denn Paulus den Ephesinischen Aeltesten von sich bezeugen darf: „ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte alle den Rath Gottes" (act. 20, 27 cf. v. 20). Also mit nichts aus Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit hinter dem Berge halten, keine Schriftwählerei treiben, keine Lieblingsdogmen einseitig tractiren, keine jesuitische Accomodation sich erlauben ꝛc. Natürlich auch nicht alles auf Ein Mal, sondern in der Weise des pädagogischen Vorbildes Jesu selbst eins nach dem andern, mit zunehmender Reife zu dem Geheimnißvolleren, schwerer zu Fassenden und zu Tragenden Schritt vor Schritt mit pädagogischer und seelsorgerlicher Weisheit tiefer gründend und höher führend.

Endlich darf auch das euch nicht unbetont bleiben. Nicht blos, daß es keine Geheimlehre, kein reservirtes Gebot ꝛc. für die Apostel und ihre Nachfolger geben, sondern der ganze vom Herrn ihnen überlieferte Schatz des Evangeliums Gemeingut aller Jünger werden soll — das „euch" enthält noch einen weiteren für die missionarische Praxis höchst bedeutungsvollen Wink. Ihnen, den Aposteln und allen, welche in ihre Fußstapfen als Heidenboten treten, hat der Herr seine Worte zuerst gegeben, daß sie dieselben halten sollen. Missionare müssen also nicht bloß Lehrer, sondern vor allem Thäter des ihnen von Christo überlieferten Worts und Vorbilder sein. Hat es schon inmitten der Christenheit seine volle Wahrheit, daß der Wandel des Predigers das Evangelium der Laien, überhaupt das Leben des Christen eine aufgeschlagene Bibel ist, die von Allen gelesen wird, wie vielmehr muß solches in der Heidenwelt der Fall sein! Gleich den Kindern bedürfen die Heidenchristen eines Anschauungsunterrichts und diesen Anschauungsunterricht giebt das Leben der Missionare. Es sollte ein Jeder in aller Demuth aber mit Grund der Wahrheit zu seinen Gemeindegliedern sagen können, was Paulus den seinen wiederholt zurief: „wandelt wie ihr mich habt zum Vorbilde!" das ist die beste Unterweisung der Christen, auch die beste Predigt an die Heiden. Es unterliegt keinem Zweifel,

daß der Wandel in der Nachfolge Christi, den in ihrem Thun wie in ihrem Leiden die Apostel wie viele der ersten Christen führten, eine Sprache der Ueberzeugung geredet hat, der keine Macht der Beredtsamkeit gleichkam. So missionirt solcher Wandel auch heute noch und es ist ein um so größerer Nachdruck darauf zu legen, daß er bei den Missionaren sich finde, da er bei vielen abendländischen Namenchristen, die sich auf den verschiedenen Missionsfeldern aufhalten, leider fehlt, ein Umstand, der im Unterschiede von der apostolischen Zeit eins der Haupt-Hindernisse der modernen Mission bildet.

Wird nun von dem Missionar verlangt, daß er in dem obigen Sinne correct, praktisch und pädagogisch-weise lehre um dem Herrn aus Heiden rechte Jünger zu machen, so muß er offenbar das χάρισμα διδαχῆς besitzen, διδακτικός (1 Tim. 3, 2; 2 Tim. 2, 24) sein. Diese Gabe — sagt Vilmar,[1]) wie uns bedünkt, gerade für das missionarische Bedürfniß so durchschlagend, daß seine Definition an diesem Orte citirt zu werden verdient — „diese Gabe soll sich zeigen Tit. 1, 9 als ein ἀντέχεσθαι τοῦ κατὰ τὴν διδαχὴν πίστου λόγου d. h. er soll festhalten an dem hinsichtlich der Lehre zuverlässigen Worte, er soll in der Lehre festgegründet sein, so daß er als Lehrer die zuverlässige Wahrheit mittheilen kann. Lehren kann man nur, wenn man das Mitzutheilende als zuverlässig, unangreifbar gewiß weiß. Die Grundlage dieser Lehrhaftigkeit ist: Geistesgegenwart (wer seine Gedanken und Kenntnisse nicht stets beisammen hat, der kann nicht lehren) und Freude an dem Mitzutheilenden haben, sich geistig daran hingeben. Es offenbart sich aber diese Lehrhaftigkeit:

a) in der Fähigkeit, sich in andre Seelen zu versetzen (in die Seelen der Ungläubigen, wie der Berufenen, der Erleuchteten, der Angefochtenen, der Bekehrten, der Zurückgefallenen 2c.). Dem gegenüber steht das sog. Dociren;

b) in der Fähigkeit die Elemente (die Hauptsachen, Grundsubstanzen,) einer Sache zu fassen und darzulegen. Wer immer an alle möglichen Nebenpartieen, an die Consequenzen dialectischer Möglichkeiten 2c. denken muß, ist nicht lehrhaft; er bringt Unklarheit in die Köpfe, wenn er auch noch so geistreich ist.

c) in der Fähigkeit zu sondern (qui bene distinguit bene docet) d. h. daß man die Sachen auseinander hält und jede für sich klar hinstellt;

d) in der Fähigkeit den Zusammenhang darzulegen. Dies alles zeigt sich zusammen:

e) in der Fähigkeit die Thatsachen in ihrer richtigen Folge und wesentlichen Bedeutung darzustellen, d. h. in dem Talent zu erzählen. Diese ganze Lehrhaftigkeit ist übrigens wol zu unterscheiden von dem, was man Schulmeisterei nennt; sie ist das Gegentheil von jeder Pedanterie! —

Zum Schluß nur noch eine Bemerkung, um dem etwaigen Vorwurfe einer Ueberschätzung der Methode vorzubeugen. Keine Arbeit verträgt weniger eine Mechanisirung als die Missionsthätigkeit. Wir haben zweifellos, besonders

[1]) „Lehrbuch der Pastoraltheologie" S. 39 f. Cf. auch Kübel: „Ueber den Begriff der gesunden Lehre und seine Bedeutung für das kirchliche Amt".



je mehr die Mission dem Zeitalter der Naivität entwächst und die Kinderschuhe auszieht, nicht nur das Recht sondern die Pflicht die besten Wege zur Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden zu erforschen, auf Grund der biblischen Anweisungen und Vorbilder unter nüchterner Berücksichtigung der Zustände auf den heutigen Missionsfeldern missionsmethodische Grundsätze aufzustellen und an ihnen die bisherige Praxis zu messen resp. nach ihnen sie zu reformiren — aber wir müssen uns vor dem Fehler hüten: eine allein Erfolg garantirende Methode proclamiren zu wollen. Auch bezüglich der Methode, selbst der richtigen, gilt das Wort: „der Buchstabe tödtet, der Geist ist es, der da lebendig macht. . . Und der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit (2. Cor. 3, 6, 17).“ Nicht zum Knechte sondern zum Herrn der Methode wollen wir den Menschen und nicht zur Herrin sondern zur Magd des Menschen die Methode machen; denn nicht um der Methode willen ist der Missionsarbeiter, sondern um des Arbeiters willen die Methode da. Mehr, unendlich mehr als auf die Methode kommt auf den **Mann** an. Es kann auch ohne gute Methode ein Missionar viel Frucht schaffen, so anders er ein Mensch ist, den der Geist Christi beseelt und die Liebe Christi dringt und umgekehrt: es kann bei der besten Methode ein Missionar nicht viel oder nichts ausrichten, wenn er das Wort ignorirt; „ohne Mich könnt ihr nichts thun“. Was wir also vor allem brauchen das sind Männer voll heiligen Geistes und Glaubens, christliche Charaktere, ganze Christen, demüthig und muthig kindlich und mannhaft, eifrig und liebevoll, sich selbst verleugnend und ohne Menschenfurcht, die in ihrer ganzen Persönlichkeit das Christenthum den Heiden gleichsam vor die Augen stellen und durch ihr Leben einen thatsächlichen Commentar zu dem Worte liefern: „das Evangelium ist eine **Kraft** Gottes selig zu machen, alle die daran glauben“. Bei ihnen corrigirt die Beweisung des Geistes und der Kraft, in der sie reden und handeln, die Irrthümer der Methode und solcher christlicher Charaktere wollen wir uns freuen, auch wo wir die Art und Weise ihrer Arbeit nicht billigen. Die Männer in Christo, die geistgesalbten, kraftererfüllten, liebewarmen, aufrichtig dem Herrn dienenden Persönlichkeiten sind es, die auch auf dem Missionsfelde das Reich Gottes bauen. Aber solche Männer und eine gesunde Missionsmethode stehen ja wahrlich nicht im Gegensatz zu einander. Was wir brauchen und wünschen das ist eine lebendige Vereinigung von christlichem Charakter und gesunder Methode, das sind Männer die ganze Christen und ganze Missionare zugleich darstellen, Persönlichkeiten die gedrungen von der Liebe Christi auch bezüglich der Art wie sie missioniren in den Fußstapfen des großen „Apostels der Heiden“ zu wandeln sich ernstliches Nachdenken kosten lassen, die begabt sind — sit venia verbo — mit Mutterwitz, mit einem gesunden Verstande, einem weiten Blicke und mit der Fähigkeit in fremden Verhältnissen auch originale Wege einzuschlagen, kurz Männer, wie sie der Stifter der Mission meint, wenn er uns auffordert:

„Bittet den Herrn der Ernte, daß Er **Arbeiter** in seine Ernte sende“.

Orientirende Uebersicht
über den gegenwärtigen Stand des gesammten christlichen Missionswerkes

von R. Grundemann.

Asien.

I. Die Missionen im türkischen Reiche, resp. dessen Grenzländern.

Nachdem wir die Betrachtung des weiten afrikanischen Missionsgebietes mit Aegypten abgeschlossen haben, führt unser Weg nach Asien hinüber, zunächst zu den Missionen in der asiatischen Türkei. Hier, wie in dem letztgenannten Lande haben wir es (abgesehen von geringen Ausnahmen wie die Drusen, Nusairies 2c.) nicht mit Heidenmission zu thun. Mag der Islam trotz seiner Gottes-Erkenntnis dem Evangelio nicht minder dürftig und elend gegenüberstehen als das Heidenthum, so giebt ihm ein principieller Haß gegen alle Andersgläubigen doch eine besondere Stellung zur Mission, wie sich eine solche fast unter keinem heidnischen Volke findet. Stände nicht der politische Einfluß christlicher Staaten im Hintergrunde, so würde auf dem in Rede stehenden Gebiete eine christliche Mission (insofern sie sich an die muhamedanische Bevölkerung wendet) unmöglich sein. Jene abweisende Stellung aber bildet für jede direkte Christianisirung das schwerste Hindernis, und es gelingt nur in sehr seltenen, einzelnen Fällen, dasselbe zu überwinden. Im Ganzen beschränkt sich die Missionsarbeit unter der muhamedanischen Bevölkerung der Türkei auf indirektere Thätigkeit wie Bibel- und Traktatverbreitung, Schulunterricht, Krankenpflege 2c.

Dagegen bieten hier die alten, in tiefen Verfall gerathenen christlichen Kirchen, deren Anhänger weitaus den größeren Theil der Bevölkerung ausmachen, reichlich Gelegenheit für eine evangelisirende Missionsarbeit, die freilich noch weniger mit der Heidenmission auf eine Linie zu stellen ist, mögen auch jene Christen zum Theil in manchen Beziehungen nicht besser sein als Heiden.

In einigen allgemeinen Darstellungen der christlichen Mission ist mit Rücksicht auf die eben erwähnten Verhältnisse von der Arbeit in den genannten Ländern ganz abgesehen worden. So in Burkhardts Missionsbibliothek. Wir wollen sie der Vollständigkeit halber hier nicht übergehen, bitten aber unsre Leser, es immer im Auge zu behalten, daß wir es hier weit überwiegend mit einer Evangelisirung von Christen anderen Bekenntnisses zu thun haben.[1])

1. Palästina.[2])

Seit zwanzig Jahren arbeitet hier die Church-Missionary Society auf den beiden Stationen Jerusalem und Nazareth. Die auf denselben ge-

[1]) In wie weit unter den vorliegenden Verhältnissen die Mission sich der Forderung des Uebertrittes enthalten sollte, um nur an der Erfüllung der vorhandenen kirchlichen Formen mit christlichem Geiste zu arbeiten, das ist eine wichtige Frage, die hier nicht zu erörtern ist. An ernsten Bestrebungen in dieser Richtung hat es zwar nicht gefehlt, doch liefert hier die Missionsarbeit wesentlich derartige Ergebnisse, wie unter den Heiden, nämlich die Sammlung von Gemeinden, die die Eigenthümlichkeiten der Kirche oder Denomination annehmen, von der die Mission ausgeht.

[2]) Vgl. Miss. Atlas, Asien Nr. 4.

sammelten Gemeinden umfassen 550 Mitglieder. Diese Zahl ist in den letzten Jahren manchen Schwankungen unterworfen gewesen und war schon einmal auf 700 gestiegen. Vielfach sind es äußere Verhältnisse die manchen Uebergetretenen wieder abzufallen veranlaßten. Die Zahl der Kommunikanten dagegen ist seit 8 Jahren stetig wachsend von 60 auf 122 gekommen. Mit dem christlichen Leben ist es auch hier noch vielfach schwach bestellt. Der Kern der Gemeinden zeigt jedoch einen sehr günstigen Abstand im Vergleich mit den römischen und griechischen Christen. Die Mission beschränkt sich aber nicht auf die Stationen, sondern unterhält sich an verschiedenen Punkten des Landes Schulen unter der Leitung eingeborner Lehrer. Die Zahl der Schüler ist nach dem letzten Bericht gleichfalls zurückgegangen (161 früher 290) jedenfalls in Folge der Pression, die an manchen Orten von dem Klerus auf die Eltern ausgeübt wird. Grade die Schule aber hat unter der in tiefer Verkommenheit dahin lebenden Landesbevölkerung Palästinas ihre große Aufgabe. Eine neuere Beschreibung dieser Fellah's hebt als charakteristisch hervor, wie auch die jüngsten Kinder schon unter dem Druck der Arbeit und Sorge stehen und, wie ihre Eltern, geplagten Lastthieren gleichen.

Elf andere Schulen stehen unter Bischof Gobats specieller Leitung und werden durch seine Vermittlung unterhalten. 1847 wurde die erste derselben errichtet. Jetzt zeigen sich ihre guten Früchte bereits in weiteren Kreisen an den ehemaligen Schülern, die in verschiedenen Stellungen leben und sich meistentheils besser betragen als die Masse des Volkes. Im Ganzen giebt es jetzt in Palästina 25 evangelische Schulen mit 1400 Schülern, unter denen sich auch muhamedanische Kinder befinden. In diesen Zahlen sind auch die Schulen des Berliner-Jerusalems-Vereins zu Bethlehem und Brit-djala mit einbegriffen.

In derselben Weise wirkt das Waisenhaus der Pilgermission auf St. Krischona. Es umfaßt jetzt 60 Waisenknaben. Auch das Erziehungshaus der Kaiserswerther Diakonissen Anstalt, Talithakumi, mit mehr als 100 weiblichen Zöglingen ist hier zu nennen. Noch bedeutender vielleicht ist die Wirksamkeit des Hospitals, in dem jährlich gegen tausend Kranke, meistens Muhamedaner verpflegt werden. Eben dahin gehört das von deutschen Freunden unterhaltene Hospital für Aussätzige.

Erwähnen wir nur beiläufig die verschiedenen Anstalten der Londoner Judenmission in Jerusalem, „die nicht ohne Segen arbeiten, obgleich die Frucht kaum bemerklich ist", so dürfte alles, was von Mission evangelischer seits in Palästina geschieht, aufgeführt sein?

2. Syrien.

Die Mission in der Hauptstadt Damaskus wurde 1843 von der presbyterianischen Kirche Islands gegründet und seit 1845 von derselben in Verbindung mit der Unirten presbyterianischen Kirche der Vereinigten Staaten fortgeführt. Diese hat dort zwei Missionare, jene einen. Unter ihrer Leitung stehen 7 Zweigstationen[1]) auf denen 16 eingeborne Lehrer thätig sind.

[1]) Nur Ain esch Sch'aara wäre auf Miss. Atlas, Asien Nr. 4 nachzutragen. Doch finden wir keine Angabe über die Lage des Ortes.

Die Gesammtzahl der Kommunikanten ist 60, außer 300 Anhängern, welche als Protestanten anerkannt sind. 306 Schüler werden in 6 Schulen unterrichtet, und einige derselben erhalten eine weitere Ausbildung, um später selbst als Lehrer zu wirken. — Die Ansiedlung von Jesuiten in Damaskus hatte den dortigen Schulen anfänglich Abbruch gethan, doch war die Schülerzahl wieder im Steigen. Während der heißen Zeit wohnen die Missionare auf der Bergstation Bludan. — Ueber den Zustand des christlichen Lebens in den Gemeinden enthält der vorliegende Jahresbericht nur wenig Andeutungen. Die Gemeinde zu Damaskus erstarkt schon durch die heranwachsenden Glieder, die einst als Kinder getauft wurden. Das erste derselben ist nun ein tüchtiger gebildeter Arzt, mit großer Praxis, der im Kirchenbesuch fleißiger ist als die meisten Aerzte in der Heimath.

Ausgedehnter und über den größten Theil von Syrien verbreitet ist die andre, gleichfalls von amerikanischen Presbyterianern betriebene Mission, welche bis 1870 unter Leitung des American Board stand, nach Vereinigung der Presbyterianer „alter und neuer Schule“ aber an die „Presbyterianische Kirche in den Verein. Staaten v. N. A.“ überging. Mit dem genannten Jahre war dieselbe zum letzten Mal in dem Berichte jener Gesellschaft aufgeführt. An dem Bestande der Mission und den angestellten Missionaren ist durch die Uebertragung nichts geändert worden. Die Stationen sind die vier bereits auf der Karte angegebenen: Beirût, Abeih, Sidon, Tripoli, nebst einer fünften Zahleh, einem Dorfe an der Ostseite des Libanon 5—6 Meilen von Beirût. Die auf denselben sowie auf einigen der 30 Außenstationen gesammelten protestantischen Gemeinden umfassen über 300 Kommunikanten. Die Zahl der übrigen Anhänger wird nicht angegeben. Mit besonderer Sorgfalt werden die Schulen gepflegt, in denen über 1300 Knaben und gegen 600 Mädchen unterrichtet werden. In Abeih besteht ein theologisches Seminar, in Beirût eine höhere Töchterschule. Eine weit über die Grenzen dieses Feldes hinausgehende Wirksamkeit hat die dortige Presse, welche namentlich die arabische Bibel in größter Vollendung liefert und durch dieselbe christliche Einflüsse bis in die entferntesten muhamedanischen Länder gelangen läßt.

Diese Mission hat in ihrem Gebiete feste Wurzeln geschlagen. Nach den letzten Nachrichten begannen auch die bis jetzt derselben ferner gebliebenen Frauen sich mehr dem Evangelio zuzuwenden, wie denn auf einer Station ihrer fünf auf einmal übertraten. Im Ganzen ist auch hier noch immer ein harter Boden, da der Klerus der verschiedenen alten Confessionen, der orthodixen und unirten Griechen, Maroniten 2c. seine ganze Gewalt über die Gemeinden gegen die Mission geltend macht. Vor einigen Jahren entstand auf diese Weise eine harte Verfolgung mehrerer protestantischer Gemeinden. Hinsichtlich der Orthodoxen wird jetzt dies Hinderniß vielleicht erschüttert durch ein Zerwürfniß der Geistlichen mit ihrem Patriarchen, infolge dessen es sogar zu Volksaufläufen gekommen ist. — Auch unter den Drusen hat die Mission ihre Arbeit; doch scheinen die Erfolge noch beschränkt zu sein. Dasselbe gilt von den Versuchen den wandernden Beduinen das Evangelium zu bringen.

Wie auf so machem andern Missionsgebiete geht auch hier der stille aber nachhaltige und stets wachsende Einfluß der Schulen und der Presse weit über die numerischen Erfolge hinaus.

In ähnlicher Weise wirkt das von Kaiserswerth aus gegründete Waisenhaus Zoar mit dem eine höhere Töchterschule resp. Pensionat in Verbindung steht.

3. Kleinasien, Armenien und die angrenzenden Länder.[1])

Die Mission des American Board, welche hier unter griechischen und armenischen Christen seit 40 Jahren eine ausgedehnte Wirksamkeit hat, umfaßt drei besondere Arbeitsfelder, die als die westliche, mittlere und östliche Türkei aufgeführt werden. Zusammen werden dieselben auch als das armenische Missionsgebiet bezeichnet, da auf demselben dieses Bekenntniß überwiegt. Auch Konstantinopel, mit seiner zahlreichen armenischen Bevölkerung wird zu dem westlichen Felde gerechnet, das außerdem 6 Stationen[2]) mit 60 Außenstationen enthält. An 23 Orten sind evangelische Gemeinden gesammelt mit 1063 Kommunikanten. Vor zehn Jahren waren nur 13 solche mit 419 Komm. vorhanden. Die Gesammtzahl derer, die sich zur evangelischen Kirche bekennen beläuft sich nun bereits auf 5426. Die Schülerzahl ist im letzten Jahrzehnt von 950 auf 2500 gestiegen. Die Wirkungen der Mission aber lassen sich nicht erschöpfend in diesen Zahlen ausdrücken, da viele evangelisch Gesinnte nur durch die äußeren Verhältnisse von dem Anschluß an jene Gemeinden zurückgehalten werden. Zwar ist es hier in neuerer Zeit nicht grade zu Verfolgungen gekommen, doch sind die Evangelischen allerlei Vexationen der türkischen Behörden ausgesetzt. Die zugestandenen Freiheiten und Rechte versucht man zu verkürzen, die Rechtspflege geht einen schleppendenden Gang, der Erwerb von Grundbesitz wird erschwert rc. Andrerseits fehlt es auch hier nicht an dem Widerstande der Priester, die der evangelischen Bewegung entgegenarbeiten.

Die Einwirkung auf die muhamedanische Bevölkerung wird fast ausschließlich durch die Presse vermittelt. Mehrere Missionare in Konstantinopel sind allein mit literarischen Arbeiten, Herausgabe von Zeitschriften rc. beschäftigt. Die evangelische Gemeinde der Hauptstadt, von der sich bekanntlich eine freie evangelisch armenische Gemeinde abgesondert hat, leidet noch bis jetzt unter mancherlei Hemmnissen.

Hierbei erwähnen wir sogleich die Stationen des American Board in der europäischen Türkei, nämlich Eski Zaghra, Samokov und Monastir, auf denen die Arbeiten, nach manchen getäuschten Hoffnungen, die für jenes Gebiet früher gehegt wurden, immer noch nicht weit über die Anfänge hinaus gekommen sind.

Auch in Smyrna und Syra, wo die Englisch-kirchliche Gesellschaft nun schon seit mehr als 40 Jahren Arbeiter unterhält, fehlt es noch immer an ausgedehnteren und augenfälligen Erfolgen. Am ersteren Orte, wie auch in Konstantinopel geht die Wirksamkeit der Kaiserswerther Diakonissen ihren stillen Gang.

Zu der Mission des American Board in der sogenannten „mittlern Türkei", deren Gebiet sich weit in Syrien hinein erstreckt, gehören nur die beiden Stationen Aintab und Marâsch mit 31 Außenstationen. Früher bestanden sechs Hauptstationen. Die Selbständigkeit der Gemeinden hat jedoch

---

[1]) Vergl. Allgemein. Miss. Atlas, Asien Nr. 2.

[2]) Manissá (Magnesia) Brusa, Nicomedia, Marsovân, Kaisarieh (Cäsarea) und Sivâs. — Smyrna fehlt seit 1871 in den Berichten.

solche Fortschritte gemacht, daß jene Zahl vermindert werden konnte. Vor zehn Jahren bestanden nur 14 evangelische Gemeinden mit 940 Kommunikanten; jetzt giebts deren 25 mit 1934 Komm. Leider droht dieser Mission eine Schädigung durch das Eindringen anglikanischer Bestrebungen. Aus unzufriedenen Evangelischen ist eine kleine Gemeinde jener Kirchenform zusammengebracht worden, die durch englische Unterstützungen aller kirchlichen Abgaben überhoben ist, und für die eine prächtige Kirche gebaut wird. Dennoch scheinen diese Bemühungen bisher der amerikanischen Mission wenig Abbruch gethan zu haben. Von andrer Seite steht derselben jedoch die katholische Mission gegenüber, die mit Eifer daran arbeitet, die Zahl der mit Rom unirten Armenier zu vermehren.

Das dritte Feld des American Board, das einen Theil von Armenien und Mesopotamien umfaßt, die sogenannte „östliche Türkei", enthält jetzt 5 Haupt-[2]) und 102 Nebenstationen. Vor zehn Jahren fanden sich hier 13 evangelische Gemeinden mit 353 Kommunik. und 1780 Anhängern. Jetzt sind die Zahlen auf 98, 1259 und 7023 gestiegen. Auch die Mission ist an einigen Punkten von der überwiegenden anglikanischen Bewegung bedroht. — Zu erwähnen ist noch die besondere Arbeit unter den muhamedanischen Kurden mit der 4 eingeborne Lehrer resp. Prediger beschäftigt sind. Bis jetzt sind auf 3 Punkten 50 Personen aus jenem Volke zum Christenthum bekehrt.

Ueber die nicht unbedeutenden katholischen Missionen fehlen in den letzten Jahren nähere Angaben. Es wird nur eine neue Unternehmung aufgeführt[1]) zur Bekehrung der in Irak el Arabi zerstreut lebenden Subbas (Mandäer), die hier wieder fälschlich als Johannesjünger bezeichnet sind.[2])

4. Persien.[3])

Nur ein kleiner Theil dieses bisher allen christlichen Einflüssen so schwer zugänglichen Reiches kann hier besonders in Betracht kommen, nämlich das Gebiet der Nestorianer Mission, die vom American Board 1830 begonnen wurde und von demselben 1870 den Amerikanischen Presbyterianern übertragen worden ist. Der Mittelpunkt derselben ist Ormiah, am See gleichen Namens. Auch die zweite Station Seir liegt in der fruchtbaren Ebene, die sich zwischen jenen und den hohen Gebirgen von Kurdistan hinzieht. Auf den letzteren, jenseits der türkischen Grenze hat diese Mission eine große Anzahl ihrer Außenstationen, deren Zahl sich zur Zeit der eben erwähnten Uebergabe auf 53 belief. Im neusten Bericht ist nur die Zahl der Kommunikanten mit 724 angegeben. In neuster Zeit ist auch Tabriz (Tebris) als Station besetzt worden. — Außerdem hat der Presbyterian Board seit zwei Jahren auch einen Missionar in Teheran, über dessen Wirksamkeit jedoch noch nichts verlautet. — Endlich ist zu bemerken, daß seit dem Ende des vorigen Jahres auch die Basler M. G. gleichfalls (in der Provinz Aderbeidjan durch 2 amerikanische Arbeiter wieder eine Mission begonnen hat. Bis jetzt hat außer der interessanten Weise dieser beiden Missionen von Konstantinopel bis Tebris (siehe Heidb. 74 S. 57 f.) allerdings noch nichts weiter berichtet werden können.

---

[1]) Bitlis, Erzrûm, Harpût, Mardîn und Van. Die letzte ist neu gegründet.
[2]) Jahrb. z. Verb. d. Gl. 1873 II.
[3]) Vergl. dagegen Petermann, in Herzogs Real-Encyklopädie B. 9. S. 318.
[4]) Vergl. Miss. Atl., Asien 2 und 3.

II. Indien.[1])

Von einem so ausgedehnten Lande wie Indien pflegen sich Viele unter uns einen nicht richtigen Begriff zu machen. Wir sind zu sehr gewohnt es als Einheit zu betrachten, während uns die großen Unterschiede zwischen den einzelnen Theilen von unserm entfernten Standpunkte aus mehr oder weniger verschwinden. Indien ist aber in der That nicht ein Land, sondern ein Ländercomplex wie etwa Europa und unter seinen 240 Millionen Einwohnern finden sich stärkere nationale Verschiedenheiten als etwa zwischen Italienern und Norwegern. Begreiflicher Weise kann auch die Mission hier nicht überall die gleiche Stellung und die gleichen Erfolge haben. Ein allgemeines Urtheil über dieselbe wird leicht unzutreffend. Sehen wir daher an dieser Stelle von Generalbemerkungen ab, um sofort die einzelnen indischen Missionsfelder zu mustern. Nach Darlegung der besonderen Verhältnisse mögen dann, am Schlusse unseres Rundgangs durch Indien, die mehr oder weniger gemeinsamen Züge des dortigen Missionswerkes zusammen gefaßt werden.

1. Bengalen.[2])

Kalkutta ist der Mittelpunkt dieses Feldes, und in demselben concentrirt sich ein bedeutender Theil der hier in Betracht kommenden Missionsarbeit. Dennoch verschwindet dieselbe fast unter dem großstädtischen Leben und Treiben der Hauptstadt, obwohl die vielen Kirchen es auf den ersten Blick bekunden, daß sie nicht eine bloße Heidenstadt ist. Die anglikanische Kathedrale, ein schöner gothischer Bau, überragt von einem schlanken Thurme, zieht unter den mancherlei Prachtbauten zunächst die Aufmerksamkeit des Ankömmlings auf sich. Doch würde man sich täuschen, wenn man nach ihren Dimensionen auf die mit ihr verbundene, aus den Eingeborenen gesammelte Gemeinde[3]) schließen wollte; denn diese — selbstverständlich unter Leitung der Ausbreitungsgesellschaft — umfaßt nur 131 Getaufte, unter denen 69 Kommunikanten, alle aus den niederen Schichten des Volks. Noch kleiner ist die andre Gemeinde dieser Mission, die zur St. Saviours-Kirche gehört; etwas größer die zu Howrah. Von den höheren Ständen der Eingebornen kann nur berichtet werden, daß sie mehr und mehr ihre Vorurtheile gegen das Christenthum aufgeben, wie sie sich denn auch den Wenigen ihres Gleichen, die sich bekehrt haben und früher wie die Pest gemieden wurden[4]), wieder annähern. Aber auch aufrichtige Gemüther aus diesen Kreisen bringen es gewöhnlich nicht weiter als zum Deismus der Brahmo Somaj.

Südlich von Kalkutta, in der sumpfigen Ebene der 24 Pergannas, wo bekanntlich die genannte Gesellschaft in den dreißiger Jahren in einer ausgedehnten, von Baptisten angeregten Erweckung unter den armen Reisbauern ihre

---

[1]) Vergl. Miss. Atlas, Asien 5 und 6.

[2]) Vergl. Allgem. Miss. Atlas, Asien Nr. 7 u. 8. sowie auf Nr. 10 die beiden mittleren Kartons.

[3]) Die nächste Bestimmung dieser Kirche ist freilich für das europäische Element der Bevölkerung.

[4]) Wie z. B. die Prediger der genannten Gemeinden.

Ernte hielt, geben die betreffenden Gemeinden[1]) keineswegs Veranlassung zur vollen Befriedigung, trotzdem sich einige Züge von ganz fest gewordenem Gemeindebewußtsein anführen lassen, bei denen man doch nicht umhin kann, an die Kaste zu denken. Es wird von einer „kläglichen Unwissenheit und scheinbaren Unfähigkeit die Lehren des Evangeliums zu begreifen“ gesprochen, und die zahlreichen Katechisten und Vorleser sind meist nicht im Entferntesten ihrer Aufgabe gewachsen. Es war hohe Zeit, daß in diesen Zuständen eine Aenderung eintrat, mit der in sofern bereits ein Anfang gemacht ist, als eine Anzahl jener Vorleser in das Bischofs-College, eine höhere Schule in Kalkutta, die gleichfalls mit der Ausbreitungsgesellschaft in Verbindung steht, eintreten soll. Auch soll ein eigener Inspektor für die bisher sehr vernachlässigten Dorfschulen angestellt werden. Leider sind die Zahlenangaben hinsichtlich dieser Mission seit einer Reihe von Jahren sehr unvollständig. Vollständig werden zuletzt für's Ende 1864 3684 Getaufte angegeben. — Die beiden nordwestlich gelegenen Stationen Patna und Dinapore wurden in neuerer Zeit als sehr unbefriedigend beschrieben, die Zahl der Getauften dort war in 6 Jahren von 148 auf 90 gesunken.

Im Ganzen zählt die Ausbreitungsgesellschaft hier 13 Missionare, 28 Vorleser resp. Katechisten auf 9 Stationen mit etwa 4000 eingeb. Christen.

In andrer Weise hat die Baptisten-Mission versucht, ihren Gemeinden in den 24 Pargannas aufzuhelfen, „in denen seit vielen Jahren fast eine völlige Stagnation des religiösen Lebens (vitality) eingetreten war. Man hat in den letzten Jahren mit allem Ernst daran gearbeitet, alle pekuniäre Hilfe zurückzuziehen, und die Gemeinden zur Unterhaltung ihrer kirchlichen Gebäude und Besoldung ihrer Prediger aus eigenen Mitteln zu bringen. Obwohl die Ueberleitung sehr allmählig vor sich gehen sollte, stieß sie zunächst auf viel Unwillen, da die eingebornen Christen bisher fast keine Veranlassung gehabt hatten derartigen Pflichten nachzukommen, und über dies sich in der allergrößten Armuth befinden. Dennoch ist es mit sechs Gemeinden bereits gelungen, sie zu dieser Selbstständigkeit zu erheben. Die dabei bethätigte Opferwilligkeit verdient alle Anerkennung, darf aber auch nicht als „Beweis für das Vorhandensein wahren christlichen Lebens angesehen werden. Man hofft jedoch aus gewissen Gründen, daß an einigen Punkten eine Erweckung bevorstehe, die auch die umwohnenden Heiden wieder in Bewegung bringen werde. Aus den letzteren sind schon lange nur höchst vereinzelte Uebertritte erfolgt. Die Hauptgemeinden, die aber auch, (was bei den angelegten Zuständen wohl zu berücksichtigen ist) von dem in Kalkutta wohnenden europäischen Missionar nur einmal jährlich besucht werden können, sind die auf der Karte (Nr. 8) angegebenen. Die Zahl der (vollen) Mitglieder, welche vor zehn Jahren schon 257 betrug, ist in den letzten vier Jahresberichten gleichbleibend mit 250 angegeben. Es bestehen dort 8 Schulen mit gegen 300 Schülern. Römische Proselytenmacherei hatte nichts weiter ausgerichtet, als ein paar mißvergnügte Christen zu gewinnen.

---

[1]) Mit den drei Hauptpunkten Tollygunge (— gandsch) Barripore (— pur) und Mogra Hât steht eine größere Zahl christlicher Gemeinden in Verbindung; zu dem zweiten Orte gehörten im Ganzen 1344 Getaufte mit 439 Kommunikanten. Die übrigen Angaben fehlen.

Die Geschichte dieses Feldes, das vor 40 Jahren reif zur Ernte zu sein schien, ist eine rechte Mahnung zu nüchterner Auffassung der Mission und ihrer Entwicklung, die sich nicht wie im Treibhause erzwingen läßt.

Kehren wir nach Kalkutta zurück. Dort finden wir mehr als zwanzig Personen in Verbindung mit der Baptisten-Mission wirksam. Die Bibelübersetzung in verschiedene indische Sprachen, nimmt immer noch viel Arbeit in Anspruch. Die in's Sanskrit ist endlich vollendet. Aber auch die Begali-Hindi- und Hindustomi-Uebersetzung erfährt bei jeder Auflage auf's Neue eine Revision. Hierdurch sind die früheren, sehr unvollkommenen Uebersetzungen bereits weit überflügelt. — Nicht minder wichtig sind die Zenana-Schulen, obwohl die Zahl der Schülerinnen vor einigen Jahren nach dem durch einen offenen Uebertritt hervorgerufenen Schrecken bedeutend abgenommen hatte. Die verschiedenen Erziehungs-Institute, namentlich zu Intally, können wir nur im Vorübergehen erwähnen.

Von den vier Baptistenkirchen in der Hauptstadt haben zwei ausschließlich europäische Gemeinden. Nur zu South Colingan und Itally sind eingeborne Gemeinden gesammelt; die erste mit 40 Mitgliedern, wie schon vor 9 Jahren, die andre mit 54, nachdem sie in den letzten 7 Jahren nur um 4 gewachsen ist. Auch die Kirche zu Howrah zählt unter ihren Mitgliedern nur 9 Eingeborne. Die mit aller Treue täglich fortgesetzten öffentlichen Missionspredigten scheinen daher unter der Bevölkerung der großen Stadt nur wenig Erfolg zu haben; obwohl andrerseits das vorsichtige Verfahren der Baptisten bei der Aufnahme von Mitgliedern mit in Rechnung zu ziehen ist.

Erfreulich dagegen war es, daß einige der eingebornen Arbeiter aus eigenem Antriebe angefangen haben Missionsreisen auf das Land zu machen, wo sie von Hindus und Muhamedanern freundlich aufgenommen, angehört und verpflegt wurden.

Weitere Baptisten-Stationen in Bengalen sind Dumdum[1]) (Militair-Station), Baraset, Serampore, Alipore[2]), Sewry (Sury), Cutwa. Ueberall sind die Gemeinden nicht sehr zahlreich; die stärkste zählt 61 Mitglieder. Auf einigen sind die Zahlen gegen früher zurückgegangen. Auch die höhere Schule zu Serampore, die trotz des Lesens der Bibel bis vor einigen Jahren 500 Schüler zählte, hat die Hälfte derselben eingebüßt, nachdem andre religionslose Schulen in der Nähe entstanden sind.

Fruchtbarere Missionsfelder sind die westlich von Kalkutta gelegenen Distrikte Jessore und Backergunge (Bäckergandsch). Jessore und Khoolnea sind die Hauptstationen in dem ersteren, Barisâl (sonst geschrieben Burrisol oder Barisaul) in dem letzteren. Zu denselben gehören gegen vierzig Außenstationen, die in der niedrigen, viel den Ueberschwemmungen ausgesetzten Ebene zerstreut liegen, und zum Theil nur zu Boot erreicht werden können. Muß an den Gemeinden auch je dann und wann Kirchenzucht in größerem Maße geübt werden,

---

[1]) Damdam. Das „u" in der englischen Schreibart indischer Namen — die man um die Verwirrung nicht zu vergrößern nicht wohl fallen lassen kann — ist überhaupt in den geschlossenen Sylben meist = ǎ.

[2]) Mit einem theologischen Seminar.

so fehlt es doch, besonders in Backergunge nicht an größeren Schaaren (50—100) die jährlich die Taufe empfangen können, so daß die stetig wachsende Zahl der Mitglieder daselbst bereits über 900 gestiegen ist, während sich 3700 (als nominal Christians) zu den Gemeinden halten. Auch hier sind die Bemühungen, die letzteren zur Selbstständigkeit heranzubilden, von gutem Erfolge begleitet.

Zu Jessore gehört die Station Kooshtea (Kuschtia) im Norden die noch keine besondere Bedeutung erlangt hat (2 Mitgl.).

Dagegen steht die noch junge Santhal[1]-Mission bereits in voller Blüthe. Erst vor 8 Jahren wurden von Sewry aus die ersten Versuche gemacht diesen interessanten Aborigines, die viel Aehnlichkeit mit den Kolh's haben und auf 2 Millionen Seelen geschätzt werden, von dieser Seite nahe zu kommen. Die später angelegte Station Ebenezer liegt 14 engl. Meilen nördlich von der genannten Stadt und ebensoweit von der Eisenbahnstation Rampoor Haut. Dort arbeiten zwei Skandinawier, die früher im Dienste der Goßnerschen Mission waren. Nach dem letzten Jahresbericht konnten in einem Jahre 220 Personen getauft werden, nachdem die Gemeinden bis dahin nur 28 Mitglieder zählten. Von allen jenen Bekehrten, welche unter heftigem Widerspruch übertraten, wird versichert, daß sie wahre Christen seien. Sie lassen sich die Verbreitung des Evangeliums angelegen sein. Bis jetzt ist in den Gemeinden kein Fall von Unsittlichkeit vorgekommen. — Nun steht eine Massenbekehrung in Aussicht. Die Bevölkerung ganzer Distrikte befindet sich in Aufregung. Die früher fleißig getriebene Reisepredigt ist überflüssig geworden, da täglich Schaaren nach der Station kommen die Belehrung suchen. Ganze Dörfer sind bereit, das Christenthum anzunehmen und verzichten auf jede Unterstützung zur Einrichtung ihres Gottesdienstes, da das früher von dem Priester genutzte Land nunmehr für kirchliche Zwecke verwendet werden soll. Es läßt sich denken wie die vier Missionare unter diesen Verhältnissen alle Hände voll zu thun haben, zumal, da auch die sprachlichen Arbeiten und Uebersetzungen ernstlich getrieben werden. Möge die Gesellschaft es nicht versäumen, diesem Felde grade jetzt besonders ihre Kräfte zu widmen.[2])

Hiergegen nehmen sich die Arbeiten derselben auf ihrer nördlichsten Station in Bengalen Dinagepoor, recht dürftig aus. Auch in dem benachbarten Darjeeling, wo sowohl die in der Bergluft Stärkung suchenden Europäer, als auch die Eingebornen von Sikkim (Lepcha's), sowie die hier viel verkehrenden Buddhisten aus Butan und Tibet ins Auge gefaßt sind, sind noch nicht viel Fortschritte gemacht. Als ein großes Hinderniß wird die Mission der schottischen (established) Kirche bezeichnet, die hier seit einigen Jahren besteht.

Erwähnen wir endlich die östlichen Stationen: Chittagong, Dacca, Comilla und Mymensing (letztere unterhalten von Baptisten Südaustraliens) sowie die nordwestlich in Behar gelegenen: Monghyr und Patna auf denen überall nur, spärliche Erfolge sichtbar werden und mancherlei Entmuthigungen vorkommene so haben wir die gesammte Baptisten-Mission in Bengalen auf-

---

[1]) Die Baptisten-Berichte schreiben Sonthal.

[2]) Es hat sich übrigens in Indien eine eigene Gesellschaft zur Unterstützung dieser Mission gebildet: Indian Home Mission to the Sonthals.

geführt, in der 29 Missionare und 116 eingeborne Prediger auf 94 Stationen thätig sind. Die gesammelten Gemeinden umfassen 2100 volle Mitglieder.

Die Londoner Mission besteht in Kalkutta seit 58 Jahren. Die Berichte weisen noch immer viel Fleiß und Treue auf in der Predigt vor Heiden, sowie in den Schulen. Dennoch ist die gesammelte Gemeinde, die vor 7 Jahren schon 70 Kommunikanten und 218 Anhänger zählte nach dem letzten Jahresberichte auf 22 resp. 65 heruntergegangen[1]). Auch die Zahl der Schüler hat sich gegen früher vermindert. Dagegen zeigen die Gemeinden auf den südlich gelegenen Außenstationen im letzten Jahrzehnt einen Fortschritt von 74 auf 136 Kommun. und von 641 auf 767 Anhänger, obgleich inzwischen auch Schwankungen vorkamen. Die Reisepredigt und der Besuch von heidnischen Festen und Märkten wird fleißig und ohne die früheren Schwierigkeiten getrieben. Der direkten Erfolge aber ist wenig. Auch die nördlichere Station dieser Gesellschaft, Berhampore, hat im letzten Jahrzehnt eine allmählige Abnahme von 161 Anhängern auf 141 aufzuweisen; sowie die Kommunikanten von 20 auf 18 zurückgegangen sind.

Zusammen[2]): 6 Missionare, 12 eingeborne Prediger (3 ordinirte), 176 Kommunik., 973 Anhänger, 878 Schüler, 141 Schülerinnen.

Die Englisch-kirchliche Mission, welche auf diesem Felde überhaupt sich größerer numerischer Fortschritte erfreut, hat in Kalkutta eine Gemeinde von mehr als 400 eingebornen Christen, die im Laufe eines Jahres sich durch die Taufe von 20 Erwachsenen vermehrte. Obwohl einige Mitglieder derselben als echte Christen beschrieben werden können, die durch ihren Wandel ihrem Bekenntnisse alle Ehre machen, muß doch von der Mehrzahl leider gesagt werden, daß sie todte Seelen sind. Dennoch ist hinsichtlich der Ruhe und Ordnung gegen früher im Charakter dieser Christen ein Fortschritt nicht zu verkennen. Besonders erfreulich lautet der Bericht über die Bekehrten, welche aus den in Kalkutta lebenden Kolh's gesammelt sind, und äußert den Wunsch, daß alle bengalischen Christen ihnen gleich sein möchten! Auch die Uriya's, (Eingeborne von Orissa) die in nicht geringer Anzahl wie jene als Arbeiter dort beschäftigt sind, scheinen ein günstiges Feld für die Mission zu bieten.

Auf den Außenstationen finden sich zum Theil Schwankungen, wie in Agarpâra, wo sich die Gemeinde verringerte. Auf den andern war ein kleiner Zuwachs, der leicht hätte vergrößert werden können, wenn man damit zufrieden wäre bloße Namenchristen zu sammeln.

Die Gemeinden im Nüddea- (Naddia)-Distrikte zu Kischnagurh (Krischnâgar) 2c. welche ihre Entstehung der Erweckung von 1838 verdanken und die manche Zeiten der Sichtung durchmachen mußten, aber auch dann vielfach den anfänglichen Hoffnungen nicht entsprachen, geben in neuerer Zeit manches Zeichen von einer Wendung zum Besseren. Leider sind die hieher gehörigen

---

[1]) Hierbei ist vorausgesetzt, daß in denselben das Vacat in den betreffenden Spalten zu Bhowanipore und Kalighat nicht blos das Fehlen des betreffenden Berichtes bedeutet, das sonst jedesmal ausdrücklich bemerkt wird.

[2]) Wir lassen fernerhin jeder aufgeführten Mission kurz einige statistische Angaben folgen.

Zahlen in den letzten Jahresberichten nicht besonders aufgeführt. — Dasselbe gilt von der durch Epidemien schwer heimgesuchten Station Burdwan, zu der Bankura als Außenstation gehört. In den neuesten Berichten sind die bisher genannten Missionen unter der Rubrik Nieder-Bengalen zusammengefaßt. Die Gesammtzahl der Kommunikanten (761) hat sich in den letzten 7 Jahren fast um 200 vermehrt.

Ein weit fruchtbareres Feld aber hat auch diese Gesellschaft unter den Santhals im nördlichen Gebiete dieses Stammes, ohne mit der erwähnten Baptistenmission in Konflikt zu gerathen. Die Hauptstationen sind Taljihari, Nya Dumka und Hirampoor, doch sind die zugehörigen Gemeinden auch hier in zahlreiche Dörfer zerstreut. Trotzdem, daß die niedrige Kulturstufe auf der diese Menschen stehen, die Rohheit und Neigung zum Trunk bei den Männern und die starke Abneigung gegen alle Neuerungen bei den Weibern der Mission große Schwierigkeiten in den Weg legen sind in wenigen Jahren über 800 Bekehrte gesammelt, von denen fast die Hälfte aus Kommunikanten besteht. Dagegen tritt denn freilich die Arbeit unter den Hindus in Bhagulpore (Bhagalpur)[1]) und den dazu gehörigen Außenstationen Jamalpur, Monghyr und Lachmipur — die bei aller Treue wenig sichtbare Früchte bringt und ihre Hauptwirksamkeit im Waisenhause resp. den Schulen hat, bedeutend zurück. Am meisten scheinen auch dort einige Christen von dem benachbarten Bergstamme der Pahâri dem Missionare Befriedigung zu gewähren.

Zusammen: 13 europäische Missionare auf ebenso vielen Stationen, unterstützt von 154 eingebornen Lehrern resp. Helfern deren 4 ordinirte Prediger sind. 7476 Christen, 1183 Kommunikanten, 3771 Schüler, 597 Schülerinnen.

Die Mission der schottischen Freikirche hat ihre Stärke in ihren höheren und niederen Schulen die größtentheils einen guten Fortgang haben und sich der Anerkennung von verschiedenen Seiten, — sogar vom Organ der Brahmo Somaj — erfreuen, trotzdem das christliche Element im Unterrichte entschieden betont wird. Im Ganzen befinden sich 2600 Schüler und 400 Schülerinnen in denselben, die sich auf 20 Stationen oder Außenstationen vertheilen. Die letzteren enthalten christliche Volksschulen, die in der äußeren Einrichtung der landesüblichen — Patschalla — nachgebildet sind. Sie liegen meist im Culna-, Mahanad- und Bansberia-Distrikt. In Kalkutta sind verschiedene Schulen, deren höchste 97 junge Leute zur Universität vorbereitet. Trotz der erwähnten Anerkennung, die sich diese Bildungsanstalten gesichert haben, kommt es jetzt seltener vor, daß Zöglinge zum Christenthum übertreten.

Die gesammelten Gemeinden umfassen nur 40 volle Mitglieder und 98 Anhänger. Die Zahlen würden größer sein, wenn nicht viele von den Bekehrten dieser Mission wegen ihrer gediegenen Bildung auswärtige Anstellungen übernähmen. — Uebrigens wird auch von dieser Seite nicht ausschließlich durch die Schule gewirkt, sondern regelmäßige Straßenpredigt unterhalten und gelegentlich Predigtreisen veranstaltet. Eine kleine Tamil- resp. Telugu-Gemeinde zu Kalkutta, die früher mit der Londoner Mission in Verbindung stand, ist jetzt der Freikirchen-Mission übertragen worden.

[1]) Von dort aus wurde die Santhal-Mission vor 19 Jahren abgezweigt.



Ein neues Feld hat dieselbe vor Kurzem unter den Santhals gefunden, u. z. an der südwestlichen Grenze des betreffenden Gebietes zu Pachamba[1]), so daß unter diesen dem Evangelio so zugänglichen Aborigines nun drei verschiedene Missionen bestehen ohne einander im Wege zu sein. Auf der genannten Station befindet sich ein Missionsarzt, und eine Schule ist im Gange — doch steht noch Alles in den Anfängen.

Zusammen: 6 Missionare, 11 eingeb. Prediger resp. Katechisten, (3 ordinirt) 97 Getaufte, 40 Kommunikanten.

Die Established Church von Schottland hat in Kalkutta ebenfalls Schulen mit etwa 800 Schülern sowie eine höhere Bildungsanstalt mit über 70 Zöglingen. Die kleine christliche Gemeinde, die mit derselben in Verbindung steht arbeitet dahin, die durch die verschiedenen christlichen Denominationen gesammelten Eingebornen zu einer allgemeinen, indischen Kirche zu vereinigen. Es scheint jedoch noch nicht die Zeit da zu sein, dieses lobenswerthe Streben zu verwirklichen. Wie schon erwähnt hat diese Mission auch einige Arbeiter in Darjeeling, die unter der mannigfaltigen Bevölkerung von Sikkim mit Predigt und Schulen arbeitet. Namentlich zugänglich sollen die Nepalesen sein. Ein deutscher Missionar, der hier einige Jahre namentlich unter den Lepchâs thätig war, mußte seiner Gesundheit halber wieder zurückkehren. Die christliche Gemeinde zählt 40 Mitglieder, die jedoch zum Theil von Gya dahin übergesiedelt sind. Die letztere Station scheint aufgegeben zu sein, da sie im Jahresberichte nicht mehr genannt wird.

Die Methodisten-Mission in Kalkutta mit der eine Nebenstation in Bancoorah verbunden ist, berichtet über gute Fortschritte ihrer bengalischen Gemeinde die aus 95 vollen Mitgliedern besteht und sich durch die Taufe von 16 Erwachsenen im letzten Jahre vergrößerte. Sie wird vorzugsweise durch eingeborne Kräfte gepflegt, während die europäischen Missionare der englischen Gemeinde dienen.

Ueber die weiteren Arbeiten der Englischen Presbyterianer, die vor einigen Jahren in Rampoor Bauleuh, nördlich von Kalkutta am Ganges, eine Station gegründet hatten, liegen keine Angaben vor.

Ebenso bedauern wir über den neueren Stand der Mission der Kalvinistischen Methodisten von Wales in Sylhet und den Kassia-Bergen, deren Berichte nur in welscher Sprache ausgegeben werden, keine Angaben machen zu können. Vor etwa zehn Jahren hatte sie auf 7 Plätzen über 200 Christen.

In Assam[2]) haben die Amerikanischen Baptisten unter den verschiedenen Aborigines, nämlich: Mikirs, Nagas und Garrow's erfreuliche Fortschritte gemacht. Die Gemeinde zu Gowalpara zählt 286 volle Mitglieder. Zu Gowahati wurden in einem Jahre 42 getauft. Ueber die beiden andern Stationen Nowgong und Sibsagor fehlen die Zahlenangaben. Gegen die wilden Garrows, die von ihren Bergen her oft mordend und plündernd die

[1]) Die Station liegt in einem Kohlendistrikt, der jetzt durch eine Zweigeisenbahn von Modoopoor nach Kurhurbarèe zugänglich geworden ist, 24° N. B. 86 O. L., vielleicht nicht weit von dem Orte Palmow auf Karte Nr. 7.

[2]) Vergl. Asien Nr. 5, Karton.

Ebene überfielen, wurde im vergangenen Jahre von der Regierung eine Expedition ausgeschickt. Man hoffte, daß durch die Unterwerfung dieses Stammes der Mission noch ein weites Feld geöffnet werde.

Auch die Ausbreitungsgesellschaft, obgleich sie auf ihren beiden Stationen Mungledye (Durrung) und Tezpore seit einigen Jahren nur einen Missionar hatte, konnte die Zahl ihrer eingebornen Christen in einem Jahre durch 12 Taufen auf 180 vermehren.

Wenden wir uns nunmehr nach dem Südwesten von Bengalen, so finden wir im Midnapore-Distrikte die Mission der amerikanischen Freewill-Baptisten mit ihren vier Stationen Midnapore, Jellasore, Balasore und Santipore. Sie gedeiht und gibt viel gute Hoffnungen für die Zukunft, wie ein Bericht sagt. Die 282 Mitglieder, deren Zahl sich im letzten Jahre um 44 vermehrte, sind sehr eifrig, weiter unter ihren Volksgenoßen zu wirken, was zum Theil ganz systematisch geschieht, besonders in Midnapore, von wo aus man unter einem Stamme von Aborigines (Santhals) Eingang gefunden hat. Diese Mission hatte schon nach älteren Angaben 30 Schulen mit 450 Schülern.

Schließen wir nun sogleich das zur benachbarten Agentschaft der Südwest-Provinzen gehörige Chota Nagpore hier an, dasjenige unter sämmtlichen Missionsfeldern des nördlichen Indiens, welches entschieden als das fruchtbarste anzusehen ist. Die bekannte reich gesegnete Goßnersche Mission unter den Kolh's findet in diesen Blättern eine so gründliche Darstellung, daß wir uns hier auf die folgenden, ganz allgemeinen Andeutungen über die jetzt besetzten Stationen beschränken können: Ranchi[1]) mit dem Prediger- und Lehrer-Seminar und einigen Tausend Christen. Patrasburj zwölf Stunden südlich von dort, mit 5000, und weiter westlich Govindpur, jetzt Goßnerpur genannt, mit 7000 Christen. Ferner ist die frühere aber längere Zeit aufgegebene Station Lohardagga unter den Urao-Kolh's in neuester Zeit ebenfalls wieder aufgenommen, und endlich die südlichste Station in Singbhum, Chaibassa (Chyebassa) unter den Larka-Kolhs, die auch bereits über 1000 Getaufte zählt. — Die anglikanische Gegen-Mission, die mit der Ausbreitungs-Gesellschaft in Verbindung steht, und von Ranchi aus ihre Operationen auch nach Chaibassa verpflanzt hat, giebt für die erstere Station eine Gemeinde von über 5000 Christen an.

Hieran knüpfen wir schließlich die Erwähnung der nicht unter einer Kolh- sondern Bengali-Bevölkerung gelegenen Goßnerschen Station Purulia, einer der wenigen unter den Hindu-Missionen die reichliche Früchte tragen. Die Gemeinde besteht aus 700 Gliedern, und hat sich von unparteiischer Seite ein hohes Lob erworben.

Dagegen bleiben zum Schluß die Goßner'schen Stationen im nordwestlichen Bengalen Hajipur, Chapra, Buxar (Bakschar), Mazafferpur und Darbhanga[2]) in vielen Beziehungen als Proben des für direkte Wirkungen des Evangeliums so sterilen Bodens, wie er sich fast überall im nördlichen Indien findet.

---

[1]) Den auf der Karte angegebenen Namen der Station, Bethesda, findet man nicht mehr gebraucht.

[2]) Ghazipur gehört schon zu den Nordwest-Provinzen.



Um nun wenigſtens in einer Zahl den ungefähren Ausdruck der Reſultate der geſammten evangel. Miſſion in Bengalen zu geben, rechnen wir die Anzahl der eingebornen Chriſten zuſammen, indem die fehlenden Angaben nach möglichſt begründeter Schätzung ergänzt werden, und finden 42,800. Am Schluſſe des Jahres 1861 belief ſich die entſprechende Zahl auf 20,774. Sonach haben wir alſo im Laufe von 11 Jahren[1]) einen Zuwachs von etwa 22,000 eingebornen Chriſten. Von dieſen kamen jedoch nur etwa 2000 auf die Hindu-Bevölkerung während der zehnfach größere Reſt aus Aborigines beſteht.[2])

Die katholiſche Miſſion auf dem beſprochenen Gebiet ſteht unter den drei apoſtoliſchen Vikariaten des weſtlichen, mittlern und öſtlichen Bengalens. Leider haben wir über die katholiſche Miſſion in Indien größtentheils keine neueren Quellen als das Madras Catholic Directory für 1868, dem wir unſre Angaben auch für die folgenden Gebiete entnehmen. Das erſte jener Vikariate umfaßte 11 Stationen, unter denen wir neben Kalkutta noch Dumdum, Serampore, Chinſurah und Ranangunge hervorheben. Die einzelnen Gemeinden werden als nicht ſehr ſtark angegeben doch ſoll die Geſammtzahl der Katholiken 11,000 betragen. Kleiner iſt das mittlere Bengalen mit Berhampore, Kiſchnagur, Foolbary und Jeſſore und 1190 Katholiken; während das dritte Vikariat 1868 auf 6700 Seelen angegeben wurde, nach Jahrb. z. Verbr. d. Gl. von 1873 aber auf 8250 geſtiegen iſt. Dazu gehören 10 Stationen Dacca, Coomiliah, Bandora Buriſſaul u. a. die in beträchtlichem Maße mit der Arbeit der Baptiſten zuſammentreffen.

---

2. Die Nordweſtprovinzen[3]).

Um die Leſer nicht durch trockene Aufzählungen zu ermüden ſehe ich zunächſt davon ab, die Stationen der einzelnen Geſellſchaften hintereinander aufzuführen und ſuche die Hauptſtätten der Miſſion auf dieſem Gebiete in kurzen Zügen zu charakteriſiren um dann am Schluſſe einige ſtatiſtiſche Daten folgen zu laſſen.

Wir beginnen mit Benares, jener alten Metropole indiſchen Heidenthums in welcher das ganze Leben der Bevölkerung mehr und feſter als anderswo von heidniſchen Anſchauungen und Sitten durchdrungen iſt, die durch eine mächtige und eifrige Prieſterſchaft beſtändig rege erhalten werden. Früher war es gefährlich, dort in den belebten Straßen das Evangelium zu verkündigen. Jetzt nicht ſo. Sicher gehen täglich Miſſionare dreier Geſellſchaften[4]) mit ihren Katechiſten durch das bunte Gedränge um auf öffentlichen Plätzen, oder in den dazu beſtimmten Räumen ihre Anſprachen zu halten. Es ſcheint als müßten ſie dann und wann

---

[1]) Unſre Zahlen nach den letzten Jahresberichten gelten meiſt für das Ende 1872.

[2]) Nach dem Berichte der anglo-indiſchen Regierung über die Miſſionen in Indien ſtellte ſich die Bengaliſche Miſſions-Statiſtik Ende 1872 alſo: Communicanten oder volle Mitglieder: 13,502, eingeborne Chriſten: 46,968, eingeb. ordinirte Geiſtliche: 35, Geldbeiträge von den Eingebornen: 8937 Rupies (Gulden). D. H.

[3]) Vergl. Allgem. Miſſionsatlas, Aſien Nr. 10.

[4]) Baptiſt M. S., Church M. S. und London M. S.

mit einer spärlichen Zuhörerschaft vorlieb nehmen. Oft aber findet sich eine größere Versammlung, aus deren Mitte heraus sich bald Widerspruch vernehmen läßt. Oder es werden verfängliche Fragen aufgeworfen, die zuletzt auf unerquickliche Wortstreitigkeiten und Sylbenstechereien hinausgehen. Ein stilles Anhören der Heilsbotschaft bei dem man den Eindruck bekommen könnte, daß sie zu Herzen geht, ist etwas sehr seltenes. Für manchen Missionar ist es eine ordentliche Erquickung auf einer Reise auf den Dörfern hie und da eine Schaar um sich zu sammeln, die ruhig eine Predigt mit anhört, obgleich auch hierbei nicht viel aufrichtige Heilsbegierde bemerklich zu werden scheint. Ein andrer rüstet sich mit den Waffen indischer Wissenschaft um in gelehrten Sanskrit-Vorträgen den stolzen Brahminen in einer ihnen imponirenden Weise die evangelische Wahrheit darzubieten.

Ein halbes Jahrhundert besteht die evangelische Mission in Benares. Aber die christlichen Gemeinden sind nicht bedeutend. Nur ab und zu kommt einmal die Taufe eines Erwachsenen vor. Wollte man Geldmittel anwenden, so wäre es ein Leichtes in einer Woche Tausend Hindus zum Uebertritt zu bewegen, wie einer der Missionare meint. Nach solchem Zuwachs haben dieselben natürlich kein Verlangen. Da schon die kleinen Gemeinden in vielen Beziehungen, was den christlichen Charakter und Wandel angeht, genug Noth und Mühe machen.

Auch hier scheint die Wirksamkeit in den verschiedenen Schulen, deren Schülerzahl gegen früher bedeutend gewachsen ist, und mehr als 1800[1]) beträgt die bedeutungsvollste zu sein, wenn sie auch nur sehr selten einen Bruch mit dem Heidenthum zuwege bringt.

Nördlich von Benares hat die Church M. S. die combinirten Stationen Jnanpur und Azimgurh mit kleinen Gemeinden[2]), sowie Gorakpur, wo seit 1823 bereits eine zahlreichere gesammelt ist[3]) von der sich jedoch nicht viel Fortschritte berichten lassen.

Befriedigender spricht die Londoner Mission von ihrer kleinen Gemeinde in Mirzapore obgleich sie in den letzten Jahren numerisch abgenommen hat. Dagegen verspricht das südlich gelegene Feld von Singrowli, nach dem ersten Jahrzehnt vorbereitender Arbeit aus seiner Aborigines-Bevölkerung eine reiche Ernte, die bereits mit den Erstlingen begonnen hat.[4])

Dem Laufe des Ganges aufwärts folgend finden wir bei seiner Vereinigung mit der Jumna in der großen Stadt Allahabad dem Sitze der Regierung für die Nordwestprovinzen, mehrere Missionsgesellschaften vertreten. Die Church M. S. hat in der Nähe ein nettes, neu angelegtes Christendorf mit mehr als 400 Gemeindegliedern, die fast sämmtlich aus dem Waisenhaus zu Secundra bei Agra stammen, von wo sie durch den Aufstand von 1857 vertrieben, und nach Verlegung der Regierung, in deren Druckerei ihrer viele arbeiten, hier an-

---

[1]) Nur die Church M. S. und London M. S. haben größere Schulen. Die der Baptisten scheint nur von christlichen Kindern besucht zu werden.

[2]) Zusammen 60 Christen, 20 Kommun.

[3]) In der Nähe ist 1835 das Christendorf Bascharatpur angelegt mit freien, von der Regierung geschenkten Ländereien. Gegen 300 Chr.

[4]) Diese Blätter werden nächstens eine ausführlichere Beschreibung dieses wenig gekannten, aber bedeutungsvollen Feldes bringen.

gesiedelt wurden. Die englische Schule in der Stadt ist eine der besten. Die Mission der Engl. Baptisten daselbst hat nach dem letzten Bericht keine Gemeinde eingeborner Christen, nachdem früher schon eine solche erwähnt wurde. Neben der Bedienung einer kleinen europäischen Gemeinde wird die Reisepredigt betrieben. Die Amerikanischen Presbyterianer arbeiten neben anderweitiger Missionsthätigkeit in ausgedehnten Schulen und haben in der Stadt ein paar Gemeinden (63 Mitgl.) Auch wird ihre nur mit eingeb. Katechisten und Lehrern besetzte Station Futtehpore, von hier aus geleitet.

Dieselbe Denomination hat weiter nordwestlich die 4 Stationen Etawah, Mynpurie, Furrukhabad und Futtehgurh. Die verschiedenen Zweige der Arbeit an den Heiden und Muhamedanern werden in dem betreffenden Bericht folgendermaßen charakterisirt: 1. Predigt auf den Bazaren oder in eigends für diesen Zweck an passenden Orten in den großen Städten gebauten Kapellen. Die letzteren bieten manche Vorzüge, durch die Ruhe und Ordnung, die feierliche, gottesdienstliche Form mit Gesang und Gebet ꝛc. Dagegen wird die Predigt auf offnem Bazar oft durch eine organisirte Bande der Gegner zerstört, und häufig stellen die Muhamedaner grade ihre Gegenprediger daneben. In der kühlen Jahreszeit rüstet der Missionar sein Zelt und zieht, begleitet von eingebornen Katechisten und christlichen Gemeindegliedern auf's Land. Hie und da wird ein längerer oder kürzerer Aufenthalt genommen. Die fremdartige Erscheinung zieht die Dorfbewohner an. Die Männer hören der schlichten Verkündigung der Heilswahrheit zu, während Frauen und Mädchen sich um die Frau des Missionars oder einer europäischen Lehrerin sammeln. 2. Arbeitet auch diese Mission in Schulen verschiedener Grade. Der Unterricht wird täglich mit Gebet und Bibellesen angefangen und in einer oder der andern Form fließt eine Unterweisung in der christlichen Lehre mit ein. Hie und da besuchen die Schüler auch den Gottesdienst, und einzelne von ihnen empfangen den Keim zu ihrer Bekehrung, während von andern Schulen berichtet wird, daß sie keine direkten Früchte für die christliche Kirche bringen. Die sämmtlichen Schulen der genannten Stationen umfassen doch 1500 Knaben und 400 Mädchen. 3. Die Zenana-Arbeit wird in ihrer Wichtigkeit immer mehr erkannt und in immer größerem Umfange geübt. Auf allen Stationen unterhalten die Frauen der Missionare, unterstützt von eingebornen Christinnen Verbindungen mit Frauen verschiedener Stände. Die Kräfte für diesen Zweig der Mission bedürfen noch sehr der Verstärkung. 4. Von philanthropischen Anstalten, kommt auf die genannten Stationen nur ein Waisenhaus; im Panjâb hat diese Mission mehrere solche, sowie ein Stift für Aussätzige und ein paar Krankenhäuser: Alles wichtige Hilfsmittel für die Christianisirung Indiens. 5. Die Presse ist gleichfalls als ein solches zu bezeichnen. Die Druckerei dieser Mission ist weiter unten bei der Besprechung des Panjab zu erwähnen. Doch giebt sie auch zu Allahabad eine Monatsschrift für eingeborne Christen heraus, sowie auf sämmtlichen Stationen und in deren Umgegend die Kolportage betrieben wird.

Neben dieser missionirenden Thätigkeit unter den Heiden steht die Sorge für die schon gesammelten christlichen Gemeinden die zum Theil schon durch eingeborne, ordinirte Geistliche bedient werden.

Wir haben hier die verschiedenen Zweige des Missionswerks ausführlicher

dargelegt, weil es in den betreffenden Berichten vollständiger und übersichtlicher als in andern aufgeführt ist. Mehr oder weniger finden sich dieselben auf allen Missionsstationen des nördlichen Indiens, wenn auch hier und dort der eine vor dem andern bevorzugt wird.

Wenden wir uns nun südöstlich, so treffen wir am Ganges die Station der Propagation Society zu Cawnpore nebst dem Waisenhause im benachbarten Asrapore, von der aus erfolgreiche Reisepredigt in dem südlich gelegenen Banda dem Evangelium eine Thür eröffnet hat. Weiter in Oude hat die Church M. S. in der großen Hauptstadt Lucknow, in der muhammedanisches Wesen am Ruder ist, seit 1858 eine verhältnißmäßig große Gemeinde gewonnen (300 Mitgl.). Auch das bisher von hier aus bediente Fyzabad ist zu einer Hauptstation geworden. Noch stärker jedoch ist am ersteren Orte die Mission der Amerikan. Bischöfl. Methodisten, deren Arbeit überhaupt sich auf 16 Hauptstationen in den 3 Distrikten Lucknow[1]), Bareilly[2]) und Moradabad[3]) ausdehnt. Die beiden letztgenannten liegen nordwestlich in der Landschaft Rohilchud, die nördliche Station Paori, tief zwischen den Bergzügen des Himalaya (in Ghurwal), während Nynee Tal (in Kumaon) auf den Vorbergen desselben zugleich als Sanatorium dient. Die letzten Jahresberichte dieser Mission liegen leider nicht vor. Die früheren zeigen ein nicht besonders schnelles, doch stetiges Wachsthum. In 7 Jahren stieg die Zahl der Kommunikanten von 93 auf 578.[4])

Auch die London M. S. hat in Kumaon die ältere Station Almorah mit wachsender Gemeinde und stark besuchten Schulen (660 Schüler), gleichfalls ein Sanatorium; sowie die jüngere Ranee Khet, die sich noch in ihren Anfängen befindet. Jene Stationen in den Bergen sind um so wichtiger als von dort aus die in der Nähe gelegenen von weit her besuchten Hindu-Wallfahrtsorte unter christlichen Einfluß gebracht sind.

In der benachbarten Landschaft des westlichen Dhoon (Dhûn), die eines der großartigen Thäler des Himalaya umfaßt, finden wir zu Dehra die amerikanischen Presbyterianer, die auch in der Ebene zu Saharanpur und Roorkee[5]) ein paar Stationen haben. In dem genannten Thal steht eine christliche Kolonie von nahezu 300 Seelen, Annfield unter Leitung der Church M. S. und ist als Außenstation mit dem etwas entfernten Mirat (Meerut) verbunden, zu dem noch mehrere näher gelegene Außenstationen gehören. Diese Mission weist im letzten Jahrzehnt ein verhältnißmäßig bedeutendes Wachsthum der Gemeinden auf. Weniger günstig scheint es zu Agra zu stehen, wo dieselbe Gesellschaft vor einigen Jahren über die Abnahme ihrer Gemeinde zu berichten

---

[1]) Lucknow, Seetapore mit Luckempore, Gondah, Roy Bareilly und Nawabgunge.

[2]) Bareilly, Shajehanpore, Budaon, Nynee Tal, Philibeet und Khairah Baj'rah.

[3]) Moradabad mit Chandawsi, Amroah mit Babukera, Bijnour, Sumbhal und Paori.

[4]) Eben, als die Correctur abgehen soll, trifft der neuste Bericht ein, der ein weiteres Wachsthum bis auf 811 zeigt.

[5]) Die dortige Station der Propagation-Soc. ist nur mit einem Katechisten besetzt.

hatte, während in neueſter Zeit keine beſonderen Angaben gemacht ſind. Das dazugehörige Waiſenhaus in dem nahen Chriſtendorfe Secandra zählt 400 Zöglinge. Von hier aus werden die meiſt mit eingebornen Predigern beſetzten Stationen Mattra (Muthra), Allygarh und Bareilly geleitet.

Auch die engl. Baptiſten-Miſſion arbeitet zu Agra nebſt Mattra und Chitoura. Die Zahl ihrer Gemeindeglieder hat ſich ſeit zehn Jahren mit einigen Schwankungen verringert. Trotz der fleißig fortgeſetzten Heidenpredigt täuſcht man ſich darüber nicht, daß „wenig — ſehr wenig — Anzeichen von einem einigermaßen ausgedehnten und tieferen Intereſſe für die chriſtliche Wahrheit vorhanden ſind.“ Von Erſchütterung des Heidenthums (geſchweige des Islams) ſpürt man in dieſer Gegend faſt nichts. Die heidniſchen Feſte ſind ebenſo wie ſonſt beſucht, ja manche neue Tempel und Moſcheen zeugen von neu belebtem Eifer. Zu Delhi hat dieſelbe Geſellſchaft mit ihrer früher ſchon recht zahlreichen Gemeinde viel Noth. Man erkennt die ſchlimmen Folgen einer falſchen Behandlung in der Anfangszeit, wo man zu ſchnell alles in engliſche Formen zu gießen ſuchte. Die Zahl der Kommunikanten iſt in zehn Jahren nicht gewachſen, während die der weiteren Angehörigen bedeutend abgenommen hat.

Erwähnen wir ſchließlich noch die Miſſion der Propagation-Society in jener großen Stadt, mit der die zu Karnâl (Kurnaul) und Rewaree verbunden ſind ſo haben wir die ganze evangel. Miſſion in den Nordweſtprovinzen überblickt.

Dazu nehmen wir ſogleich noch eine vereinzelte Station der Church M. S. tief in den Central-Provinzen, Jabalpur (Jubbulpore), von wo man früher hoffte unter den Gonds eine erfolgreichere Thätigkeit zu üben. Dieſe Hoffnungen ſind jedoch nicht in Erfüllung gegangen; theils, weil die Kräfte nicht entſprechend waren, theils — wie es ſcheint, weil die dortigen Gonds ſchon mehr hinduiſirt ſind als andre Aborigines, unter denen die Miſſion ſchneller Wurzeln zu ſchlagen pflegt.

Die Zahlen der mit den verſchiedenen Geſellſchaften verbundenen Chriſten und Kommunikanten laſſen ſich folgendermaßen zuſammenſtellen.

	Chriſten.	Kommunikanten.
Church. M. S.	3574	1145
Amerik. Presbyterianer	1052[1])	375
Engl. Baptiſten ca.	1000	326
London M. S.	430	131
Soc. Propagat. G.	260	82
Amerik. Method. Episc.	3000[2])	800[2])
Summa	9316	2859

Im Jahre 1861 betrugen die entſprechenden Zahlen nach Dr. Mullens 4376 und 1175.[3])

---

[1]) Nach Analogie geſchätzt.

[2]) Nach ungefährer Schätzung.

[3]) Der obenerwähnte offizielle Bericht zählt in den Weſtprovinzen 3031 Kommunikanten, 7779 eingeb. Chriſten, 19 eingeb. ordinirte Geiſtliche und 5265 Rupies jährlicher Beiträge. D. H.

Die katholische Mission zählt 18 Stationen unter dem apostolischen Vikar von Patna, mit 8000 Seelen. Manche der Gemeinden sind nicht bedeutend. Die zu Benares hat 258 Seelen. Die bedeutendsten sind Bettiah, Darjeeling Luknow, Fyzabad und Allahabad.

Ein Blick auf die heimathlichen Brennpunkte der römisch-katholischen Heiden-Mission.

(Von Missions-Inspector Petri in Berlin.)

In Jerusalem war der erste, im syrischen Antiochien der zweite Brennpunkt für die Ausbildung und Aussendung der ersten Jünger Jesu Christi als Heiden-Missionare. Von hier aus empfing Samaria und Mohrenland,[1]) Arabien und Kleinasien, Griechenland und Rom, vielleicht auch Spanien das Evangelium. (Apostelgesch. 1. 2. 8, 26, 35, 40. 9, 15. 10, 42—48. 13 ff.)

In der nachapostolischen Zeit fehlen eingehende und verbürgte Missions-Nachrichten. Die Quellen der Geschichte dieses Zeitraums wissen zwar im Allgemeinen viel von der erstaunlichen Verbreitung der Kirche in allen Theilen der damals bekannten Welt zu sagen, aber man sucht vergebens nach speciellen Berichten. Nur aus Andeutungen läßt sich schließen, daß die Brennpunkte für die Heiden-Mission auch zu Anfang der nachapostolischen Zeit die christlichen Metropolen Antiochien, Alexandrien, Carthago und Rom waren. Die Sage berichtet, daß Bischof Irenaeus von seinem Sitze Lugdunum aus zwei seiner Schüler nach Vesontio geschickt habe, um die Sequaner, Helvetier und Noroker zu bekehren. Und Chrysostomus soll von Konstantinopel Missionare zu den Gothen in die Donauländer sowie unter die phönizischen Heiden gesandt haben.[2])

In der Kirche des Orients nimmt die Missionsthätigkeit sichtlich ab. Das hat seinen Grund theils in der Erstorbenheit, der diese Kirche verfällt, theils in dem jugendlichen Fanatismus der moslimischen Mission, dem sie nicht gewachsen war. Eine rührige und erfolgreiche Thätigkeit haben nur die häretischen Nestorianer von Persien aus entwickelt, und zwar namentlich auf der Westküste Indiens, in der Tartarei und Mongolei und in China. Ihr Patriarch ordnete von Seleucia, später von Bagdad aus überall in den dem Heidenthum abgerungenen Gebieten Bisthümer und Metropolitensitze. Erst um das 12. Jahrhundert sind sie dem Buddhismus, dem Islam und den römischen Missionaren des Abendlandes erlegen.

Was Seleucia im Osten Asiens war für die Missionsthätigkeit zu Anfang des Mittelalters, das wurde Rom für das westliche Europa. Hier handelte es

---

[1]) Der Kämmerer aus Mohrenland. D. H.

[2]) Zu vergl.: Staats- und Gesellschafts-Lexikon von H. Wagener, Band XIII, S. 437 ff.

sich um die Bekehrung des noch massenhaft vorhandenen Heidenthums der germanischen Völker, welche von dem römischen Episkopat mit seiner festen und klaren Haltung in Lehre und Verfassung um so erfolgreicher betrieben werden konnte, je mehr sich Rom Einfluß auch auf das politische Leben des Auslandes zu verschaffen wußte. Eine Hauptstütze wurde das Mönchthum, welches, wenn auch nicht ausschließlich, doch vorwiegend das Contingent an geeigneten Personen für die Mission stellte. In freien Genossenschaften, wie die Klöster waren, wuchs zwar der Missionssinn, der sich in ihnen damals namentlich auf dem Boden der germanischen Nationalität entwickelte, durchaus frei hervor und war nicht kirchenregimentlich aufgeboten; aber es machte sich von selbst, daß, wenn die Erfolge ihrer Thätigkeit nicht verkommen sollten, sie den Anschluß an die leitenden Organe der Kirche suchen mußten. Und die Kirche behandelte den in den Klöstern erwachten Missionssinn mit großer Weisheit und Schonung, versah diese Pflanzschulen für die Ausbreitung des Christenthums mit Privilegien, die auf lange Zeit sogar eine gefährliche Rivalität zwischen den Aebten und Bischöfen hervorriefen. Abteien und Bisthümer — das waren nämlich die zwei Faktoren in der Missionsgeschichte dieser Zeit, um welche sich das neue Leben bewegte — jene das erweckende, erziehende und bildende, diese das verwaltende und kirchlich gestaltende Element darstellend.

Während so die Mission des Abendlandes mit großem Erfolge gekrönt wurde — es sei hier nur erinnert an die römische Mission unter den Angelsachsen, den Sieg des römischen Bekenntnisses in England, an Patricius, den Apostel Irlands, an Kilian, den Apostel der Franken, an Bonifacius, an die Bekehrung der Sachsen, an Ansgarius, den Apostel des Nordens — nahm der Islam im Süden und Osten eine immer drohendere Stellung ein. Die morgenländische Kirche hatte sich zu seiner Ueberwindung unfähig gezeigt, so übernahm die abendländische diese Mission. Vergeblich hat aber auch sie in den Kreuzzügen durch Waffen, für welche es keine Verheißung giebt, den Feind bekämpft. Die Unternehmungen einiger, diesen unglücklichen Missionskriegen des Mittelalters gegen den Islam entsprungener, Ritterorden hatten auf anderweitigem heidnischen Boden des nördlichen Europas etliche, doch nur mäßige Erfolge für Ausbreitung des Christenthums — des deutschen Ritterordens und seiner Arbeit unter den Preußen sei namentlich gedacht.

Mit dem 13. Jahrhundert traten zwei jugendliche Mönchsorden, die Franziskaner und die Dominikaner, in den Kampf gegen den Islam ein. Sie stellten sich zu dem Ende dem Papstthum zur Verfügung und sandten 2 Jahrhunderte lang aus ihren Klöstern unter Rom's Leitung Schaaren von Missionaren unter die Mauren Spaniens, Nord-Afrikas und des westlichen Asiens. Sie beschränkten sich aber nicht auf das moslimische Gebiet; sie arbeiteten auch unter den Schismatikern des Orients ebenso lebhaft wie sie im mittleren Asien den Kampf gegen Brahmaismus und Buddhismus mit mehr oder weniger günstigem Erfolge aufnahmen und selbst China besetzten. Ja, nach den großartigen Entdeckungsreisen spanischer und portugiesischer Seefahrer im 15. Jahrhundert, welche die Westküste Afrika's und den großen Continent des Westens erschlossen, finden wir die Franziskaner und Dominikaner das Missionswerk auch unter den Heiden Afrika's und Amerika's treiben. In letzterem Erdtheil traten auch die Benediktiner mit in die Arbeit ein.

Als so die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche im 16. Jahrhundert immer größere Dimensionen annahm, machte sich das Bedürfniß nach einer Centralstelle für die Verwaltung dieser Unternehmungen geltend. Dasselbe wurde namentlich von dem neu gestifteten Jesuiten-Orden ausgesprochen. Papst Gregor XV., welcher die Bedeutsamkeit des Gedankens, die zerstreuten Strahlen katholischer Missionsthätigkeit in Einem Brennpunkte zu sammeln, wohl erkannte, stiftete für diesen Zweck im Jahr 1622 die Congregatio de propaganda fide. Dieselbe ist ein Collegium von Cardinälen, dem die Oberleitung der gesammten katholischen Mission unter Heiden, Muhamedanern, Juden und — Griechen wie Protestanten befohlen ist. Ursprünglich gehörten zu dieser Behörde 13 Kardinöle, 2 Prälaten, 1 Ordensgeistlicher und 1 Sekretär, welcher gleichfalls Prälat war. Im Laufe der Zeit aber ist entsprechend der Ausdehnung des Werkes und dem Umfang der Geschäfte des Collegiums die Anzahl der Kardinäle verdoppelt worden, so daß dasselbe jetzt aus 26 Kardinälen besteht, welche vom Papste zu diesem Amte auf Lebenszeit ernannt werden. An der Spitze steht der „Präfekt“, welcher die Vollmacht hat, sämmtliche Verfügungen in Missions-Angelegenheiten zu zeichnen. Nächst ihm ist am einflußreichsten der Sekretair, welcher vom Papste aus den jüngeren Juristen der Kurie gewählt wird und zum Bischof oder Erzbischof — versteht sich in partibus infidelium — ernannt zu werden pflegt. Er bekommt alle aus der terra infidelium eingehenden Sachen zuerst zu lesen und verfügt sofort über dieselben, wenn sie keinem Bedenken unterliegen; über alle wichtigen Gegenstände aber hält er dem Präfekten Vortrag und bearbeitet das Meiste mit ihm gemeinsam. Beide bewohnen einen prächtigen Palast in Rom, welchen bereits der Papst Urban VIII. der Congregation zur Verfügung gestellt hatte. Reichen ihre beiderseitigen Vollmachten nicht aus, so hält über den betreffenden Gegenstand der Sekretair, selten der Präfekt selbst, beim Papst Vortrag. Alle Sonntag Nachmittag ist dazu eine Audienz festgesetzt. In dringenden Fällen kann der Sekretair die Audienz jederzeit haben; die Entscheidung des Papstes wird vom Sekretair dann in einem Rescript ex audientia sacra ausgestellt und sofort expedirt. Für die allermeisten Sachen ist dies der Geschäftsgang. Sehr selten tritt die ganze Congregation zu einer Sitzung zusammen. Das geschieht nur dann, wenn der Präfekt eine Sache für so wichtig hält, daß er sie vor dem Papste nicht allein zu vertreten wagt. In diesem Falle wird der fragliche Gegenstand einem Referenten übergeben; der hierauf gefaßte Beschluß der Congregation wird als Decret abgefaßt und erscheint nach erfolgter päpstlicher Bestätigung als einfaches Breve oder auch als förmliche Bulle des Papstes. Von anderen Behörden der Kurie ist die Propaganda vollkommen unabhängig und verkehrt ungehemmt nach unten wie nach oben, was nicht wenig zu der energischen Haltung beiträgt, welche diesem Institute eigen ist.[1])

Durch die Propaganda bestellt der Papst auch jeden Missionar und ertheilt ihm die für sein Amt nöthigen Fakultäten, weist ihm seinen Wirkungskreis an, setzt Präfekten und apostolische Vikare zur Leitung und Jurisdiktion für die Missionsgebiete an Ort und Stelle, und errichtet Bisthümer und Erzbisthümer, je nachdem die Missionsarbeit Erfolg hat.

[1]) Zu vergl.: O. Mejer, die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht, Göttingen 1852, S. 1 ff.



Woher aber bekommt die Propaganda ihre Missionare? Wohl bieten sich ihr auch Weltgeistliche, die in den Priester-Seminaren ausgebildet sind, zum Dienste an, aber da dieses nur selten stattfindet, so ist die Propaganda genöthigt worden, eigene Pflanzschulen einzurichten, sogenannte Collegien, in welchen junge Leute speciell zum Missionsdienste ausgebildet werden. Diese Seminare stehen in der Regel unter der Leitung eines Ordens, häufig der Jesuiten. Ein Ordensbruder wird zum Rektor der Anstalt gesetzt. Ihm steht die Disciplin über die Zöglinge während ihres Aufenthaltes in derselben zu, doch ist er der Propaganda für Alles verantwortlich. Da die letztere meistens die Mittel zur Unterhaltung der Collegien hergiebt,[1]) so sind ihr die Zöglinge auf Lebenszeit zum Missionsdienste verbunden. Sie nimmt dieselben meist schon mit dem 14. Jahre auf, vereidigt sie bereits in dieser Zeit und entbindet sie nur von ihrem Eide, wenn es sich herausstellt, daß ihre Ausbildung nicht das erwünschte Resultat liefert. — Allen diesen Seminaren lag ursprünglich der Gedanke zu Grunde, die Zöglinge nicht für die auswärtigen Missionen im Allgemeinen auszubilden, sondern für ein bestimmtes Land oder Volk; daran lehnte sich bald der andere Gedanke, die Zöglinge immer nur aus dem Volke zu nehmen, zu welchem sie später gesandt werden sollten. Indessen hat solches allein für die Gebiete in akatholischen christlichen Ländern durchgeführt werden können; für die Heiden-Mission ist es nur in Einem dieser Collegien noch in Ausübung geblieben und hat sich auch da nicht sonderlich bewährt. Man hält jetzt mehr die Praxis inne, Europäer als Missionare auszubilden und ihnen aufzugeben, an Ort und Stelle ihrer späteren Wirksamkeit Pflanzschulen zur Heranbildung eines Klerus aus den Eingebornen einzurichten.

Von den Seminarien der Propaganda bestehen in Rom allein 6, von welchen aber nur das Urbanum de propaganda fide auch Zöglinge für die Heidenmission ausbildet. Es soll dasselbe eine Art Musterschule für alle auswärtigen Missionen sein. Katholische Jünglinge aus allen Missionsgebieten der Erde werden in dasselbe versammelt und sollen dort zu Priestern ihrer Heimathländer ausgebildet werden, zugleich aber auch im Mittelpunkt der Kirche in der Mannigfaltigkeit der Zungen die Einheit des Glaubens zur Anschauung bringen, ein Ziel, das durch Vorträge von Gedichten und Reden in den verschiedensten Sprachen am Epiphaniastage, dem jedesmaligen Jahresfeste zum Ausdruck kommt. Professor Mejer war i. J. 1846 Zeuge eines solchen öffentlichen Deklamationsaktus der Missionszöglinge und zählte 58 Sprachen, unter denen freilich auch bloße Dialektverschiedenheiten die Zahl vermehren halfen. So galten z. B. Deutsch und Schweizerdeutsch als 2 Sprachen. Als eine wesentlich unkräftige Anstalt bezeichnete dieses Institut in Folge geschehener Anfrage in der General-Conferenz der Berliner Missions-Gesellschaft i. J. 1844 der Geheime Legationsrath von Bunsen auf Grund eigener vieljähriger Erfahrung in Rom, und erklärte ausdrücklich, die angeblich unter den Zöglingen stattfindende Kenntniß aller lebenden Sprachen, welche bei den Jahresfesten in öffentlichen Reden zur

[1]) Der Propaganda waren mit ihrer Stiftung gewisse Einkünfte gesichert, welche Papst Urban VIII. auf das Freigebigste vermehrt hat. Außerdem sind ihr andere Schenkungen in Masse zugeflossen.

Schau getragen werde, sei eine Spiegelfechterei, bei der die Meisten, indem sie papageiartig in fremden Sprachen redeten, den Sinn ihrer eigenen Worte nicht verstünden. Er berief sich hierbei auf das Zeugniß eines Missionares Namens Wolff, welcher, einst selbst ein Zögling des Instituts, namentlich in Abrede gestellt habe, daß durch dasselbe jemals tüchtige National-Gehilfen ausgebildet worden seien.

Außer den Seminaren in Rom giebt es ihrer noch eine ganze Reihe in Italien, von denen aber wieder nur das in Neapel zugleich für Heiden-Mission ausbildet; in Frankreich, wo namentlich das der Missions étrangères zu Paris blühend ist und viele Arbeiter für die Heiden-Mission liefert; in Spanien, wo nur das in Occano für Heiden-Mission ausbildet, und in Irland, das zu Carlow in Leinster ein Seminar aufzuweisen hat, für welches von einem irischen Pfarrer 8000 Pfund ausgesetzt worden sind. Vor Kurzem hat auch der Erzbischof Manning im Herzen Alt-Englands den Grundstein zu einem katholischen Missions-Seminar gelegt, dem ersten englischen nach der Reformation, bei welchem man, nach der großartigen Anlage zu schließen, auf bedeutenden Zulauf junger katholischer Engländer, die Missionare werden wollen, zu rechnen scheint. Im katholischen Deutschland und den amerikanischen Territorien, welche katholische Kirchengebiete sind, Chili, Peru, Mexiko, dem Süden der vereinigten Staaten, giebt es solche Brennpunkte, wie die vorhergenannten, nicht. Dennoch ist aus der Existenz der Leopoldinischen Stiftung, die i. J. 1829 in Oestreich entstand, und dem i. J. 1840 in Baiern gestifteten Ludwigsvereine ersichtlich, daß katholischer Missionssinn auch in diesen Landen vorhanden ist.[1])

Durch alle diese Collegien resp. Seminare der Propaganda ist indessen das Bedürfniß keineswegs befriedigt, und man nimmt immer noch zu der alt üblichen Weise seine Zuflucht, die Mönchsorden in der Mission arbeiten zu lassen. Und welch' ein Contingent in ihnen herangebildet werden kann, ist ein wenig daraus zu ersehen, daß es allein in Preußen i. J. 1855: 69 klösterliche und Ordens-Anstalten mit 976 Personen, i. J. 1864: 243 Anstalten mit 5259 Personen und i. J. 1869: 826 Anstalten mit 8319 Personen gab, und in Belgien, dem Hauptheerde des klösterlichen Lebens, waren i. J. 1846 in ca. 1200 Anstalten 12,000 Ordensmitglieder, i. J. 1866 in 1302 Anstalten 18,098 Ordensmitglieder und seitdem ist ihre Kopfzahl weit über 20,000 gestiegen.

Namentlich ist jedes Jesuitenkloster eine Missionsschule, und jedes Glied dieses Ordens hat sich durch sein Gelübde der Propaganda zur Disposition gestellt. Außer ihnen haben sowohl die Antonianer als Basilianer ihre besonderen Missions-Seminare, fast alle in Rom. Ein sehr altes Institut der ersteren ist das von St. Gregorius Illuminator in Rom, welches für das Morgenland ausbildet, und das der Mechitaristen zu St. Giuseppe in Venedig. Unter den Basilianern thun sich besonders die Minoriten-Observanten hervor; sie haben gleichfalls ihre besonderen Missions-Seminare, von denen 3 allein in Rom sind. Außer ihnen haben von den Basilianern noch die Minoriten-Con-

---

[1]) Zu vergl. Kalkar, Geschichte der römisch-katholischen Mission, Erlangen 1867, S. 5 ff.

ventualen, die Carmeliter und Kapuziner je ein Seminar in Rom. Aber alle diese Ordens-Missionsschulen sind im Ganzen ziemlich unbedeutend, sie haben selten mehr als 12 Zöglinge. Sie stehen zwar zunächst unter der Leitung der betreffenden Ordensoberen, aber die Propaganda, auf deren Betrieb die meisten erst entstanden sind, giebt ihnen die Institutsordnungen, nach welchen sie, abgesehen von den Gesetzen des Ordens, denen die Zöglinge als Glieder unterworfen sind, geleitet werden und inspicirt sie durch besondere Visitatoren. Hat die Propaganda Arbeiter nöthig, so trifft sie zunächst aus diesen Seminarien ihre Auswahl. Nicht selten geschieht es, daß diese Klosterbrüder nur auf Kündigung eine gewisse Reihe von Jahren dienen und dann wieder ganz ihrem Orden zurückgegeben werden; zuweilen erhalten sie auch für die der Mission geleisteten Dienste besondere Beförderungen in den Ordensstellen. Es versteht sich, daß außerdem der Orden selbst aus seinem Seminar oder überhaupt aus seinen Gliedern auswählen und aussenden kann; aber das thut er nicht so ohne Weiteres — seine Missionare sind ebenso den Bestimmungen der Propaganda unterworfen wie jeder von dieser selbst Ausgesandte.

Außer den Mönchsorden müssen nun noch die Weltpriester-Communitäten genannt werden. Mit Ausnahme der Jesuiten sind sie es gerade, auf welche sich die jetzigen römischen Missionsunternehmungen und namentlich die in den Heidenländern stützen. Ihre Heimath ist Frankreich. Die Lazaristen, diese Schöpfung des Vincenz von Paula (1625), stehen obenan. Ursprünglich Zwecke der inneren Mission verfolgend sind sie allmälig auch zur Arbeit in den auswärtigen Missionen übergegangen; sie haben ihren Mittelpunkt zu Paris in St. Lazarus. Jüngeren Datums ist die Congregation des heiligen Herzens Jesu und Mariae, nach der Straße in Paris, in welcher ihr Mutterhaus steht, auch die Gesellschaft von Picpus genannt; sie wurde i. J. 1805 von Abée Coudrin gestiftet und betreibt lediglich die Heidenmission. Von diesen Genossenschaften werden auch weibliche Personen zahlreich ausgesandt, um Schulen, Krankenhäuser &c. in den Missionen zu leiten. Nach dem Vorbilde dieser Vereine in Paris haben sich auch in den französischen Provinzen verschiedene mehr oder weniger bedeutende, meistens unter die Heiden aussendende Genossenschaften gebildet; wir nennen nur die vorzüglichsten: Die Maristen in Lyon, die Congregation des heiligen Geistes und des heiligen Herzens Maria's zu Amiens, die Unserer lieben Frauen und des heiligen Kreuzes von Mons, die Gesellschaft Maria's in Brest, die Oblaten Maria's in Marseille &c. Auch in Italien sind solche Vereine entstanden, besonders in Oberitalien der Verein der Oblaten der seligen Jungfrau zu Turin und der von den Bischöfen der lombardischen Provinz zu Mailand (1850) gestiftete Verein für auswärtige Mission; beide Vereine haben ihr eigenes Seminar. Von minderer Bedeutung sind außerdem noch die Communitäten der Redemptoristen, Passionisten und Eudisten.

Die Ausbildung selbst ist in den römischen Seminaren durchschnittlich eine mittelmäßige.[1]) Die bedeutenderen Kräfte werden noch dazu nicht unter den

---

[1]) Zu vergl.: Die Missionsnachrichten der Ostindischen Missions-Anstalt zu Halle. XIX. Jahrgang. 1867. S. 29 ff.

Heiden, sondern unter den „Ketzern" verwandt. Doch sind thatkräftige und im Leiden bis zum Märtyrertode erprobte Charaktere unter den römischen Heidenboten nicht selten. Meist sehr tüchtige Arbeitskräfte liefern die Jesuiten.

Sogleich in der ersten Confirmation, welche „die Gesellschaft Jesu" i. J. 1540 vom Papst Paul III. erlangte, heißt es unter Anderem, daß sie eingerichtet sei — — — ad fidei propagationem per publicas praedicationes et verbi dei ministerium. Und den mit der Aufnahme-Prüfung Beauftragten ist die sorgfältigste Achtsamkeit zur Pflicht gemacht, ob die nöthigen Gaben vorhanden sind, ut augeatur in Societate numerus Operariorum in vinea Christi Domini nostri. Welche Eigenschaften aber fordert der Orden von seinen Novizen, um sie zu „Arbeitern im Weinberge unseres HErrn" heranziehen zu können? Zunächst wird bei Beginn der Laufbahn ein Alter von 14 Jahren verlangt, gute Gesundheit, ein ehrbares Ansehen, vor Allem anmuthige Redegabe, sodann gute geistige Anlagen, Fassungskraft und treues Gedächtniß, Entschlossenheit zu leben und zu sterben in der Societät, Discretion in Geschäften, offener Blick und gesundes Urtheil. Menschen von langsamem Geiste sollen nicht zugelassen werden, denn „wenn auch jenen selbst der Eintritt förderlich sein könnte, so muß die Societät doch ihre eigene Ehre in's Auge fassen." Gute Familie, Reichthum und Ansehen sind nicht nöthig, wo sie sich aber mit sonstigen Vorzügen vereinen und zur Erbauung gereichen, empfehlen sie die Aufnahme nur um so mehr.[1])

Zur gründlichen Beobachtung, ob die Novizen den Anforderungen genügen, werden dieselben zunächst in einer mit dem sogleich näher zu beschreibenden „Probationshause" in Verbindung stehenden Wohnung untergebracht, wo sie 12 bis 15 oder 20 Tage gesondert verweilen müssen, nur von ihrem Examinator und auserwählten Brüdern besucht. Aus dieser ersten Station werden die Novizen sofort entlassen, wenn sie ungeeignet erscheinen. Begegnet sich aber hierauf die Befestigung der Novizen in ihrem Entschlusse mit der Geneigtheit der Oberen zur Aufnahme, so treten jene zu gemeinsamem Aufenthalte und Verkehr mit den übrigen zu einer 2jährigen Prüfungszeit in das Probationshaus. Hier sollen sie zunächst in die Verhältnisse der Gesellschaft und anderntheils die Jesuiten in die Personalien der Novizen noch mehr eingeführt werden. Nach der ersten „Herzensergießung" beim Eintritt wird ihnen eine halbjährlich zu wiederholende Rechenschaftsablegung über das seither verflossene Leben verordnet. Dem zur Seite geht eine Reihe praktischer Probestücke: geistliche Exercitien, Wanderungen um Almosen zu sammeln, Dienstleistungen in Klosterherbergen und Krankenhäusern, Handreichungen bei Hausgeschäften bis zum Kochen und Aufwaschen hinab. Erst nach Ablauf dieser 2jährigen Probezeit und einer nochmaligen Generalbeichte legen die Novizen die 3 gewöhnlichen Mönchsgelübde ab und versprechen, nach Beendigung ihrer Studien in einer alsdann erst zu bestimmenden Weise zum Jesuiten-Orden zu treten, und werden nun als Scholastici approbati in die Collegien geschickt. Hier müssen sie zunächst 2 Jahre lang außer Latein und Griechisch die Rhetorik und Literatur, sodann 3 Jahre lang Philosophie, Physik und Mathematik studiren und, nachdem sie darauf 5—6 Jahre lang selber als Lehrer

---

[1]) Zu vergl.: Dr. Weicker's Schulwesen der Jesuiten. Halle, 1863 S. 101 ff.

diese Fächer vorgetragen haben, sich etwa 5 Jahre hindurch der Theologie widmen. Der theologische Unterricht besteht in Schriftkunde nebst Hebräisch, Scholastik d. h. Dogmatik und Casuistik d. h. Ethik; die Vorlesungen über die heilige Schrift treten aber gegen die in den letzteren Fächern entschieden zurück. Aus den „Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings“, Leipzig 1862, S. 267 ff. ersieht man, daß der Unterricht in der heiligen Schrift früher täglich nur 1 Stunde in Anspruch nahm und in einem Cursus von 2 Jahren absolvirt wurde — in dem ersten Jahre das alte, in dem zweiten das neue Testament und zwar in der Regel das zweite und dritte Studienjahr umfassend. Neuerdings soll die Exegese einzelner Abschnitte der heiligen Schrift sogar erst im 3. Jahre des theologischen Cursus in wöchentlich 2 Stunden und nur während dieses einen Jahres getrieben werden. Der dogmatische Cursus, welcher 4 Jahre dauert, bildet den Kern der ganzen jesuitischen Theologie und behandelt alle christlichen Dogmen im Anschluß an die Summa theologiae des Thomas Aquinas. Die Casuistik wird während eines 2jährigen Cursus von 1 oder 2 Professoren täglich in 2 Stunden gelehrt und zwar in 2 neben einander hergehenden Abschnitten, deren ersterer mehr allgemein von den Sakramenten, geistlichen Censuren und einer Art praktischer Psychologie handelt, während der andere sich speciell an die 10 Gebote anschließt. Mit welchem Erfolge in diesen Collegien gearbeitet wird, kann man daraus ersehen, daß i. J. 1872 bei der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission an der Universität Münster 4 Scholastiker der „Gesellschaft Jesu“ das philologische Staats-Examen „mit großer Auszeichnung“ bestanden haben — der erste Fall, daß Jesuiten sich einem Examen vor einer Commission, deren Mitglieder nicht ihrem Orden angehören, unterzogen haben.

Wenn solche Kräfte in den Dienst der Heidenmission treten, was Wunder, daß es an Erfolgen — wenigstens äußerlich — nicht fehlt. Indes dem eigentlichen Missionarsberuf werden diese gelehrten Scholastiker wohl nur selten überwiesen. Dazu bilden vorzüglich die als Theile der Collegien, aber meist von ihnen gesondert bestehenden Seminare aus. In den Constitutiones Patrum wird ausdrücklich angeordnet, daß auch solche angenommen werden sollen, welche keine Hoffnung geben, eruditi zu werden; sie sollen — in einem Seminar — nur lateinischen Unterricht und eine Anweisung zur Seelsorge erhalten. Auch die Provinziale d. h. die Vorsteher sämmtlicher Anstalten in einer Provinz des Jesuiten-Ordens werden ausdrücklich ermahnt, darauf zu sehen, daß diejenigen, welche keine Fortschritte in den Wissenschaften d. h. in den Collegien machen, damit sie nicht die Zeit verlieren, in Seminaren zu Beichtvätern ausgebildet werden. Demgemäß kehrt auch in der Ratio studiorum zum Oefteren die Weisung wieder, daß die Unfähigen zu Beichtvätern auszusondern seien. Obgleich nun hiernach auch die Missions-Seminar-Zöglinge der Jesuiten als dürftig ausgebildet erscheinen, unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sie die am besten ausgebildeten unter allen römischen Missionaren sind.

Zur Zeit der höchsten Blüthe des Jesuiten-Ordens i. J. 1750, wo er 22,500 Mitglieder, 38 Provinzen, 273 Residenzen und Missionshäuser, 61 Probationshäuser 2c. und 669 Collegien zählte, gab es 176 Seminarien zur Ausbildung von Priestern, Missionaren und Lehrern. Bald darauf wurde der Orden bekanntlich von Clemens XIV. aufgelöst, i. J. 1814 aber von Pius

VII. wieder hergestellt. Im Jahre 1844 zählte derselbe bereits von Neuem 233 Häuser und 4133 Mitglieder, i. J. 1855 schon 5510 Mitglieder und i. J. 1871 in 22 Provinzen[1]) 8809 Mitglieder. Die Zahl der Jesuiten-Missionare wurde i. J. 1871 auf 1644 angegeben, von denen kamen 168 auf Europa, 352 auf Asien, 159 auf Afrika, 815 auf Nordamerika[2]), 337 auf Südamerika, 96 auf Australien (incl. der Philippinen und der holländischen Inseln im Süden Asiens), 17 waren auf der Reise.

Das Hauptorgan aller römisch-katholischen Missionsnachrichten, die „Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens" von 1873 weisen unter dem Titel „Abreise von Missionaren" 329 männliche und 59 weibliche Personen auf; unter den ersteren zählt man allein 117 Glieder der „Gesellschaft Jesu." Die Zahl aller Mitglieder des Jesuiten-Ordens wird gegenwärtig auf 9101 angegeben, unter denen 1558 Missionare sein sollen.

Neben den vielen aussendenden Missionsvereinen, welche zum größten Theil von Anfang an durch die Mittel der Propaganda erhalten wurden, aber bei der bedeutenden Vermehrung der Missionare nach und nach Mangel zu leiden anfingen, so daß namentlich die Communitäten in ihren Berichten klagten, nicht aussenden zu können, weil es an Geld fehle, haben sich mit Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts Hilfsvereine für die Missionen gebildet, welche nicht selbst aussenden, sondern nur Geld und Gebete darbringen. Der Hauptverein dieser Art ist der der „Verbreitung des Glaubens" zu Lyon. Hier hielt sich i. J. 1815 der Bischof Dubourg von New-Orleans auf seiner Rückreise von Rom, wo er die bischöfliche Weihe erhalten hatte, einige Zeit auf. Dabei empfahl er sein armes Bisthum, wo Alles erst noch geschaffen werden mußte, mit warmen Worten der Unterstützung der Lyoner. Besonders theilte er seine Wünsche einer christlichen Wittwe mit, welche er einst in den vereinigten Staaten Nord-Amerikas kennen gelernt hatte, und äußerte den Gedanken der Gründung eines wohlthätigen Vereins für die geistlichen Bedürfnisse seines Bisthums, wobei der jährliche Beitrag 1 Fr. betragen sollte. Die Wittwe[3]) ging auf die Vorschläge des Bischofs ein und theilte dieselben auch einigen anderen Freunden mit. Ungefähr um dieselbe Zeit suchten auch die Direktoren des Seminars der auswärtigen Missionen, welche seit einem Jahre wieder in ihr durch den Krieg geschlossenes Haus zu Paris eingezogen waren, den Gebetsverein, der im vorigen Jahrhundert zur Bekehrung der Heiden gegründet worden war, neu zu beleben. Sie verlangten hierfür vom heiligen Stuhle Ablässe, und ließen eine Darstellung der Bedürfnisse ihrer Kirchen erscheinen. Ein Zögling des Seminars St. Sulpice schrieb davon und namentlich von der großen

---

[1]) Der englischen, aragonischen, östreichisch-ungarischen, belgischen, castilischen, galizischen, deutschen, irländischen, lyoner, mexikanischen, neapolitanischen, niederländischen, römischen, sicilischen und venetianischen, dann der von Champagne, Franzien, Maryland, Missouri, New-York, Tourin und Toulouse.

[2]) Obwohl von 249 Mitgliedern der Provinz Maryland nur 1 als wirklicher Missionar angestellt ist, von 234 der Provinz Missouri 29 und von 212 der Provinz New-York 19.

[3]) Madame Petit, Mutter eines der Gründer des Werkes der „Verbreitung des Glaubens." Zu vergl. die „Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens", Jahrgang 1872. Heft III. S. 4 ff.

Roth, in der sich das Haus der auswärtigen Missionen befand, an seine Schwester in Lyon, Fräulein Jaricot, und machte den Vorschlag zur Gründung einer wohlthätigen Gesellschaft, die denselben eine regelmäßige Unterstützung liefern sollte. Die Schwester griff diesen Gedanken auf und gründete 1820 einen Verein, dessen Mitglieder wöchentlich 5 Cent. für das Missions-Seminar beisteuerten. Die Zahl der Mitglieder stieg bald auf 1000, welche 2000 Fr. aufbrachten. Inzwischen hatten auch die Freunde des Bischofs Dubourg die Hoffnung, einen Verein für das Bisthum New-Orleans in's Leben zu rufen, nicht aufgegeben, als sie zu Anfang des Jahres 1822 von einem Generalvicar dieses Bisthums besucht wurden. Seine Anwesenheit entflammte ihren Eifer sehr. Doch wurde der Einwand gemacht, daß ein Missionsverein nur dadurch eine feste Grundlage gewinnen könne, wenn er katholisch sei d. h. wenn er die Missionare aller Orten unterstützen würde. Dieser Gedanke gewann die Oberhand. Es ward eine Versammlung veranstaltet, bei der sich 12 Theilnehmer einfanden, die einen Präsidenten sowie eine Commission von 3 Mitgliedern wählten, um einen Entwurf über die Einrichtung des Vereins auszuarbeiten. Der Tag, an welchem der Verein gegründet wurde, war der 3. Mai 1822, an welchem noch jährlich ein großes Fest gefeiert wird. Der Centralrath, dem die Leitung des Ganzen übergeben ward, war aus den Personen genommen, welche der ersten Versammlung beigewohnt hatten. Nachdem die kirchliche Genehmigung dem Verein ertheilt worden war, bereiste ein Mitglied des Raths die Städte des südlichen Frankreichs, und bald bildeten sich in Avignon, Aix, Marseille, Nimes, Montpellier und Grenoble die ersten Diöcesan-Ausschüsse; die ausgezeichnetsten Mitglieder des Klerus sowie fromme Laien nahmen sich der Sache an. Die Einnahme des ersten Jahres betrug 15,272 Fr. 15 Ct. Bald darauf gelang es auch, in Paris einen zweiten Centralrath zu bilden und Pius VII. ertheilte dem Unternehmen Ablaß „auf ewige Zeiten." Von da an wurde das Werk der „Glaubensverbreitung" von allen bischöflichen Kanzeln in Frankreich empfohlen, beschränkte sich aber in den ersten 10 Jahren auf Frankreich. Danach betheiligte sich zuerst Belgien, dann die Schweiz, Savoyen und der Elsaß. Seit 1838 verbreitete sich die Theilnahme über die ganze katholische Kirche beider Welten in einem ganz außerordentlichen Maaße: allein 300 Bischöfe empfahlen „das Werk" in ihren Erlassen, und nach Pius VII. haben alle Päpste es reichlich mit Ablässen dotirt und mit den Reliquien des heiligen Exugerus beschenkt; namentlich hat der gegenwärtige Papst Pius IX., der bereits als Bischof von Imola der Erste war, der es im Kirchenstaate mit besonderer Vorliebe empfahl, demselben seine Gunst zugewendet, ihm einen neuen Ablaß in der Weise eines Jubiläums bewilligt und sogar, um auch das Interesse der Kinder für die Mission in Anspruch zu nehmen, Kindern, welche noch nicht die Communion empfangen können, an den Ablässen des Vereins Antheil zu nehmen gestattet, was bis dahin nach kirchlicher Ordnung unerhört war!

Im Jahre 1872 als dem 50. des Bestehens des Vereins wurde die Zahl der gegenwärtig von ihm unterstützten Bisthümer, apostolischen Vicariate und Präfekturen in der alten wie neuen Welt auf 250 angegeben, und die Jahreseinnahme betrug 5,602,645 Fr. 15 Ct.[1]).

[1]) Zu vergl.: Die Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens 1873. Heft V. S. 3 ff.

Die „Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens" werden gegenwärtig alle 2 Monate in 234,370 Exemplaren gedruckt, und zwar französische 152,000, — bretonische 2600, — englische 20,000, — deutsche 22,000, — spanische 2150, — flandrische 6620, — italienische 23,600, — portugiesische 2500, — holländische 2000, — polnische 800.

Anmerkungsweise stehe hier endlich noch ein Zeugniß von dem Einflusse des Lyoner Vereins auf die „Gesellschaft der auswärtigen Missionen in Paris", deren Noth seiner Zeit die Gründung desselben mit verursacht hat. Die Gesellschaft der auswärtigen Missionen in Paris zählte i. J. 1822: 5 Missionen, 6 Bischöfe, 27 europäische Missionare, 135 einheimische Priester und 350,000 Christen; i. J. 1872: 24 Missionen, 23 Bischöfe, 440 europ. Missionare, 320 einheimische Priester und 700,000 Christen.

Im Seminar zu Paris wurden vor 50 Jahren 8—10 Zöglinge jährlich angemeldet, jetzt durchschnittlich 120—130. Und während aus demselben früher nur einige wenige Missionare jährlich auszogen, ist deren Zahl jetzt jedes Jahr 40 im Durchschnitt.

Geschichte des Missionslebens in der protestantischen Kirche Baierns.[1])

(Von Dr. Gustav Plitt, Prof. d. Theol. in Erlangen.)

Eine protestantische Kirche Baierns giebt es erst seit den durch die französische Revolution verursachten Gebietsveränderungen in Deutschland, genau genommen in ihrem jetzigen Umfange erst seit den Friedensschlüssen, welche die napoleonische Periode beendigten. Vorher gab es in einem großen Theile des späteren bairischen Staatsgebietes eine Reihe größerer oder kleinerer Territorien mit vorwiegend oder ganz evangelischer Bevölkerung; aber diese, meist dem lutherischen Bekenntnisse angehörigen, Kirchentheilchen standen in keinerlei kirchlicher Verbindung mit einander. Nun hätte ja allerdings von den evangelischen Christen jener Territorien auch vor deren Einfügung in den bairischen Staat lebhaft für die Mission gearbeitet sein können, und dann wäre es nöthig, wenn man die Geschichte des Missionslebens in der protestantischen Kirche Baierns darstellen

[1]) Die Quellen, aus denen ich geschöpft habe, im Einzelnen anzugeben, unterlasse ich hier. An Mühe des Sammelns habe ich es nicht fehlen lassen, darf mir aber dennoch nicht verbergen, daß noch Manches mir entgangen ist. Ich bitte genauere Kenner des behandelten Gegenstandes, mir, wo sie können, freundliche Berichtigungen zukommen zu lassen. Für Alles, was mir zur Berichtigung oder weiteren Aufklärung geboten wird, werde ich herzlich dankbar sein. — Die Benutzung der an Buchrucker gerichteten Briefe verdanke ich der Güte meines verehrten Freundes, des Herrn Dekan Buchrucker in München.

will, in die vorbairische Zeit zurückzugehen. Allein diese Nöthigung liegt im Grunde nicht vor. Mit dem Missionsleben stand es bekanntlich zu Ende des vorigen Jahrhunderts in ganz Deutschland schlecht. Das Umsichgreifen des Unglaubens in der Kirche lähmte natürlich den Eifer für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Warum sollte man Andern das verkündigen lassen, was man selbst nicht mehr glaubte? Und wie es hiermit in den übrigen Theilen der evangelischen Kirche Deutschlands stand, so auch in Franken und Schwaben. Es gab dort nur noch spärliche Reste von früher thätigen Missionskreisen. Zu neuen Anfängen eigentlichen Missionslebens kam es erst allmählich wieder nach dem Entstehen einer protestantischen Landeskirche Baierns. Hiermit soll freilich nur ein zeitlicher Anfangspunkt gegeben werden und keineswegs ist es so gemeint, als stünde jenes Zusammenschließen unter bairischer Herrschaft in ursächlichem Zusammenhang mit dem Erwachen des Missionslebens. Im Gegentheil, die Pflege der Mission, welcher die evangelischen Christen Baierns, von außen her angeregt, sich mehr und mehr zuwandten, hatte gerade durch die neue staatliche Gewalt lange zu leiden und ward in ihrer freien Bewegung sehr gehemmt. An dieser Bedrückung liegt vornämlich die Schuld, daß es nicht schneller und nicht kräftiger vorwärts gieng. Mit dem Wegfallen des vom Staate ausgehenden Hindernisses beginnt eine neue Periode in dem von uns zu behandelnden kirchlichen Lebensabschnitte.

So zerfällt uns der Stoff in zwei Hauptabschnitte, welche durch die Gründung des protestantischen Central-Missions-Vereins für Baiern im Jahre 1843 auseinandergehalten werden. Nachdem wir die Verbindungsfäden, welche zu dem in der vorbairischen Zeit für die Mission Geschehenen zurückführen, blosgelegt haben, wird zuerst die Entwicklung des Missionslebens in der Stille, in den Privatvereinen, soweit die Nachrichten es möglich machen, zu zeichnen sein; sodann ist die Geschichte des öffentlichen, die Landeskirche umfassenden Missionsvereines so im Ueberblicke zu schildern.

Zur Theilnahme an der Missionsarbeit ward bekanntlich die evangelische Kirche Deutschlands zuerst von Halle aus mit Erfolg angeregt. Was in Deutschland für die Mission wirkte, schloß sich, wenn man von der Brüdergemeinde und ihren Freunden absieht, an Halle an. So geschah es auch in den herrschaftlichen und reichsstädtischen Gebieten in Schwaben und Franken. Die Gabenverzeichnisse in den hallischen Missionsnachrichten liefern dafür hinreichenden Beweis. Bei dem Reformationsjubiläum 1730 ward besonders in Augsburg und Nürnberg auch der Tamulenmission mit großer Liebe und Freigebigkeit gedacht. Die ihr gewidmete Festcollecte lieferte einen bedeutenden Ertrag. Und schon nach wenig Jahren erschien auf schwäbischem Boden eine zusammenfassende Missionsgeschichte, seit dem Eintreten der evangelischen Kirche Deutschlands in die Missionsarbeit die zweite in ihrer Art. Es war eine 1749 zu Augsburg gedruckte Schrift des Conrad Daniel Kleinknecht, Pastor zu Leipheim bei Ulm, mit dem Titel: „zuverlässige Nachricht von der durch das Blut des erwürgten Lammes theuer erkauften schwarzen Schaaf- und Lämmerheerde". Sie behandelte nicht nur die Mission unter den Tamulen, sondern auch die Arbeit unter

den Juden und Muhamedanern wie endlich die Bemühungen für die Colonisten in Nordamerika, und hat gewiß wesentlich dazu beigetragen, die Liebe zur Sache, mit der sie bekannt machte, zu fördern.

Außer in Augsburg, wo die beiden Urlsperger für die Mission wirkten, und in Nürnberg gab es eifrige Missionsfreunde noch in Memmingen, Nördlingen, Regensburg, Dinkelsbühl, der Wirkungsstätte der beiden Pfarrer Busch. Dies sind die Städte, die wir auf Grund der vorliegenden Nachrichten nennen können; doch mögen auch noch an andern Orten treue Geistliche ihre Gemeinden auf die Pflicht, zur Heidenbekehrung mitzuhelfen, hingewiesen haben. Gegen Ende des Jahrhunderts aber sank wie anderwärts so auch hier die Theilnahme der Christen an dieser Reichssache ihres Gottes. Es waren nur noch einzelne dem alten Glauben treu gebliebene Männer, welche in ihrer Umgebung der Mission das Wort redeten und für sie Gaben sammelten. So hören wir aus Memmingen von dem Aktuar Erhardt und seiner Familie. Ihnen wird es zuzuschreiben sein, daß fast jährlich bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein von Memmingen aus ziemlich beträchtliche Beiträge nach Halle geschickt werden konnten. Augsburger Gaben werden nur noch selten erwähnt. Die Dinkelsbühler Missionsfreunde übermachten ihre Collekten durch des dortigen Stadtpfarrers Vikarius Rau und den Archidiakonus Zäuner. Aus Nürnberg kamen nur noch kleine Beiträge, eingesandt durch den edlen Tobias Kießling. Dagegegen werden seit Schluß des vorigen Jahrhunderts wiederholte Gaben aus Erlangen erwähnt und 1800 erscheint zum ersten Male der bei der Hagelfeier gesammelte Beitrag der Kleinweisacher Gemeinde im Betrage von 3 fl. und mit dem Motto Hohesl. 7, 10—11. Seit 1794 wirkte als Pfarrer des im Steigerwald verborgenen Dörfchens Kleinweisach Christian Friedrich Buchrucker, ein treuer Zeuge Christi, der weithinaus mit Gleichgesinnten lebhaften brieflichen Verkehr unterhielt und Allem, was für Bau und Ausbreitung des Reiches Gottes geschehen sollte, große Theilnahme zuwandte. So trat er auch im Jan. 1800 mit dem ehrwürdigen Knapp, dem damaligen Direktor der Frankeschen Anstalten in Verbindung und drückte ihm seine Freude aus über das offene Zeugniß für die lautere evangelische Wahrheit, welches Knapp bei Uebernahme der Missionsleitung abgelegt hatte. Dieser erwiederte: „wie herzlich freue ich mich, in Ihrer werthen Person wieder einen würdigen evangelischen Lehrer, der mit mir auf einem Grunde des Glaubens und der Hoffnung steht, kennen gelernt zu haben! Jede neue Bekanntschaft dieser Art halte ich für einen wahren Gewinn, und ich empfehle mich hiermit sogleich im brüderlichen Vertrauen Ihrem fernern liebreichen Andenken vor unserm gemeinschaftlichen Herrn angelegentlich. Daß wir uns nicht persönlich kennen, wird der Sache keinen Eintrag thun. Denn die Freundschaft und Gemeinschaft, in der wir durch Gottes Gnade mit einander stehen, hat etwas Uebersinnliches zum Grunde, und beruht auf dem Genusse gleicher Geisteswohlthaten und der daraus herfließenden Strömung des Herzens zu einerlei Gesinnungen". Es sind die Worte eines sich vereinsamt Fühlenden, der über jeden Genossen, dem er begegnet, Freude empfindet. Nochmehr hört man dies Gefühl durch, wenn Knapp fortfährt: „Die Lage, in der ich mich hier als Lehrer und Vorsteher einer so weitläufigen Anstalt befinde, ist allerdings von der Art, daß ich dabei der treuen Fürbitte theilnehmender Freunde recht

sehr bedarf. Ich habe auch Ursache, unserm lieben Herrn dafür zu danken, daß er mich durch das Gefühl meiner eignen großen Schwäche und Ohnmacht beständig zum Gebet und zum Halten an Ihm antreibt, und mich dabei in Demuth und Niedrigkeit des Sinnes erhält. Bisweilen schenkt er mir dann auch die Freude, daß ich sehe, ich arbeite nicht ganz vergeblich, indem doch in manches jugendliche Herz ein guter Same ausgestreuet wird, der zuweilen schon hier, und noch öfter erst nach dem Abschiede aus Halle, zu keimen anfängt und Früchte trägt, wovon ich mehrere erfreuliche Beispiele aufzuweisen habe. Uebrigens gehe ich meinen Gang ungehindert fort, ohne auf Menschenurtheil zu achten, und sehe blos auf den, in dessen Dienst ich stehe und dem ich einst Rechenschaft zu geben habe. Dabei will ich durch seine Gnade auch fromm bleiben und Er hat mich bisher damit auch selbst vor Menschen nicht zu Schanden werden lassen. Betrübend ist es freilich, daß es auch bei unsern hiesigen Anstalten so sehr an brauchbaren Werkzeugen mangelt und daß überhaupt der Segen hier nicht mehr ist, und von hier ausgeht, der in den Tagen der Vorzeit so reichlich unter uns war. Doch Er hat nie etwas versehen in seinem Regimente und seine Rechte kann es ändern, wenn er seine Zeit ersehen haben wird. — Daß Sie mein geringes Zeugniß in der Vorrede zum letzten Missionsbericht so gütig aufgenommen haben, dafür danke ich Ihnen verbindlichst. Ich hielt es für Pflicht, offen mit der Sprache heraus zu gehen und auch den Herrn Missionaren meine Grundsätze gleich Anfangs freimüthig darzulegen. Der Herr wolle es auch an diesen nicht ungesegnet sein lassen".

Von da an blieb Buchrucker ein Vierteljahrhundert lang in Briefwechsel mit Knapp, durch den er nicht nur über die von Halle aus geleitete Mission in Ostindien, sondern über Alles, was mit den Franckeschen Anstalten in Verbindung stand, Nachricht erhielt. Knapp ließ ihn theilnehmen an seinen Missionssorgen und Leiden, deren es in der damaligen Zeit des Verfalls wahrlich mehr als der Freuden gab. So schrieb er ihm am 13. August 1803: „noch bin ich nicht so glücklich gewesen, einen neuen Missionarius, deren wir mehrere bedürften, zu finden. Gemeldet haben sich genug; aber es war keiner darunter, von dem ich überzeugt sein konnte, daß ihn die Liebe Christi dringe und daß er das, was er mit dem Munde bekannte, an seinem eignen Herzen erfahren habe. Und bei wem dies nicht ist, der taugt nicht zum Missionarius, wie wir schon oft, auch bei dieser Mission erfahren haben. O lassen Sie, mein Theuerster, — eine Bitte, die dann öfter in den Briefen wiederkehrt, — auch dieses Anliegen meines Herzens Ihrer treuen Fürbitte bestens empfohlen sein". Durch Knapp trat Buchrucker in Verbindung mit den indischen Missionaren selbst, die er durch Zusendung von Büchern erfreute und denen seine herzliche Theilnahme an ihrer Arbeit zu großer Erquickung gereichte. Er schickte fast jährlich die Hagelfeiercollekte aus seiner Gemeinde nach Halle, begleitet von einem Schriftworte, einem Wunsche oder einem selbstgefertigten Gedichte.

Doch nicht allein nach dieser Seite hin bekundete Buchrucker seine Liebe zur Mission. Durch seinen Freund Kießling kam er 1804 auch mit der Christenthums-Gesellschaft, die in Basel ihren Mittelpunkt hatte, in Verbindung; und dieser war ja Förderung der Mission und Verbreitung der Kenntniß von ihr ein Hauptanliegen. In den von der Gesellschaft herausgegebenen „Sammlungen

für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit" findet man bereits 1801 ein Gebetslied um Ausbreitung des Reiches Gottes, besonders an jedem ersten Montage des Monates zu singen, und von 1803 an läßt sich ein starkes Zunehmen der Missionsnachrichten in ihnen bemerken. Der Christenthums-Gesellschaft nun bot auch Buchrucker, von Blumhardt in Basel dringend dazu aufgefordert, sich zu thätiger Beihülfe an.

Blumhardt erwiederte ihm darauf am 1. März 1804: „Wir freuen uns, an Ihnen durch die Gnade des Herrn einen thätigen Beförderer unserer Anstalt bekommen zu haben, und danken dem Heiland demüthig für dieses kostbare Geschenk. Ich werde es mir angelegen sein lassen, Ihnen die Hauptgesichtspunkte auszuzeichnen, die unsre religiöse Verbindung zur Beförderung der Sache Jesu stets festhält und wobei sie sich bisher wohl befunden hat. — Der große Umfang, den unsre gesellschaftliche Verbindung ohne unser Zuthun unter den Segnungen des Herrn erhalten hat, und die mannigfaltigen Spuren seines göttlichen Wohlgefallens an unsern geringen Arbeiten machen uns mit Recht die Sache wichtiger und unsre Aufmerksamkeit auf das wahre Wohl derselben größer. Verbreitung christlicher Wahrheiten, die auf wahre Gottseligkeit Bezug haben, Aufmunterung zum Festhalten und Wachsen in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi, Beförderung christlicher Bekanntschaft selbst in den entferntesten Gegenden durch Correspondenz und Mittheilungen, Anfassung zu einem gemeinschaftlichen Bunde der Liebe und des treuen Beharrens bei dem evangelischen Jesus Christus in unsern Tagen des Unglaubens und der Trostlosigkeit, Bekanntmachung des Ganges des Reichs Jesu Christi auf Erden, soweit wir aus Nachrichten derselben erfahren können, und Beförderung desselben unter Christen und Heiden, — dies sind die allgemeinen Endzwecke unserer gesellschaftlichen Verbindung, die vor 24 Jahren als ein kleines Samenkörnlein anfieng und nunmehr dem Herrn zum Preis zu vielen Tausenden angewachsen ist. Ein Jeder dient derselben mit der Gabe, die er empfangen hat, so viel und so gut, als er kann: der Eine durch schriftliche Mittheilungen, die sich unmittelbar auf die oben angegebenen Zwecke der Gesellschaft beziehen und die hier ausgewählt und den Bedürfnissen der Gesellschaft gemäß gedruckt und geschrieben den Theilnehmern derselben mitgetheilt werden; der Andere durch Geldbeiträge zur Bestreitung der dadurch nothwendig gemachten Gesellschaftsunkosten und zur Beförderung und Ausbreitung des Reichs Jesu überhaupt; der Dritte dient der Gesellschaft durch die Spedirung ihrer gedruckten und geschriebenenen Mittheilungen und durch die weitere Bekanntmachung derselben unter den Kindern Gottes und Liebhabern der evangelischen Wahrheit; der Vierte dient der Gesellschaft durch Abnahme der Gesellschaftsschriften und durch die Bezahlung seines kleinen Gebührs. — Sie sehen, verehrungswürdiger Bruder, alle dienen auf diese Weise, der Eine mehr, der Andre weniger, der Eine mit dieser, der Andre mit jener Gabe, jenachdem Einer mehr oder weniger mit seiner Gabe wuchern will. Der Ueberschuß kommt in die Missionskasse oder wird auf sonstige gute Endzwecke des Reichs Jesu verwandt. Bruderliebe, die gern dem Besten Anderer dient, soll das Triebrad sein, das das Ganze zusammen und in Thätigkeit erhält".

Nach dieser Erörterung erbat sich Blumhardt von Buchrucker besonders auch „einige kernhafte Missionslieder zum Absingen an den monatlichen Missions-

montagen", wie er schon gleich im ersten Briefe um Uebersetzung von Liedern und Missionsnachrichten aus dem Englischen gebeten hatte. Und Buchrucker versäumte nicht, die Bitte zu erfüllen.

Der eigentliche Stifter der Christenthumsgesellschafft war bekanntlich der schon erwähnte jüngere Urlsperger in Augsburg. Seinen Bemühungen vornämlich gelang es, der Gesellschaft auch in Schwaben und Franken, besonders in Nürnberg, viele Freunde und Mitglieder zuzuführen. Von Basel aus ward sehr rüstig gearbeitet und so wandten sich auch in den neuen bairischen Gebieten die gläubigen Christen diesem Mittelpunkte der Bestrebungen für das Reich Gottes zu. Halle hatte, wie schon bemerkt, auch noch seine von früherher stammenden Freunde; aber für die evangelischen Christen nahm doch die Bedeutung Halles, wo zunächst die Herrschaft des Rationalismus sich befestigte, sehr ab, während man von Basel sich mehr und mehr angezogen fühlte. Und so ist es auch zur Belebung des Missionseifers in der protestantischen Kirche Baierns nicht von dem alten Hauptorte der evangelischen Mission aus gekommen, sondern Basel hat die mächtigere, die entscheidende Anregung gegeben.

Eine neue Zeit begann für die Mission wie im übrigen Deutschland so auch in Baiern mit Beendigung der Freiheitskriege. „In den unvergeßlichen Jahren — sagt der Bericht des evangelischen Missionshülfsvereins zu Erlangen über seine Wirksamkeit von 1819—43 —, welche den Kriegen und Siegen zur Befreiung unsers Volkes vom Joche fremder Obermacht unmittelbar folgten, glich unser Vaterland einem wohldurchfurchten für die Aufnahme des göttlichen Samens überaus empfänglichen Acker. Die Zeichen, daß der alte Gott noch lebe, thaten ihre Wirkung. Das Wort des lebendigen Gottes kam wieder zu Ehren und Ansehen und feierte im Verborgenen und öffentlich schöne Siege. In eigenthümlicher Frische und Freude trat die brüderliche Liebe unter den Gläubigen aller Stämme und aller Confessionen unsers Volkes zu Tage und einigte sie namentlich zur Gemeinschaft in Werken der Liebe. Unter den vielerlei damals gegründeten und bis hinzu im Segen fortbestehenden christlichen Vereinen nehmen die Missionsvereine zur Erleuchtung der heidnischen Völker durch die Predigt des Evangeliums eine besonders bedeutende Stelle ein. Erst damals nach aufgehobener Continentalsperre erfuhr man in Deutschland näher, was in England in den letztverflossenen Jahrzehnten Großes für diese Sache schon geschehen war. Zur allgemeineren Verbreitung der Kunde hiervon und von der auch in Deutschland und der Schweiz erwachten neuen Liebe und Wirksamkeit für diese unabweisbare Pflicht und hohe Aufgabe der Christenheit diente insbesondere das vom seligen Dr. Blumhardt, Inspektor des Baseler Missionshauses jährlich in vier Heften herausgegebne Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften". —

In den hallischen Missionsnachrichten von 1818 las man den dringenden Wunsch des in Indien arbeitenden Missionars Ludw. Bernh. Ehreg. Schmidt, es möchten sich doch deutsche Missionsgesellschaften bilden und deutsche Anstalten zur Verbreitung des Christenthums unter den Heiden gegründet werden. Dieser Wunsch hatte damals schon eine Erfüllung gefunden. Am 26. August

1816 war, wie die Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit den im Glauben verbundenen Freunden berichteten und ausführlich beschrieben, das Baseler Missionsseminar, welches ein deutsches sein wollte, eröffnet worden. Dieser Missionsschule in Basel wandten sich auch die Hoffnungen und die Theilnahme der evangelischen Missionsfreunde in Baiern, die ja zum Theil schon längere Zeit mit Blumhardt in Verbindung standen, zu. Bereits der erste Bericht von 1818 zählte unter den ersten 9 Zöglingen einen Baiern, Johannes Kindlinger, auf und eine derartige persönliche Verbindung mußte natürlich dazu beitragen, den Eifer für das in Basel Geschehende zu vermehren. In Würtemberg war der Gedanke aufgetaucht, Hülfsmissionsvereine zu gründen, deren Zweck sein sollte, für Erhaltung und Erweiterung der Missionsschule mit brüderlicher Theilnahme mitzuwirken. Mit Freuden nahm man natürlich in Basel diesen Gedanken auf und suchte ihm in den „Sammlungen" von 1818 eine festere Gestalt zu geben. Man schlug vor, ein solcher Verein solle die Subscription auf die jährlichen Erhaltungskosten eines oder mehrerer Zöglinge der Anstalt auf den jedesmaligen dreijährigen Bildungskurs im Betrag von etwa 25 Louisdor auf sich nehmen, und fügte dann das weitere Anerbieten hinzu: „Diejenigen Missionszöglinge unserer Schule, deren Erhaltungskosten von dem Hülfsvereine getragen werden, treten mit demselben in Correspondenzverbindung und sind verpflichtet, durch die Vermittelung unsers hiesigen Missionscomités demselben von Zeit zu Zeit besondere Berichte von ihrer Wirksamkeit und ihren Erfahrungen auf ihren verschiedenen Missionsposten zugehen zu lassen".

Solche Vereine bildeten sich nun auch in Baiern. Der erste derartige entstand, so viel wir sehen können, in Erlangen und zwar auf Anregen des dortigen reformirten Pfarrers Krafft, dem die Bairische Landeskirche so viel verdankt. Am 5. August 1819 versammelten sich bei Krafft einige in der Stadt angesehene Männer, unter ihnen die Professoren Kanne und Schubert, und beschlossen, „durch vereinte Thätigkeit die evangelische Missionssache überhaupt und zunächst die evangelische Missionsschule in Basel auf jede dienliche Weise in ihrem Kreise zu unterstützen und ihr weitere Freunde und Beförderer zu gewinnen". Dem so gegründeten Vereine, in dessen Ausschuß Krafft und Schubert saßen, traten bald ziemlich viel Mitglieder bei; besonders auch Angehörige der Universität schlossen sich an. Die Rechnung von 1825 nennt unter akademischen Lehrern neben den Theologen Kaiser, Engelhardt, Vogel, die Juristen Glück und Puchta, den Philologen Döderlein, die Naturforscher Schubert, Kastner, Pfaff; dazu den damals in Erlangen sich aufhaltenden Philosophen Schelling. Man ließ einen aus Basel zugeschickten Bericht über die dortige Missionsschule auf Kosten des Vereins in 500 Exemplaren drucken um ihn zu verbreiten und brachte schon in den ersten anderthalb Jahren 150 fl. zur Unterstützung jener Schule zusammen.

Einen ähnlichen Hülfsverein beschlossen die Nürnberger Missionsfreunde zu gründen und es wäre gewiß damals an vielen Orten in Baiern dazu gekommen, wenn nicht die Regierung Einhalt gethan hätte. Die Nürnberger wandten sich 1822 an dieselbe mit der Bitte um Anerkennung ihres Vereins; aber die abschlägige Antwort, welche sie erhielten, macht ihnen ein Fortwirken in der beabsichtigten Weise geradezu unmöglich. Die Antwort ist so characteristisch,

daß wir sie ihrem Wortlaute nach mittheilen. „Wir lassen euch — lautete der unter dem 28. Nov. 1822 an die Regierung des Rezatkreises ergangene Bescheid — die mittelst Berichte vom 24. Apr. d. J. eingesandten Produkte, den protestantischen Missionshilfsverein zu Nürnberg betreffend, nach genommener Einsicht mit der Entschließung zurückstellen, daß Wir die Bildung eines solchen Vereins zum Zwecke einer auswärtigen Gesellschaft, in Erwägung der hieraus für die innere Ordnung in unserem Königreich leicht entstehenden Nachtheile verschiedener Art, um so weniger genehmigen können, als den bisherigen Mitgliedern jenes Vereins nicht schwer fallen wird, für ihre Thätigkeit zur Beförderung der Religion und Moral im Vaterlande selbst vielfache Gelegenheit zu finden". Man steckte sich, wie schon 1816 beim Verbote der Bibelgesellschaft geschehen war, hinter das gültige Vereinsgesetz, welches eine feste Verbindung inländischer Vereine mit nichtbairischen untersagte; der wahre Grund aber war ein schlecht genug verhehlter Mangel an Wohlwollen oder nur Billigkeit gegen den Protestantismus. Dies zeigte sich hinlänglich im weiteren Verlaufe des Handels. Die Nürnberger Missionsfreunde gaben sich nämlich mit dem erhaltenen Bescheide nicht zufrieden, sondern wandten sich mit einer Eingabe an den König. Aber die Erwiderung, welche sie von diesem unter dem 3. März 1823 durch das Ministerium erhielten, lautete um nichts besser, obwohl inzwischen die Errichtung einer Bibelanstalt für die Protestanten im Königreiche genehmigt war. Man glaubte, noch mehr Grund für die Verweigerung gefunden zu haben, indem man erklärte: „die Vorstellung mehrerer Freunde der Heidenbekehrungsanstalten zu N., wegen fernerer Unterstützung, folgt zurück mit dem Auftrag, den unterzeichneten Bittstellern zu eröffnen, daß es keineswegs in der Intention Seiner Königlichen Majestät liege, derselben die gewünschte Mitwirkung zur Bekehrung der Heiden innerhalb der gesetzlichen Grenzen zu verwehren, daß es aber rücksichtlich der Bildung förmlicher und öffentlicher Hilfsvereine zum Zwecke der Unterstützung auswärtiger sogenannter Missionsgesellschaften, bei der allerhöchsten Entschließung vom 28. Nov. vorigen Jahres um so mehr verbleiben müsse, als die Erfahrung bereits gezeigt hat, daß dadurch bairische Unterthanen ins Ausland gezogen, an ein unstetes Leben gewöhnt und der Lage ausgesetzt werden, endlich den betreffenden Gemeinden zur Last fallen zu müssen". Die Evangelischen blieben diesen „höhern Erwägungsgründen" unzugänglich und gleich die ersten beiden Generalsynoden, die 1823 zu Ansbach und Baireuth gehalten wurden, nahmen sich der Sache an. Doch erzielten zunächst auch sie das Gewünschte nicht. Der König antwortete auf ihre „Petition": „was den Wunsch einer freien Theilnahme an dem Missionswesen betrifft, so haben wir bereits durch unsre Verordnungen vom 28. Nov. 1822 und 3. März 1823 erklärt, daß Wir den Ueberzeugungen und der Wohlthätigkeit unserer Unterthanen auch in dieser Hinsicht durchaus keinen Zwang anlegen wollen. Jedoch können wir die Bildung eigner Missionsgesellschaften aus höhern Erwägungsgründen zur Zeit nicht gestatten, wodurch aber die Unterstützung der Anstalten zur Verbreitung des Christenthums Niemand verwahrt oder unmöglich gemacht wird". Es war immer dieselbe Antwort. Und noch nach 12 Jahren ging es nicht besser. Als der protestantische Central-Bibelverein zu Nürnberg 1835 um die allerhöchste Genehmigung eines „Missionsvereins der protestantischen lutherischen Kirche in Baiern für die Bekehrung der Heiden" nachsuchte, hieß es wieder, es solle bei

der zuletzt erwähnten Entschließung sein Verbleiben haben, obwohl es sich da nicht sowohl um Anschluß an Basel als um Gründung einer eignen Missionsgesellschaft handelte.

Die bairischen Missionsfreunde waren also durch den auf ihnen lastenden Druck der katholischen Regierung vor der Hand am öffentlichen Zusammenwirken in der ihnen heiligen Sache gehindert, und das hat dem Missionsleben der evangelischen Landeskirche Baierns offenbar geschadet. Aber zu unterdrücken vermochte es dasselbe nicht. Um innerhalb der gesetzlichen Grenzen zu bleiben, mußte man sich zunächst darauf beschränken, Privathilfsvereine zu gründen. Und das geschah dann auch an mehreren Orten. Vor Allem hielten sich diese Vereine in Erlangen und Nürnberg. Ein ähnlicher entstand in Fürth, der in den Jahren 1834—1843 über 3000 fl. auf Vor- und Ausbildung von Missionszöglingen verwendete. Die Missionsfreunde in dem einige Stunden westwärts von Fürth gelegenen Langenzenn, dem Geburtsorte mehrerer Missionare, thaten sich 1836 zusammen und sammelten zur Unterstützung der von ihnen Ausgegangenen. Von demselben Jahre an wurden in Regensburg Missionsgaben in größerer Anzahl gesammelt und dann theils nach Halle theils nach Basel geschickt. Zu Ortenburg in Oberbaiern dagegen gab es schon bald nach 1820 Missionslesevereine. Und nicht auf die Mitglieder dieser mehr oder weniger geschlossenen Vereine beschränkte sich der Sinn für die Mission im Lande. Die Vereine waren gewissermaßen nur die Sammelstätten für die aus größerer oder geringerer Entfernung dahin fließenden Gaben und die Ausgangspunkte der in weitern Umkreis ergehenden Anregung. Der Erlanger Verein z. B. erhielt Beiträge aus Baireuth, Berneck, Burgfarrnbach, Kitzingen, Rothenburg, Schwabach, und auch aus gar manchen Dörfern in näherer und fernerer Umgebung.

Die wichtigsten der Missionsvereine waren die von Erlangen und von Nürnberg. Der erstere gewann vornämlich dadurch an Bedeutung, daß er an dem Universitätsorte bestand, und so seinen Leitern vielfache Gelegenheit geboten war, auf die akademische Jugend, besonders auf die in der Vorbildung begriffenen künftigen Geistlichen einzuwirken. Und diese Gelegenheit ward nicht verabsäumt. Im Jahre 1825 begann Krafft, Vorlesungen über Missionsgeschichte zu halten und wie er überall ein akademischer Lehrer von sehr segensreichem Einflusse war, so verfehlten auch diese Vorträge ihre Wirkung nicht. Einer der von ihm mit Liebe zur Mission erfüllten Studirenden war Löhe, der im Herbste 1826 die Universität bezog. Und Löhe wirkte bald weiter. Jeden Sonnabend begab er sich zurück nach dem benachbarten Fürth, um den Sonntag mit den Seinen zu verleben. Der Sonnabend-Abend gehörte dann dem Missionskränzchen, das er schon 1827 gestiftet hatte, der kleine, unscheinbare Anfang des später so thätigen Fürther Vereins. „Thun wir auch wenig — schrieb Löhe als Motto in das Tagebuch des Vereins — so thun wirs doch aus gutem Herzen. Thun wir nicht viel, so thun wir doch etwas. Thun wir nur Kleines, Sein Segen kanns zu Großem machen. Thun wir auch wenig an Andern, so kanns doch uns selbst zur Erweckung dienen. Sind unser auch eine kleine Zahl, Er ist doch in unsrer Mitte". — Von 1828—1835 hielt Professor Karl von Raumer in seinem Hause Missionsstunden für Zuhörer aus verschiedenen Ständen, die sehr zahlreich besucht wurden, und wer da weiß, wie Raumer

für das, wovon er selbst erfüllt war, zu begeistern verstand, wird auch jenen Missionsvorträgen Wirkungskraft beimessen. Die Studirenden gaben sich der Einwirkung hin. Es entstanden unter ihnen Missionsvereine und Missionskränzchen und gar Mancher gewann hier mit der Kenntniß der Sache Liebe zu ihr und faßte den Vorsatz, sie auch später in den ihm anvertrauten Gemeinden zu vertreten. In Erlangen ward ein großer Theil der jüngern Geistlichkeit Baierns für die Mission gewonnen, ja die hier gegebne Anrechnung wirkte weit über die Grenzen des Landes hinaus.

Der nürnberger Verein bildete sich aus den Freunden des Reiches Gottes, die sich um den früher schon erwähnten Kaufmann Kießling und um den trefflichen Pfarrer Schöner gesammelt hatten. Die Zahl seiner Mitglieder wuchs und auch innerlich entwickelte der Verein sich in gesunder Weise, indem in ihm zuerst das Bewußtsein erwachte, daß die Mission Sache der Kirche sei und darum auch von der Kirche und im Geiste ihres Bekenntnisses getrieben werden müsse. Ein Zeugniß dieses Fortschrittes war die vorher berührte Eingabe des Jahres 1835. Sie ward abschlägig beschieden und es ist wahrscheinlich, daß die damalige oberste Kirchenbehörde selbst auf diese Ablehnung hinwirkte. Sie war selbst noch eine zusammengesetzte und auch die unirte Kirche der Rheinpfalz war ihr unterstellt. So mochte es ihr nicht angemessen erscheinen, in einem für die Landeskirche berechneten Misssionsverein das „lutherisch" in dem Maße zu betonen. Aber die Nürnberger ließen sich nicht beirren, sondern arbeiteten weiter in der Richtung, welche sie als die rechte erkannt hatten. Ihr Kreis erhielt einen sehr erwünschten Zuwachs durch Löhe, der im Juni 1835 als Vikar nach Nürnberg kam und bis in den Frühling des nächsten Jahres dort und in der nächsten Umgebung wirkte. Löhe hatte, wie sich erwarten läßt, auch in seinem ersten Vikariate zu Kirchenlamitz im Fichtelgebirge erfolgreich für die Mission gewirkt, und in welchem Maße er das dann in Nürnberg that, zeigte die Aufgabe, die man ihm dort zudachte. Die Missionsfreunde, welche damals in dem Hause des zweiten Bürgermeisters Joh. Merkel sich zu versammeln pflegten, faßten, als ihrer Vereinigung 4000 fl. geschenkt waren, den Plan, nun thatkräftig vorzugehen. Sie wollten einen oder zwei Candidaten lutherischen Bekenntnisses mit diesen Mitteln für den Missionsdienst ausrüsten und dann aussenden. Der Art ihrer Wirksamkeit aber sollten die ersten Gebiete der Kirche in Asien, vielleicht auch in Afrika sein. Das aus Löhes Feder stammende Cirkular, mit welchem man zur Gründung einer freien Vereinigung für die Missionssache aufforderte, sagt: „zu den Griechen in der Gegend der apokalyptischen Gemeinden oder nach Palästina zu den dortigen Christen oder zu den Abessyniern scheint man am meisten Ursache zu haben, die Missionare zu senden; dort ist überall große Noth, großes Verlangen, und rücksichtlich Palästinas lastet ohnehin eine Schuld und Pflicht auf uns 800 Jahre lang, welche wir brennen sollten abzutragen". Man beabsichtigte, Löhe zu einer Untersuchungsreise nach Syrien zu entsenden, und Schubert, der damals seine Reise ins heilige Land vorbereitete, lud ihn ein, sich ihm anzuschließen.

Zur Ausführung dieses Planes kam es damals nicht, aber immerhin war ein bedeutender Forschritt gemacht. Man hatte es offen als das allein Richtige hingestellt, daß die Mission nicht von einzelnen sich zusammenschließenden

Christen, sondern von der Kirche als solcher[1]) als ein Theil ihres kirchlichen Berufes zu treiben sei. Daraus folgte, daß auch für dies ihr Thun ihr Bekenntniß das maßgebende sein müsse, sowie daß sie die Missionare zunächst unter den ordentlicher Weise in ihren Dienst Getretenen und durch die theologische Wissenschaft für das Amt Vorbereiteten zu suchen habe. Weiter ergab sich für die damaligen Verhältnisse, daß man die Trennung von Basel ins Auge faßte und daran dachte, selbständig Missionare auszusenden. Man konnte daran denken, weil in der That die Liebe zur Mission im ganzen Lande sehr gewachsen war und man so hoffen durfte, die nöthigen Mittel zu gewinnen. Das 1825 von Pfarrer Brandt zu Roth gegründete „homiletisch-liturgische Correspondenzblatt" nahm sich bald auch der Missionssache kräftig an und vertrat sie bei den Geistlichen und in der Gemeinde wirkte für sie das „christliche Sonntagsblatt", welches Pfarrer Redenbacher 1830 begonnen hatte und später Pfarrer Wucherer mit einigen Freunden forsetzte. Das Blatt brachte z. B. 1835 eine kurze Geschichte der bisherigen Missionsarbeit der evangelischen Kirche und machte hie und da in kleineren Aufsätzen Mittheilungen aus der Heidenwelt. So wußte man, daß es weithin im Lande Viele gab, denen die Mission Herzenssache war, wußte auch, daß gerade die eifrigsten der Missionsfreunde durchgedrungen seien zu der Erkenntniß, das Werk der Heidenbekehrung sei Aufgabe der Kirche und müsse von ihr und ihrem Bekenntnisse gemäß getrieben werden. Im erlanger Vereine arbeiteten Lutherische und Reformirte in alter Weise friedlich zusammen, aber darum verbargen die ersteren sich nicht, daß die Verbindung nur eine vorübergehende sein würde und daß die Gründung eines kirchlichen Missionsvereines das Ziel sei, dem sie zustreben müßten. Die Worte, mit denen nach wenigen Jahren der Ausschuß des neuen lutherischen Lokalvereins in Erlangen vor die Gemeinde trat, bekunden das deutlich. „Was unserm Verein — lauten sie — vor Allem am Herzen liegt und weswegen er sich gebildet hat, das ist, daß es fortan nicht mehr den Schein habe, als sei es Beruf und Verpflichtung blos Einzelner, am Werke der Mission Antheil zu nehmen, sondern daß man erkenne und mit Wort und That bezeuge, es habe unsere Kirche den Beruf der Mission und der freithätige Antheil an derselben sei Gemeindesache und Gemeindeehre. Hier gilt es einen friedlichen Kampf, einen frucht- und segenbringenden Wettstreit mit der katholischen Kirche, welche in der Mission eine der Kirche zugewiesene Aufgabe erkannt hat und darnach eifrig handelt. In unsre kirchliche Gemeinschaft soll der geistliche Segen unserer Missionsbestrebungen zurückfließen; darum ist unser Verein aus der Gemeinde hervorgegangen und will mit seinem Wirken gleich sehr den Heiden in fernen Landen wie der heimischen Kirche dienen. Was wir vom Segen des Evangeliums unter den Völkern der Fremde hören, was uns innerlich bewegt, mit den Gütern, die uns Gott geschenkt hat, in fernen Landen zu wuchern, das müsse zugleich uns Stärkung und Festigung in dem Bekenntnisse sein, auf welches hin wir in der Heimat selig zu leben und selig zu sterben gedenken. Ein Bau soll es sein und bleiben, an welchem wir draußen wie zu Hause arbeiten wollen, der Bau der Kirche, welche mit ihrem Bekenntniß die wahre Freiheit des Evangeliums, die Gnade in Christo, in Christi

[1]) Ueber das Verhältniß der Mission zur Kirche behalten wir uns eine selbständige Besprechung für später vor. D. H.

Wort und Sacrament, und in Ihr allein als Grund des ewigen Lebens festhält."

Die Zeit, in welcher man das gewünschte Ziel erreichen würde, schien nicht mehr fern zu sein. Im Jahre 1838 ward nämlich seitens der römischen Kirche ein ausgebreiteter Missionsverein für Baiern, der Ludwigsverein, gebildet, der die landesherrliche Genehmigung erhielt und unter das Protektorat des Königs gestellt ward. Nach diesem Vorgange schien es unmöglich, daß man den im Staate gleichberechtigten Protestanten versagen könne, ihrerseits dasselbe zu thun. Von Nürnberg und Erlangen aus erneuerte man daher 1839 die Bitte um die Bewilligung zur Gründung eines Missionsvereines, wobei man wieder an der Bestimmung festhielt, daß bei der Ausbildung und Verpflichtung der Sendboten das lutherische Bekenntniß geltend zu machen sei. Aber wieder nahmen die kirchlichen Behörden an dieser ausschließenden Bestimmung Anstoß. Sie beriefen sich auf mehrere ausländische Missionsvereine, „welche bei Aussendung der Missionare und bei der Begründung von neuen Gemeinden nicht auf das Trennende zwischen beiden Confessionen hinwiesen, sondern nur das evangelische Moment im Auge behalten wissen wollten". Auf Grund dessen lehnten sie die Befürwortung des Gesuches ab und so kam es nicht zu der gewünschten Genehmigung.

In einer Beziehung mochte dies Hinausschieben der Sache selbst förderlich sein, indem es nämlich vor Uebereilung bewahrte. Die bairischen Missionsfreunde dachten, wie schon bemerkt, daran eine eigne Mission zu beginnen, und dann lag es nahe, eine eigne Missionsschule ins Auge zu fassen. Der Gedanke, dem man zuletzt in der Entwicklung des Missionslebens Folge gegeben hatte, führte aber richtig verfolgt weiter. Er wies über die Grenzen der Landeskirche hinaus und trieb auch für das Werk der Heidenbekehrung zum Zusammenschluß mit der ganzen auf demselben Bekenntniß stehenden Gemeinde. Und andererseits mußte er gewisse Bedenken erregen gegen die Anlage von Missionsschulen neben den Anstalten, auf denen die künftigen Diener der Kirche für das Predigtamt in der Heimat vorbereitet wurden. Sie konnten darnach jedenfalls nur als ein Nothbehelf erscheinen, den man womöglich müsse zu vermeiden suchen. Es war besonders die 1837 in Erlangen gegründete „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche", welche nach diesen beiden Richtungen hin warnte und mahnte. Schon 1839 behandelte sie die letztere Frage in einem Artikel über das protestantische Missionswesen in Deutschland. Der Verfasser knüpfte an an ein Wort des seligen Blumhardt: „einzelne Erscheinungen, welche uns im Laufe des verflossenen Jahres auf dem Wege begegneten, scheinen die stille Hoffnung unserer Herzen zu bekräftigen, daß nach und nach unsre Missionsschule nicht blos unter den frommen Jünglingen des Handwerkstandes, sondern auch auf den Hochschulen unsrer deutschen evangelisch protestantischen Kirche und unter der jüngern Genossenschaft des christlichen Predigtamts ihre willkommenen Zöglinge finden dürfte". Der Verf. jenes Aufsatzes wies nach, daß gerade der Missionsberuf eine Ausbildung verlange, die weit leichter einem Studirenden der Theologie als einem christlich gesinnten Handwerker zu geben sei; erinnerte daran, daß man in Halle kein Seminar gehabt und von dort nur akademisch gebildete Lehrer ausgesandt habe, und warnte davor, den durch die Herrschaft des Unglaubens auf den Universitäten herbeigeführten gegenwärtigen Zustand des Missionswesens für den richtigen zu nehmen. Seit dem Wiedererwachen des Glaubens dürfe man auch in

dieser Beziehung einer bessern Zukunft entgegen sehen. „Erhielten wir wieder glaubensstarke theologische Fakultäten, wie Wittenberg zur Zeit der Reformation, Halle zur Zeit A. H. Frankes hatten, so könnten die Universitäten auch rechtschaffene Prediger des Evangelii für Christen wie für Heiden bilden. Ja ich hoffe gewiß, es wird den deutschen theologischen Fakultäten einst noch Gewissenssache werden, diesem doppelten Berufe nach Kräften zu genügen". Wie wenig der Verfasser damit gewillt war, undankbar die bestehenden Missionsschulen herabzusetzen, bezeugte er mit seinem Schlußworte, indem er sagte: „es bringt den Lehrern in den Missionsinstituten, welche Nichttheologen zu Missionaren bildeten, doppelte Ehre, daß sie unter so ungünstigen Umständen so außerordentlich viel geleistet. Möge fort und fort die redliche Arbeit und aufopfernde Liebe jener Lehrer und der von ihnen gebildeten Missionare gesegnet sein, auch dadurch gesegnet sein, daß sie durch ihr Beispiel endlich das Gewissen unserer Theologen wecken und diese damit zur Nachahmung reizen, worin sie, die Theologen, selbst mit dem Beispiel vorangehen sollten". —

Ein anderer Aufsatz über die „evangelisch-lutherische Mission" warnte 1841 davor, daß diejenigen Missionsvereine, welche sich für eine mehr kirchliche Missionsthätigkeit interessirten, ihre Kräfte und Mittel dadurch zersplitterten, daß sie je nach den verschiedenen Ländern, eigne Missionsanstalten begründeten. Viel natürlicher sei es, daß die verschiedenen Vereine der verschiedenen Länder, in denen das Bedürfniß nach kirchlicher Missionsthätigkeit hervortrete, in einem Centrum ihre Kräfte und Mittel vereinigten. Sie müßten als Zweiggesellschaften mit einer Hauptgesellschaft in Verbindung treten, aber so, daß sie nicht blos durch Mittheilung von Geldbeiträgen, sondern auch durch thätige Mitwirkung für die Förderung des Missionszweckes in Berathungen, Anordnungen und Beschlüssen die Verbindung zu unterhalten bemüht seien. Zu dem Behufe empfahl der Aufsatz den Anschluß an die evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft in Dresden. Diese könne, wie dann nachzuweisen versucht ward, sehr wohl als ein solches Centrum angesehen werden, in welchem sich die Kräfte und Mittel aller derer vereinigten, welchen es um die Beförderung der lutherischen Mission unter den Heiden zu thun sei.

Der hier zuletzt ausgesprochene Gedanke kam in Baiern nicht mehr ganz unerwartet, sondern fand bereiteten Boden. In Erlangen hatten die Studirenden schon 1839 die Hälfte ihrer Beiträge nach Dresden gesandt; die Missionsfreunde in Fürth und Langenzenn unterhielten Zöglinge in der dortigen Missionsschule und auch das „christliche Sonntagsblatt" hatte seinen Lesern schon mehrfach von der lutherischen Mission in Dresden erzählt und auf sie hingewiesen. So war die Richtung, in welcher man weiter zu streben habe, klar genug angedeutet.

Unterdeß wurden die Bemühungen um Gründung eines öffentlich anerkannten Missionsvereins fortgesetzt. Auch die in Ansbach und Baireuth 1840 versammelten Generalsynoden nahmen sich der Sache wieder an. Es kam zu ziemlich lebhaften Verhandlungen darüber, besonders über den verlangten kirchlich-lutherischen Charakter des Vereins. Diese von der Minorität der Synodalen aufgestellte Forderung drang noch nicht durch, dagegen beschloß man die Bitte an das Oberconsistorium, für die Errichtung eines öffentlichen Missionsvereins kräftigst Sorge tragen zu wollen.

Dieser von der Majorität vertretene Standpunkt entsprach den Anschauungen der kirchlichen Oberbehörde, Anschauungen, die wieder durch deren Stellung bedingt waren. Denn das Oberconsistorium hatte damals die Interessen der Lutheraner, Reformirten und Unirten in Baiern gleichmäßig zu vertreten. Ihm handelte es sich also naturgemäß um Erlangung der königlichen Genehmigung eines öffentlichen Missionsvereins für das ganze protestantische Baiern. Die für die lutherische Kirche gegebene Erlaubnis hätte noch nicht alle Interessen befriedigt. Das Oberconsistorium mußte eine Form wünschen, unter welcher die königliche Erlaubniß alle von ihm vertretenen Kirchen umfaßte. Dieser Erwägung verschloß man sich auch seitens der Lutherischen nicht und entwarf unter Verzichtleistung auf weitergehende Forderungen Statuten für einen „protestantischen“ Missionsverein. Man faßte das zunächst Erreichbare ins Auge, wobei man sich freilich sagen mußte, daß dies noch nicht das Wünschenswerthe sei und daß es weiterhin an Irrungen und Streitigkeiten nicht fehlen werde. Auf Antrag des Oberconsistoriums genehmigte denn der König am 17. Januar 1843 die Errichtung eines protestantischen Missionsvereines in Baiern, mit der Bestimmung, daß der verwaltende Ausschuß des Centralvereins in Nürnberg seinen Sitz haben und alljährlich über seine Leistungen und seine Wirksamkeit einen umfassenden Bericht erstatten solle.

Man dankte Gotte, daß man soweit war. Die Mission war aus den Privatvereinen an die Oeffentlichkeit getreten. Ihre Pflege war als anerkannte Aufgabe der Kirche hingestellt. Es begann ein neuer Abschnitt in der Entwicklung des Missionslebens der evangelischen Kirche Baierns.

Die am 17. Januar 1843 ertheilte Erlaubniß, einen protestantischen Missionsverein zu gründen, eröffnete wenigstens einigermaßen freie Bahn. Man freuete sich, nun sich nähern zu dürfen, und bald ward die bisher in der Stille thätige Liebe zur Mission an vielen Orten auch offenbar. Nach den mit der Genehmigung ertheilten Vorschriften sollte der neue zu gründende Verein alle einzelnen in den protestantischen Pfarreien und Dekanaten des Königreichs befindlichen Missionsvereine umfassen, in Nürnberg seinen Mittelpunkt haben und durch einen Centralausschuß vertreten werden. Die Aufgabe des letztern sollte in der Leitung des Ganzen und in der Besorgung aller den einzelnen Vereinen gemeinsamen Angelegenheiten bestehen. Er sollte das ihnen gemeinsame Verwaltungsorgan sein. Der ganze Organismus der Vereine sollte unterkirchlicher und unter polizeilicher Aufsicht stehen, weswegen die Statuten jedes Vereins höherer Genehmigung zu unterstellen seien. Mit der Bildung des Centralvereins oder Ausschusses ward das Dekanat in Nürnberg beauftragt.

Wenn die Durchführung dieser anbefohlenen Organisation länger, als man wünschte, sich hinauszog, so trug die Schuld daran zum guten Theile die letztgenannte kirchliche Behörde. Sie wollte nämlich zwar den einzelnen Gebern das Recht, über die Verwendung ihrer Beiträge besondere Bestimmung zu treffen, nicht absprechen, gieng aber von der Ansicht aus, daß die Bildung besonderer lutherischer oder reformirter Lokalvereine von Seiten lutherischer oder reformirter Gemeinden schlechterdings unzuläßig sei; sie wollte nicht gelten lassen, daß der

Centralausschuß die ohne nähere ausdrückliche Bestimmung eingehenden Gelder nach Maßgabe der Confession der Geber zu verwenden habe. Kurz, sie wollte den einzelnen Lutheranern oder Reformirten gestatten, bei ihrer Wirksamkeit für die Mission ihr confessionelles Interesse zu bethätigen, nicht aber den Gemeinden. Dies erregte in den Kreisen der Lutherischen großen Anstoß. Die schon vorher unter ihnen verbreitete Erkenntniß, daß die Mission als Sache der Kirche nach Norm und im Sinne des Bekenntnisses getrieben werden müßte, fand immer lebhaftere Vertretung. Die 1841 unter dem Titel: „Die Mission und die Kirche" erschienene Schrift des Pastor L. A. Petri zu Hannover, welche bei allen evangelischen Missionsfreunden Deutschlands viel Aufsehn erregte, machte auch in Baiern großen Eindruck. Man merkte ihren Einfluß sehr. Petri erhielt 1842 in der erlanger Zeitschrift das Wort zur Vertheidigung seiner Sache gegen mehrere Gegner, die ihn angegriffen hatten, und die Zeitschrift selbst vertrat den gleichen Standpunkt. Die Grundsätze der baseler Gesellschaft, welche der damalige Inspektor Hoffmann ausgesprochen hatte, wurden in ihr einer Beurtheilung unterzogen; die Stellung der Vielen, welche Petri grundsätzlich Recht gaben, sich aber scheuten, dem als recht Erkannten in der Praxis Folge zu geben, weil man so lange mit der von Gott gesegneten baseler Gesellschaft zusammen gearbeitet habe, ward beleuchtet. Die confessionelle Frage war schon in lebhafter Verhandlung, als jenes Auftreten des nürnberger Dekanates die bereits vorhandene Bewegung noch steigerte. Es erschienen Streitschriften und Belehrungen für die Gemeinde, unter welchen letzteren besonders die beiden Gespräche Löhes: „Die Mission unter den Heiden" hervorragten. Und um der unmittelbar drohenden Gefährdung des Rechtes der Kirche zu wehren, wandten sich am 21. Juni lutherische Missionsfreunde in Nürnberg, Fürth, Erlangen, Schwabach und anderen kleineren Orten Mittelfrankens mit der Bitte um Aufklärung und um Schutz gegen jene Willkür an die kirchliche Oberbehörde. Dieser Bitte ward schnelle Gewähr. Das Oberconsistorium sprach in seiner Antwort aus, „die Einheit des protestantischen Missionsvereins im Königreiche hindere die einzelnen Theilnehmer nicht nur nicht, ihr confessionelles Interesse dabei wahrzunehmen, sondern es verdiene Anerkennung und Förderung, wenn Anhänglichkeit an die eigenthümlichen Lehrsätze einer Kirche auch darin sich bethätigen wolle, daß auf die Verbreitung des Christenthums unter den Heiden nach dieser Lehre ausgegangen werde". Die Verbindung der einzelnen Lokalmissionsvereine zu einem protestantischen Gesammtvereine dürfe einen tadelswerthen Indifferentismus nicht begünstigen. Den Lokalvereinen sei es unverwehrt sich als lutherisch oder reformirt zu bezeichnen, und es sei dabei nur vorzusehen, „daß wenn innerhalb dieser Bezirke einer andern als der vorherrschenden Kirche angehörige Protestanten Antheil an der Missionsangelegennehmen wollten, diese nicht ausgeschlossen oder in ihrem Rechte der Verfügung über ihre Beiträge verkürzt würden".

Mit dieser Erklärung konnte man zufrieden sein, und nun giengs vorwärts. Gar manche Geistliche hatten schon den 2. Pfingsttag 1843 benutzt um in der Predigt den Gemeinden die Pflicht der evangelischen Kirche, für die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden wirksam zu sein, ans Herz zu legen und im Laufe des Herbstes und im Winter entstanden zahlreiche Einzelvereine. Am 18. Dec. 1843 bildete sich in Nürnberg der zum leitenden Mittelpunkt bestimmte

Verwaltungsausschuß, doch konnte derselbe natürlich erst in Thätigkeit treten, als Lokalvereine vorhanden waren, die seiner bedurften. Er begann seine Wirksamkeit damit, ein eignes Missionsblatt zu gründen, welches schon im ersten Jahre in 1225 Exemplaren verbreitet ward und die Liebe zur Mission in den Gemeinden merklich förderte. Am Schlusse des ersten Rechnungsjahres konnte man den Gesammtbetrag aller Missionsgaben aus dem evangelischen Baiern auf 20,000 fl. veranschlagen. Die in den Statuten festgesetzte Jahresfeier fand zum ersten Male am 26. Juni 1845 in unmittelbarem Anschluß an das Jahresfest des Central-Bibelvereins unter großer Betheiligung statt. Man zählte unter den Festgästen allein 113 auswärtige Geistliche und aus Nürnberg selbst ließen auch der Magistrat und das Collegium der Gemeindebevollmächtigten sich durch Deputationen vertreten. Der hierbei vorgetragene Bericht erwähnte schon 13 Distrikts- und 87 Lokalvereine und fügte außerdem hinzu, in 160 Pfarreien würde nicht weniger thätig, als in den eifrigsten Vereinen gewirkt. Aus verschiedenen Gründen hatte man an solchen Orten keine eigentlichen Vereine gebildet. Hier nahm man Anstoß an den von Seiten des Staates noch gemachten Schwierigkeiten; dort hinderte das auf dem Lande herrschende starke Vorurtheil wider Alles, was irgend einem Vereinsverhältnisse nahe komme; oder aber man unterließ es, „weil man es der ganzen Gemeinde zum Bewußtsein bringen wollte, daß sie als Christengemeinde von selbst ein Missionsverein sei und also die Wirksamkeit für Verbreitung des Evangeliums als heilige Christenpflicht ansehen müsse“. Es war ein frisches und fröhliches Missionsleben, das sich nun kund gab. Dies mit einzelnen Zügen zu belegen, wie sie überall da wiederkehren, wo Liebe zur Mission in einer Christengemeinde recht erwacht, wird nicht nöthig sein.

Die confessionellen Verhältnisse hatten das Entstehen des Vereins gestört, sie drückten auch noch weiterhin dessen Bestand. Es war so, wie der Vorsitzende 1850 bei der Jahresfeier sagte: „die Schwierigkeit an der unser Verein seit seinem Bestehen leidet, ist eine gewisse Unklarheit in Bezug auf seine Stellung zum kirchlichen Bekenntnisse, eine gewisse Unbestimmtheit und Unsicherheit, da er als Verein die Lutheraner, Reformirten und Unirten zusammenfassen, das gemeinsame Organ der Missionsthätigkeit für die in Wahrheit aus drei Kirchen bestehende sogenannte protestantische Landeskirche Baierns sein sollte“. Das kirchlich-confessionelle Bewußtsein nun erstarkte von Jahr zu Jahr und in demselben Maße als dies zunahm, wuchs auch die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen im Vereine. Man machte Versuche, dem abzuhelfen und zu einer klareren Lage zu kommen, und das rief dann auf Jahre hinaus ziemlich heftige Kämpfe hervor.

Die landeskirchlichen Verhältnisse, welche die Grundlage des Missionsvereins bildeten, wurden insofern durch die Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 andere, als die unirte Kirche der Rheinpfalz sich der Leitung des Oberconsistoriums entzog und eine selbständige Stellung gewann. Diese Veränderung konnte es als zeitgemäß erscheinen lassen, daß der Lokalverein Fürth 1849 bei der Jahresfeier den Antrag stellte, die Statuten möchten dahin abgeändert werden, daß dem kirchlichen Bewußtsein volle Rechnung getragen und der Verein für lutherisch erklärt werde. Den Reformirten solle die Bildung eines eignen Missionsvereins überlassen und von Seiten des Verwaltungsausschusses der Grundsatz

ausgesprochen werden, alle nicht bestimmten Geldgaben von lutherischen Gemeinden blos für lutherische Mission zu verwenden. Die Generalversammlung gieng jedoch auf den Antrag nicht ein, sondern war zufrieden mit der Erklärung des Ausschusses, daß er einerseits zwar das verwaltende Organ für alle Missionsthätigkeit ohne Rücksicht auf das kirchliche Bekenntniß sei, andererseits aber auch eine freie selbständige Stellung nach der ihm gegebenen Instruction behaupte. Hinsichtlich dieser letztern Seite seiner Thätigkeit halte er sich in seinem damaligen Bestande für berechtigt und verpflichtet, seine Missionsthätigkeit im Sinne der lutherischen Kirche zu üben.

Im nächsten Jahre aber wiederholte der Fürther Verein seinen Antrag und der Ausschuß konnte sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß eine Statutenänderung im confessionell-kirchlichen Sinne nöthig sei. Um jedoch aller Ueberstürzung vorzubeugen, hatte er sich zunächst nur über die Principien geeinigt, nach denen zu ändern sei und legte die der Generalversammlung vor. Es handelte sich um folgende fünf Punkte: 1) der Verein führt den Namen evangelisch-lutherisch; 2) seine Mitglieder gehören der evangelisch-lutherischen Kirche an; 3) sein Zweck ist, an dem Missionswerk der evang.-lutherischen Kirche mitzuarbeiten; dabei aber soll 4) dem einzelnen Mitglied die freie Verfügung über seine Gaben nicht benommen werden, und 5) leistet der Ausschuß zur Besorgung solcher Gaben, welche von den Gebern für anderweitige protestantische Missionszwecke bestimmt werden wollen, brüderliche Handreichung. — Die dann folgende sehr erregte Besprechung, bei welcher manche scharfe Worte fielen, die besser wären ungesprochen geblieben, drehte sich vornämlich um den letzten Punkt und bei der Abstimmung ward er auch mit nur 67 Stimmen gegen 63 angenommen, während die Umwandlung des bisherigen protestantischen in einen evangelisch-lutherischen Missionsverein fast einstimmig beschlossen war. Auf Grund des letzteren Beschlusses arbeitete der Ausschuß die Statuten um und legte sie so dem Oberconsistorium vor mit der Bitte, dasselbe wolle der Geltendmachung des confessionellen Princips im Missionsverein kein Hinderniß in den Weg setzen, sondern die nothwendige Umgestaltung des Vereins fördern und unterstützen. Aber die Antwort fiel ganz anders aus, als man erwartet hatte. Sie lautete wie ein dem Missionsverein wegen „seines eigenmächtigen Vorschreitens“ ertheilter Verweis und schloß mit der Drohung, daß, wenn sich derselbe auf das neue Vereinsgesetz zurückziehen wolle, man ihn lediglich seiner eignen Verantwortung überlassen müsse. Dies Auftreten der obersten Kirchenbehörde vermehrte die schon vorhandene Spannung in dem Maße, daß nun eine Auflösung des Vereins als bevorstehend erschien. Der Vorsitzende erklärte am nächsten Jahresfeste gleich zu Anfang, er halte den Fortbestand des Vereins in seinem bisherigen Umfang für unmöglich, ein Auseinandergehen desselben für unvermeidlich. Durch seinen Mund sprach der gesammte Ausschuß den Entschluß aus, zurückzutreten, wenn der bisherige protestantische Missionsverein unverändert fortbestehen solle. Nach der Erklärung der kirchlichen Oberbehörde sollte aber keine Veränderung vorgenommen werden; so schien kein weiterer Ausweg möglich zu sein. Man hatte schon die Gründung eines neuen Vereines an Ort und Stelle in Aussicht genommen. Es war ein ernster Augenblick, in welchem es sich um eine tiefgehende Störung der Missionsarbeit der bairischen Kirche handelte; denn eine bedeutende Störung wäre

jedenfalls eingetreten, auch wenn man gleich einen neuen Verein gegründet hätte. Eine Spaltung, ja eine Gegenüberstellung solcher, die zusammenarbeiten sollten, hätte nicht ausbleiben können. Doch es gelang noch, den Riß zu vermeiden und einen Ausweg zu finden. Die Generalversammlung erklärte abermals fast einstimmig, daß der bisherige Verein nicht unverändert fortbestehen solle, und beschloß zugleich, an das Oberconsistorium die Bitte zu stellen, daß dasselbe eine Umwandelung des Vereins in confessionell-lutherischem Sinne gutheiße und genehmige. Nun erreichte man in allem Wesentlichen was gewünscht war. Die erbetene Genehmigung ward am 30. Okt. 1853 ertheilt. So blieb der Verein ein landeskirchlicher, der sich jetzt bis zum Ausschusse hinauf ganz auf dem Grunde des kirchlichen Bekenntnisses erbaute. Eine zehnjährige Periode confessioneller Verhandlungen und Streitigkeiten war abgeschlossen. Man hatte Frieden im Hause.

Die im Vorhergehenden erwähnten Mishelligkeiten, die an sich bei der Lage der Dinge allerdings nicht völlig zu vermeiden waren, mußten wohl manchem Missionsfreunde die Freude an der Mitarbeit trüben und sind auch ohne Zweifel dem rechten Aufschwunge der Sache hinderlich gewesen. Andere Hindernisse kamen von außen, seitens der staatlichen Gewalt; doch sie griffen weniger ein und wurden auch früher beseitigt.

Schon als man das erste Jahresfest feierte, ward darüber Klage geführt, daß ein Verbot besondere Missionsstunden untersage, und daß ein anderer jüngst erschienener Erlaß verbiete, öfter als alle drei Jahre behufs der Ausschußwahlen Versammlungen der Lokalvereine zu halten. Von manchen Orten ward das als Grund angegeben, weshalb es nicht zur Errichtung eines Lokalvereines gekommen sei. Man versuchte durch Eingaben in beiden Beziehungen sich freiere Bewegung zu verschaffen, aber die damalige Polizeiwillkür hielt es nicht für gerathen, solche Freiheit zu gewähren. Die Bitten des Centralausschusses wurden wiederholt abschlägig beschieden. Besondere Mißstimmung erregte ein Ministerialerlaß vom Juli 1846, in welchem es nicht nur hieß: „eine jährliche Versammlung der Mitglieder des Lokalvereins behufs der Berathung von Vereinsangelegenheiten, Rechenschaftsablage ꝛc. kann nicht zugelassen werden“, sondern wodurch selbst die Möglichkeit, in den Gemeinden die Kenntniß der Missionssache durch Schriften zu erweitern und zu vertiefen nach Kräften erschwert ward. Der Verwaltungsausschuß in Nürnberg dürfe wohl auch die Missionsblätter anderer Vereine direkt an die Lokalvereine schicken oder sie durch damit beauftragte Buchhändler in einer auf die Mitglieder beschränkten (!) Anzahl von Exemplaren an sie gelangen lassen. „Dagegen kann die Bildung und Leitung von Lesekreisen durch die Ausschüsse der Lokalvereine, sowie die selbständige Auswahl und Anschaffung der dem Zwecke des Vereines dienenden Schriften durch dieselben nicht gestattet werden“. Es war noch ein recht auffälliges Zeichen von dem Unverstande der alten Polizeiwirthschaft kurz vor ihrem Sturze. Das Jahr 1848 machte der Willkür ein Ende und brachte wie allen Vereinen so auch den kirchlichen Freiheit der Bewegung und die nöthige Selbständigkeit. — Eine andere noch gültige Bestimmung verordnet, daß ohne besondere königliche Erlaubniß kein außerordentlicher Gottesdienst

gefeiert werden darf.[1] Diese Bestimmung könnte der Feier lokaler Jahresfeste hinderlich werden und mehrfach ist deßhalb der Antrag gestellt, um ihre Aufhebung nachzusuchen. Allein da sie einen Bestandtheil des der Verfassungsurkunde beigefügten Religionsediktes ausmacht, würde ihre Aufhebung mit unverhältnißmäßigen Schwierigkeiten und vielleicht manchen andern Nachtheilen verknüpft sein, vor Allem einer Zustimmung der beiden Kammern bedürfen. Und das in ihr gelegne Hinderniß ist in der That nicht so groß, da es den gesetzmäßigen Ausweg giebt, den für eine Jahresfeier erforderlichen Gottesdienst mit einem der schon bestehenden Gottesdienste zu verbinden. Seitens des Staates wird das Missionsleben der evangelischen Kirche Baierns nicht mehr gehemmt oder gestört, und ein Weiteres, irgend welche Förderung von ihm zu verlangen, wäre ungehörig.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Hindernisse, welche lange Zeit der Gründung eines öffentlichen Missionsvereins im Wege standen, doch auch vor Uebereilung bewahrten, namentlich davor, daß man mit einer gewissen Willkür sich selbst ein Missionsgebiet aussuchte und in eigner Anstalt gebildete Glaubensboten dorthin schickte. Ebenso ist auch bereits bemerkt, wie noch vor der Gründung des Vereins die Entwicklung des Missionslebens in Baiern auch in dieser Beziehung allmählich die richtige Wendung nahm. Doch dauerte es immerhin noch eine Weile, ehe das Alles feste und bleibende Gestaltung erhielt. Der erstere Jahresbericht von 1845 klagte noch darüber, daß man keine eigenen Missionsstationen und unmittelbare Verbindungen mit den Missionaren habe, fügte aber hinzu, „es seien die günstigsten Aussichten vorhanden, um von nun an selbstthätig in das Missionswesen einzugreifen und dadurch zugleich in nähere Verbindung mit den ältern Missionsanstalten in Deutschland zu treten". Diese Aussichten schienen schnell ihre Verwirklichung finden zu sollen. Als im nächsten Jahre ein Lokalverein an die Generalversammlung unter Anderem den Antrag brachte, „selbständige Missionsstationen zu gründen", konnte der Ausschuß erwiedern, daß man schon Verhandlungen angeknüpft habe wegen Uebernahme der durch Löhe gegründeten Missionsposten unter den Indianern Nordamerikas, und Löhe selbst hielt vor eben jener Versammlung einen zündenden Vortrag über die Heidenmission in Nordamerika, der bei den Missionsfreunden den Entschluß hervorrief, dies Werk nach Kräften zu unterstützen. Die Berichte aus vielen Lokalvereinen und die von ihnen getroffene Bestimmung ihrer Gaben zeigte, daß man zunächst der von Löhe gewiesenen Richtung folgte und auch der Centralausschuß gab willig diesem Zuge nach. Er setzte sich in Verbindung mit dem aus Baiern gebürtigen Pastor Crämer, dem Seelsorger der fränkischen Colonie Frankenmuth, der auch unter den benachbarten Indianern arbeitete, unterstützte ihn kräftig und ersuchte ihn, von Zeit zu Zeit über den Gang und Stand seiner Missionsthätigkeit Mittheilung zu machen. So konnte der Bericht des Jahres 1847 aussprechen: „mit der Verwirklichung des von vielen Seiten her ausgedrückten und

---

[1]) Unsres Wissens muß auch — wenigstens in der Kirche der bairischen Rheinpfalz — für die Mitwirkung nicht bairischer Festprediger besondere Königliche Genehmigung eingeholt werden. D. H.

von uns selbst gehegten Wunsches einer directen Verbindung mit Missionsstationen und Missionaren ist demnach durch göttliche Fügung ein Anfang gemacht. Wir sind mit derjenigen Missionsstation, die uns in mehr als einer Beziehung vor Allem am Herzen liegen muß, und mit demjenigen Missionar in engeren Verkehr getreten, der uns nicht nur persönlich und als ein Mann von gründlicher Bildung bekannt ist, sondern der sich auch bereits seit einigen Jahren unter schwierigen Verhältnissen durch christliche Treue, unermüdlichen Eifer und große Geschicklichkeit in einer Weise bewährt hat, daß er ebensosehr unser Vertrauen als unsere Hülfe verdient". Der Ausschuß beschloß, die ihm zur Verfügung gestellten Gaben der Hülfsvereine vorzugsweise für die amerikanische Heidenmission zu verwenden und übernahm zugleich die Unterhaltung des von Dresden aus neu hinausgeschickten Missionars Baierlein. Das Werk schien in der That auf diesem Punkte eine Weile vorwärts zu gehen. Auch hatte man inzwischen die Gewißheit erlangt, daß, wenn man künftig Missionare selbst ausbilden könnte, dieselben die Ordination in der Landeskirche erhalten würden. Man hatte dafür sein Auge auf die theologische Fakultät in Erlangen gerichtet, welche das Recht hat, solche Personen zu ordiniren, die sich nicht im Inlande dem Kirchendienste widmen wollen. Zugleich erfuhr man, daß die Fakultät etwaige Wünsche dieser Art nach Möglichkeit erfüllen werde. Man wandte sich aber auch an die kirchliche Oberbehörde mit der Bitte um Erlaubniß zur Ordination der Missionare, und fand dort ebenfalls das freundlichste Entgegenkommen. Das Oberconsistorium erwiederte, für solche Missionszöglinge, welche die theologische Vorbildung auf der Universität nicht erhalten hätten, werde seinerzeit eine Prüfungscommission bestellt und der Vollzug der Ordination in der Regel dem Dekan zu Nürnberg mit Beiziehung von wenigstens zwei geistlichen Assistenten übertragen werden. Die bei der Prüfung zu stellenden Forderungen seien nach dem speciellen Berufe der Zöglinge zu bemessen. Man habe sich vor Allem die Ueberzeugung zu verschaffen, daß es freier innerer Entschluß sei, die Heidenbekehrung um Gottes willen und aus christlicher Menschenliebe zum Berufe des Lebens zu machen. Sprachengabe, Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Vortrage, tüchtige Kenntniß der h. Schrift, populäre und praktische Glaubens- und Sittenlehre, verbunden mit der Bekanntschaft mit den kirchlichen Symbolen und der geschichtlichen Entwickelung des Reiches Gottes auf Erden seine hauptsächliche Bedingung zur Aufnahme und Ordination. Kenntniß alter und neuer Sprachen außer den für den Missionszweck in den einzelnen Ländern unumgänglich nothwendigen seien wünschenswerthe Zugaben.

Man schien in gutem Zuge zu sein. Gar manche Hoffnungen knüpften sich an das mit frischem Muthe begonnene Werk. Allein alle diese Hoffnungen wurden getäuscht. Die von Baiern aus unternommene Mission unter den Indianern Nordamerikas, über welche hier nicht genauer berichtet werden kann, die aber wohl einer eignen Darstellung werth wäre, mußte nach wenigen Jahren aufgegeben werden. Von da an hatte der Missionsverein keine eignen oder zu ihm auch nur in besonders naher Beziehung stehenden Missionsstationen mehr. Aber dafür war er nun als organisch verbundenes Glied in diejenige Gemeinschaft eingetreten, zu welcher er seiner Natur nach gehörte und in ihr fand er eine entsprechende Wirksamkeit.

Schon vor der Gründung des Vereins hatten viele Missionsfreunde Beiträge nach Dresden gesandt und der Zug dorthin war ein immer stärkerer geworden. Bei derselben Jahresfeier, bei welcher Löhe seinen wirksamen Vortrag für die Indianermission hielt, war die Schrift von Karl Graul, dem neuen Dresdner Direktor: „Die evangelisch-lutherische Mission zu Dresden an die evangelisch-lutherische Kirche aller Lande“ vertheilt worden. Und die in Angriff genommene Arbeit in Nordamerika zog nicht etwa von Dresden ab; vielmehr führte gerade sie zu einer engeren Verbindung; war doch der schon erwähnte Missionar Baierlein, für dessen Unterhalt man in Baiern zu sorgen versprach, von Dresden ausgegangen. Als im August 1847 die sächsische Gesellschaft ihr Jahresfest feierte, war auch ein Abgesandter aus Baiern unter den Festgästen. Und eben bei dieser Jahresfeier ward auf Antrag Grauls der wichtige Beschluß gefaßt, der Universität wegen die Missionsanstalt von Dresden nach Leipzig zu verlegen und das bisherige leitende Gesellschaftscomité umzugestalten in ein aus fünf Mitgliedern bestehendes Missionscollegium der gesammten lutherischen Kirche, welches seinen Sitz ebenfalls in Leipzig haben sollte. Von da an gab es einen Organismus lutherischer Mission, die vornämlich das alte Arbeitsgebiet in Indien wieder aufgenommen hatte, und in diesem Organismus fand auch der bairische Missionsverein seinen Platz. In bleibender Verbindung mit den andern lutherischen Vereinen, welche in dem Missionscollegium in Leipzig ihren leitenden Mittelpunkt sehen, hat er seitdem gearbeitet.

Wie aber steht es nun mit den Fortschritten der Mission in der Heimat? Ist der Eifer für sie im Lande noch lebendig? Die Einnahme des letzten Jahres beziffert sich auf 31025 fl. gegen 14778 fl. des ersten Jahres, in welch letzterer Summe auch noch die Beiträge der Missionsfreunde in der Rheinpfalz beschlossen waren.[1]) Das bekundet unleugbar einen Fortschritt. Aber einmal ist die größere Geldeinnahme des Vereins noch kein Beweis dafür, daß wirklich Eifer um die Mission und Liebe zu ihr in demselben Maße gewachsen sind, und zum Andern hält auch die Höhe der ihr gewidmeten Liebesgaben keinen Vergleich aus mit dem, was in manchen andern evangelischen Landeskirchen für die Mission geleistet wird. Treue Freunde des Werkes der Heidenbekehrung haben in der jüngsten Vergangenheit mit ernsten Worten hierauf aufmerksam gemacht.

Die Mission ist in Baiern kirchlich geworden. Es wird nicht nur ihr gesammtes Leben dem schriftgemäßen Bekenntnisse der Kirche unterstellt, sondern sie selbst wird auch als Sache der Kirche, als Aufgabe der in Gemeinden gegliederten Landeskirche betrachtet und bezeichnet. So sollte es sein. Aber wieweit entspricht dem die Wirklichkeit? Es wird nicht zu leugnen sein, daß diese an sich so richtige Anschauung doch auch Gefahren mit sich führt und manche Bedenken erweckt, Bedenken, denen schon bei der zehnten Jahresfeier der Berichterstatter in noch für die Gegenwart beherzigungswerthen Worten Ausdruck verlieh. Es heißt da: „Immer häufiger wird es Sitte, daß einzelne Geistliche im Namen

[1]) Die Rheinpfalz hat ihre Zugehörigkeit zu Basel festgehalten, liefert aber statutengemäß dorthin nur 6/9 seiner Einnahme, die übrigen 3/9 erhalten zu gleichen Theilen Barmen, Herrnhut und Leipzig. D. H.

ihrer Gemeinden und mit denselben sich dem Centralverein anschließen; sie betrachten dann die ganze Gemeinde als Missionsgemeinde und sich als die natürlichen, stimmberechtigten Vertreter derselben. Ich finde, daß dies in den letzten und besonders im letzvergangnen Jahre die vorherrschende Praxis geworden ist. Sie wird in dem Maße, als sie um sich greift, die noch bestehenden Vereine auflösen, was auch bereits in mehreren Distrikten geschehen. Gewiß hat auch diese Art, die Missionssache zu betrachten und zu behandeln, ihr gutes Recht. Es ist nicht blos die vielen Landgemeinden eigne Abneigung gegen jeden Verein mit festgesetzten Beiträgen und die Furcht, daß daraus allmählich ein Recht an sie erwachsen möchte; es ist die Wahrheit, daß die Mission Sache der Kirche ist, Recht und Pflicht der Gemeinden als solcher, nicht blos der einzelnen Glieder, sondern der ganzen Gemeinde: Gemeindesache, Gemeindeehre. Wo diese Erkenntniß in einer Gemeinde durchgedrungen, wo die Missionsliebe in diesem Sinne lebendig geworden ist, da bedarf es freilich keines besondern Missionsvereins in und aus der Gemeinde und keiner besondern Organisation dafür, sondern sie als solche ist die Trägerin der h. Sache und jedes Kirchengebet, ja jedes Vaterunser, das in ihr gebetet wird, wird immer auch ein Missionsgebet, der Geistliche selbstverständlich der Leiter des Ganzen, die Kirchenvorstände die berufenen Mithelfer an dem Werke, wie denn zu unserer herzlichen Freude von mehreren Seiten her berichtet wird, daß die Kirchenvorstände die Missionssache mit in die Hand genommen haben. Allein dies kann doch in Wahrheit nur von solchen Gemeinden gelten, welche in der Gesammtheit oder doch in der Mehrzahl ihrer Glieder sich an der Mission wirklich bethätigen; wo dies nicht der Fall, wo wie in so vielen der eingekommenen Berichten geklagt wird, das Interesse dafür nur bei Wenigen hervortritt, nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil sich um die Mission bekümmert, — da kann der Geistliche nicht ohne Weiteres seine Gemeinde eine als Missionsgemeinde bezeichnen, denn daß sie dies sein sollte, das macht sie noch nicht dazu; und ebensowenig kann er sich als den Vertreter einer solchen bezeichnen, denn dazu gehört doch immer ein Auftrag oder eine Zustimmung von ihrer Seite; sondern die Missionsgemeinde besteht in Wirklichkeit nur erst in dem kleinen Kreise der Missionsfreunde. Und da dieser in solchem Falle mit seiner Missionsliebe keinen Anschließungspunkt in der theilnahmlosen Gemeinde findet, so wird für ihn immer das Bedürfniß eines engern Zusammenschlusses zu gegenseitiger Erwärmung und Bethätigung der Missionsliebe, also das Bedürfniß irgend einer Art von Verein stattfinden. Solche Vereine sind dann die stillen Heerde, auf denen das heilige Feuer der Missionsliebe brennt, und von wo aus es sich in einem weitern Kreise verbreiten kann. Ihre Einrichtung und Pflege bleibt daher von höchster Wichtigkeit; sie ist wesentlich für das Gedeihen der Mission. Und ich fürchte, daß wo dies nicht geschieht, auch das schon geweckte Feuer, allmählich erkalte und es am Ende dahin komme, daß die sogenannten Missionsgemeinden nur noch in der Person des Pfarrers bestehen, die Missionsthätigkeit aber sich darauf beschränkt, daß von demselben der Sache ein Paar mal auf der Kanzel gedacht und eine Sammlung dafür veranstaltet werde. Wenn so die Sache in den sogenannten Geschäftsgang oder Geschäftszug hineinkommen sollte, davon verspreche ich mir wenig oder vielmehr nichts". —

Die hier ausgesprochene Mahnung behält ihre Gültigkeit überall da, wo man sich bestrebt, die Mission in der angedeuteten Weise kirchlich zu machen und sie als Gemeindesache hinzustellen, denn immer liegt dann die Gefahr nahe, daß sie allmählich ein Stück der geistlichen Geschäftsführung werde und daß man sich über den wahren Stand des Missionslebens täusche. Es ist richtig und nöthig, daß der Geistliche, so oft sein Text es ihm an die Hand giebt, von der Kanzel vor der ganzen Gemeinde über die Mission rede und sie allen Gemeindegliedern als eine Christenpflicht ans Herz lege. Wünschenswerth wäre es auch, daß man einen festen Sonntag im Kirchenjahre hätte, an dem beim öffentlichen Gemeindegottesdienst über die Mission gepredigt würde.[1]) Es ist gut, daß die ganze heranwachsende Gemeinde auch im Confirmationsunterricht auf diese Aufgabe der Kirche und aller ihrer Glieder hingewiesen wird. Aber daneben muß der Geistliche in besonderem Maße sich derer annehmen, denen die Theilnahme an der Mission Herzens- und Gewissenssache ist, der thätigen, mitarbeitenden Missionsgemeinde. Sie muß er um sich sammeln, um ihre Kenntniß der Sache zu fördern, was aber bei ihm freilich mehr Studium der Missionsgeschichte voraussetzt, als das Lesen des einen oder andern Blattes, das in die Hände auch der Gemeindeglieder kommt. Mit ihnen muß er sich verbinden zu gemeinsamem Gebete für die Mission und so zu unmittelbarer Betheiligung an derselben, denn das Gebet sollte, wie neuerdings mit Recht hervorgehoben ist, weit mehr als gewöhnlich geschieht, zu einem Hauptbestandtheil der Missionsstunden gemacht werden. Um aber den Missionsgemeinden im engern Sinne zum lebendigen Bewußtsein, zur Anschauung zu bringen, daß sie nicht allein stehen, sondern mit vielen Andern gemeinsam arbeiten und beten, wird es kaum etwas Ersprießlicheres geben als Distriktsmissionsfeste. Die in Nürnberg stattfindende Jahresfeier des Centralvereines wird sehr zahlreich besucht, aber die entfernteren Gemeinden können doch nur in geringem Maße daran theilnehmen. Ihnen sollte man etwas Entsprechendes an ihrem Orte zu bieten suchen. Man hat auch in Baiern angefangen, Distriktsmissionsfeste zu feiern, hat aber darin noch lange nicht genug gethan. Es müßte dahin kommen, daß jedes Dekanat sein Missionsfest hat.

Wie steht es demgemäß mit dem Missionsleben der protestantischen Kirche Baierns als der Erfüllung einer erkannten kirchlichen Pflicht? Der Berichterstatter des Jahres 1872 sagt mit jener Nüchternheit und Aufrichtigkeit, die dem Christen wohl ansteht: „so erfreulich im Verhältniß zu den früheren Jahren das Ergebniß des heurigen ist und so sehr wir dem Herrn der Mission dafür danken müssen, — auch die letztjährigen Leistungen sind doch nur gering im Vergleich mit dem, was hätte geschehen sollen und bei lebendigem Eifer hätte geschehen können. Wir sind trotzdem noch lange nicht berechtigt, sagen zu dürfen, daß bei unsern Gemeinden die Mission Gemeindesache geworden sei". — Es geht vorwärts; das

[1]) In Schleswig-Holstein ist zu diesem Zwecke der 5te Sonntag n. Trin. festgesetzt. — „Berichte der Rheinischen Miss.-Gesellschaft" 1872 N. 2: „Ein pium desiderium", empfiehlt der Herausgeber die Feier des Epifaniasfestes als eines allgemeinen kirchlichen Missionsfestes. — Ueber diesen gesammten, höchstwichtigen Gegenstand später ausführlicher. D. H.

macht Muth. Aber es geht nur sehr allmählich vorwärts; das mahnt zur Demuth und sollte alle, denen die Mission am Herzen liegt, zu stets erneutem Eifer spornen.

Die Missionsarbeit der Brüdergemeine im West-Himalaya.

Von Th. Rechler in Herrnhut, Missionar a. D.

1. Land und Leute.

Im Norden Ostindiens, ohngefähr 32½° n. Br. 77° östl. v. Greenwich, am Südabhang der Hauptkette des westl. Himalaya liegt das tibetische Dorf Kyelang in der Provinz Lahul, (von den Eingebornen Garscha genannt.[1]) Lahul ist die eine von den 2 tibetischen Provinzen die unter indobrittischer Herrschaft stehen, die zweite Spiti grenzt im Osten an Lahul. Die andern Provinzen von Klein-Tibet, nämlich Zanskar, Ladak und Rupschu, nördlich von Lahul gehören unter die Botmäßigkeit des Maharajah v. Cashmir, und grenzen im Osten an das chinesische Tibet, im Norden an das Gebiet des unter dem Sultan von Jarkand stehenden Landes. Im Süden von Lahul ist die Provinz Kullu mit hindostanischer Bevölkerung. Lahul, ohngefähr 15 Meilen lang ist ein enges Gebirgsthal, dessen Sohle durchschnittlich 10—11,000′ hoch liegt. Von Süden herkommend betritt man das Land durch Ueberschreitung des Rotang-Passes (13,000′) im Norden führt der Bara-Lassa-Paß (16,500) nach Ladak hinein. Auf diesem Paß entspringen der Bhaga- und Tschandra-Fluß, die nachdem sie, der eine Süd-Ost der andre Süd-West sich gewendet haben, und auf ihrem Lauf durch verschiedene Gebirgswässer verstärkt worden sind, sich 2 Stunden unterhalb Kyelang vereinigen, und dann unter dem Namen Tschenab als einer der 5 Ströme des Pandschab weiter südwestlich den Hymalaya durchbrechen und dem Indus zufließen.

Die Dörfer Lahuls sind längst des Flußthales des Bhaga, während das des Tschandra bis auf einige wenige Dörfer, öde und menschenleer ist. Die Bevölkerung ist gering und zählte beim letzten Census 1869 in Summa 5970 Seelen. Die Höhe der Bergspitzen variirt von 15—22,000′. Die Schneelinie beginnt ohngefähr bei 17,000′. Der Kyelang gegenüberliegende Berg, 15000′, ist während der Monate August und September bis zur Spitze schneefrei, im Oktober zeigt sich die Spitze wieder mit Schnee bedeckt.

Die Vegetation ist, was Bäume betrifft, in der Höhe von und über 10,000, selbstverständlich eine sehr spärliche. Die Bleistiftfeder, Juniperus excelsa ist bis 12,000′ der einzige Baum, — bis 14,000′ noch als Strauch zu finden — am nördl. Abhang auch Birken. In der Nähe der Dörfer findet man angepflanzte Weiden und Pappeln. — Der Blumenflor ist während der Sommermonate reichlich und schön und erstreckt sich bis 16000′ Höhe. Die wilden

[1]) Anm. Ch. Allg. Missions-Atlas von Dr. Grundtmann: Asien Nr. 11.

Rosen, von denen es 19 Varietäten gibt, bedecken im Juli ganze Abhänge, auch sind an vielen Feldern Hecken von gelben, rothen und weißen Rosen zu finden. Jäschkes (des Vorgängers des Verf.) Herbarium enthielt gegen 282 Species.

Die Berge bestehen vorherrschend aus Thonschiefer mit etwas Gneis und an einigen Stellen Kalk. Die Thierwelt ist vertreten durch Steinböcke, Moschusthiere, Füchse, Wölfe und gelbe Bären, dann und wann zeigt sich auch ein Leopard, wahrscheinlich durch Irrwege aus Kullu heraufgerathen; ferner Adler, Raben, wilde Enten, Tauben, Rebhühner und Schneefasane. — Die Winter sind wohl ins Ganze genommen schneereicher als im Allgemeinen in Deutschland, während aber der Sommer bei größerer Hitze[1]) fast nichts von Regen liefert, da die südl. Bergkette der bis dorthin reichenden tropischen Regenzeit einen Damm entgegensetzt. Der Herbst zeichnet sich durch wundervoll klares Wetter aus, die Schneefälle beginnen meist Anfang Januar und liegt dann der Schnee bis Ende April oder Anfang Mai[2]), wo er dann am Südabhang der Macht der Sonne verhältnißmäßig schnell weicht, die Dorfbewohner am nördl. Abhang aber wochenlang durch Bestreuen des Feldes mit Asche oder Erde der Sonne zu Hülfe kommen müssen, um mit dem Pflügen der Felder ihren Mitbürgern vis-a-vis nicht zu sehr nachzustehen. Da das Thal sehr eng ist, und die zahlreichen großen Gletscher deshalb sehr nahe herantreten, sind die Nächte, auch während des Sommers sehr kühl, ja selbst während des Tages ist es im Schatten sehr kalt. Erderschütterungen sind nicht so ganz selten, aber nie heftig, und werden deshalb von den Eingebornen nicht sehr beachtet.

Die Einwohner nähren sich von Feldbau. Derselbe besteht meist aus Gerste und Buchweizen und nur an den geschützteren Stellen wird Weizen gebaut. Da es fast nie regnet, müssen alle Felder bewässert werden. Mit Kartoffeln haben wir die Leute bekannt gemacht und werden dieselben von ihnen so sehr geliebt, daß man jetzt durch ganz Lahul und besonders in der Nähe Kyelangs gar manches Kartoffelfeld sieht. Auch unsre Gemüse — die vortrefflich gedeihen — finden sie sehr gut, besonders Salat, Spinat und weiße Rüben. Da der Ackerbau aber nur wenig ergiebig ist, treiben die Meisten noch nebenbei Handel. Sie holen aus der Provinz Kullu Reis, Thee, Zucker rc., dies und womöglich etwas von selbstgebauter Gerste und Weizen wird während der Sommerernte in die nördl. Provinzen Tibet's geschafft; von wo dann Wolle, Bora und Salz wieder mit zurückgebracht wird. Als Transportmittel dienen Schaafe und Ziegen die durchschnittlich 30—40 Pfd. tragen, Esel, Pferde und der Yak (bos grunniens). Wagen sind gänzlich unbekannt und würden auch auf den zum Theil sehr schlechten Wegen und Pfaden, und dem Mangel an den nur halbwegs guten Brücken (die meisten kleineren Flüsse, — auch oft größere — müssen durchwatet oder auf aus Birkenzweigen geflochtenen Hängebrücken passirt werden, wohl auch auf Schneebrücken) unbrauchbar sein. Bis Ladak hinein führt längst des Bhagaflusses seit

[1]) Doch größere Hitze nur unter der unmittelbaren Wirkung der Sommerstrahlen; die Temperatur im Schatten steigt in Ky. kaum je über 23° R. und in den Nächten sinkt auch nach den heißesten Tagen die Temp. bis auf 11—12° hinab.

[2]) Laut Briefen von Kg. lag er dies Jahr Anfang Mai noch über 4' auf den Feldern.

einigen Jahren eine recht gute Straße, von der indobrittischen Regierung hergestellt. Diese Straße ist während der Sommer- und Herbstmonate ziemlich belebt durch Kaufleute aus Indien, die mit ihren Waaren, z. B. Thee, Zucker, Gewürze, baumwollenen Zeugen bis nach Jarkand ziehen, und Jarkander Kaufleute, die ihre Waaren nach Indien bringen. Durch die angestrengten Bemühungen der Regierung scheint sich der Handel mit Central-Asien wirklich zu vermehren, zumal seitdem es gelungen ist, mit dem Herrscher von Jarkand dem Sultan Jakub Kusch-Begi eine Art Handelsvertrag abzuschließen. Außer Kaufleuten kommen auch Muselmänner durch Lahul auf oder von ihrer Reise nach Mekka, zu der manche 2—3 Jahre Zeit brauchen. Auch tibetische Wallfahrer aus dem chinesischen Tibet bis von Lhassa her passiren durch, so daß der Verkehr mitunter für dortige Verhältnisse recht lebhaft sein kann. Europäer kommen während der Sommermonate einige Wenige. Dies sind meist engl. Offiziere oder Civilbeamte, die ihren Urlaub benutzen um sich von der Hitze Indiens durch Reisen im Himalaya wieder zu erfrischen und der Steinbockjagd obzuliegen. Daß die indobrittische Regierung vor ohngefähr 40 Jahren Lahul und Spiti auf friedlichem Wege annectirte, beides arme Gebirgsthäler, die durchaus keinen materiellen Vortheil gewähren können, kann wohl nur geschehen sein um die Handelsstraße nach Cashmir und Mittelasien noch etwas mehr ins eigne Gebiet hineinzuziehen. — Lahul ist wenig besteuert — jährlich ohngefähr 1500 Rupien (à 20 Sg.) — Die Bevölkerung muß aber den europäischen Reisenden als Lastträger auf deren Reisen dienen, nach von der Regierung festgesetztem Tarif. Dieser Zwangsdienst wird unter Umständen sehr ungern gethan, wenn nämlich der Bauer, wenn die Reihe an ihn kommt, Feld- und Hausarbeit liegen zu lassen genöthigt ist, um irgend einem Reisenden als Kuli zu dienen. Sind die Abgaben der Regierung nicht drückend, so saugt dafür der Adel des Landes das Volk, das sich noch in förmlicher Leibeigenschaft befindet, um so mehr aus. Solcher Adligen (Dscho genannt,) man kann sie mediatisirte Reichsgrafen nennen — gibt es in Lahul 5—6. Sie sind die großen Grundbesitzer, die auf ihren Schlössern sitzen und mehr als patriarchalisch das Wohl und Wehe der ihnen gehörenden Dörfer pflegen. Das Pflügen der Felder, Mähen der Wiesen, Ernten des Getreides können die Bauern nur beginnen, nachdem der Dscho die Erlaubniß ertheilt hat. Einer dieser Herren ist von der engl. Regierung als Magistrat mit der polizeilichen Gewalt der Provinz betraut, und hat in deren Namen Justiz zu üben. Ein Gesetzescodex ist ihm nicht vorgeschrieben und so kann man nicht sagen, daß das Recht stets unpartheiisch, ohne Ansehen der Person, gesprochen würde, zumal der Lahuler auch nicht das Bedürfniß fühlt, wegen ihm geschehenen Unrechts sich um Abhülfe an den nächsten englischen Gerichtshof zu wenden, sondern das Urtheil des Dscho ihm genügt. Der engl. Beamte, dessen Bezirk die Provinz beigezählt ist, wohnt in Kullu (6—7 Tagreisen südlich) und kommt jährlich einmal auf einige Tage bis nach Kyelang, um nach dem Rechten zu sehen, seine Anordnungen zu treffen und etwaige größere Criminal- und Rechtsfälle an Ort und Stelle zu entscheiden. Diese Beamten wechseln leider alle 1 bis 2 Jahre, was ein eben so oftmaliges Wechseln im System der Verwaltung zur Folge hat. Unsre Mission muß es dankbar anerkennen, daß sie an diesen Herren stets unserm Werk wohlwollende Beschützer gefunden hat.

Auf zwei zur Characterisirung der Lahuler Bevölkerung nothwendig zu erwähnende Sitten muß noch hingewiesen werden. Als Buddhisten hätten sie eigentlich mit dem Kastenwesen der Hindus nichts zu thun, und so findet man auch in den übrigen tibetischen Provinzen nichts von Kaste; aber der Lahuler macht eine Ausnahme, er hat von dem Hindu die Kaste angenommen, und ist in Ausübung derselben beinahe noch kleinlicher als jener. Der gemeinste Lahuler glaubt seine schmutzige Wohnung durch den Besuch eines Europäers oder überhaupt Anders glaubenden, verunreinigt, während doch die Hindus der niedrigsten Kaste solch Vorurtheil nicht haben. Der Lahuler behauptet, zur Kaste gezwungen zu sein, da er mit Kullu der südl. Grenzprovinz in Handelsverkehr steht, und ohne Kastenwesen dieser Verkehr nicht möglich sein würde. Während des Winters, wenn die Pässe zwischen beiden Provinzen zugeschneit sind, und Verkehr unmöglich ist; oder wenn der Lahuler in den nördl. Provinzen reist, weiß er sich je nach Umständen ohne Gewissensbisse über die Kaste hinwegzusetzen.

Wie der Lahuler mit dem Hindu die Kaste gemein hat, so hat er eine andere Sitte mit seinen übrigen tibetischen Brüdern gemein, nämlich die Polyandrie. Es ist durchaus das Gewöhnliche, daß sämmtliche Söhne einer Familie, 2—3 oder mehrere, Ein Weib gemeinschaftlich nehmen. Der älteste Soh'n als der künftige Hausherr wählt dieselbe, und seine Brüder müssen damit zufrieden sein. Sie haben die Frau durchaus zu gleichen Theilen, und die in solcher Ehe gezeugten Kinder sind gemeinsames Gut. Die Kinder kennen ihre Väter nur als: der große, der mittlere, oder der kleinere Vater. Gemildert wird die Anstößigkeit dieser Sitte in der Praxis zum Theil dadurch, daß häufig die meiste Zeit nur einer der Brüder anwesend ist, indem die andern auf Monate anderswo ihren Geschäften nachgehen.

Auch die Fälle sind nicht ganz selten, daß wenn die Frau keine Kinder hat, oder wenigstens keine Söhne, noch eine zweite Frau dazu genommen wird, die aber ebenfalls sämmtlichen Brüdern angehört. Ist in einer Familie nur Ein Sohn, so kann es auch geschehen, daß ein solcher aus ebengenanntem Grund in Polygamie lebt. Daß ein solches eheliches Verhältniß wie die Polyandrie die Folge hat, daß Neid, Eifersucht, Zank und Hader vielfach anzutreffen sind, ist selbstverständlich, und eben so klar, daß Keuschheit und Züchtigkeit bei der in solchen Verhältnissen aufwachsenden Jugend gar nicht vorhanden ist. Als Beweis dafür nur dies Eine, daß ein Mädchen viel lieber in ein Haus heirathet, wo mehrere Brüder sind, als wo nur ein Mann ihrer wartet.

Als Grund für diese unnatürliche Sitte geben sie an, ihr Land sei zu arm, um eine größere Bevölkerung zu ernähren, die eine nothwendige Folge sein würde, wenn jeder Mann seine eigene Frau hätte. Eine Thatsache ist es freilich, daß ein Bauer, der keine Brüder neben sich hat, sondern alleiniger Familienvater ist, selten oder nie im äußeren auf einen halbweg grünen Zweig kommen kann. Er soll den Ackerbau besorgen, er soll dem Dscho zur Verfügung stehen, muß wenn die Reihe an ihn kommt, europäischen Reisenden als Kuli dienen; möchte doch auch dem Handel obliegen, und ist doch zu dem allen — bis die Kinder so groß sind, daß sie wesentlich helfen können — allein. Ein anderes ist es, wo 2—3 Brüder sich in all diese Arbeiten theilen können, sie können dies ausführen, und haben doch keine größere Familie zu ernähren als jener.

Aber auch bei den Adligen findet man jene Sitten, doch kommt es da häufig vor, daß die Söhne sich jeder eine Frau nehmen und gegenseitigen Antheil nicht gestatten, obschon nicht immer mit Erfolg.

Die Frage liegt nun wohl jedem Leser nahe, ist da nicht ein großer Ueberschuß von Mädchen zu finden, da doch das Verhältniß der Geburten hier kein anderes ist, als sonst irgendwo? Einigermaßen wird das Mißverhältniß dadurch ausgeglichen, daß gar manche Mädchen den Nonnenstand wählen, da und dort sich auch Polygamisten finden, und es auch eine Anzahl öffentlicher Dirnen giebt.

Daß die Polyandrie ein sehr großes Hinderniß für unser Werk ist wird jedem einleuchten, und diese Sitte muß unter Gottes Beistand ganz und gar ausgemerzt werden, ehe das Volk ins Ganze ein christliches werden kann. Bis dahin werden stets nur Einzelne der christlichen Kirche beitreten. Uebrigens muß noch erwähnt werden, daß wir seit einer Reihe von Jahren spüren können, wie diese Unsitte von gar Vielen als lästig und drückend empfunden wird, freilich noch nicht aus dem Grunde, aus welchem wir die Sache verurtheilen, sondern einfach, weil die jüngeren Brüder lieber selbstständig da stehen, als nur gelittene Theilhaber an Hab' und Gut sein wollen.

Ehe ich das Capitel über Land und Leute schließe, möchte ich noch einen Umstand berühren, der ein Licht darauf wirft, wie das Volk sich von seinen Obern abhängig fühlt. Die Adligen wissen natürlich recht gut, daß die indo-brittische Regierung einen hinreichend starken Arm hat, ihre Gewalt nicht blos in Indien, sondern auch wenn nöthig in diesem armen Gebirgsthal zu behaupten, aber doch wird von ihnen bei allen möglichen Gelegenheiten dem Volk beigebracht, daß die Engländer eigentlich nur aus Vergunst des Maharajah von Kaschmir sich als Herren des Landes geriren dürfen, und daß sehr bald einmal ihre Herrschaft ein Ende nehmen kann. Die natürliche Folge ist, daß das Volk, um es nicht mit dem Dscho zu verderben, sich willig von ihm knechten läßt, und dem engl. Beamten gegenüber sein Recht nicht geltend macht aus Furcht, daß wenn die Engländer eines Tages ihre Herrschaft abgeben müssen, nachträglich an ihm Rache ausgeübt werden würde. Auch daß die Regierung, um den Handel zu erleichtern, die Straße bauen und ausbessern läßt, wird falsch verstanden; denn daß eine Regierung aus Fürsorge und Wohlwollen zum Besten des Volkes Geld ausgiebt, ist ihnen völlig unverständlich, sondern es heißt nur: „die Regierung thut dieß aus Eigennutz, oder sie will Krieg mit den Russen führen, oder desgl.

Als wir vor mehreren Jahren ein Stück Feld von einer Wittwe kauften, wollte sie durchaus im Kaufbrief es vermerkt wissen, daß wenn die engl. Regierung eines Tages zu Ende ginge, und somit auch unseres Bleibens nicht mehr sein könne — wir das Feld ihr wieder zurückzugeben hätten.

Unglaublich aber wahr ist es ferner, daß der Maharajah v. Kaschmir bis vor wenig Jahren einen Beamten nach Lahul schickte, um Abgaben für sich — Eisen, Getreide und dergl. einzutreiben, und das Volk mußte diesen Tribut bis an die Grenze von Ladak schaffen. Selbst der als Magistrat fungirende Dscho sah den Maharajah alles Ernstes als den eigentlichen Herren an. Obgleich wir Jahre lang den besuchenden engl. Beamten auf diese Thatsache aufmerksam machten, wurde es doch nicht beachtet, bis wir endlich unsre Vorstellungen beim Chief

Commissioner anbringen konnten. Dieser fuhr auf wie ein Löwe; dem Maharajah wurde seine Unverschämtheit gründlich gelegt, und dem Magistrat Lahuls deutlich gezeigt, wer der eigentliche Herr des Landes sei. Seit der Zeit wurde ihm von Regierungswegen ein mohamedanischer Munschi beigegeben, und das Volk kann jetzt mehr und mehr — wenn es will — sehen und fühlen, daß die engl. Regierung stabiler ist, als sie von ihren Dscho's gelehrt werden.

2. Sprache.

Die Sprache, die vermöge der Religion, in Lahul die Hauptsprache genannt werden kann, ist die tibetische, eine Sprache von sehr einfachem Bau und dürftiger grammaticalischer Ausbildung, so daß man das Genie der Männer wirklich bewundern muß, welche im 7. Jahrhundert nach Christo von dem damaligen König des Landes nach Indien gesandt, um eine Buchstabenschrift nach dem Muster des Sanskrit zu schaffen, und zugleich die wichtigsten buddhistischen Religionsschriften aus diesem zu übersetzen, das bekanntlich gerade durch Formenreichthum sich auszeichnet, sich dieser Aufgabe so gut entledigten wie es der Fall gewesen ist. Das tibetische Alphabet enthält 30 Buchstaben.

Der Anfang des Vater unser lautet:

Kye tsowo kontschog, ngedkyi yab namka la schugpa lag.
o Herr Gott, unser Vater Himmel im wohnend seiend.

So klein Lahul auch ist, so hat dieses Ländchen doch mehrere Sprachen aufzuweisen. In den nördlich gelegenen Dörfern ist das tibetische die gesprochene Sprache von Jung und Alt, in dem südwestl. Theil ein dem hindostanischen verwandter Dialekt, und dort wird das tibetische fast gar nicht verstanden, denn die Einwohner dieses Seitenthales sind Hindus. In dem mittleren Theil des Landes ist die Haus- und Familiensprache das sogenannte Bunan und Tinan, beides nicht tibetische Dialekte, sondern eigene Aboriginessprachen, wie es deren in den südlicheren Himalayathälern eine sehr große Anzahl gibt.

Daß die tibetische Sprache durch unsre Thätigkeit mehr und mehr die auch der Jugend geläufige wird, soll weiter unten näher gezeigt werden.

3. Religion.

Die Lahuler sind — jene paar Dörfer des südwestl. Seitenthals ausgenommen — Buddhisten, d. h. Lamaisten, die also ihr geistliches Oberhaupt in Lhassa haben.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine Darstellung der buddhistischen Lehre zu geben, sondern ich will nur versuchen in Kurzem zu zeigen, wie sich in Lahul der Buddhismus praktisch zeigt. Lamas (Priester) gibt es eine bedeutende Zahl (in Lahul sind 110 Lamas und 71 Nonnen beim letzten Census gezählt worden). Sie gehören einem Orden an, der an der rothen Kleidung und dem ganz kahl geschorenen Kopf kenntlich ist. Nur wenige von ihnen bewohnen beständig die zahlreichen Klöster, in denen mit „Nichtsthun" die meiste Zeit ausgefüllt wird, sondern die Mehrzahl der Lamas wohnen in Mitte der übrigen Bevölkerung, und nehmen sogar theilweise Antheil an der Arbeit in Haus und Feld. Einige von ihnen sind auch verheirathet. (Ein anderer Orden, kenntlich an dem gelben Anzug lebt im Cölibat, diesen Orden findet man mehr in Spiti und Ladak).

Während des Winters aber gehen die meisten der Lamas in die Klöster, um dort zum Wohl des Ganzen geistl. Uebungen obzuliegen und durch Studiren der Religionsbücher für sich selbst religiöses Verdienst zu sammeln. Sie werden vom Volk als eins von den 3 höchsten Gütern oder Kostbarkeiten: Buddha — die religiösen Schriften — die Priesterschaft — beinahe göttlich verehrt und als diejenigen angesehen, welche von Amtswegen das Seelenheil der Bevölkerung wahrzunehmen haben. Diesen ihren Einfluß wissen die Lamas auch gehörig auszubeuten und das Volk in Furcht und Abhängigkeit zu erhalten, so daß fast nichts unternommen wird, ohne daß sie auf irgend eine Weise zu Rathe gezogen werden. Quellen entdecken, Regen machen, Dämonen bannen, auf die Spur eines Diebes helfen, das Horoskop stellen, dies alles sind Dinge die zu können von ihnen erwartet wird.

Die Gelehrsamkeit der Lamas in Lahul ist ins Ganze genommen eine sehr geringe. Lesen, Schreiben und Auswendigkönnen verschiedener ihrer zahlreichen Schriften ist fast das Einzige. Diejenigen unter ihnen welche Medicin studirt haben, können die darauf bezüglichen Schriften in denen die Krankheiten mit den betreffenden Heilmitteln verzeichnet sind, auswendig, wissen aber sonst z. B. von dem Bau des menschl. Körpers herzlich wenig. Eine Kunst, welche von Vielen geübt wird, ist die Herstellung von Buddha und andern Heiligenbildern, das Schreiben von Amuletten, die gegen alles Mögliche helfen sollen, oder die Kindersegen bezwecken, und das Eingraviren der Gebetsformel o mani padme hum,[1]) auf Stein. Jeder Lama hat seine Gebetsmühle im Gürtel seines Rocks stecken, und je frömmer er ist, desto öfter wird man ihn dieselbe drehen sehen. Auch der Rosenkranz fehlt keinem von ihnen. Sie wissen sich meist den Anstrich großer Frömmigkeit und Heiligkeit zu geben, und haben etwas sehr Arrogantes in ihrem ganzen Wesen. Von Astronomie glauben sie auch große Kenntnisse zu haben, doch sind ihre Begriffe davon sehr verworren und kindisch; obgleich es doch stets Einige gibt die Sonnen- und Mondfinsternisse genau zu berechnen wissen. Eine solche Finsterniß wird dann bekannt gemacht und während derselben vom Volk geschossen, getrommelt und gelärmt, bis der, Sonne oder Mond verschlingen wollende Drache in Furcht gesetzt sich wieder entfernt. Der Eintritt des Neujahrs wird ebenfalls von den Lomas berechnet und bestimmt, doch dabei nicht immer Einigkeit erzielt, so daß vor einigen Jahren es vorkam, daß die Dörfer auf unserer Seite das Neujahr fast 10 Tage früher feierten als die Bewohner der entgegengesetzten Seite.

Die Orte, wo die Lamas von Lahul studiren sind die großen Klöster in Zanskar und Ladak, nur Wenige von ihnen sind zur Vervollkommnung ihrer Studien in Lhassa gewesen.

In Bezug auf ihren sittlichen Wandel ist nicht zu läugnen, daß Manche um eine hohe Stufe der Heiligkeit zu erlangen sich vor groben Ausbrüchen der Sünde hüten, z. B. das erste Gebot, Du sollst nichts Lebendes tödten,

---

[1]) Dies Gebet murmelt der Wanderer auf seinem Weg, die Frau im Hause, der Lama im Kloster, das Kind, sobald es sprechen kann. Man liest es überall auf Felsen, Bäumen, Monumenten. Es ist der Anker in Noth und Trübsal, das Schiff das beim Tod sicher hineinführt in die neue Geburt.

Die Bedeutung ist nichts weiter als „O Edelstein im Lotus. Amen."

gewissenhaft befolgen, ihre Fasttage, deren sie viele haben, streng halten, dadurch aber auch der Selbstgefälligkeit und dem Hochmuth reichlich Nahrung gewähren. Von der Mehrzahl muß man aber sagen, daß der Wandel gar schlecht stimmt mit ihrem Geschwätz von Tugend und Verdienst und Trunkenheit und Unzucht etwas sehr gewöhnliches unter ihnen ist. Mückenseiger und Kameelverschlucker, können auch sie heißen, und ebenso paßt das: Der Zweck heiligt das Mittel vortrefflich auf sie, wie weiter unten ein Beispiel zeigen wird.

Die gewa tschu, d. h. die 10 Tugenden sind folgende: 1) du sollst nichts Lebendes tödten, 2) du sollst nicht nehmen, was dir nicht gegeben ist, 3) du sollst nicht huren, 4) du sollst nicht schmähen, 5) du sollst nicht Unsinn reden, 6) du sollst nicht verläumden, 7) du sollst nicht habsüchtig sein, 8) du sollst nicht Schaden sinnen, 9) du sollst nicht lügen, 10) du sollst keine ketzerische Ansicht haben.

Hie und da findet man auch Nonnen, d. h. solche Frauenzimmer die sich dem geistlichen Stand widmen. Sie tragen das Haar ganz kurz geschoren und keinen Schmuck auf dem Kopf oder in den Ohren. Ihre Kenntnisse sind noch geringer als die der Lamas, und beschränken sich nur auf Lesen und allenfalls Schreiben. Geistliche Funktionen haben sie nicht zu verrichten, verbringen aber auch während des Winters einige Monate im Kloster bei den Lamas, nm zu lesen und zu beten. Mit der Sittlichkeit ist es aber auch bei ihnen sehr schwach bestellt. Was das Wissen betrifft, so gibt es je und dann einige, die nicht ungelehrt sind. Der eine Lama in unsrer Gegend der zu denen gehörte, welche Mondfinsternisse berechnen konnten, starb und seine Schwester, eine Nonne von 16 Jahren machte dann statt seiner die Berechnungen.

Wenn in einer Familie ein Knabe dazu bestimmt wird, die geistl. Carriere zu machen, was mitunter schon wenn er kaum laufen gelernt hat, geschieht, erhält er fürs erste als sichtbares Zeichen eine Lamamütze. Späterhin wird er einem Lama übergeben, oder auch in ein Kloster geschickt, um als Novize lesen und schreiben zu lernen, wobei es ohne körperliche Züchtigung nicht abgeht, denn es wird grundsätzlich angenommen, daß ohne Prügel lesen zu lernen nicht möglich ist. Gar mancher bringt es trotzdem nicht zu den nothwendigen Kenntnissen, geht im Mannesalter noch ab vom geistl. Stand, und zählt dann mit zu der Classe der verdorbenen Studenten.

Von den Edelleuten sind die meisten mindestens ebenso gebildet wie die Lamas, und einige in buddhistischen Schriften gnt bewandert. Die meisten sehen aber an dem Hindu hoch hinauf und bequemen sich während des Winters, den sie — das gehört mit zum vornehmen Ton — in Kullu unter Hindus verbringen, ihnen so viel als möglich an. Jeder Dscho hat seinen Schloßkaplan, der ihm alle Sorgen für seine Seele abnimmt, günstige Tage für Reisen, Pflügen, Ernten und dergl. bestimmt und gewissermaßen das Orakel des Herrn ist. Besonders dient er auch mit dazu das Volk in Furcht und Abhängigkeit zu erhalten. Es ist eigentlich schwer zu sagen wer den andern am Seile führt, ob der Dscho den Lama, oder umgekehrt. Der Dscho unter dessen Gebiet wir gehörten, und der unsrer Wirksamkeit herzlich gram ist, hält überhaupt nicht viel von Religion, hat schon oft gegen uns über die Narrheit der Lamas sich ausgelassen und ihnen sämmtlich vor längerer Zeit gedroht, daß wenn sie nicht im Stande wären, das

schwindende Vertrauen des Volks gegen sie aufzuhalten, er sie auf Straßenarbeit schicken würde; und doch schwebt er ein andermal in Furcht vor ihnen. Als einst Diebe in sein Schloß eingebrochen waren, und ziemlich alle Schmucksachen der gnädigen Frau gestohlen hatten, mußte der Hauslama aus den Büchern ausfinden, wer die Schuldigen seien. Die von ihm bezeichneten Leute wurden festgenommen, und da sie nicht gestanden, durch allerhand Zwangsmaßregeln bearbeitet, sie mußten z. B. gestoßenen rothen Pfeffer auf glühende Kohlen gestreut einathmen, in dem sie, das Gesicht darüber gebeugt mit einem Tuch verhängt wurden; und da dies nichts half, wurde der Eine trunken gemacht, um dann in seiner Redseligkeit sich zu fangen; bis endlich der Diebstahl eingestanden war. Als nun aber der Dieb sich standhaft weigerte zu sagen, wo das Gestohlene verborgen liege, weil er den Kepang, einen sehr beliebten Götzen, dabei zu Rathe gezogen habe, und der sonst ergrimmen könnte, ließ der Dscho von weiterem Drängen nach. Dieser Vorfall sei erwähnt, um zu zeigen, daß die Furcht vor den nichtigen Götzen selbst die beherrscht, die sonst wenn es ihnen paßt, Götzen sammt deren Priester für nichts achten. Einen andern Dscho kennen wir, der wirklich ein ganzer Buddhist ist; er glaubt blindlings was die Lamas sagen, verehrt die religiösen Schriften aufs höchste, betet fleißig sein o mani padme hum, und verwendet trotzdem er tief verschuldet ist, große Summen an Klosterreparaturen, an Herbeischaffung tibetischer Bücher aus fernen Orten, gibt reichliche Geschenke an Lamas und Klöster, und alles dies, um womöglich den drohenden Verfall des Buddhismus in Lahul aufzuhalten, und für sich selbst dadurch noch mehr sodnam (Verdienst) zu sammeln.

Was nun die große Masse des Volkes betrifft, so ist Gleichgiltigkeit gegen die Religion, und Materialismus der vorherrschende Zug. Die Lehre von der Seelenwanderung ist die vom Volk am besten verstandene, und alles was sie von Religionsgebräuchen haben und thun, zielt nur darauf hin, es in diesem Leben besser zu bekommen, und nach dem Tode als Mensch und nicht als anderes Wesen z. B. Thier, wieder eine Existenz, und zwar eine bessere als jetzt zu erhalten. Um ersteres zu erlangen, werden die Lamas von Zeit zu Zeit bestellt, und müssen dieselben durch Lesen, Trommeln und Blasen mit Posaunen für Glück und Gedeihen sorgen, auch den Neid der Nachbarn unschädlich machen. Aehnliches geschieht in Krankheitsfällen, bei Heirathen, ferner wenn ein Knabe das erste Jahr zurückgelegt hat. Jeder Bauer hat sein Buddha oder Heiligenbild im Haus, vor dem er oft Butter, Oel, Reis, Blumen und dergl. opfert, fleißig räuchert, und wenn er ein frommer Mann sein will, betet er des Tags so oft als möglich sein o mani 2c. Der Eigennutz zeigt sich dadurch, daß den Bettelmönchen die doch als ziemlich heilig angesehen werden, und denen zu geben, großes Verdienst bringt, gewiß der schlechteste Reis, die schlechteste Gerste gegeben wird. Die vielen bis ins kleinste gehenden Tugendvorschriften des Buddhismus werden ja täglich übertreten, aber dafür wird dann und wann einem Kloster oder den Lamas etwas gegeben, von Zeit zu Zeit eine Wallfahrt zu irgend einem Heiligen gemacht, und auf die Befolgung gewisser Dinge großes Gewicht gelegt, z. B. auf das „Nicht tödten." Demzufolge werden, obgleich Fleisch gern gegessen wird, keine Schaafe geschlachtet, sondern nur gefallene Thiere verspeist und das Ungeziefer wird, wenn zu lästig, nur gefangen und weggeworfen aber nicht

getödtet, obgleich man darin grade jetzt schon manchen Uebertreter findet; ja auch Schaafe werden geschlachtet, entweder durch einen Mann der sich dazu willig findet, weil er sich überhaupt aus Sünde keine Gewissen macht, oder mehrere nehmen die Sünde des Schlachtens gemeinsam auf sich, so daß der Einzelne nur einen Theil derselben abzubüßen hat. Die Hausthiere durch grausame Behandlung, durch Hunger und Schläge zu quälen, wird freilich für nichts weniger als Sünde gehalten; denn Mitleiden, Barmherzigkeit gegen Mensch und Thier sind 2 Tugenden die zwar in den Büchern hochgepriesen, aber praktisch nicht geübt werden, da sie keinen materiellen Nutzen bringen. Auch Dankbarkeit ist etwas ihnen unverständliches. Es würde dem Bettler ungereimt vorkommen, sich für eine Gabe die ich ihm reiche zu bedanken, da ich dazu eher Ursache hätte weil er mir Gelegenheit zu einem guten Werk gegeben hat.

Die Furcht vor Dämonen und ähnlichen Wesen ist sehr groß, und es gibt unzählige Orte: Bäume, Felsen, Schluchten und Wege, die von ihnen bewohnt werden, und eben so viel Geschichten wie und wo sie sich gezeigt und was für Unheil und Schabernak sie ausgeübt haben.

Jedes Dorf hat sein Götzenhaus (Lakang), in welchem Buddha und andere Heilige aufgestellt sind, diesen zur Seite ist ein großer Gebetscylinder, der inwendig mit dem o mani ꝛc. beschrieben ist, sich um eine in der Mitte befindl. Axe dreht, und mit Leichtigkeit in Schwung gesetzt werden kann. Jede einmalige Umdrehung hat eben so viel Werth, als ob der Betreffende all die Gebete gesprochen hätte. Solcher Gebetsmühlen gibt es auch zum Wohl des ganzen Dorfes am Fluß, getrieben vom Wasser. Vor jedem Dorfe am Wege findet man eine ohngefähr 3′ hohe und ebenso breite Steinmauer[1]), die verschieden lang ist, manche wohl 1000 Schritt und noch länger, auf dieser liegen kleine Steine, alle beschrieben mit dem o mani ꝛc. Wer vom Lama einen solchen Stein graviren läßt und hier deponirt hat den Vortheil, daß das eingravirte Gebet beständig für ihn betend daliegt. Ein solcher Wall von aufgespeicherten Gebeten muß stets so passirt werden, daß er zur rechten Hand bleibt; dergleichen genau befolgen ist freilich leichter und bequemer als Lüge, Ehebruch, Diebstahl ꝛc. zu meiden, und wird gewissenhaft geübt.

Daß jede Sünde abgebüßt werden muß, nimmt der Buddhist als selbstverständlich an, tröstet sich aber damit, daß das ja in späteren Geburten geschehen kann, und macht sich darüber keine Sorgen. Unglücksfälle, Krankheit und dergl. nimmt er daher an als Folge früherer Vergehungen, die eben getragen werden müssen; geht es ihm gut, hat er Glück im Handel, kommt er im äußern vorwärts, so schreibt er dies früher ausgeübten Tugenden zu. Von einem persönlichen Gott will der Buddhismus bekanntlich nichts wissen, das Volk gibt aber das Vorhandensein eines solchen doch zu, und zeigt sich dieß auch z. B. in der oft gehörten Betheuerung Kontschog Kyen, Gott weiß es. Daß Gott barmherzig sein kann, ja aus Liebe zu den Menschen sich selbst gegeben hat für Alle zur Erlösung, ist ihnen ungereimt, denn da jeder Affect, also auch Liebe die selige Ruhe stört, kommt ihnen dergl. Gottes unwürdig vor. — Todesfurcht bestreiten sie, und gewöhnlich wird bei einem Sterbenden so viel Lärm

[1]) mani genannt, dasselbe Wort für Gebetsmühle, zu deutsch Juwel.

durch Trommeln &c. gemacht, daß es denselben betäuben muß. Selbstmord ist nicht ungewöhnlich, und wird nicht als Sünde angesehen, sondern nur als ein sich Versetzen in eine neue Lebensexistenz. Er geschieht zuweilen aus sehr geringen Ursachen. Eine Frau erhing sich, um dadurch ihren Mann zu ärgern und in äußere Verlegenheit zu bringen, eine andere that es, um den oder jenen Mann nicht heirathen zu müssen. Wird ein Selbstmord um irgend eines vermeintlichen guten, religiösen Zwecks willen vorgenommen, so gilt er sogar als eine höchst achtungswerthe und verdienstvolle Handlung. Schluß folgt.

Das Missionswerk der Brüder-Kirche (1732—1873)

Von Bischof L. Th. Reichel in Berthelsdorf bei Herrnhut.

(Fortsetzung.)

II. Missions-Anfänge der mittleren Zeit (1760—1832).

§ 16. Auf die Zeit des fröhlichen Wagens, die Heldenzeit der Brüderkirche, folgte nach Zinzendorfs Heimgang nach dem natürlichen Gang der Entwickelung eine Zeit mehr ruhiger Besonnenheit und des bedächtigen Fortschritts unter collegialischer Leitung. Die Leitung des Missionswerkes kam aus den Händen Einzelner in die eines Collegiums, zunächst einer von den Synoden ernannten Missions-Deputation und von 1789 des aus 3 (später 4) Brüdern bestehenden Missionsdepartements, eines der 3 (oder 4) Collegien, welche zusammen die Oberdirection der gesammten Brüder-Unität bilden, die Unitäts-Aeltesten-Conferenz, seit 1791 in Berthelsdorf bei Herrnhut in Sachsen.

I. Die Zeit Spangenbergs und seiner Mitarbeiter (1760—1803).

§ 17. Ostindien 1760—1803.

Nach längeren Verhandlungen mit der dänischen Regierung, welche Verstärkung einer Handelscolonie auf den Nicobaren wünschte, hatte Zinzendorf noch die Freude, im Sept. 1759 14 ledige Brüder, unter denen 2 Theologen und ein Medicus, in Zeist für die Mission in Ostindien abfertigen zu können. Am 2. Juli 1760 landeten sie in Tranquebar, und kauften in der Nähe der Stadt einen Garten, den Brüdergarten, als Zwischenstation, wo sie sich von ihrer Hände Arbeit nährten. Erst 1768 gelang es eine Station auf Nancawery, einer der Nicobarischen Inseln, zu errichten. Von den 6 Brüdern vollendeten 2 ihren Lauf noch in demselben Jahr und auch die übrigen, sowie 9 später nachgesendete Brüder fanden dort ihr Grab. Nach 20jähriger, dem Anschein nach vergeblicher Arbeit, ward der einzige noch überlebende Bruder Kragh, nach Tranquebar zurückgeholt, wo er 1788 verschied.

Zwei andere in Serampore und Patna, in dänisch Bengalen, von Tranquebar aus gemachte Missionsversuche führten auch zu keinen Resultaten.

1795 wurde die gänzliche Aufhebung der ostindischen Mission beschlossen, nachdem von 63 Brüdern und 16 Schwestern 44 dort und 2 auf der Hinreise heimgegangen waren. Unter ihnen Joh. Ludw. von Watteville, Zinzendorfs Enkel, der einzige seiner Nachkommen, der Missionar gewesen, starb in Tranquebar nach 4jährigem Dienst 1784, 32 Jahr alt. Bruder Ramsch und Weber, welcher letztere 31 Jahre in Ostindien gewesen, kehrten 1803 nach Europa zurück.

Und die Frucht dieser fast 40jährigen Arbeit und Sorge? 2 Getaufte, von denen einer wieder abfiel, die andere, Marie Magdalene Malebar, 1796 nach Europa kam und in Christiansfeld heimgegangen ist. Nach menschlicher Ansicht freilich sehr wenig. Wohl möchte man einstimmen in den Ausspruch J. Fr. Reichels, der 1786 eine Visitation in Tranquebar gehalten, und auf der Synode von 1789 davon berichtend, sagte: „Bei den Geschwistern (den Missionaren) liegen Mangel und Fehler am Tage. Aber für die gänzliche Unfruchtbarkeit des Postens in Tranquebar 30 Jahre hindurch ist 's schwer einen vernünftigen Grund zu finden.

Während also die Missionsversuche in Asien als erfolglose bis gegen Ende des Jahrhunderts ihre Endschaft erreichten, und die Missionsarbeit in Nord- und Westafrika, wie oben erwähnt, keine bleibenden Früchte brachte, begann in Amerika auf den dänisch-westindischen Inseln und in Antigua eine Segens-Ernte, und auch einige neue Felder konnten in Angriff genommen werden.

§ 18. Barbados, 1765.

Die Missionsarbeit auf dieser Insel hatte, wenngleich schon 1768 auf Bunkers Hill die erste Negerin getauft werden konnte, dennoch lange Zeit einen nur schwachen Fortgang, und allgemeiner wahrer Hunger nach Gottes Wort zeigte sich auch in späteren Jahren nie in dem Grade wie auf andern Inseln.

1794 wurde nicht weit von Bridgetown auf einem verkauften Grundstück, die erste feste Station Saron angelegt, welche 1800 schon 160 Getaufte zählte.

§ 19. St. Kitts, 1777.

Das 1777 auf Herrn Gardiners Wunsch bei Baßeterre begonnene Werk, wobei der bewährte Missionar von Antigua P. Braun mit Rath und That treulich beistand, hatte bei der Bereitwilligkeit der Sclaven und ihrer Herren, und vor allem durch den reichen Segen Gottes bald einen erfreulichen Fortgang, so daß der 1785 erbaute Versammlungssaal schon nach 4 Jahren durch einen größeren ersetzt werden mußte. Auch die Englisch bischöfliche Kirche und die Methodisten sandten ihre Arbeiter in dieß zur Ernte reife Feld, und mehr als 80 Jahre haben diese 3 Kirchgemeinschaften, jede nach ihrer Weise, in brüderlichem Verein das Werk des Herrn auf dieser schon von Columbus entdeckten und nach ihm St. Christopher genannten Insel, betrieben, wo früher bei dem zwischen Engländern und Franzosen getheilten Besitz derselben manche blutige Kämpfe stattgefunden hatten.

1800 bestand die Gemeine der Brüdermission aus 2569 Getauften und Taufcandidaten, welchen auf 7 Predigtplätzen das Lebenswort verkündigt ward.

§ 20. Tabago, erste Versuche 1790—1803.

Auf den Wunsch eines englischen Pflanzers Herrn Hamilton, daß seinen

Sclaven auf der damals französischen Insel Tabago das Evangelium verkündigt werden möchte, hatte 1787 Bruder Montgomery, Missionar in Barbados, daselbst einen Besuch gemacht und war 1790 dort angestellt; doch in Folge der Revolutions-Unruhen kehrte er nach dem Heimgang seiner Frau 1791 nach Barbados zurück, wo er im Juni seinen Zeugenlauf vollendete. Sein Name aber lebt fort in der beinah 40 Jahre später nach ihm benannten Station. — Nachdem die Insel in englischen Besitz gekommen, ward auf Herrn Hamiltons dringende Bitte ein zweiter Versuch gemacht, der viel versprechend schien, da bald über 50 Neger getauft waren zu Herrn Hamiltons großer Freude. Er konnte sich des Dankes seiner Neger erfreuen, ehe er Nov. 1800 seinen Glaubenslauf beschloß, so daß er die abermalige Aufhebung der Mission 1803 nicht mehr erlebte. Erst 1827 konnte ein dritter erfolgreicher Missionsanfang gemacht werden.

§ 21. Labrador, 1771.[1])

Auch hier währte es lange, bis die ersten Ideen eines Missionsversuches unter den räuberischen Eskimos an der Nord-Ost-Küste Labradors in wirkliche Ausführung gebracht werden konnten. 1752 unternahm J. C. Erhardt die erste Untersuchungsreise dahin, er ward 10 deutsche Meilen südlich von dem jetzigen Hoffenthal ermordet. 1764 folgte Jens Haven, nachdem er in Grönland die verwandte Sprache gelernt, erst allein und das Jahr darauf mit einigen Begleitern, und ward von den Eskimos mit Freuden aufgenommen. — Nach längeren Verhandlungen mit der englischen Regierung, welche der Society for the furtherance of the gospel (der Brüder Societät zur Förderung des Evangeliums unter den Heiden) 100,000 Acker Land (resp. Felsen) auf der Labrador-Küste zusicherte, ward 1771 durch 7 Brüder (von denen 3 verheirathet waren) die erste Station Nain angelegt, 1776 die zweite Okak, und 1782 die dritte Hoffenthal. Die Verbindung mit dieser sonst wenig besuchten Küste ist nun mehr als 100 Jahre durch das Missionsschiff der S. F. G., die Harmony, unterhalten worden.

Lange schien es als ob alle Arbeit eine vergebliche sei. Erst 1804, nach 34jähriger Arbeit der Missionare ging die Saat des Wortes Gottes auf in einer allgemeinen Erweckung, die der treuen Zeugen Herzen mit inniger Freude erfüllte über die bewunderungswürdige Macht der Gnade des Heilandes, welche der Heiden Herzen so ergriffen und eröffnet hatte, und ihren Glauben neu belebte.

§ 22. Süd-Afrika, 1792.

In diese Zeit fällt auch die Erneuerung der 1744 verlassenen Hottentotten-Mission in Folge des von Bischof J. F. Reichel auf seiner Rückreise von Ost-Indien 1786 in der Capstadt gemachten Besuchs. Nachdem von Seiten der holländisch-ostindischen Companie eine Concession erlangt war, unter den Hottentotten eine christliche Gemeine sammeln und sie mit Wort und Sacrament bedienen zu dürfen, wurden 1792 3 redliche Handwerksleute dahin abgeordnet, und von der Colonialregierung in die Bavianskloof an den Sergeantfluß gewiesen.

---

[1]) S. Geschichte der Labrador-Mission 1771—1871 von Joseph Römer.

Hier hielten sie unter Schmidts Birnbaum am 25. Dec. die erste Predigt, und bald fand sich die einzige noch Lebende von den von Schmidt getauften Hottentotten, die alte blinde Lena († 1800) bei den Brüdern ein, die von dem in ihrer Jugend genossenen Unterricht zwar das Meiste vergessen hatte, ihr holländisches Neues Testament aber noch besaß.[1])

Bald zeigte sich unter den geknechteten Hottentotten große Begierde nach dem Evangelium, aber auch Verfolgungen von Seiten der holländischen Bauern blieben nicht aus, und störten das Werk des Herrn, bis 1806 die Cap-Colonie in den bleibenden Besitz Englands kam.

II. Die stille Zeit (1801—1832).

§ 23. Auf der Generalsynode der Brüder-Unität in Herrnhut im Jahr 1801 konnte in Bezug auf ihr nun 70jähriges Missionswerk berichtet werden, daß auf 12 Missionsgebieten, auf 26 Stationen 161 Brüder und Schwestern im Dienst des Herrn unter den Heiden thätig waren. Es waren diese Gebiete Dänisch Westindien, Grönland, Antigua, St. Kitts, Jamaica, Barbados, Tabago, Süd-Amerika, Labrador, Indianer Nord-Amerikas, Süd-Afrika, Ostindien. 2 dieser Gebiete wurden in den folgenden Jahren verlassen, Ostindien und Tabago, und 1809 betrug die Zahl der ausgesendeten Brüder und Schwestern nur 151, welche Zahl in Folge der Kriegszeit und Continentalsperre mehrere Jahre nicht vermehrt werden konnte.

Die Zeit von 1801—1815 möchte man fast eine Zeit des Stillstands, wo nicht gar des Rückschritts nennen. Von den meisten der älteren Missionen ist von diesen 15 Jahren absolut gar nichts zu berichten. Vom Vaterland abgeschnitten, auch im äußerlichen Bestehen sehr bedrängt ging das Missionswerk in sehr stillem Gang. Nur in St. Croix ward 1805 Friedenfeld als 3. Station angelegt, und in Süd-Afrika konnte neben Gnadenthal eine 2. Station Groenekloof (nun Mamre genannt) errichtet werden.

In Nord-Amerika dagegen war Leben und Bewegung, sowohl unter den Indianerstämmen des Nordens, wo mehrere Missionsversuche gemacht wurden, die jedoch keinen längeren Bestand hatten, als auch unter den Indianern der Südstaaten, wo die

§ 24. Cherokee-Mission, 1801

im nördlichen Theil von Georgien durch Abrah. Steiner und Byhan begonnen ward. Die erste Station ward Springplace genannt. Die Cherokees zeigten sich äußerlich den Missionaren gewogen, doch erschwerte ihr zunehmendes und sehr gerechtfertigtes Mißtrauen gegen die Uebergriffe der Weißen dem Evangelium den Eingang. Dennoch war die 22jährige Thätigkeit von John Gambold, dem Begründer der 2. Station Ochgelogy 1821, keine ganz vergebliche, und wol noch segensreicher und nachhaltiger war die Schulthätigkeit seiner Frau, einer bewährten Lehrerin der Salemer Mädchen-Anstalt. Sie starb 1821 in Springplace. Unter den getauften Halbindianern ist besonders Charles Renatus Hicks zu nennen, der als 2ter Häuptling der Cherokee-Nation in Washington dahin wirkte, daß die schon 1817 agitirte Vertreibung der Indianer noch um 20 Jahre

[1]) S. bunte Bilder 2c.

hinausgeschoben ward. 1838 erfolgte sie dennoch. Von ihren treuen Lehrern begleitet wanderten die Cherokees nach den ihnen im Indian Territory jenseits des Mississippi zugesicherten Wohnsitzen, wo sie an der Barren Fork und in Beatties Prärie mehrere Jahre in der Zerstreuung lebten bis 1843 New-Springplace angelegt werden konnte. In dem amerikanischen Bürgerkrieg, in dem auch die Cherokee-Nation auf beiden Seiten Partei nahm, ward 1862 der eingeborne Missionsgehülfe James Ward ermordet, die meisten Missionare vertrieben oder gefangen und ihre Stationen zerstört. Erst 1866 konnte die Wiederherstellung von New-Springplace in Angriff genommen werden und es ist Hoffnung vorhanden, daß die etwa 150 Mitglieder zählende Gemeine nun in Ruhe und Friede sich werde bauen können in dem Herrn. Statt des ganz zerstörten Canaan soll nun weiter südlich in der Gegend von Park Hill, wo gegen 60 Gemeinmitglieder, freilich sehr zerstreut, wohnen, eine 2. Station angelegt werden.[1])

§. 25. Kalmucken-Mission, 1815—1823.

Während von einer der westlichsten Gemeinen, von Salem in Nord-Carolina aus das Missionswerk unter den Cherokee-Indianern mit Eifer und Ausdauer betrieben ward, ward auch im fernen Osten in der nahe der Grenze von Asien, an der Wolga angelegten Gemeine Sarepta ein Versuch gemacht, den Steppenbewohnern des russischen Reiches das Wort des Lebens zu bringen. 1815 begaben sich die Brüder Schill, Loos und Hübner zu der 40 Meilen von Sarepta und 10 Meilen von Astrachan an der Wolga stehenden Choschuterhorde, wo sie von Fürst Thümmen zwar gut aufgenommen wurden, und unter dem Schutz der erhaltenen russischen Privilegien ohne Gefahr lebten, jedoch den gehofften Eingang des Evangeliums in die Herzen der Kalmücken nicht fanden. Es zeigte sich bald, daß nicht nur die Gellong (Priester) der Verkündigung des Evangeliums Hindernisse in den Weg legten, sondern auch Thümmens Sohn und Nachfolger Fürst Serbedschab feindlich gesinnt wurde. Nach 6jähriger Arbeit mußten sie die Horde verlassen. Ihnen folgten 4 Kalmucken-Familien (23 Seelen) und verbrachten den Winter von 1821 auf 1822 auf einer Wolga-Insel[2]) bei Sarepta und zogen 1822 im April in die Nähe dieses Gemeinortes.

Da aber die Erlaubniß die gläubig gewordenen Kalmucken durch die Taufe in die christliche Kirche aufzunehmen, als mit den Vorrechten der griechischen Landeskirche streitend, von der Regierung nicht gegeben werden konnte, so blieb ihnen, da sie nicht zu ihren heidnischen Landsleuten in die Steppe zurückkehren wollten, keine andere Wahl, als die Taufe in der griechischen Kirche nachzusuchen, womit die Brüdermission in Nov. 1823 ihr Ende erreichte.

§ 26. Englisch-Westindien.

Mit dem Jahr 1815, dem Anfang des erfolglosen asiatischen Werkes, tritt ein Wendepunkt ein auf einigen älteren Missionsgebieten, namentlich in Englisch-Westindien, wo die stille Wirksamkeit der Brüdermission nun Anerkennung fand, wie in den Colonien, so auch im brittischen Mutterland, so daß vielfache

---

[1]) s. Missionsblatt der Brüdergemeine 1872. p. 220 nebst Karte der neueren Indianer-Mission.

[2]) s. Stuttgarter Nachrichten aus der Heidenwelt 1824 Nr. IX. Gemein-Nachrichten. Jahrgang 1852, 2. Heft.

Aufforderungen zu Erweiterung unseres Missionswerkes an die Unitäts-Direktion gelangten, nebst kräftigen pekuniären Unterstützungen, wobei hier vor allen die meist aus Mitgliedern der englischen Hochkirche bestehende London association in aid of Moravian Missions zu nennen ist, die in 50 Jahren nahe an 180,000 Pfund für die Brüdermission collectirt hat.

Auch das auf dem Europäischen Continent nach Herstellung des Weltfriedens neu erwachte Missions-Interesse in dessen Folge oder als dessen Ausgangspunkt die Begründung der deutsch-evangelischen Missionsgesellschaft in Basel 1815 hier zu erwähnen ist, hat innerlich segensreich auf unsre Brüdergemeine eingewirkt, je mehr über dem gemeinschaftlichen Streben nach einem herrlichen Ziel die unfreundliche Sonderung verschiedener Kirchenabtheilungen verschwand.

Als Belege für das äußere Wachsthum und den beginnenden inneren Ausbau zunächst der westindischen Missionen sei hier nur folgendes kurz erwähnt.

Jamaica. 1815 fing neues Leben auf dieser Insel an. Auf den Betrieb christlich gesinnter Plantagenbesitzer in England wurden 2 neue Stationen angelegt, Irwinhill im Norden der Insel, statt Mesopotamien, und 1816 New-Eden statt Bogue. 1823 ward die höchst ungesunde Viehplantage Carmel verkauft, und dagegen auf den über 2000′ hohen Mayday-Bergen Fairfield angelegt, welches mit seinen auf Kaffeeplantagen in den Bergen zerstreuten 2300 Gemeingliedern, bald der Mittelpunkt des ganzen Missionswerkes auf der Insel ward. So waren an die Stelle der 3 kränkelnden alten Stationen 3 lebensfrische, besser gelegene getreten, denen bald andere folgten, New-Carmel 1827 und New-Fulneck 1830.

Die Berichte der Missionare in dieser Zeit waren voll Dank und Freude über die Fortschritte des Reiches Jesu. Missionare der Methodisten und Baptisten sammelten auch ein für das Werk des Herrn, Sonntagsschulen wurden begonnen, der Sonntagsmarkt gesetzlich verboten, und auch von der englischen Staatskirche nun die so lange vernachlässigte Slavenbevölkerung beachtet, wozu 1823 durch das Parlament 2 Bischöfe (für Jamaica und Barbados) bestimmt wurden die von Anfang an den Brüdermissionaren Achtung und Vertrauen bewiesen.

Antigua. Auf den Wunsch der Regierung und durch dieselbe kräftig unterstützt, ward im Osten der Insel als 4. Station Newfield 1817 angelegt, welche seitdem eine regelmäßige Jahresunterstützung erhält, und 1822 mit Hülfe der Pflanzer der Umgegend als 5. Station Cedarhall. Auf den 5 Missionsplätzen waren nun 15,000 Neger in der Pflege der Brüder, deren Arbeit durch die beginnende Schulthätigkeit, da die dieselbe früher verhindernden Gesetze aufgehoben waren, sehr bedeutend vermehrt ward. Zu erwähnen sind 1832 die ersten Bibel und Missionsvereine unter den bekehrten Negern.

St. Kitts. Auch hier wurden in dieser Zeit 2 neue Stationen angelegt, Bethesda 1821 im großen Negerdorf Cayonne und Bethel 1832 am Fuß des vulkanischen Mount Misery. Sonntagsschulen und Abendschulen kamen auch hier in Gang, an denen farbige Lehrer und Lehrerinen mit Willigkeit und Geschick Antheil nahmen. In 50 Jahren waren 5088 Erwachsene getauft worden.

Barbados. 1816 war die Zahl der Gemeinmitglieder auf 118 gesunken und es schien wenig Aussicht auf Zuwachs vorhanden. Da half der Herr. Durch eine Negerempörung, an welcher keiner der Kirchgenossen von Saron sich betheiligte, wurden manche Pflanzer- und Plantagenverwalter, die bisher ihre Neger

vom Kirchenbesuch mit aller Macht abgehalten hatten, darauf geführt, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist, und als wieder bedenkliche Anzeigen einen abermaligen Negeraufstand befürchten ließen, ergingen von vielen Seiten her dringende Einladungen an die Brüder, da und dort auch in der Woche zu predigen. Dieß führte zur Anlegung der zweiten Station Mount-Tabor 1826. Durch den furchtbaren Orkan von 1831, durch welchen über 4000 Menschen unter den einstürzenden Trümmern ihrer Häuser das Leben einbüßten, wurden beide Missionsstationen zerstört, konnten aber in den folgenden Jahren, da von allen Seiten her reichliche Liebesgaben zuflossen, wieder neu aufgebaut werden. Der innerliche Segen dieser Heimsuchung des Herrn war bald erkennbar in dem steigenden Verlangen nach dem Wort des Lebens unter Schwarzen und Weißen. — Zum Schluß des Jahres 1831 zählte diese Mission 1221 Mitglieder.

Tobago. 1827 wurde diese Mission durch Peter Ricksecker von Pennsylvanien († 1873 in Bethlehem, 82 Jahr alt) zum drittenmal begonnen, und steht nun da, zum Preise des Herrn als einer von den vielen ermunternden Beweisen, wie Er auf die Ausdauer in den Missionsbestrebungen Seinen Segen legt, wenn seine Stunde geschlagen hat. 1828 ward Montgomery gebaut, so genannt zum Andenken an den ersten Missionar auf dieser Insel, den Vater des bekannten englischen Dichters James Montgomery.

§ 27. 1832 Jubeljahr.

In Dänisch Westindien hatte 1827 Bischof Hüffel einen amtlichen Besuch gemacht auf den 7 daselbst bestehenden Stationen, wo unter den 10,000 äußerlich der Brüderkirche angehörenden Mitgliedern viel über einreißende Trägheit und Lauigkeit zu klagen war. Zu einer neuen Anregung und Belebung diente das am 21. Aug. 1832 gefeierte Jubelfest, das auf diesen Erstlingen unsrer Missionsposten unter mächtigem Walten der Gnade und mit besonderer Theilnahme der Regierung und der ganzen Bevölkerung begangen wurde. 31310 Erwachsene und Kinder waren in 100 Jahren auf den 3 dänischen Inseln durch die heilige Taufe in die Kirche des Herrn aufgenommen worden, und mit Freuden konnte zum Preis der in Christo erschienenen Gnade Gottes bezeugt werden:

> „Sein Name wird ewiglich bleiben; so lange die Sonne währet, wird Sein Name auf die Nachkommen reichen, und werden durch denselben gesegnet sein; alle Heiden werden Ihn preisen." Ps. 72, 17.

Auch auf andern Missionsgebieten, sowie in allen Brüdergemeinen diesseits und jenseits des Oceans ward dieser Tag festlich begangen, und man gedachte der 209 Brüder und Schwestern, die auf 42 weit über die Erde zerstreuten Stationen mehr als 45,000 Negern, Indianern, Eskimos und Hottentotten das Lebenswort verkündeten.

„Wenn wir uns an diesem Tag, heißt es in einem der Synode von 1836 vorgelegten Bericht, zunächst an die Segen dieses Werkes, und an die alles Denken übersteigenden Wunder der Durchhülfe unsers Herrn, durch welche in allein fortgeführt werden konnte, erinnerten; wenn wir uns dabei zum Festhalten an unsern einfachen, aber nun durch hundertjährige Erfahrung bewährten Grundesätzen verbanden: so wurde unsere Aufmerksamkeit doch auch auf die mancherlei seit 100 Jahren veränderten Verhältnisse geleitet. Das im Glauben ausgesäete

Senfkorn ist zu einem weit verzweigten Baum herangewachsen; der äußere und innere Haushalt unsers Missionswesens ist aus einem kleinen und einfachen zu einem sehr weitläuftigen und zusammengesetzten geworden, und es erfordert sorgfältige Aufmerksamkeit und eingreifende Thätigkeit, um denselben in allen seinen Theilen im rechten Gang zu erhalten."

Ein Gang durch die deutsche Missions-Literatur.

Es ist nicht die Absicht dieses Artikels, einen auf absolute Vollständigkeit Anspruch machenden Katalog sämmtlicher deutscher Missionsschriften aufzustellen, noch eine eingehende Kritik der hervorragendsten Erzeugnisse dieser Literatur zu geben. Das Erstere, selbst wenn es gelänge, dürfte ob der vielen nur compilatorischen Arbeiten willen höchstens den Werth eines literarischen Registers haben und bezüglich der bedeutenderen Erscheinungen der neueren Literatur behalten wir uns eine selbständige Besprechung vor.[1] Für jetzt haben wir nur eine allgemeine Orientirung auf diesem Gebiete im Auge und die Absicht den Missionsfreunden einen kleinen Wegweiserdienst zu leisten.

Der Uebersichtlichkeit wegen theilen wir das zu durchwandernde Gebiet in 7 Abtheilungen:

I. Allgemeine Missionsgeschichte.
II. Specielle Missionsgebiete.
III. Missions-Biographieen.
IV. Missions-Geschichten-Sammlungen.
V. Die deutschen Missions-Blätter.
VI. Missions-Traktate.
VII. Missions-Theorie, Kritik und Apologetik.

I.

Den ersten Versuch eine allgemeine Missionsgeschichte und zwar nicht blos der neueren Zeit, sondern aller Perioden der christlichen Aera zu schreiben machte der erste Inspector der Basler Missionsgesellschaft M. Chr. G. Blumhardt („Versuch einer allgemeinen Missionsgeschichte der Kirche Christi" — Basel 1828 ff. 3 Bände). Das Werk ist sehr umfangreich angelegt und bis durch das Mittelalter fortgeführt. Der Verfasser zugleich Begründer und Herausgeber (seit 1816) des „Magazins für die neuste Ge-

---

[1] Außer diesen in speciellen Artikeln zu behandelnden Recensionen einzelner Werke sollen mit dem nächsten Jahrgange auch literarische Quartalberichte gegeben werden, welche die Leser mit der Missions- wie der verwandten ethnologischen, religionsgeschichtlichen und Reise-Literatur auf dem Laufenden erhalten. Bei dieser Gelegenheit wollen wir die Verfasser und Verleger solcher Schriften darauf aufmerksam machen, daß in ihrem wie der Sache Interesse dem Herausgeber die baldmöglichste Zusendung eines Recensionsexemplars erwünscht ist.

schichte der evangel. Missions- und Bibel-Gesellschaften" (jetzt „Evangel. Missions-Magazin") „fühlte immer dringender das Bedürfniß eine möglichst vollständige, kirchengeschichtlich durchgeführte allgemeine Missionsgeschichte der christl. Kirche als Unterlage seiner Arbeit" in dem genannten Magazin zu besitzen, „um so mehr, da eine solche unter dem segnenden Beistand der göttlichen Gnade das geeigneteste Mittel werden dürfte, nicht nur die vielfachen Vorurtheile zu zerstreuen, welche noch immer der heilsamen Wirksamkeit des evangel. Missionsgeistes unsrer Zeit im Wege stehen, sondern auch das Missionsbeginnen selbst als ein ehrwürdiges und aller Theilnahme der Gläubigen werthes Werk Gottes im überzeugenden Lichte zu bezeichnen und demselben zugleich aus der Schule alter Erfahrung geschichtl. die Richtung und die probehaltigen Geleise nachzuweisen, in denen es mit göttl. Kraft und Selbstverleugnung wandeln muß, wenn seine Arbeit nicht vergeblich sein soll." — Leider ist das viel schätzenswerthes Material in seinen einzelnen Partieen noch immer enthaltende und erbaulich zu lesende Werk nicht nur sehr weitschweifig geschrieben, sondern läßt auch jenen sichtenden, kritischen Sinn meist vermissen, der unentbehrlich ist bei der Legion von Legenden, unter welchen die nachapostolische wie mittelalterliche Kirchen- und Missionsgeschichte förmlich vergraben ist. Auch ist die Ausbeute, welche das Buch der Missionsmethodik gewährt, nicht bedeutend. Es wäre sehr zu wünschen, daß der mit großem Fleiß von Blumhardt zuerst unternommene Versuch einer alle Perioden der Kirchengeschichte umfassenden „Allgemeinen Missionsgeschichte" mit wissenschaftlichem Ernste unter Benutzung der Resultate der reichhaltigen Specialforschungen, die die letzten Decennien geliefert haben, von sachkundiger Hand recht bald wieder aufgenommen würde.

Für das populäre Bedürfniß hat diesen Wunsch Leonhardi zu befriedigen gesucht in seiner „Missionsgeschichte der christl. Kirche in Cultur- und Lebensbildern aus dem Heidenthum und Christenthum" (Leipzig 1873). Zur Zeit sind 2 Bände erschienen: I. die Missionsgesch. der alten Kirche, II. die Mgesch. des Mittelalters. Das Buch ist die zweite vollständig umgearbeitete, in der neuen Form eine zusammenhängende Darstellung anstrebende Auflage einer unter dem Titel: „Nacht und Morgen, Erzählungen aus der Missionsgeschichte der alten Kirche" von demselben Verfasser früher herausgegebenen Geschichten-Sammlung und beruht zum Theil besonders in Band II. auf fleißigem Studium der Quellen. Freilich kritische Sichtung ist auch hier zu wenig geübt und finden sich daher manche traditionell gewordene Irrthümer, die man nicht mehr gern als Geschichte berichtet liest. Hätte der Verfasser z. B. Ebrard's tüchtige Arbeit: „die iroschottische Missionskirche des 6. 7. und 8. Jahrhunderts und ihre Verbreitung und Bedeutung auf dem Festland" (Gütersloh, 1873) — die uns ihrerseits in ihrer Kritik hier und da freilich wieder zu weit zu gehen scheint — schon vor sich gehabt, so würde manches seiner Gemälde ein etwas anderes Colorit bekommen haben. Sonst ist das Buch gefällig geschrieben und aller Verbreitung werth.

Was die zusammenhängende Darstellung blos der neueren evangelischen Missionsgeschichte betrifft, so genügt bezüglich der älteren Arbeiten die bloße Titelangabe: Wallmann: „die Missionen der evangelischen Kirche. Ein Volksbuch" (Quedlinburg 1843); Steger: „die protestantischen Missionen und deren gesegnetes Wirken" (2. Aufl. 1844, Hof) und Wiggers: „Geschichte

der evangelischen Mission" 2 Bde., 1) Geschichte der Missionsanstalten, 2) Geschichte des Missionswerkes (Hamburg und Gotha 1845 f.), von denen besonders das letztere keineswegs veraltet, vielmehr seiner Uebersichtlichkeit wegen noch immer des Studirens werth ist, zumal es sich auch einer nüchternen Haltung möglichst befleißigt.

Eine kurze aber gediegene, überall den seinen Stoff beherrschenden Meister bekundende, auf gründlichem Studium der Quellen beruhende, dazu flüssig geschriebene, freilich auch hier und da etwas idealisirende „Uebersichtliche Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis zur Gegenwart" (Erweiterter Abdruck aus Herzogs Real-Encyclopädie für protest. Theol. und Kirche, Stuttgart 1858) hat der bekannte frühere Herausgeber des Ev. Miss. Mag. Dr. A. Ostertag verfaßt. Das Ganze nur 163 Seiten umfassende Büchlein zerfällt in 3 Abschnitte: 1) die älteren (protest.) Missionsversuche bis zum Schlusse des 18. Jahrh., 2) die Geschichte der neueren Missionsgesellschaften, 3) Uebersicht sämmtlicher protest. Missionen auf der Erde. Zwar hat die Mission seit dem Erscheinen dieser Uebersicht bedeutende Fortschritte gemacht und bedarf das Werkchen jetzt sehr der Ergänzung, dennoch behält es bleibenden Werth und sollte auch heute von keinem Missionsfreunde, der sich über das ganze Missionsgebiet orientiren will, ungelesen bleiben. Vielleicht beschenkt uns der Nachfolger Dr. Ostertags in der Redaction des Ev. Miss. Mag. bald mit einer neuen Auflage!

9 Jahre später gab der Director der dänischen Missions-Gesellschaft Dr. Kalkar ein ähnliches Büchlein heraus, das mit Weglassung der beiden ersten Abtheilungen der Ostertagschen Arbeit sich aber nur auf eine Rundschau beschränkte. (Die evangelischen Missionsbestrebungen in unsern Tagen. Eine Rundschau. Deutsch von Michelsen. Erlangen 1867). Anziehend geschrieben, mit vielen Einzelzügen illustrirt und durch manch Körnlein Salz gewürzt, aber hier und da doch in zu gefährliche Generalisirungen und allgemeine Schilderungen gerathend und bei manchem gesunden methodischen Wink manchmal die Sachen zu sanguinisch betrachtend. Sonst bezüglich der Methode für interessante Uebersichtsdarstellungen in mancher Beziehung vorbildlich.

Umfangreicher und ins Detail gehender ist das 1863 in 3ter ganz neuer Ausgabe erschienene „Handbuch der Missionsgeschichte und Missionsgeographie" (Calw, 2 Bde.) von dem bekannten Pfarrer (nicht Inspector) Blumhardt in Bad Boll. Nach einem sehr gedrängten Einleitungscapitel, führt der Verfasser seine Leser sofort auf die einzelnen Hauptmissionsgebiete, sie geographisch, ethnologisch, geschichtlich und statistisch orientirend. Wie bei einem im gedrängten Raume zu behandelnden so umfangreichen Stoffe kaum anders möglich läuft allerdings besonders bei den allgemeinen Schilderungen manches Unzutreffende mit unter und schleicht sich hier und da ein Irrthum mit ein, im Ganzen aber ist die durchgehends sehr präcise Darstellung correct und die Charakteristik treffend, so daß das Buch als ein sehr werthvolles missionsgeschichtliches Kompendium bezeichnet werden darf, das besonders dem Nachschlagenden gute Dienste leistet. Sehr willkommen für die allgemeine Orientirung sind auch die 6 Kartenbeilagen, obgleich seitens der Fachmänner ihr Werth für die Specialkartographie in Frage gestellt wird.

Früher noch als die dritte Auflage des letztgenannten Werkes erschien (Vie-

lefeld 1857 ff.) Dr. Burkhardt: „Kleine Missionsbibliothek oder Land und Leute, Arbeiter und Arbeiten, Kämpfe und Siege auf dem Gebiete der evangelischen Heidenmission." Eine Missions-Bibliothek, die in 4 ziemlich umfangreichen Bänden mehr als orientirende Uebersichten und geschichtliche und statistische Knochengerüste geben, sondern die in die Missionsgebiete und Arbeiten wirklich einführen, durch Detailschilderung lebendige Anschauung vermitteln und durch reichliche Citate das Studium der Quellenliteratur ersetzen will. Geographische, naturgeschichtliche, ethnologische, religionshistorische und geschichtliche Schilderungen bilden immer den Rahmen für die eigentlichen Missionsbilder. Das Buch ist die fleißigste und umfassendste Material-Sammlung, die wir besitzen und für den, der besonders aus den Anfängen der modernen Mission nach Detail sucht, eine werthvolle Fundgrube, das Urtheil ist im Ganzen ein nüchternes, obgleich es im Einzelnen manchmal an kritischer Sichtung fehlt. Eine übersichtlichere Gruppirung des reichen, aber zu wenig beherrschten Stoffes wäre wünschenswerth gewesen, auch ist die Schematisirung der Disposition, die bei der Bearbeitung jedes einzelnen Missionsgebietes sich wiederholt, auf die Dauer sehr ermüdend für den Leser. Zweifellos hat trotz seiner auch sachlichen Mängel das Burkhardtsche Werk viel zur Förderung der Missionskenntniß unter uns beigetragen und wird es trotz der zweiten, wahrscheinlich gänzlich umgearbeiteten Auflage, die Dr. Grundemann von ihm soeben herauszugeben im Begriff ist, einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der deutschen Missions-Literatur behaupten.

Ein für gründliches Missionsgeschichtsstudium überaus werthvolles Unternehmen begann 1867 Dr. Grundemann mit der Herausgabe seines „Allgemeinen Missions-Atlas" (Gotha). Das auf lauter Originalquellen beruhende stattliche, eine wahre Zierde der deutschen Missionsliteratur bildende Werk stellt auf 72 colorirten Karten (darunter 31 Doppelblätter) und auf 167 Nebenkarten in 4 Haupt-Abtheilungen (Afrika, Asien, Polynesien, Australien) die sämmtlichen Missionsgebiete der Erde geographisch dar, die Missionsstationen der verschiedenen Gesellschaften durch verschiedene Farbenunterstreichung hervorhebend. Jeder einzelnen Karte ist ein sehr gedrängt geschriebener, mit wenig Worten viel sagender, erläuternder Text beigegeben, der nicht nur einen knappen, durch und durch nüchternen, zuverlässige Daten enthaltenden Abriß der Missionsgeschichte des betreffenden Gebietes und eine Uebersicht des augenblicklichen Standes der Mission auf demselben, sondern auch ein anschauliches Bild von seinem landschaftlichen Charakter wie von den ethnologischen Verhältnissen desselben giebt. Bei der großen Bedeutung, welche dieser Atlas für die Missionsliteratur überhaupt (nicht blos für die deutsche) enthält, ist es für die „Allg. Miss. Zeitschrift" Pflicht, ihm in einem speziellen Artikel eine eigne Besprechung zu widmen, daher genüge es in dieser allgemeinen literarischen Umschau zu bemerken, daß dies Werk den Grundstock einer jeden Missions-Bibliothek bilden und bei dem Studium der Geschichte jedes Missionsgebietes fleißig zu Rathe gezogen werden sollte. Diejenigen Nachträge resp. Correcturen, welche durch den Fortschritt der Mission auf den einzelnen Karten nöthig geworden sind, finden sich in den Anmerkungen zu der „Orientirenden Uebersicht über den gegenwärtigen Stand des gesammten christl. Missionswerkes", die Dr. Grundemann in diesem Blatt giebt, verzeichnet. Leider fehlt dem sonst so schön ausgestatteten

Werke ein Inhaltsverzeichniß, das das Nachschlagen, wenigstens dem Ungeübteren, sehr erleichtern würde. Vielleicht liefert es die Verlagshandlung den Verlangenden gratis nach![1])

In seinen „Missions-Stunden, 32 Vorträge über das evangelische Missionswerk" (Stuttgart 1847) gab Dr. W. Hoffmann als Inspector der Basler-Missionsanstalt gleichfalls eine zusammenhängende Uebersicht über die Geschichte der modernen Mission heraus. Das Buch ist schwungvoll geschrieben und angenehm zu lesen, aber der Schwung bewegt sich oft an der Grenze der Ueberschwänglichkeit und verläßt manchmal den Boden geschichtlicher Nüchternheit. Manche Schildernng heidnischer Zustände ist ergreifend, aber der Fehler der Verallgemeinerung nicht immer vermieden; die Geschichte des christl. Lebens ist meist lieblich erzählt, aber über dem Licht der Schatten doch zu sehr ignorirt. Was die Darstellung an sich betrifft, die Gruppirung 2c., so wünschten wir wohl, daß alle Missionsstundenhalter aus dem Buche lernen möchten![2])

Für den Volksgebrauch bestimmt sind die seit 1864 in der Vereinsbuchhandlung zu Calw erscheinenden „Missions-Bilder", bis jetzt 12 Hefte, die die Mission in Polynesien, Amerika und Afrika behandeln, mit vielen — freilich nicht immer schönen — Bildern illustrirt. Eine bis auf die neuste Zeit fortgeführte, mit Sachkenntniß und Geschick geschriebene, ein großes allerdings vielfach bekanntes Detail enthaltende, für den populären Gebrauch genügend orientirende Missionsgeschichte, die nach ihrer Tendenz den Ruhm eigentlicher Gründlichkeit nicht beansprucht. Eine etwas stärkere Schattirung würde den Bildern allerdings ein noch naturwahreres Colorit gegeben haben.

Im Verlage des Evangel. Büchervereins zu Berlin erscheint ferner seit 1867 eine „Missionsgeschichte" in — zwanglosen und unter einander nicht immer zusammenhängenden — Heften, die beispiellos billig und mit vielem Beifall aufgenommen ist, bis jetzt 8 (auch dem Umfange nach sehr ungleiche) Hefte: Grönland, Ceylon, der rothe Mann, Allen Gardiner, Neuholland, Neuseeland, Polynesien, Labrador. Dies ist eine Missionsgeschichte eigner Art. Wird sie auf der Wage historischer Nüchternheit gewogen, so dürfte sie wohl zu leicht erfunden werden. Ein Mangel ist es auch, daß der Verfasser seine Erzählung gemeiniglich nicht bis in die allerneuste Zeit fortführt — vielleicht weil ihn das mühsame Schöpfen aus der vielgliedrigen Missionsblätter-Literatur zu langweilig dünkte (?). Wie dem aber auch sei, der Verfasser, mehr Poet als Historiker, gab, was er hatte und seine Gabe ist ein sehr lesens- und verbreitenswerthes Buch, durchaus geeignet Werbedienste für die Mission zu thun in solchen Kreisen, auf welche dichterischer Schmuck, novellistische Darstellung, Geistreichigkeit und

[1]) Der Preis ist im Verhältniß zu den Herstellungskosten und dem Umfange des Atlas ein mäßiger, im Buchhandel 10 Thlr., in Calico geb. 10⅔ Thlr. Doch liefern die Missions-Gesellschaften auf directe Bestellung das Werk ¼ billiger. Wir empfehlen ganz speziell den Lesern unsrer Zeitschrift die Anschaffung.

[2]) Auch Schlier will in den ersten Bändchen seiner „Missionsstunden für evangel. Gemeinden" (Nördlingen 1867 ff.) eine Art Uebersicht über das gesammte Missionsgebiet geben. Allein so volksthümlich diese Missionsstunden auch gehalten sind — einen geschichtlichen Werth können sie kaum beanspruchen. Die Arbeit macht den Eindruck eines Dilettantismus, der sich bei aller Liebe zur Mission die Sache doch ziemlich leicht gemacht hat. Die Generalisirungen, die sich durch die ganze Darstellung hindurchziehen, haben nothwendig viele schiefe Urtheile, Unrichtigkeiten 2c. zur Folge.

Witz nicht ohne Einfluß sind. Trockne Geschichte zu erzählen war gar seine Absicht nicht, er wollte malen und dichten, polemisiren und apologetisiren und das ist ihm nicht übel gelungen. Es ist eine schöne Sache auch die Missionsgeschichte mit Salz zu würzen, nur möchten wir warnen, des Muskats und auch des Pfeffers nicht zu viel dazu zu thun, damit sie ja nicht verwürzt werde. Die Fortsetzung erfolgt hoffentlich ohne zu lange Zwischenpausen.

Es erübrigt noch ein kurzer Blick auf die römisch-katholische Missionsliteratur. Wesentlich im erbaulichen Interesse schrieb Dr. Heinrich Hahn eine 4 Bde. umfassende: „Geschichte der katholischen Missionen seit Jesus Christus bis auf die neueste Zeit" (Köln 1857 ff.). Eine sehr fleißige, viel Detail bietende, übersichtlich und im frommen katholischen Geiste geschriebene Sammelarbeit, die aber bei dem Mangel an historischer Kritik, der von Anfang bis zu Ende sich fühlbar macht, einen wirklichen geschichtlichen Werth kaum beanspruchen kann. Sehr ausführlich wird auf die Bekämpfung des Protestantismus besonders in dem nachreformatorischen Zeitalter eingegangen und wo der Begegnung mit protestantischen Missionen in der Gegenwart gedacht wird, documentirt der Verfasser von neuem die Unfähigkeit zu objectiver Geschichtserzählung vom katholischen Standtpunkte aus, obgleich die geflissentliche Polemik der Gehässigkeit sich bei ihm nicht findet, die leider fast durchgehends die ganze katholische Missionsliteratur selbst einem solchen Protestanten zu einer widerwärtigen Lectüre macht, der mit unparteiischem, ja wohlwollendem Auge gern anerkennen möchte sowol die Segnungen, die die katholische Heidenmission vielfach in ihrem Gefolge hat, wie die Selbstverleugnung, durch die nicht wenige ihrer Arbeiter unsre Bewunderung verdienen.

Diese geflissentliche Polemik der Gehässigkeit findet sich desto reichlicher bei Marshall: Die christlichen Missionen. Ihre Sendboten, ihre Methoden und ihre Erfolge" (Aus dem Englischen. Mainz 1863. 3 Bde.). Um die katholischen Missionen zu verherrlichen werden hier die protestantischen verlästert und das in einer solchen Weise, daß auch kein gutes Haar an ihnen bleibt: Nicht einmal die Opferwilligkeit der Missionare wird gelten gelassen, sondern Leidensscheu, als die nothwendige Folge der Ehe ihnen zum Vorwurf gemacht, ja selbst mit tiefer Unmoralität werden sie gebrandmarkt, alles in majorem gloriam der katholischen Missionare! Mit jenem Schalksauge, das der Haß schärft, wird nach den Fehlern der protestantischen Mission förmlich spionirt und jede Selbstkritik,[1]) unter welche ihre Arbeiter sich stellen, zu ihrer Verdammniß gemißbraucht — ein Beweis, daß Rom unfähig macht sogar zum Verständniß des Selbstgerichts bei andern, geschweige denn zur Uebung desselben bei sich selbst. Wir sind weit entfernt in Abrede zu stellen, daß mancher Vorwurf, den Marshall gegen die protestantische Mission erhebt, berechtigt ist, trotz des bittern

---

[1]) Die Benutzung der eignen Zeugnisse protest. Missionare und Missionsschriftsteller soll dem Verfasser den Schein der Unparteilichkeit geben. Ja wenn er nur auch neben der Selbstkritik die günstigen Zeugnisse citirt hätte, nach denen er wahrlich nicht lange zu suchen brauchte! Aber Marshall gleicht nicht der Biene, die Honig sucht! — Leider wird sein cum ira et studio geschriebenes Buch nun auch noch von den Feinden der Mission in der protestantischen Kirche verwerthet, obgleich man denken sollte, daß ihnen die Bundesgenossenschaft mit einem solchen Ultramontanen ein Greuel sein müßte!

und schadenfrohen Tons, in dem er erhoben wird, aber bei aller Bereitheit selbst vom Feinde zu lernen, müssen wir sein Buch im Ganzen als eins der widerlichsten Zerrbilder erklären, welches katholische Geschichtsfabrikation zu liefern im Stande ist.

Eine kräftige, wenn auch nicht genügend gründliche Bekämpfung hat das Marshall'sche Machwerk gefunden in „Franz Xavier", ein weltgeschichtliches Missionsbild" von H. Venn und W. Hoffmann (Wiesbaden 1869). Der Inhalt dieses Buches, der viel weiter geht als sein Titel besagt, zerfällt in 3 Hauptabschnitte: 1) der Gang der Mission vor Xavier (von der apostolischen Zeit an), 2) Franz Xaviers Leben und Wirken, 3) die römisch-katholischen und die evangelischen Missionen — von denen N. 1 und 3 W. Hoffmann zum Verfasser, N. 2 zum Uebersetzer resp. Bearbeiter hat. Die 2. von dem verstorbenen Sekretär der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft H. Venn geschriebene Abtheilung ist eine vortreffliche Arbeit, ausgezeichnet durch eine ebenso besonnene Kritik in der Sichtung des legendarischen Materials, wie durch eine gerechte Würdigung des ersten und größten jesuitischen Missionars, auf den die katholische Mission bis heute am stolzesten ist. Die 3. Abtheilung verfolgt wesentlich eine apolegetische und polemische Tendenz. Leider hat sich der in der Missionsliteratur sehr belesene und mit Leichtigkeit sein reichhaltiges Wissen verwerthende Verfasser durch diese Tendenz verleiten lassen zu mancher zu idealistischen Darstellung, zu einem ziemlich häufigen gefährlichen Generalisiren und einem kritiklosen und daher mißverständlichen Gebrauche von Zahlen. Seine Polemik ist scharf und oft treffend, wird aber in etwa geschwächt theils durch die zu sanguinisch gehaltene Apologetik theils durch den — allerdings verzeihlichen — Unmuth über die Marshallsche Gehässigkeit, die ihn jene unparteiische Objectivität nicht erreichen läßt, durch welche die Arbeit von Venn so vortheilhaft sich auszeichnet. Auch der erste Abschnitt obgleich viele geistvolle und richtige Bemerkungen enthaltend, fordert doch an mehr als einem Punkte zum Widerspruch heraus.

Vom evangelischen Standpunkte aus hat eine umfassende und werthvolle „Geschichte der römisch-katholischen Mission" Dr. Kalkar geschrieben (Erlangen 1867, deutsch von Michelsen). Wir stimmen mit dem Uebersetzer durchaus überein, wenn er nicht nur die Darstellung, sondern auch die Unparteilichkeit des Verfassers rühmend hervorhebt und bezüglich der letzteren sagt: „Nicht als wäre die Erzählung in jedem Sinne sine ira et studio, demnach auch gesinnungs- und farblos. Nein, weder verleugnet sie die Vorliebe für die Kirche des lautern Evangeliums, noch wozu es an Veranlassung nicht fehlte, den Unmuth über ein System, welches in der Ferne und Nähe, in neuer wie alter Zeit „sein Kirchengesetz mit dem göttlichen Gesetze identificirt und die Herrschaft der Kirche und ihrer Obern über die Völker mit der Herrschaft Gottes über die Herzen verwechselt" (Dorner, Geschichte der protestantischen Theologie S. 19). Auf den verschiedensten Gebieten der Heidenwelt sehen wir die römische Kirche zwar als Heilsbotin auftreten und manche schöne Erfolge erringen, aber überall in dem Maße, als sie jenen ihren erblichen Charakter geltend macht, auf wahrhaft tragische Weise dem Gerichte verfallen. Diesen tragischen Eindruck muß die hier vorliegende Geschichtsdarstellung in ihrer Objectivität und Ruhe um so mehr hervorbringen, je weniger sie darauf ausgeht,

das viele wahrhaft Gute, Edle, Große, das die römische Mission aufzuweisen hat, zu verdunkeln. Hier ist nichts von jenem „breiten Stempel der Voreingenommenheit gegen alles, was katholische Mission heißt und die Idealisirung aller protestantischen Missionen" (Plath, die Erwählung der Völker im Lichte der Missionsgeschichte S. 34), welche so manche diesseitige Darstellungen an der Stirn tragen." Ja es will uns bedünken, daß der Verfasser in seiner Nichtvoreingenommenheit von den katholischen Quellen manchmal einen fast zu unbefangenen Gebrauch gemacht. Ob wir wol jemals eine Geschichte der protestantischen Mission aus der Feder eines katholischen Geschichtsschreibers erhalten werden, die sich auch charakterisirt durch jene „Liebe, die sich nicht der Ungerechtigkeit sondern der Wahrheit freuet" und die mit Paulus weitherzig genug ist zu sprechen: „was ist ihm aber denn? daß nur Christus verkündiget werde allerlei Weise, es geschehe zufallens oder rechter Weise, so freue ich mich doch darinnen und will mich auch freuen"??

Missions-Zeitung.

Offener Brief an einen holländischen Diplomaten.

Im Jahre 1872 besuchte der König von Siam Batavia. In Folge dieses Besuches schickte der niederländische General-Gouverneur eine Gesandtschaft unter der Führung eines Herrn Hoogeveen nach Siam, um dem Fürsten die Insignien des Löwenordens zu überreichen. Nach der Rückkehr dieser Gesandtschaft richtete ein Herr Keuchenius (NB.! kein Missionar, sondern früheres Mitglied des indischen Raths) an den Führer derselben folgenden Brief, zu dessen Verständniß es weiter keiner Erklärung bedarf:

Hochgeachteter Herr und Freund!

Ich enthalte mich des Lobes über die Weise, in welcher Sie die Mission des Ueberbringens der Insignien des Ordens des Niederländischen Löwens an den König von Siam vollbracht haben. Sie wissen ja, wie hoch ichs schätze, daß die Fürsten und höchsten Staatsdiener des Reiches Siam sowohl mit Hochachtung gegen Ihre Person als Gesandter, wie mit freundlicher Gesinnung gegen unser Vaterland erfüllt waren.

Erlauben Sie mir indeß Eine Bemerkung.

Sie haben sich bemüht, König und Vaterland am Hofe Siams mit Würde zu vertreten. Ich wünschte, daß Sie sich dort auch als den Stellvertreter der Christenheit angesehen hätten, besonders bei der Gelegenheit als der Prinz Regent in der ersten Audienz mit sichtbarem Vertrauen in Ihre Ansicht Zweifel über die Behauptung Ihres Dolmetschers äußerte, daß zur Bildung eines Volks das Christenthum unentbehrlich sei. Ihre Antwort war, daß jede Religion, die auf solchen guten Prinzipien beruhe, wie sie auch im Buddhismus enthalten seien, zur Volksbildung ausreiche. Der Prinz-Regent empfing diese Ihre Aeußerung mit besonderem Wohlgefallen. Sie hatten die Ehre, aus des Prinzen Munde zu hören, daß alle Andern, nur die Missionare ausgenommen, Ihrer

Ansicht seien. Ihnen wurde das Lob zu Theil, wahre und vernünftige Worte geredet zu haben. Für die Missionare blieb nur der Spott, etwas behauptet zu haben, was außer ihnen selbst niemand Anders glaubt. — Es war nahe daran, daß Ihr Dolmetscher durch sein treues Bekenntniß den Prinz-Regenten zur Annahme des Christenthums geführt hätte. Nun aber kann dieser Prinz laut dem Zeugniß des hohen Gesandten (wie Festus) zu diesem Dolmetscher sagen: „Du rasest; die große Gelehrtheit macht Dich rasend." — Paulus, der Apostel empfing zu seiner Zeit dieselbe Rüge, als er, der früher dem Namen Jesu viel zuwider gethan und dafür Lob und Ehre von der hohen Priesterschaft geerntet hatte, nun wegen seiner empfangenen christgläubigen Gesinnung sich vor dem Könige Agrippa zu verantworten hatte.

Ueber die Weisheit des Festus und Pauli Raserei sind jetzt 18 Jahrhunderte verlaufen; 24 Jahrhunderte aber über der strengen Tugendübung und unsträflichen Sitte des sehr ehrenhaften Sakya Muni.[1])

Wo ist denn nun die Civilisation zu finden! — Ist sie bei den Völkern zu finden, die mit Buddha ohne Gott in der Welt leben, ja die das Leben selbst als den tiefsten Schmerz und die größte Strafe ansehen und dagegen die höchste Glückseligkeit und Krone für heiligen Wandel in nichts Anderem finden, als in einer ewigen Vernichtung? — Oder ist sie bei Denen, die mit Paulus geglaubt und bekannt haben, daß im Namen Jesu sich beugen sollen aller Kniee, die im Himmel, auf Erden und unter der Erden sind, und die noch stets mit Petrus fragen: „Zu wem sollen wir anders gehen? Du allein hast Worte des ewigen Lebens"! —

Und wo geräth die Bildung in Verfall, wo geht sie zu Grunde? — Verfällt sie wohl bei Denen, die festhalten an der ewigen Wahrheit, daß für Personen und Nationen kein anderer Weg zur Weisheit, Wohlfahrt, zum Frieden und zur Glückseligkeit führt, als durchs Evangelium des Sohnes Gottes? — Oder bei Denen, die zufrieden mit ihren Kanälen, Eisenbahnen und Telegraphen für sich und ihre Kinder das hoffnungs- und trostloseste System des Buddha der Erkenntniß und dem Dienst des lebendigen Gottes vorziehen? —

Die Missionare brauchen sich daher nicht durch das Urtheil des Prinz-Regenten in Siam abschrecken zu lassen, wenn auch ein alle Mächte der Welt vertretendes diplomatisches Corps über dessen Einsicht und hohen weiten Blick verwundert sein mag.

Möge aber der Gedanke, daß das im Gehorsam an Christi Befehl geführte Werk der Missionare durch von uns ausgesprochene eitele Worte zerstört werden kann, uns nicht gleichgiltig bleiben lassen. Denn sowol bei den Bramanen und Buddhisten, als bei Heiden und Mohamedanern besteht ein Seufzen nach Gott und ein Gefühl des Bedürfnisses nach dem wahren Glauben. In einem Tagblatt in Bombay erklären einsichtsvolle Bramanen in dieser Hinsicht öffentlich:

„Es ist nicht genug, Wissenschaft und zeitlichen Wohlstand zu erlangen, sowie unter einer geordneten guten Regierung zu leben. Die Dinge dieser Welt gehen vorbei, nur das Ewige bleibt, und nur im Festhalten am Unbe-

[1]) Anm. Der ursprüngliche Name Buddhas. Buddha ist nur ein Appellativum und heißt der Erleuchtete.



weglichen können Individuen und Nationen zum wahren Glück gelangen. Ohne Glauben ist unser Leben ohne Zweck, unsern Sterben ohne Trost. — Käme England uns in dieser Hinsicht nicht zu Hilfe, so bliebe uns kein Rettungsmittel übrig, als das Geschrei der Betrübniß zu Gott anzuheben und Ihn anzuflehen: „O Vater! Unser himmlischer Vater! Gieb uns den Glauben!“ —

Mit der Ihnen bewußten herzlichen Zuneigung verbleibe ich Ihr Freund

K.

Die Anglo Indian Christian Union.

Es ist bekannt, daß eines der Haupthindernisse der Mission in dem schlechten Lebenswandel gottloser Europäer unter den Eingebornen besteht. Besonders ist dies auch in Indien der Fall, wo ja eine große Anzahl Engländer unter den Hindus zerstreut leben. Umgekehrt ist aber das gute Beispiel frommer, sittlich ernster Christen ein Hauptförderungsmittel der Mission, so daß der Bramane gewiß Recht hatte, der nach dem Abgang des rühmlichst bekannten Sir Donald Mc Leod (Gouverneur vom Pendschab) sagte: „Wenn alle englischen Beamten in Indien so leben würden wie er, dann gebe es wenig Heiden mehr.“ — Daher ist es den Missionaren nicht gering anzuschlagen (geschweige denn zum Tadel zu rechnen) daß sie vielfach auch für die geistlichen Bedürfnisse ihrer eigenen Landsleute oder Glaubensgenossen Sorge getragen haben. Daß aber der Britte in Indien für seine religiöse Versorgung vielfach bloß auf den Missionar angewiesen sein soll, ist freilich nicht recht wie sich denn auch diese Aushilfe in den letzten Jahren bei der steigenden Zahl der angloindischen Bevölkerung als total unzureichend erwiesen. — Außer der sehr zahlreichen Mischlingsbevölkerung (den sogenannten Eurasiern) werden nämlich die in Indien weilenden Britten auf 250 bis 300 Tausend geschätzt, von denen nur das Militär und die Civilbeamten (wo solche in größerer Anzahl beisammen sind) durch Regierungskapläne versorgt werden. Zur Abhilfe dieser Noth besteht schon längere Zeit eine Gesellschaft die „Additional Clergy Society,“ welche aber nur im hochkirchlich-anglikanischen Sinne wirkt. Vor wenigen Jahren wurde daher eine andere Gesellschaft gegründet, welche ohne Unterschied der Denomination in evangelischem Geiste wirken soll. Diese „Anglo Indian Christian Union“ steht unter den Auspicien bedeutender Staatsmänner wie Lord Shaftesbury, Lord Lawrence, Sir Francis Outram, Sir William Muir. Bis jetzt war ihre Arbeit mehr vorbereitend und orientirend, doch hat sie schon durch ihren reisenden Commissionär Rev. John Fordyce aus Simla erfreuliche Erfolge erzielt. Jetzt soll eine Anzahl Reiseprediger mit Centralstationen in verschiedenen Theilen Indiens angestellt werden, auch werden wahrscheinlich die Dienste von Laienevangelisten in Anspruch genommen. Daß diese Bemühungen auch für das Missionswerk indirekt wie direkt segenvoll wirken werden, ist nicht zu bezweifeln. Denn der erfahrene schottische Missionar Dr. Murray Mitchell constatirt als das Resultat vielseitiger Erfahrung, daß der gebildete Hindu aus hoher Kaste einen englischen Gottesdienst den in der Landessprache abgehaltenen Predigten der Missionare vorzieht. So sammelte z. B. Rev. W. Taylor (ein amerikanischer Anglikaner) in Calcutta längere Zeit einen zahlreichen und hoffnungsvollen Zuhörerkreis aus Europäern, Eurasiern und Hindus von hoher Kaste um sich. Auch hatte Dr. Murray Mitchell selbst (in Madras) als er englisch predigte immer eine ansehnliche Zahl

Bramanen unter seiner Zuhörerschaft. — Noch mehr: unter den Büchern die aus der „eingebornen" Presse alljährlich hervorgehen, ist durchschnittlich ein Drittheil in englischer Sprache abgefaßt; und werden darin die religiösen Controversen häufiger als irgend ein anderes Thema behandelt. Wenn ferner der gebildete Bramane aus Calcutta seinen Bruder in Madras aufsucht, so unterhalten sich die beiden — nicht etwa hindustanisch sondern — englisch. Namentlich aber unter den Parsis gibt es viele, die nicht nur von englischer Bildung durchdrungen, sondern auch intellektuell von der Wahrheit des Christenthums überzeugt sind und nur noch der lebendigen Anregung des Herzens durch den Geist Gottes bedürfen, um Christum vor den Menschen offen zu bekennen.

Anerkennendes Urtheil über die Christen aus den Basler Missions-Gemeinden auf der Goldküste. Die Englische Regierung hat durch den Schweizer Bundesrath dem Vorstand der Basler M.-Ges. ihre Anerkennug aussprechen lassen über die gute Haltung und Hilfsleistung, welche der unter Capitän Glover gegen die Asante ausgeführten Expedition durch ihre Agenten zu Theil geworden. Ueber die Christen, die sich an der Expedition betheiligen mußten, urtheilt der genannte Capitän: „Bei dem traurigen Bericht über die Mannschaft der östlichen Stämme des Protectorates muß ich eine erfreuliche Ausnahme zur Kenntniß bringen. Es sind dies 2 Compagnien von Christen die eine von Akropong, die andere von Christiansborg, jede etwa 100 Mann zählend, die ihre 2 besondern Führer hatten. Sie waren begleitet von Katechisten, die zur Basler Mission gehören und hielten täglich ihren Morgen- und Abendgottesdienst; eine Glocke rief sie regelmäßig zum Gebet zusammen. In dem Gefecht mit dem Feinde bei Adidume waren sie im Vordertreffen und hielten sich bewundrungswürdig, seitdem haben sie das Depot bei Blakpa bewacht. Ihre Aufführung war geordnet und soldatisch. Sie haben sich als die einzig zuverlässige Truppe unter den vielen eingebornen Streitkräften, die kürzlich am Wolta vereinigt waren, bewährt." — Man sieht, daß die Mission aus den Heiden doch andere Leute macht!

Bruch innerhalb der Norwegischen Missions-Gesellschaft. Diese Gesellschaft ist in den letzten Jahren ernsten Prüfungen ausgesetzt gewesen. Nachdem die Gefahr, welche der Zulumission mit Auflösung drohte, glücklich vorüber gegangen zu sein scheint, ist die qu. Gesellschaft von einem neuen Schlage betroffen, indem der Missionsbischof Schreuder nach langen, unerquicklichen Verhandlungen aus ihr ausgetreten ist und die Absicht kund gegeben hat, seine Missionsthätigkeit mit Hilfe freiwilliger Beiträge aus den vaterländischen Kirchgemeinden fortzusetzen, zu welchem Zwecke schon ein Comité in Christiania zusammengetreten ist, an dessen Spitze Stiftspropst Tandberg steht. Also hat die norwegische Kirche die traurige Aussicht auf eine doppelte d. h. eine gespaltene Missionsthätigkeit draußen und daheim. Und doch hatte die Gesellschaft dem arbeitslustigen und kräftigen Bischof eine ziemlich freie Stellung angeboten! Wie sind doch der sammelnden Kräfte noch immer unter uns so wenig und die trennenden so mächtig und das angesichts der vatikanischen Kirche und des Unglaubens!

Zur Sklavereifrage. Die Mittheilung französischer Blätter, es sei zur vollständigen Abschaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei die Berufung eines diplomotischen Congresses angeregt worden, bestätigt sich. Nach den neuesten

Andeutungen aus diplomatischen Kreisen hat man es hierbei namentlich auf Spanien, Brasilien, Portugal, Egypten und die Türkei abgesehen, von welchen Ländern der Sklavenhandel und die Sklaverei mehr oder weniger noch fortgeführt werden, und es soll sich zunächst darum handeln, das nothwendige Material zu beschaffen. Man ist der Ansicht, daß das Material, welches dem im Jahre 1867 zu Paris abgehaltenen internationalen Congresse zur Abschaffung der Sklaverei vorgelegen, wesentliche Dienste leisten werde, und daß besonders die Resultate der Erfahrung in Erwägung zu ziehen sind, wonach es für erwiesen gilt: 1) daß nur die freie Arbeit großes leistet; 2) daß die Sclaverei, obschon sie auf das Bedürfniß, die Colonialländer zu bevölkern, begründet war, diese Länder nicht bevölkerte, viel eher sie entvölkerte und eine beklagenswerthe Sterblichkeit hervorrief; 3) daß die Sklaverei, die sich auf den Vorwand stützte, die untergeordneten Racen zum Christenthum zu bekehren und zu civilisiren, und den höheren Racen die Geistesarbeit und die Regierung zu überlassen, die Sklaven in Unwissenheit erhielt, die Herren in Faulheit und Sittenverderbniß stürzte, die Gerechtigkeit vergiftete, die Verwaltung bestechlich und die Geistlichkeit verächtlich machte, und so beide Racen auf eine Stufe verächtlicher Erniederung brachte; 4) daß die Sklaverei, die aus Habgier, aus einem entarteten Unternehmungsgeiste und Wucher entsprang, die Colonialländer außer Stand setzte, mit freien Ländern zu concurriren, und sie tief verschuldete, so zwar, daß die Eigenthümer von Menschen kaum Eigenthum von wirklichem Werth besaßen: 5) daß die freie Auswanderung sich nur mit Widerstreben und spärlich nach den Ländern richtet, wo Sklaverei besteht, daß dort kein gegenseitiges Vertrauen, kein Credit herrschen kann, weil beide durch die Flucht oder den Aufstand der Sklaven zu jeder Zeit mit einer Auflösung der öffentl. Ordnung bedroht sind und ihre scheinbare Prosperität leicht zusammenstürzt und nur Ruinen hinterläßt; 6) daß jeder Versuch, die Civilisation von den europäischen Colonien an der Küste Afrikas über das Innere dieses Continents zu verbreiten durchaus unmöglich gemacht ist durch die Sklavenjagd und durch den Gewinn, welchen die kleinen Souveräne aus dem Menschenverkauf ziehen; endlich 7) daß die Sklaverei, als eine Vorbereitungsstufe zur Freiheit betrachtet, im Gegentheil die absolute Negation derselben ist, und daß gerade diejenigen Tugenden, welche die Freiheit erfordert, besonders Vorsicht, Sparsamkeit und Selbstbeherrschung durch die Sklaverei verpönt und vernichtet werden, so daß die größte Schwierigkeit, die sich gleichzeitig mit der Emancipation einstellt, gerade in den Sitten liegt, welche die Sklaverei den Herren wie den Sklaven eingeprägt hat.

Die älteste Religion der Inder.

Von Professor H. Graßmann zu Stettin.

Eine der ersten Sorgen des Missionars, wenn er seine Missionsarbeit beginnt, ist darauf hingerichtet, sich mit der ganzen Anschauungsweise und namentlich mit den religiösen Vorstellungen des Volkes, dem er das Evangelium verkünden will, vertraut zu machen. Denn nur wenn ihm dies gelingt, kann er hoffen, die Anknüpfungspunkte zu finden, um die Gemüther an diese Verkündigung zu fesseln. Aber bei einem Volke, wie dem indischen, dessen religiöse Entwicklung sich Jahrtausende hindurch verfolgen läßt, und dessen älteste religiöse Urkunden ihm noch heute heilig gelten, muß die Wissenschaft, die diese Entwickelung verfolgt, den viel beschäftigten Missionaren, die ja diese wissenschaftliche Arbeit nicht selbst leisten können, ohne ihre Hauptaufgabe aus dem Auge zu verlieren, zu Hülfe zu kommen. Und es thut dies vor allem noth auf einem Gebiete, was sich erst in neuster Zeit durch die von Jahr zu Jahr sich steigernden Anstrengungen vieler wissenschaftlicher Kräfte dem Verständnisse erschlossen hat und noch ferner erschließt. Ich glaube daher, daß den Missionsfreunden die Schilderung der ältesten indischen Religion, die sich freilich von der Schilderung der Culturzustände jener Zeit nicht lösen läßt, und die ich ihrem wesentlichen Inhalte nach einem von mir vor Missionsfreunden gehaltenen Vortrage entnehme, nicht unwillkommen sein wird, zumal da die in dieser Religion enthaltenen Anschauungen Jahrtausende hindurch auf die meisten Culturvölker alter und neuer Zeit einen gewaltigen Einfluß theils unmittelbar, theils mittelbar geübt haben und zum Theil noch üben. Wohl verkenne ich nicht die Schwierigkeiten der Aufgabe, die ich mir gestellt habe. Denn ich muß ein Bild zu entwerfen versuchen, was aus den entlegensten Gegenden und Zeiten stammt, ein Bild, was uns anschaut wie aus einer fremden Welt, und was zu seiner Darstellung und Auffassung des liebenden Eingehens auf fremde Eigenthümlichkeit in hohem Maße bedarf. Doch wird diese Schwierigkeit gemindert durch die unmittelbare Lebensfrische, in der uns dies Bild aus den ältesten Quellen engegentritt, die unvergängliche Schönheit der Farben, mit denen es in ihnen meist ausgestattet ist, die kindlich naive Anmuth, in der es dort fast überall, ungetrübt durch Abstraktionen des Verstandes, in einfacher Klarheit uns anblickt, nachdem wir die undurchdringliche Decke, mit der es die indischen Ausleger verhüllten, von ihm hinweggezogen haben.

Es stehen die Quellen, aus denen wir diese Kenntniß schöpfen, in der ganzen Literatur einzig in ihrer Art da. Wir lernen in ihnen ein Volk kennen, was auf einer sehr hohen Stufe geistiger Cultur steht und dabei in den sinnlichen Lebensbedingungen seines Daseins noch ganz auf kindlichem Standpunkte sich befindet. Wohl sind sie ansässig, angesiedelt um die Zuflüsse des Indus, Ackerbau treibend, von Familienhäuptern oder Fürsten beherrscht. Aber ihre Lebensverhältnisse sind überaus einfach; ihr Hauptbesitz sind die Rinderheerden; um dieser Heerden willen werden die Felder bebaut, die Weideplätze gepflegt; um sie dreht sich fast ihre ganze häusliche Beschäftigung, um sie ihre Kriege, ihre Verträge. „Kuh, Stier" das sind die ehrenvollsten Benennungen, mit denen edle Frauen und Männer, Göttinnen und Götter bezeichnet werden können, „Milch, Butter" sind ihnen gleichbedeutend mit Segen, Fruchtbarkeit. Und ne=

ben dieser äußersten Einfachheit der Sitten, neben dieser Armuth an allem, was das sinnliche Leben verschönt, bemerken wir in ihren Dichtungen einen Reichthum religiöser Beziehungen, eine Fülle von Ausdrücken, welche die frommen Stimmungen des Gemüthes in den verschiedensten Schattirungen ausdrücken, eine Fülle, wie wir sie bei den Griechen nicht finden, und wie sie in gleicher Weise nur in der Psalmdichtung der Ebräer hervortritt. Und dabei sind fast alle diese Lieder von dichterischem Zauber durchzogen und auch formell von hohem poetischen Werthe.

Die Liedersammlung, welche diesen hohen poetischen Werth besitzt und diese Tiefe der religiösen Empfindungen birgt, besteht aus 1028 Liedern, welche zusammen den Namen des Rigveda führen. Es sind größtentheils Gebete an die Götter, oder Gesänge, welche ihre Thaten verherrlichen oder ihre Verehrung anpreisen, und außer ihnen nur etwa zehn Lieder, die nicht unmittelbar die Götter betreffen, die aber doch alle von religiösem Geiste durchdrungen sind. Diese Lieder, von denen ich unten einige Proben oder Bruchstücke mittheilen werde, sind weit über 3000 Jahre alt, und ihr Text steht weit über 2000 Jahre hinaus bis auf die minutiösesten Kleinigkeiten unveränderlich fest, so daß wir diesen Text noch heute, wir können sagen, ohne irgend eine Variante so haben, wie er vor diesem Zeitraume festgestellt war. Und doch war zu jener Zeit die Sprache, wie sie in jenen Hymnen herrscht, den Auslegern zum großen Theile schon unverständlich geworden. Ja dies gilt nicht nur von den Rigvedaliedern selbst, sondern auch von der Sprache, in welcher die durchschnittlich um mehrere Jahrhunderte späteren Lieder des Atharva- veda abgefaßt sind. Hierdurch ist das hohe Alter der Rigveda-lieder, welche wir, mit Ausnahme einiger später eingeschalteter Lieder, kaum später als 1500 Jahre vor Christi Geburt ansetzen dürfen, gerechtfertigt. Die ganze Sammlung ist nach und nach aus mehreren kleineren Liedergruppen erwachsen; namentlich treten uns in sieben der zehn Bücher, in welche die Inder den ganzen Rigveda theilen, sieben Sammlungen entgegen, deren Dichter sieben verschiedenen Sängerfamilien angehörten, und wir können deutlich erkennen, wie die Lieder einer solchen Familie in ihr als Heiligthum von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, und dieser Schatz nach und nach durch Sänger derselben Familie vermehrt wurde. Nur so ist es erklärlich, wie dieselben ein Jahrtausend hindurch ohne schriftliche Aufzeichnung sich fortpflanzen und im Ganzen treu bewahrt bleiben konnten. Selbst in jener Zeit, wo der Text in der Form, in der wir ihn jetzt besitzen, festgestellt wurde, geschah dies zunächst nicht durch schriftliche Aufzeichnung, sondern durch Auswendiglernen und genau vorgeschriebenes Hersagen der Lieder, wobei der indische Scharfsinn die verschiedensten, oft künstlichsten Mittel ersann, um die Ueberlieferung fest und treu zu bewahren. Es tritt uns dies in dem aus jener Zeit stammenden Lehrbuche, welches den Vortrag dieser Lieder bestimmt, in dem sogenannten Rigveda-Praticakhja, sehr anschaulich entgegen. Die erste schriftliche Aufzeichnung derselben dürfen wir nicht vor das Jahr 500 vor Christi Geburt zurück datiren. Ich glaubte diese Bemerkungen vorausschicken zu müssen, um doch einen Anhaltspunkt für die Zeit zu bieten, in welche wir diese Religion zurückzuversetzen haben. Noch bemerke ich, daß unsere Kenntniß von diesen Quellen sehr jung und im ersten Stadium ihrer Entwickelung begriffen ist, so das es uns noch an einer umfassenden Uebersetzung, ja auch zum großen Theile noch an einer sicheren Auslegung fehlt, und ich habe daher

in den unten mitzutheilenden Proben, selbst die Uebersetzung versuchen müssen, habe aber überall solche Stücke auswählen können, welche der Auslegung keine erheblichen Schwierigkeiten bereiten. Das Versmaß habe ich möglichst genau nachzubilden mich bemüht. Zunächst versuche ich, einen Umriß des religiösen Lebens und Empfindens jener Zeit zu entwerfen.

Die Götter werden überall als wohlwollend geschildert, als solche, die das Heil der Menschen im Auge haben, und die zwar den Uebelthäter strafen, aber dem Frommen und Gläubigen hülfreich zur Seite stehen und ihm auch seine verborgenen Sünden vergeben. Nirgends tritt eine Verehrung dämonischer Wesen hervor, und selbst die Furcht vor solchen Wesen wird durch den festen Glauben an die absolute Macht der Götter über sie in Schranken gehalten. Auch findet sich nirgends etwas von jenen Unsittlichkeiten, die den griechischen Göttern so vielfach beigelegt werden. Vielmehr sind die Thaten der Götter, die im Rigveda erzählt werden, fast durchweg Wohlthaten gegen die Menschen. Dieser Glaube an der Götter Huld giebt den Gebeten an sie eine besondere Innigkeit. Am häufigsten wird das Verhältniß des Gottes zu dem Betenden als das des Vaters zum Sohne aufgefaßt. So heißt es gleich im ersten Liede an Agni, den Gott des Feuers, am Schlusse: „Drum wie ein Vater seinem Sohn, sei du ein holder Hüter uns; geleite Agni, uns zum Heil." So kommen auch Worte wie die unsers Dichters Giesebrecht in seinem bekannten Hohenzollernliede „unser du, die deinen wir" mehrfach vor, um das Verhältniß der Götter zu ihren Verehrern zu bezeichnen, z. B. heißt es in einem Liede an Indra (Aufrecht's Ausgabe 701,32) „Mit dir verbündet mögen wir den Feinden kühn entgegen gehn; Du bist der unsre, Dein sind wir" und in einem andern (548,26) „O Indra, bringe Weisheit uns, ein Vater du den Söhnen uns; weis' vielerflehter, uns zurecht auf unserm Pfad, daß lebend wir das Licht erschaun." Daher sind auch die Sänger der Erhörung ihrer Gebete gewiß, und diese kindliche Zuversicht der Gewährung spricht sich in ihnen oft mit rührender Einfalt aus. Daher ist ferner auch das Sühnopfer den Indern jener Zeit fremd. Wohl ist der Begriff der Sünde als eines Vergehens gegen die Gottheit und die Nothwendigkeit einer Vergebung ihnen geläufig; aber sie haben den Glauben, daß diese Vergebung nicht durch Opfer erkauft, sondern von der Gottheit dem Betenden aus freier Liebe gewährt werde, wie dies besonders schön in den an Varuna gerichteten Hymnen, von denen ich unten Proben mittheilen werde, hervortritt. Ueberhaupt kommt ein Thieropfer im Rigveda nur zweimal vor, und auch hier ist es nur symbolischer Art, durchaus nicht ein Sühnopfer. Die Opfer jener Zeit, welche auf das Wesen der indischen Religion ein besonders helles Licht werfen, waren hauptsächlich von zweierlei Art, und auch in der Religion der Perser treten dieselben Opfer, obwohl in etwas anderer Bedeutung, hervor, nämlich das Somaopfer und das Feueropfer. Bei dem ersten wurde eine auf den Bergen wachsende Pflanze (wahrscheinlich Sarcostemma viminalis R. Br.) in einem Mörser oder zwischen zwei Steinen zerstoßen und der Saft dann durch Schafwolle filtrirt, und der so gewonnene schwach berauschende Trank mit Milch und Honig vermischt den Göttern zugegossen. Mit diesem wie mit jedem Opfer war das Feueropfer verbunden. Es wurde ein Holzstoß aufgeschichtet, durch Reiben eines harten und weichen Holzstückes gegeneinander entzündet und dadurch Agni, der ewig sich verjüngende, der Hausfreund, der liebe Gast der Menschen, aufs neue geboren. Sobald

seine Flamme zum Himmel aufschlägt, beginnt das Gebet, welches mit ihm zu den Göttern aufsteigt. In das Feuer wird Butter, nachdem sie in einem Löffel an der Glut geschmolzen ist, hineingegossen, und Agni aufgefordert, diese Speise den Göttern zu überbringen, und sie einzuladen, daß sie zum Somatrunke herabkommen; ja Agni selbst soll sie wohl auf seinen feurigen Rossen herniederfahren. Vorher schon ist ein erhöhter Sitz den Göttern aus heiligem kuça-Grase bereitet, der je nach der Zahl der Götter, die eingeladen werden, mehr oder minder ausgedehnt ist. Wenn nun Agni aufgefordert ist, die Götter herbeizuholen, so sind die gläubigen Opferer gewiß, daß sie dieser Einladung folgend auf dem heiligen Polster unsichtbar ihren Sitz einnehmen. Jetzt sitzen sie auf der bereiteten Streu, und jetzt wird ihnen der sie stärkende Somatrunk in den Mund gegossen; Götterbilder gibt es nicht, und wir müssen das feste Vertrauen und den kindlichen Glauben bewundern, mit dem sie die Götter gegenwärtig wissen, und ihnen den unsichtbaren dienen, als wären sie sichtbar und leiblich gegenwärtig. Daher ist der Glaube in dem Sinne der vedischen Sänger das erste Erforderniß eines frommen Beters. Wir besitzen ein eignes an den Glauben (çraddhâ) gerichtetes Lied (977,) freilich ein Lied späteren Ursprungs; aber in allen tritt Glaube und Vertrauen als die unmittelbare Voraussetzung für die Erhörung des Gebets hervor. Ich bemerke hier, daß das Wort für glauben ganz dasselbe ist, wie das, mit welchem die lateinischen Kirchenväter das Glauben im christlichen Sinne bezeichneten; „ich glaube“ heißt çraddadhāmi wie das lateinische credo; wörtlich heißt çraddadhāmi ich setze (dadhāmi) mein Vertrauen (çrath) auf jemand.

Mit diesem Glauben an die Götter als die wohlwollenden, den Menschen holden, ist aufs engste verbunden der Glaube an die Unsterblichkeit der Frommen und an ein seliges Leben derselben nach dem Tode in der Gemeinschaft der liebenden Götter und der seligen Geister der Vorfahren. Als das erste Menschenpaar werden Jama und Jami genannt, d. h. der Zwillingsbruder und die Zwillingsschwester. Sie sind nach dem Tode mit den Göttern vereint, und Jama kommt, um die Seele des Frommen nach seinem Tode in das Reich der Seligen zu führen. Mit ihm gehen zwei breitnasige kupferfarbene Hunde, welche den Gottlosen, der sich etwa auf dem Wege des Jama mitschleichen möchte, abwehren. Ueber das Schicksal der Gottlosen nach dem Tode findet sich keine Andeutung im Rigveda. Wenigstens findet sich nirgends eine dem Tartarus der Griechen entsprechende Vorstellung. Aber ebensowenig findet sich von der griechischen Anschauung des schattenhaften Daseins der Seelen im Elisium eine Spur.

Ich gehe nun zu den einzelnen vedischen Göttergestalten über. Es treten uns besonders zwei Reihen von Gottheiten entgegen; die einen sind nichts anderes als die persönlich aufgefaßten Naturerscheinungen; die andern stehen über der Natur, sie schaffend, ordnend, erhaltend. Ich beginne mit den Gottheiten, bei denen die Naturanschauung am klarsten hervortritt, und zwar zuerst mit der Uschas oder Morgenröthe. Sie zu erwecken wird in frühster Morgenstunde Agni, der Geliebte der Uschas, angezündet. Ihre Schwester, die Nacht, räumt ihr willig den Sitz ein. Sie selbst, die Tochter des Himmels, erscheint auf einem Wagen, der von röthlichen Stieren gezogen wird, und breitet weit hin ihren Schimmer zum Himmel auf. Die Pracht, in der die Morgenröthe erscheint, gewährt den Indern den Eindruck großen Reichthums, den Uschas besitze, und um dess[...]

Mittheilung sie gebeten wird. Ich führe hier eins der vielen an sie gedichteten Lieder an (505):

1. Es stiegen auf der Morgenröthe Strahlen,
Hell schimmernd wie der Wasser lichte Wellen;
Sie macht die Pfade hell, die Wege gangbar,
Die holde, reiche einer Milchkuh gleichend.

2. Du zeigst dich, Liebliche, und leuchtest weithin,
Zum Himmel fliegen deines Lichtes Fackeln;
Enthüllend deine Brust, o Göttin, strahlst du
In Herrlichkeit und Pracht, o Morgenröthe.

3. Es fahren sie die rothen, lichten Stiere,
Die Selige, die weithin sich verbreitet,
Das Dunkel scheucht sie, wie ein starker Schütze
Den Feind verjagt, ein schneller Wagenlenker.

4. Und schön sind deine Bahnen auf den Bergen,
Durch Nebel dringst du hell im stillen Raume;
So fahr uns denn auf breiter Bahn, erhabne,
Reichthum zur Labung her, o Himmelstochter.

5. Die, Uschas, du mit Stieren sicher fährest,
O fahr uns Gut herbei nach unserm Wunsche;
O Himmelstochter, eine Göttin wahrlich,
Erschein beim Frühruf uns mit reicher Gabe.

6. Bei deinem Leuchten fliegen auf die Vögel
Aus ihrem Nest, die Männer suchen Nahrung;
Viel Schönes führst dem Sterblichen du heimwärts,
Der dich verehrt, o Göttin Morgenröthe.

Man sieht hier recht deutlich das Entstehen des Mythus aus der Naturanschauung, indem hier, wie in allen Uschas-Hymnen, das mythische Element noch fast ganz als poetisches Bild erscheint und sich kaum merklich aus dem dichterischen Rahmen abhebt.

Aehnlich ist es mit den an die Sonne gerichteten Liedern. Die Sonne ist in der indischen Sprache und Anschauung ebenso wie der Helios der Griechen, der Sol der Römer, eine männliche Gottheit. Vom Sonnenrosse (dem etaça) wird sein einrädiger Wagen gezogen, in ihm durchfährt er nach gottgesetzter Ordnung seine Bahn. Er wird als das Auge des Varuna oder des Götterpaares Mitra und Varuna gedacht, mit dem sie die Welt beschauen und gleich dem Savitar, dem Lebenswecker, erweckt er alles Leben. Als Beispiel diene folgender Hymnus (579):

1. Auf geht der selige der alles anschaut,
Der Sonnengott, gemeinsam allen Menschen,
Des Varuna und Mitra göttlich Auge,
Der wie ein Fell zusammenband das Dunkel.

2. Auf geht er nun, der Wecker aller Menschen,
Der Sonne großes Banner Wellen schlagend,
Das gleiche Rad in stetem Kreislauf drehend,
Bewegt vom Roß, das an der Deichsel schreitet.

3. Herstrahlend aus dem Schooß der Morgenröthen
Geht auf er, von den Sängern laut umjubelt;
Dem Lebenswecker scheint mir gleich der hehre,
Der nie verkehrt die gottgesetzte Ordnung.

4. Weitschauend steigt empor des Himmels Goldschmuck,
Nach weitem Ziele dringend, hell erstrahlend;

Durch ihn ermuntert mögen nun die Menschen
Ihr Ziel verfolgen, ihre Werke wirken.

5. Wo die Unsterblichen die Bahn ihm schufen,
Durchfliegt er wie ein Adler seinen Luftpfad;
Bei seinem Aufgang huldgen wir euch beiden
O Mitra Varuna mit Lied und Opfer.

Der Morgenröthe und der Sonne werden keine Opfer dargebracht, wohl aber den mit ihnen in Verbindung gesetzten Gottheiten, die zu klaren von der bloßen Naturerscheinung streng gesonderten Göttergestalten ausgeprägt sind. Dahin gehören noch besonders die beiden Açvinen, d. h. die Rosselenker, unter welchen ursprünglich die ersten Tagesstrahlen verstanden sein mögen, und deren hülfreiche Thaten, durch welche sie die Bedrängten errettet, die Matten erquickt haben, vielfach gepriesen werden, ferner der nährende, Gedeihen schaffende Puschan, und der schon oben erwähnte Lebenswecker Gott Savitar, der Saturnus der Römer. Dagegen erscheinen wieder ohne scharf ausgeprägte Individualität und schwankend zwischen dichterisch aufgefaßter Natur und persönlich gedachter Gottheit: Himmel, Erde, Luft, Wind, Wasser, Berge &c., namentlich der Himmel (djāus) als Vater (pitâ), also djāus pitā gleich dem Ζεὺς πατήρ der Griechen, dem Jupiter der Italer und neben ihm die Erde als Mutter, beide gewöhnlich zusammen angerufen.

Selbständiger schon als diese Naturgottheiten treten die Götter des dahinziehenden Gewitters und der Blitze, die Marut's, d. h. die funkelnden hervor, die kühnen, jugendlichen Kämpfer, und die Dichter verweilen mit Vorliebe bei diesen glänzenden Heldengestalten, die sie durch Kühnheit der Bilder und Vergleiche gewissermaßen zu überbieten streben. Aus der Ferne naht ihre Schaar, Lanzen glänzen an ihren Schultern, Ringe und Spangen funkeln an Füßen und Armen, strahlende Blitze tragen sie in den Händen, und fahren auf feurigen Wagen, gezogen von flammenden goldhufigen Rossen oder Hirschen. Auf ihren Schultern tragen sie wolkengleiche Hirschfelle, rollen Hagelwetter vor sich her und ergießen fruchtbaren Regen. Mit den scharfen Schienen ihrer Räder erschüttern sie des Himmels Rücken, die Erde bebt bei ihrem Zuge wie ein zitterndes Weib; die Berge wanken und die Bäume bücken sich vor Furcht; wie kampflustige Helden erheben sie den Schlachtgesang des Donnergewölks; vorstreckend die funkelnden Lanzen eilen sie herbei, und schleudern sie herab, den Frevler zu tödten, und zu schützen den Frommen, an dessen schönbereitetem Somatrunk sie sich zu neuen Heldenthaten stärken.

Häufig erscheinen sie als Begleiter des Indra. Dieser wird in den meisten Hymnen als der Beherrscher des Götterreiches aufgefaßt, als der gewaltige, große, dessen Leib Erd' und Himmel umfaßt und über sie hinausragt. Er wird als Vertilger der Dämonen geschildert, und besonders häufig kehrt wieder sein Kampf mit dem Dämonen Vritra, auch Ahi (Schlange) oder Vala genannt, der die geraubten Kühe in seinen 99 Burgen eingeschlossen hält; Indra erschlägt ihn mit seinem Donnerkeile, befreit die Kühe und läßt ihre Milch zum Heile der Menschen strömen. So oft dieser Mythus auch in den Indraliedern vorkommt, so ist er doch nur ein Bild, und die Dichter sind sich des Bildlichen in dieser Darstellung wohl bewußt; die Kühe stellen die in den Wolken eingeschlossenen Regenmassen dar, die der Donnerer Indra durch seinen Blitz befreit und sie

nun den befruchtenden Regen auf die Erde ergießen läßt. Als Beispiel diene der Anfang eines Indraliedes (203):

1. Der als der erstgeborne einzig weise,
   Der Gott die Götter mit Erkenntniß schmückte,
   Vor dessen Stärke Erd, und Himmel bebten
   Vor seiner Kraft, das ist, o Menschen, Indra.

2. Der festigte die Erde, als sie wankte,
   Beruhigte die aufgeregten Berge,
   Das weite Luftgebiet durchmaß, den Himmel
   Zusammenhielt, das ist, o Menschen, Indra

3. Der Ahi schlug und rinnen ließ die Ströme,
   Die Kühe trieb aus dem Versteck des Vala,
   Der zwischen den zwei Steinen Feuer zeugte,
   Im Kampf gewann, das ist, o Menschen, Indra.

4. Der alles schuf, was sich bewegt hienieden,
   Der Bösen Anhang in die Tiefe senkte,
   Dem Spieler gleich des Feindes Gut als Beute
   Sich siegend nahm, das ist, o Menschen, Indra.

5. Der hehre Gott, von dem sie zweifelnd fragen
   „Wo ist er?“, spottend sagen „Indra ist nicht.“
   Doch sieh, er nimmt hinweg ihr Gut als Beute;
   Glaubt fest an ihn! das ist, o Menschen, Indra.

6. Des Läss'gen Treiber und des Armen Beistand,
   Des Beters Helfer und des flehnden Sängers,
   Deß, der den Preßstein schirrt, den Soma auspreßt,
   Der gerne trinkt, das ist, o Menschen, Indra.

7. Deß Eigenthum die Rosse rings und Rinder,
   Die Wagen alle und der Menschen Dörfer,
   Der schuf die Sonne und die Morgenröthen,
   Der Wasser Hort, das ist, o Menschen, Indra.

Viel tiefer und bedeutungsvoller als die religiöse Auffassung des Indra ist die des Varuna, dem der griechische Uranos nur unvollkommen entspricht. Varuna bezeichnet zunächst nicht wie das verwandte Uranos den Himmel, sondern seinem Ursprunge nach den Allumfassenden; und während Indra als der Gott aufgefaßt wird, der in dem Luftkreise, in den Wolkenräumen seine Herrschaft übt und dort seine Thaten vollbringt, so erscheint Varuna in den an ihn gerichteten Hymnen als der höchste Herrscher, der alles umfaßt, als der oberste Gesetzgeber, nach dessen Gesetzen alle Wesen sich richten müssen, als der gerechte Richter, der die Bösen bestraft und dem Frommen hilft, als der König, der Gnade übt und Sünden vergiebt. Er sitzt hoch auf dem Throne in seinem tausendthorigen Hause (604,5), und schaut herab mit seinem Auge, der Sonne, (579,5) auf alle Thaten der Menschen, die sie vollführt haben oder beabsichtigen (25,11); des Nachts sind seine schlummerlosen Späher die Sterne (25,12; 603,3; 784,4); den Bösen vernichtet er, aber dem Frommen öffnet er die Thore seines Hauses, daß er Vater und Mutter wiedersehe (24,6). In den Varuna-hymnen tritt die Gottesidee am reinsten hervor, ja wir erkennen in ihnen deutliche Anklänge an einen ursprünglichen Monotheismus, der durch die spätere sinnliche Naturbetrachtung getrübt und endlich verdrängt wurde. Als Probe wähle ich eine Hymne des berühmten Sängers Vasistha (602):

1. Voll Macht und Weisheit ist doch dessen Wesen,
Der Erd und Himmel festigte, die weiten,
Die hehre Himmelswölbung hoch emportrieb,
Das Sternenheer, der Erde Fluren aufthat.

2. Und mit mir selber sprech ich diese Worte:
Wann werd' ich doch mit Varuna vereint sein?
Ob er mein Opfer ohne Zürnen annimmt?
Wann werd ich seine Huld beseligt schauen?

3. Ich frag', die Schuld, o Varuna, erspähend,
Dich wissenden bitt ich, daß du sie kündest;
Die Weisen sagen eines Sinns mir Armen
„Dir zürnet wahrlich Varuna, der König."

4. Was, Varuna, war meine schwerste Sünde,
Daß du den Sänger, der dich liebt, willst schlagen;
Das künde mir, untrüglicher Beherrscher,
Durch diese Andacht möcht ich dich besänftgen.

5. Lös' ab von uns das väterliche Unrecht,
Lös' ab das Unrecht, das wir selbst verübten,
Wie Dieb', o König, die nach Heerden trachten,
Lös' wie ein Kalb vom Bande den Vasistha.

6. Nicht wars mein Will', o Gott, Verstrickung war es,
Rausch war es, Zorn, verwirrende Verblendung;
Des Jünglings Fehl bewältigte den Aeltern,
Der Schlaf selbst ist der sündgen Thaten Anlaß.

7. Dem Knechte gleich möcht ich dem Gnäd'gen dienen,
Von Schuld befreit dem eifervollen Gotte;
Die Thoren, die ihm treu, hat er belehret;
Den Klugen führt der Weisere zum Heile

Hieran schließe ich einige Verse eines andern Varunaliedes (439):

1. Auf, singe laut dem Varuna ein Loblied,
Ein tiefes, lieb dem allberühmten Herrscher,
Der ausgebreitet, wie das Fell ein Schlächter,
Die Erd' als einen Teppich für die Sonne.

2. Er dehnte aus in Wäldern kühle Lüfte,
Schuf Milch in Kühen, in den Rossen Raschheit,
Im Herzen Weisheit, in den Wolken Blitze,
Die Sonn' am Himmel, Soma auf den Bergen.

3 Der Wolken Wassertonne kehrt er abwärts,
Läßt strömen sie auf Himmel, Luft und Erde;
Des ganzen Weltalls König netzt den Boden
Mit ihr, wie Regen netzt die Gerstenfelder.

4. Die ganze Welt kommt nimmer dieser Weisheit
Des einen Gottes gleich, des einsichtsvollen,
Wie alle Ströme, die in Eile rinnen,
Das Meeresbett nicht füllen mit den Wogen.

5. Welch Unrecht wir gethan am Busenfreunde
Am liebenden Genossen, was am Bruder,
Am eignen Hause oder auch am fremden,
Das Unrecht alles, Varuna, verzeihe.

6. Wenn wir getäuscht, wie falsche Würfelspieler,
Was wir gefehlt, unwissend oder wissend,
Was uns verstrickt, das alles löse du uns,
Gott Varuna, und wieder sein wir lieb dir.

Leider sind diese schönen Lieder an Varuna im Rigveda nur vereinzelt; sie scheinen aus sehr alter Zeit zu stammen. Auch die in vielen Liedern erscheinende Verbindung des Varuna mit dem Mitra, d. h. dem Freunde, zu einem Götterpaare muß sehr alt sein. Ja noch ein dritter Gott Trita, d. h. der dritte, dessen Wesen aber schon im Rigveda sehr verdunkelt ist, scheint diesen beiden in älterer Zeit zugesellt gewesen zu sein; wenigstens treten auch im Zendavesta, dem Religionsbuche der Parsen, Spuren davon hervor, die freilich hier noch mehr verdunkelt sind als im Rigveda.

Ich übergehe die zahlreichen Götter von geringerer Bedeutung und erwähne nur noch zwei Gottheiten, welche für die spätere religiöse Entwickelung der Inder von Bedeutung sind, nämlich den Vischnu und Brahamanaspati. Vischnu, d. h. der wirksame, thätige, nimmt in der späteren Religion der Brahmanen die zweite Stelle in ihrer Götter-Dreiheit ein; und zwar ist es der Gott, der in verschiedenen Verkörperungen auf der Erde erschienen ist. Im Rigveda findet sich davon keine Spur; hier wird, sofern Vischnu nicht den andern Göttern hülfreich zur Seite geht, nur Ein Werk, was ihm eigenthümlich ist, erwähnt, nämlich daß er in drei Schritten die Welt durchmessen habe, vom Aufgang zur höchsten Himmelskuppe hinauf, von dort herab zum Niedergange, und von dort zurück zum Aufgange, eine Anschauung, an die sich die späteren Ideen von seinem Niedersteigen zur Erde, seinem Wandern auf der Erde und seinem Hinaufsteigen zum Himmel angeknüpft haben mögen. Ferner Brahmanaspati d. h. Herr des Gebetes, der das Gebet in der menschlichen Seele erregt und belebt. Aus dieser Vorstellung ist die Auffassung des Brahma, als des höchsten Gottes der brahmanischen Religion hervorgegangen, während der dritte Gott dieser Religion çiva im Rigveda gar nicht erscheint, indem çiva hier nur ein Beiwort der Götter ist, in dem Sinne „heilvoll, heilbringend".

Um noch eine Ergänzung zu der im Obigen vielfach berührten ethischen Seite der vedischen Religion zu geben, führe ich noch ein Lied an, welches uns recht anschaulich den hohen Werth vergegenwärtigt, den die alten Inder auf die Mildthätigkeit legten (943):

1. Nicht ist der Hunger stets des Todes Quelle nur,
   Auch den gesättigten ereilt des Todes Mißgeschick;
   Und nicht vergeht der Reichthum des Barmherzigen,
   Der Harte findet den nicht, der sich sein erbarmt.

2. Wer einem Dürftgen, der nach Trunk verlangend lechzt,
   Dem Armen, der ihm hungernd naht, nicht Nahrung giebt,
   Sein Herz verhärtet gegen den, der flehend kommt,
   Der findet nimmer den, der seiner sich erbarmt.

3. Nur der genießet recht, der Armen mittheilt,
   Die Dürft'gen speiset, die nach Speise lechzen;
   Er findet Gleiches bei des Todes Nahen
   Und für die Zukunft schafft er einen Freund sich.

Ich glaube, daß sich jedem Unbefangenen aus den mitgetheilten Proben die Ueberzeugung aufdringt, daß es kein Volk unter den Heiden gegeben hat, welches an Innigkeit und Tiefe der religiösen Empfindung mit den Indern der vedischen Zeit verglichen werden kann; aber auch die Mängel darin und die Keime einer späteren Entartung treten deutlich hervor. Dieselben liegen nicht nur in der Zersplitterung der Gottesidee in zahllose Göttergestalten, nicht nur in der

Herabziehung des Unvergänglichen in das Vergängliche, Irdische, sondern mehr noch in der Art, wie die Götter dennoch in eine Art Abhängigkeit im Verhältnisse zu den Menschen gestellt werden, indem sie ihres Opfers, ihrer Speisen und und Tränke bedürfen, um sich zu neuen Thaten Kräfte zu schaffen. So tritt uns schon hier eine gewisse Selbstüberhebung entgegen. Zwar spricht sie sich hier noch in kindlich naiver Weise aus, wenn z. B. der Sänger seinem Gotte zuruft „wenn ich so reich wäre wie du, o Agni, ich ließe meinen Sänger nicht Mangel leiden“ oder „wenn du, o Indra, ein Sterblicher wärst, und ich ein Unsterblicher, ich wollte reich dich beschenken.“ Aber in den Religionssystemen, die sich aus dieser ältesten Religion der Inder entwickelten, im Brahmanismus und Buddhismus tritt uns bei dem rühmlichen Streben nach Einheit doch gerade diese Selbstüberhebung in einer wahrhaft grauenerregenden Weise entgegen. Es würde zu weit führen, wenn ich versuchen wollte, diese Entwickelung oder gar den Zusammhang zwischen der im Rigveda sich darstellenden Religion und denen der übrigen heidnischen Völker zu schildern; ich will hier nur andeuten, daß die Religion der Parsen, der Griechen, der italischen, der deutschen Völker, der Slaven und Celten wesentlich auf der Grundlage ruhen, welche, obwohl älteren Ursprungs, doch noch deutlich erkennbar aus den vedischen Liedern hervorleuchtet.

Orientirende Uebersicht

über den gegenwärtigen Stand des gesammten christlichen Missionswerkes

von R. Grundemann.

Asien.

3. Das Pandschâb.[1])

Im Ganzen bietet die Mission im Pandschab kein wesentlich anderes Bild dar, als die in den Nordwest-Provinzen. Auch hier sind die Gemeinden meist noch klein, und vermehren sich nur langsam durch vereinzelte Uebertritte. In den Städten stößt die Straßenpredigt, namentlich seitens der Muhammedaner, auf größeren Widerstand; doch findet der Missionar bei den Predigtreisen auf dem Lande williges Gehör, zuweilen selbst freundliches Entgegenkommen, was jedoch noch nicht als Hinneigung der Bevölkerung zum Christenthume angesehen werden darf. Die Erwartungen welche man an diese Mission bei ihrer Gründung nach Ueberwerfung der Sikhs knüpfte, sind wenig in Erfüllung gegangen. Wenn auch jene Sekte mit ihrer Lehre auf einer höhern Stufe steht, als der polytheistische Hinduismus, so ist sie darum dem Evangelio keineswegs zugänglicher.

Die Church Miss. Soc. unterhält ihre Stationen in Kôtgûr[2]),

---

[1]) Vergl. Allgem. Miss. Atlas, Asien Nr. 11.

[2]) Auf der Karte, sowie in den Berichten der Gesellschaft findet sich der Name unrichtig geschrieben, die letzte Sylbe ist nicht das Wort Garh (gar)- Burg sondern Gûru-Lehrer.

Kangra, Amritsar, (Letzteres die heilige Stadt der Sikhs) und Multan von denen nichts Besonderes zu erwähnen. In Peschawar ist die kleine Gemeinde aus sehr verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt. Die Afghanen jener Gegend sind bei der Missionsarbeit besonders ins Auge gefaßt, doch bildet auch hier der Islam ein starkes Hinderniß. Für die Landschaft Dehrajât in der Indus-Ebene wurde 1861 die Station in Dehra Ismailkhan angelegt. Doch die Kräfte reichen nicht aus um, wie beabsichtigt, das Evangelium in weiterem Kreise zu verbreiten. Bis jetzt ist nur am genamten Orte eine kleine Gemeinde gesammelt. Die dortige Schule wollte nicht recht befriedigen.

Erwähnen wir hier sogleich die Mission der genannten Gesellschaft in Kaschmir, die einen unersetzlichen Verlust durch den Tod des Dr. Elmslie erlitten hat. Seine treue ärztliche Thätigkeit war bis jetzt das einzige Mittel diesem bisher der direkten Mission verschlossenen muhammedanischen Lande christliche Einflüsse zuzuführen; und auch dies war nur in der heißen Jahreszeit möglich, in der Kaschmir wegen seines gesunden Klimas von zahlreichen Europäern zum Aufenthalsort gewählt wird. Der unermüdliche, mit großer Hingebung für dieses Land arbeitende Missionsarzt hatte bereits bei der Bevölkerung ein großes Vertrauen gefunden, sowie sprachliche Vorarbeiten für eine künftige directe Mission gemacht.

Endlich ist noch das 1867 angelegte theologische Institut zu Lahore zu erwähnen, in dem 10—12 eingeborne Jünglinge, von verschiedenen andern Stationen zu Predigern ausgebildet werden. Damit ist auch jene große Stadt in die Zahl der Stationen der Church Miss. Soc. eingetreten.

Die amerikanischen Presbyterianer, welche am längsten auf diesem Felde arbeiten, haben das Centrum ihrer Mission in Lodiana. Schon 1834 war diese, bereits damals unter britischer Regierung stehende Stadt besetzt worden[1]) und bot Gelegenheit die weitern Pandschab-Mission vorzubereiten. In wenigen Jahren nach Unterwerfung der Sikhs entstanden die Stationen Jalandar, Ambala, Lahore, später Rawal Pindi. Ein bis zwei Jahrzehnte schien die Arbeit vergeblich zu bleiben, bis man Anfangs der Sechziger Jahre in einer Erweckung die Wirkungen spezieller Gebetsversammlungen der amerikanischen Gemeinden wahrnahm. Bekanntlich wurde damals Lodiana der Ausgangspunkt einer weiten, in den verschiedenen Erdtheilen auftretenden religiösen Bewegung, an die seiner Zeit viel übertriebene Erwartungen geknüpft wurden. Auch für die Pandschab-Mission sind dieselben nicht in Erfüllung gegangen. Die Früchte der Arbeit kommen auch dort keineswegs in Masse, sondern spärlich und langsam, doch stetig zunehmend, trotz mancher mit unterlaufenden Täuschung.

Eine solche war die 1859 angelegte hoffnungsvolle Station Kapurthala, die ganz auf Kosten des dortigen Radschas gegründet wurde. Obwohl selbst noch Heide stand derselbe im freundlichsten Verhältnisse zu der Amerik. presbyterianischen Mission die durch seine Freigebigkeit unterstützt wurde und von seinem Einflusse viel hoffen durfte. Leider mußte diese Station nach 5—6 Jahren wieder aus den Berichten verschwinden. Die näheren Verhältnisse sind mit einer kurzen Andeutung übergangen. — Auch die Station zu Peschawwer ist aufge-

[1]) Ebenso 2 Jahre später das östlichere Sabbathu.



geben. Dagegen ist in dem östlich von Amritsar gelegenen Hoshyanpore neuerlichst eine solche angelegt worden, die unter Leitung eines eingebornen, ordinirten Missionars steht.

Die kleinen Gemeinden machen bemerkliche Fortschritte zur Selbstständigkeit. Einige derselben bringen das Gehalt für ihre eingebornen Pastoren selbst auf. Die hohe Besoldung, welche englisch gebildete Eingeborne im Dienste der Regierung erlangen können, macht jedoch diesen Punkt recht schwierig. — Die Presse zu Lodiana liefert eine ausgedehnte christliche Litteratur in verschiedenen indischen Sprachen.

Außer den bisher aufgeführten Missionen ist die der schottischen Staatskirche (establ. Ch.) und die der amerikan. unirten Presbyterianer zu nennen, die beide in Sealkote arbeiten. Hier wurde in dem letzten Jahre ein höchst bedeutungsvoller Schritt für die Entwicklung der jungen Christengemeinden versucht. Nämlich die von beiden Seiten gesammelten Mitglieder (im Ganzen gegen 100) wurden veranlaßt sich als eine vollkommen selbstständige christliche Gemeinde zu konstituiren. Das Experiment kann sich leichtlich als verfrüht erweisen.

Der schottische Missionar klagt über unzureichende Kräfte zur Verkündigung des Evangeliums auch in der Umgegend, die guten Erfolg verspreche. Nur sein Kollege, der Missionsarzt, der in der Stadt in Segen wirkt, macht auch von Zeit zu Zeit Missionsreisen auf das Land.

Außer der genannten Station gehören hierher die zu Goojrat und Wazirabad, welche von einem ordinirter Eingebornen besorgt werden. — Dabei sei sogleich erwähnt, daß die bisher unabhängige Mission zu Chamba[1]) wahrscheinlich von dem Missionsvorstande der schottischen Kirche übernommen werden wird, worüber die Verhandlungen im Gange sind.

Von der amerikan. unirt-presbyterianischen Mission sind die beiden weiteren Stationen Zafferwal und Gujranwalla namhaft zu machen.

Statistische Angaben von 1872 resp. 73.

Church Miss. Soc.	170	Kommun.	552	Getaufte	2800	Schüler.
American. Presbyt.	177	„	516[2])	„	4000	„
„ United Presb.	68	„	240[3])	„	740	„
Established Ch. of Scotl.	60	„	95[3])	„	?	„
Summa	475	„	1403	„	7540	„
Im Jahre 1861:	188	„	572	„	1819	„

Hier erwähnen wir sogleich die Mission der Brüdergemeinde im West-Himalaya, nämlich die Stationen Kyelang in der Landschaft Lahoul und Poo in Kunawur. Beide liegen in Tibet, das mit seiner buddhistischen Be-

[1]) Der eifrige, in manchen Stücken sehr originale Begründer derselben ist genöthigt nach Europa zurückzukehren, will jedoch vorher einen geeigneten Nachfolger selbst mit einen Arbeiten, die mehr und mehr Frucht zu tragen beginnen, vertraut machen.

[2]) Nach Analogie berechnet.

[3]) Geschätzt.



völkerung dem Evangelio noch größere Schwierigkeiten bietet als Indien. Dennoch zeigen die 20 in Pflege stehenden Personen, daß auch hier die Arbeit der Brüder nicht fruchtlos ist, obgleich bei numerisch geringen Erfolgen. Dieselbe beschränkt sich nicht auf die Stationen, sondern hat durch regelmäßige Predigtreisen und die dabei verbreiteten christlichen Schriften, die auf einer eigenen Presse angefertigt werden, einen weiteren Einfluß gewonnen.

Nach Süden hin zu den Missionen in der Präsidentschaft Bombay übergehend, treffen wir in dem großen Gebiete von Radschputana die nach allen Richtungen von andern weit entfernten Stationen[1]) der schottischen unirten Presbyterianer. Die vor 14 Jahren begonnenen Arbeiten haben noch nicht große Schaaren gewinnen können. Auch hier ist der Hinduismus noch eine ungebrochene Kraft im Volke. Dennoch geht der Einfluß der Mission weit hinaus über den Kreis der Bekehrten, etwa 200 an Zahl, von denen 75 Kommunikanten sind. Abgesehen von den 65 Schulen, in denen 2600 Schüler christlichen Unterricht erhalten, werden über 400 Waisenkinder in 5 Waisenhäusern erzogen. Mit dem einen derselben, ist ein neu angelegtes Dorf, Aschapura[2]), und ausgedehnte Landwirthschaft vereinigt, die für die oft von Hungersnoth heimgesuchte Gegend auch für den irdischen Wohlstand segensreich zu werden verheißt.

Die Station Todgurh liegt in Mairwara, dessen Bevölkerung die verachtete Kaste der Mairs, vom Hinduismus verhältnismäßig weniger beeinflußt ist. Dennoch macht das Evangelium auch hier nicht so schnelle Fortschritte, wie man anfänglich hoffte, obgleich die Missionare freundliches Entgegenkommen finden und das Ansehen der Priester[3]) sichtlich hinschwindet. — Deolee ist erst vor 3 Jahren besetzt worden. Auch hier hoffte man unter den noch wenig hinduisirten Mina's leichter Eingang zu finden. Doch zeigt sich bei den Brahaminen ein großer Eifer dem Evangelion Konkurrenz zu machen. — Die Arbeit zu Jeypore steht nur unter der Leitung der U. P. Missionsverwaltung; pekuniär wird sie unterhalten durch den dortigen Maharajah, einen treuen Freund des trefflichen Missionsarztes Dr. Valentius, dem kürzlich ein Gehilfe gesandt wurde.

Kommun.	Getaufte	Schüler
75	200	2600

Die katholische Mission auf den sub Nr. 2 und 3 behandelten Gebieten steht unter dem apostolischen Vikariate von Agra, nur ein kleinerer Theil derselben fällt mit in den Sprengel desjenigen von Patna, vergl. oben unter Nr. 1.

Jenes umfaßt die 25 Stationen: Agra, Normilah, Gwalior, Delhi, Meerut, Futtighur, Sirdanha, Umballa (Am —) Mhow, Dugshai, Roorkee, Landour, Jallandar, Sabbathoo Kussowlie, Ferozpore, Lahore, Meanmeer, Sealkote Rawal, Pindee, Bareilly, Nusserabad, Peshawar, Multan und Simea. Die mit denselben verbundene katholische Bevölkerung wird auf 14,300 angegeben, wobei die einzelnen Posten, aus denen diese Summe entsteht, in Bauschquanten berechnet zu sein scheinen. Natürlich sind die Katholiken europäischer Abkunft mit einge-

[1]) cf. Miss. Atl. Asien Nr. 10. Beawr (Biaur) mit Nya Nuggur, Nusserabad, Ajmere, Todgurh, Deolee und Jeypore.

[2]) Vier engl. Meilen N. O. von Nusserabad.

[3]) Bhopas, Teufelstänzer.

schlossen. Die Kinder derselben mögen einen bedeutenden Theil der 750 Schüler ausmachen, deren 430 englische Schulen besuchen.

---

4. Die Präsidentschaft Bombay.

Die Church Miss. Society arbeitet hier auf zwei besonderen Feldern, im Dekan und in Sindh. Die Hauptstadt Bombay ist wohl der Stützpunkt für das ganze Werk, aber, als ein nicht eben günstiger Boden, nicht stark mit Arbeitskräften besetzt, obgleich die Station seit mehr als 50 Jahren besteht. Die dort gesammelte Mahratta-Gemeinde, die sich in der Mitte des letzten Jahrzehnts bedeutend verringert hatte, nimmt in neuerer Zeit wieder zu, und hat die Kommunikantenzahl 45 erreicht. Noch geringer sind die Erfolge unter der Hindustani sprechenden muhammedanischen Bevölkerung.

Von den übrigen Stationen im Dekan gewährt Nasik, mit dem benachbarten Christendorfe Sharanpur am meisten Befriedigung. Die dortige Christengemeinde von fast 500 Seelen mehrt sich einerseits durch Nachwuchs aus einem (nicht von der Gesellschaft unterhaltenen) Waisenhause, andrerseits durch zahlreichere Uebertritte aus der Kaste der Mahars. Noch ist das dortige afrikanische Asyl zu erwähnen, welches von der Regierung unter Leitung der Mission unterhalten wird. Gegen 70 ostafrikanische, befreite Sklavenkinder finden in demselben eine christliche Erziehung — Junir, Malligaum und Aurangabad haben nur kleine Gemeinden. Die letztgenannte, jüngste Station (seit 1860) hatte auf verschiedenen Außenstationen eine größere Anzahl von Anhängern gewonnen, die sich jedoch nach dem letzten Jahresberichte zum Theil wieder verminderte, während die Zahl der Kommunikanten langsam steigt.

Die Sindh-Mission umfaßt die beiden Stationen Karachi und Hyderabad. Von beiden lassen sich bis jetzt nicht bedeutende Erfolge berichten. Vielmehr klagt einer der neusten Jahresberichte in Betreff der letzteren über eine hervorstechende Apathie der Bevölkerung gegen das Evangelium. Auf der andern finden sich ziemlich viel Anhänger die sich aber nicht entschließen können um die Taufe zu bitten. Dennoch wird in Bazarpredigten, Vorlesungen, Hausbesuchen rc. unermüdlich gearbeitet; vielleicht am zweckmäßigsten in den freilich auch nicht stark besuchten Schulen.

Die Mahratta-Mission des American Board zählt jetzt als Hauptstationen Bombay, Ahmednuggur, Satara, Scholapoor und Bhuinj[1]). Letztere ist erst kürzlich besetzt, während Rahuri, Kokar und Wadale jetzt unter der Leitung eingeborner Geistlichen stehen. Von den zahlreichen Außenstationen haben 21 christliche Gemeinden, deren größeste, Ahmednuggur gegen 200 Kommunik. zählt. Diese Gemeinden sind miteinander zu einer selbstständigen, kirchlichen Vereinigung (Union) verbunden. Die Zahl der Mitglieder schwankt noch öfters; bald zeigt sich ein erfreulicher Zuwachs, bald verringert sie sich unter der strenggehandhabten Kirchenzucht. Die letztere wird nicht einseitig von den Missionaren geübt, und bekundet daher christlichen Ernst und geistliches Leben der Gemeinden. Diese würden zum Theil größere Fortschritte machen,

[1]) Wahrscheinlich identisch mit Boing der Karte, nördlich von Satara.

wenn sie nicht meistentheils unter dem Drucke von Armuth und selbst Noth lebten. Bereits 13 ordinirte Eingeborne arbeiten in denselben; daneben auch 14 Bibelfrauen, die jedoch zum Theil den Erwartungen nicht entsprechen.[1]

Daß diese Mission in einer gedeihlicheren Entwicklung steht als manche andere der bisher erwähnten sehen wir daraus, daß sich hier Schmarotzer[2]) einfinden. Die Propagation Society hat durch einen früher excommunicirten Katechisten der Amerikanischen Mission unter doppelter Besoldung desselben sich in Ahmednuggur Eingang verschafft, und jetzt daselbst auch einen europäischen Missionar stationirt. Der Schade der dadurch der Sache geschieht, liegt auf der Hand.

Jene Gesellschaft beschränkte bis vor Kurzem ihre Wirksamkeit auf die Stadt Bombay. Erst durch die Anstrengungen des jetzigen Bischofs sind einige weitere Stationen angelegt, die zum Theil durch besondere Fonds resp. Sammlungen unterhalten werden. Dieselben sollen nichts Geringeres sein, als die Anfangspunkte der Anglikanisirung der ganzen Mahratta-Bevölkerung. Daher erklärt sich denn die Rücksichtslosigkeit gegen die bereits bestehenden Missionen. Auch zu Kolapur, der Hauptstadt des gleichnamigen, noch unabhängigen Ländchens, südlich von Satara[3]) wurde eine Station nicht ohne Grenzverletzung angelegt. Es bestand dort bereits eine Mission des Amer. Board, die seit 1859 von demselben aufgegeben, vom Missionar Wilder, wie es scheint, auf eigne Hand fortgeführt wurde, bis er sich 1870 der American Presbyterian Miss. anschloß.[4]) Jetzt aber hat die anglikanische Mission neben ihm eine Gemeinde von 130 Seelen gesammelt, und findet in den umliegenden Dörfern weitere offene Thüren. Von den beiden ferneren bischöflichen Stationen Egutpoora und Poonah, die noch mehr in den Anfängen zu sein scheinen, wird nicht viel berichtet.

In Bombay selbst, wo die betr. Gemeinde 160 Seelen zählt, arbeitet die Gesellschaft auch unter dort sich aufhaltenden Tonnulen.

Von großer Bedeutung sind die dortigen Schulen der schottischen Gesellschaften. Die Free Church hat in den ihrigen 858 Schüler (incl. 394 Mädchen), die Established Church zählt deren 740. Die letztere unterhält außerdem nur noch 2 Katechisten zur Bazar-Predigt, die zu Zeiten auch weitere Predigtreisen unternehmen. Die Free Church dagegen wirkt nicht blos in der Stadt in ausgedehnterer Weise, sondern hält 2 Nebenstationen besetzt: Malcolm Petth (Mahabaleshwar) im Süden, auf der Höhe der Ghats, das zugleich

---

[1]) Es dürfte überhaupt die Frage sein, ob es weise ist diese engl.-amerikanische Einrichtung nach Indien zu verpflanzen. Die Stellung der Frau ist hier und dort doch zu verschieden! (Doch soll diese Bemerkung nicht etwa gegen die Zenanamission überhaupt gerichtet sein).

[2]) Der Ausdruck ist gegen ein Verfahren, das nicht stark genug gemisbilligt werden kann, in vollem Recht. Ich mag manchen lieben christlichen Persönlichkeiten in Verbindung mit der S. P. G., die mir bei meinen Arbeiten freundliche Handreichung gethan haben, nicht zu nahe treten; aber die Praxis der Gesellschaft, in die versprechenderen Arbeitsfelder anderer Gesellschaften einzudringen, kann ich nur als verwerflich bezeichnen.

[3]) cf. M. A., Asien Nr. 6.

[4]) Seine Gemeinde ist nicht bedeutend; kürzlich ist Ratnagiri als Außenstation hinzugekommen.

als Sanatorium dient und Golwad im Norden auf den Vorbergen derselben (20 N. Br.) von wo aus einem Stamme von Aborigines, den Waralis, das Evangelium nahe gebracht wird. Leider arbeitet dort nur ein eingeborner Katechist. Nach den sonst unter den Aborigines gemachten Erfahrungen dürfte es sich wohl verlohnen dort europäische Kräfte zu verwenden.

Weitere Stationen der Free Church sind: Poonah wo 417 Schüler christlichen Unterricht empfangen und 10 Colporteure[1]) nebst 2 Bibelfrauen in Thätigkeit sind, sowie Indapur und Jalna. Letzteres ist der Mittelpunkt einer interessanten Mission unter ländlicher Bevölkerung, die unter Leitung des kürzlich öfter genannten trefflichen Rev. Narajan Sheshadri steht. In 10 Jahren sind dort 9 Gemeinden gesammelt, die 213 Kommunikanten umfassen.

Hierbei ist zu bemerken, daß auch die Baptist Miss. Society Poonah als Station festhählt. Ueber eine zugehörige Gemeinde wird nichts berichtet.

Weiter haben wir die Mission der irischen Presbyterianer[2]) in Gujerat zu erwähnen, mit den Stationen Rajkote, Gogo, Borsud, Surat und Ahmedabad. Im Ganzen geht auch hier das Werk unter mancherlei Hindernissen langsam vorwärts; nur auf einem Punkte, Borsud konnte im vorigen Jahre die bedeutende Zahl von 58, mit 40 Erwachsenen getauft werden. Sie gehören allesammt zu dem in der Umgegend stark vertretenen Aborigines-Stamme der Dheds. Schon seit längerer Zeit ist ihnen das Evangelium nahe gebracht und scheint nach und nach unter ihnen tiefere Wurzeln gefaßt zu haben. Bereits ist eine neue Schaar von Taufbewerbern vorhanden. Ein früherer Priester hat seinen Tempel in eine christliche Schule verwandelt. Die religiöse Bewegung, die hier im Gange ist, wird als viel verheißend geschildert, da es ihr nicht an geistlicher Tiefe fehle.

Endlich liegt in den Grenzen der Präsidentschaft Bombay noch ein Missionsfeld, das in ethnographischer Hinsicht besser mit unter den Missionen des südlichen Indiens aufgeführt wurde. Es ist das sogenannte Süd-Mahrattaland[3]), das mit dem oben geschilderten Mahrattagebiete auch nicht in der Sprache übereinstimmt. Hier herrscht das Kanaresische und deutet also die drawidische Abkunft der Bevölkerung an. Indessen da die Mission sich von der in den südlicheren Landschaften wesentlich unterscheidet, führen wir sie, unsrer Rubrik folgend, mit an dieser Stelle auf.

Die Basler Missionsgesellschaft finden wir auf den vier Stationen Dharwar, Hubli, Bettigeri und Guledgudd thätig. Die erste ist 1837 die letzte 1851, und seit dem keine neue Station gegründet. Die Arbeit ist hier im Vergleich mit den südlicheren Feldern derselben Gesellschaft als wenig lohnend bekannt. Der Volkscharakter und die religiösen Verhältnisse der Landschaft mit ihrem verhältnißmäßig noch lebenskräftigem Religionssystem, das durch lingaitische Hierarchie und Mönchthum gestützt wird, bilden ein starkes Hinderniß. Manche andere Umstände haben gleichfalls die noch schwachen Gemeinden nur

[1]) Das Gewicht das hier auf die Colportage gelegt zu werden scheint, dürfte nicht allerseits Billigung finden.

[2]) Es lag uns nur der Jahresbericht von 1873 vor.

[3]) Vergl. Miss. Atl., Asien Nr. 12, Karton.

einen langsamen Zuwachs erfahren lassen. Dennoch fehlt solcher nicht. Trotz einiger Schwankungen hat sich die Zahl der im Jahre 1861 vorhandenden Kommunikanten (93) bisher verdoppelt, und die Seelenzahl der Gemeinden sich um 158 vermehrt. Vor einigen Jahren richteten in Guledgudd Spaltungen, die den Jesuiten Gelegenheit zum Eindringen boten, Schaden an. Ist der letztere auch rechtzeitig beschränkt worden, so scheint die Gemeinde doch bis jetzt darunter zu leiden. Die zu Hubli entwickelt sich erfreulicher. — Es verdient Berücksichtigung, daß diese Stationen nicht mit so vielen Kräften bedacht worden sind, als die südlicheren.

Schließlich ist die noch weniger fruchtbare Station der London Miss. Soc. auf diesem Gebiete, Belgaum zu erwähnen, die seit 1820 bestehend, seit 1861 die Zahl ihrer Kommunikanten nur um einen vermehrt und auf fünfzig gebracht hat.

	Kommun.	Getaufte	Schüler
Church Miss. Soc.	363	1358	1726
American Board	629	1208[1])	588
Soc. Propag. Gosp.	76	290	—
Free Church of Scotl.	382	771	1275
Established Church „	—	—	740
Baptist Miss. Soc.	—	—	—
Irish Presbyterians	138	417	1199
Basler M. G.	186	408	451
London M. S.	50	202	505
Summa	1824	4654	6484

Die entsprechenden Zahlen für 1861 sind: 1107 Kom., 2636 Get., 6546 Schül.

Das apostolische Vikariat von Bombay umfaßt eine ganze Anzahl von Gemeinden, Stationen und Instituten auf der Insel Bombay und Salsette, Ferner folgende Stationen: a) im Dekhan: Poona, Khandalla, Kirkee, Ahmednuggur, Belgaum, Dharwar, Sholapore und Sattara b) in Sindh: Kurrachee, Hyderabad Kotree und Sukkur c) in Gujerat: Surat, Baroda, Ahmedabad, Deesa, Bhooj, Maligaum und Bhosawal. Kathol. Bevölkerung: 20,360 Schüler: 1731, von denen 276 auf Vernacular Schulen kommen.

5. Die Central-Provinzen.

Hier ist ein weites Gebiet, erst spärlich mit Missionsstationen besetzt. Die Free Church arbeitet seit 30 Jahren in Nagpore[2]) der Hauptstadt des früheren Reiches gleichen Namens, unter Mahratti sprechenden Hindus und Muhammedanern nur mit langsamen Erfolg. Von der bereits gesammelten Gemeinde sind nicht viel geistliche Früchte zu berichten, doch gründet und befestigt sie sich immer mehr. Zweigstationen sind Itwari, Sitabaldi und Kampti.

[1]) Zahlen der vollen Mitglieder und getauften Kinder combinirt.
[2]) Wohl zu unterscheiden von Chota Nagpore cf. Miss. Atl. Asien Nr. 5.

Einer andern Bevölkerung gilt die zweite Hauptstation, Chindwara nämlich den Gonds. Dieselben leben auf weite Strecken gemischt mit den Hindu und bilden fast die Hälfte der Bevölkerung, sind aber durch ihre drawidische Sprache, Religion[1]), Sitte sowie schon durch die dunkle Hauptfarbe von jenen unterschieden. Unter dem Einflusse der Predigt stehen bis jetzt 72 Dörfer in der Umgegend der genannten Stadt. Es ist der Mission, die sich hier noch in den Anfängen befindet, bisher nicht gelungen tiefere Wurzeln zu schlagen. Die Gründung von Schulen stößt auf große Hindernisse. Es ist kaum ein Einziger zu bewegen, sich unterrichten zu lassen. Viel Schwierigkeiten entspringen wohl aus der Sprache. Freilich wird von den Reisen der Missionare berichtet, daß auf denselben auch in der Gondsprache gepredigt wird. Vielleicht geschieht dies jedoch nur durch Dollmetscher. Uebrigens ist man mit linguistischen Arbeiten, Uebersetzungen rc. beschäftigt. Hoffentlich hat diese Mission eine weitere Zukunft.

Mehr Früchte bringt die zweite auf diesem Gebiete erst seit 5 Jahren bestehende und noch sehr wenig bekannte, nämlich die der deutschen evangelischen Missionsgesellschaft in den vereinigten Staaten. Dieselbe sandte 1868 ihren ersten Missionar (O. Lohr[2]) aus, der nach eingehender Prüfung der sich darbietenden Arbeitsfelder, sich im Distrikte Raepore (spr.: Raipur = Rayapur[3]) niederließ und auf den von der Regierung geschenkten Ländereien die Station Bisrampore anlegte. Die umwohnende Bevölkerung besteht großentheils aus Chumar's[4]) die nach ihrer Religion Suthnamies genannt werden. Von denselben sind bereits 70 Personen getauft worden. Die als aufrichtige Gläubige und eine Zierde der christlichen Kirche geschildert werden. — Eine zweite Station ist 1871 in der Distrikthauptstadt Raepore selbst angelegt worden. Die dortige Arbeit beschränkte sich, soweit unsre Nachrichten reichen vornehmlich auf die Schule. Zur Besorgung der großen, mit der Station Bisrampore verbundene Landwirthschaft, hat die Gesellschaft einen besondern Oekonomen ausgesandt.

Wir bemerken hierbei, daß die letztere ihren Sitz in New York hat und aus deutsch reformirten Kreisen hervorgegangen ist. Die genannte Mission ist bis jetzt die einzige dieser Gesellschaft. Ihre Nachrichten werden in dem „deutschen Missionsfreund“ veröffentlicht.

Free Church	88	Kommunik.	275	Getaufte	522	Schüler
Deutsche evangel. M. G.	?	„	70	„	?	„
Summa	88	„	345	„	522	„

Die betreffenden Zahlen für 1861 sind: 47 Kom., 138 Get., 255 Sch.

---

[1]) Dämonenkultus.

[2]) Wenn ich nicht irre, war er bereits früher in der Goßnerschen Mission thätig; später Prediger in Amerika.

[3]) Miss. Atl. Asien Nr. 5; östlich von Nagpore.

[4]) Tschamars, Mit diesem Namen bezeichnet man in verschiedenen Theilen Indiens die Lederarbeiter, welche eine der niedrigsten Kasten bilden. Vielfach, und so scheint es auch hier, sind sie halb hindusirte Aboriginer, die ihren alten Dämonenkultus festgehalten haben.

6. Orissa.[1])

Diese Landschaft mit ihren nahezu 7 Millionen Einwohnern, hat in den letzten Jahren viel zu leiden gehabt, durch Hungersnoth, Ueberschwemmungen des mächtigen Mahanaddi, Cholera und andern Epidemien. Trotzdem strömen aus allen Theilen Indiens die Pilger immer wieder zu den Festen des scheußlichen Jagganath (Juggernauth) nach Pooree zusammen. Diese Burg indischen Heidenthums in einer seiner widerlichsten Formen übt einen Einfluß auf das ganze Gebiet und erschwert die Ausbreitung des Evangeliums. Dennoch hat die Mission der General-Baptisten, wenn auch unter manchen Hindernissen und betrübenden Erfahrungen ihr stilles, allmähliges Wachsthum. Die Berichte reden freilich von zahlreichen Ausschließungen aus der Kirchengemeinschaft, die bei den verhältnißmäßig hohen Ansprüchen die man an das Christenthum ihrer Glieder stellt, und bei mancherlei Gefahren, unter denen Versuchung zum Trunk und zum Gebrauch gewisser Narkotika (Hanf?) hervorgehoben werden, wohl erklärlich sind. Schlimmer freilich als solche groben Vergehungen ist die Gleichgiltigkeit die hier und da in die Gemeinden einschleicht, ohne so direkt wie jene bekämpft werden zu können. Einige Häuflein in den Gemeinden, deren etliche besondere Christendörfer bilden, zeigten jedoch einen treuen christlichen Wandel, bei manchen aus der äußern Lage entspringenden Schwierigkeiten.

Von den 6 Stationen sind jetzt in Folge von Todesfällen und Erkrankungen 2c. nur die beiden Cuttack und Berhampore mit europäischen Missionaren besetzt; die übrigen, Padre Pella, Chaga[2]), Khundittur und Piplee[3]) werden von eingebornen Predigern versehen, während am letzteren Orte eine europäische Lehrerin die Waisenhäuser resp. Asyle leitet. In Folge der Hungersnoth sind diese Anstalten an mehreren Stellen errichtet worden und umfassen über 650 Kinder. Eine besondere Missions-Presse liefert christliche Schriften in großer Menge. Auch hier wird Reisepredigt getrieben und den Massen die zu den heidnischen Festen sich sammeln das Evangelium verkündigt.

Die Bergstation zu Russell Condah, von der man auch unter den Khonds zu wirken suchte, bei denen die früher üblichen Menschenopfer durch bedeutende Anstrengung der Regierung unterdrückt sind, ist leider, ungünstiger Verhältnisse halber aufgegeben worden. Durch die Hungersnoth war die Bevölkerung dieses Ortes sehr geschwächt worden. In Folge davon wurde der Sitz der Behörden von dort nach Baligudda verlegt 2c.

Es ist sehr zu bedauern, daß ein derartiger Platz nicht durch einen geeigneten europäischen Missionar gehalten werden konnte. Eingeborne Prediger, mögen sie auch noch so treu sein, sind einer solchen wichtigen Vorpostenstellung nicht gewachsen. Uebrigens soll die Station unter günstigeren Verhältnissen wieder aufgenommen werden.

Diese Mission ist auf's freundschaftlichste verbunden mit der bereits unter Bengalen erwähnten der amerikanischen Free Will-Baptisten, deren Gebiet theilweise (der Distrikt Balasore) mit zu Orissa gehört.

---

1) cf. Miss. Atl., Asien Nr. 9.
2) Jetzt verbunden mit Oraka Tangura.
3) Jetzt mit Bonamalipore, 18 engl. M. v. Piplee N. W. (?)

	Kommunikanten	Christliche Anhänger	Schüler
Im Jahre 1872:	649	2458	341
„ „ 1861:	361	943	350

---

7. Das Telugu-Gebiet.[1])

Von Orissa die Küste nach Südwesten verfolgend treffen wir im Telugu-Gebiete zunächst drei Stationen der Londoner Gesellschaft, Chicacole, Vizianagaram, und Vizagapatam. Letzteres, eine Stadt von 50,000 Einwohnern ist der Platz auf welchem die Arbeiten jener Gesellschaft in Indien im Jahre 1805 begannen. Die beiden andern sind 1844 resp. 1852 besetzt. Man findet von diesem ältesten Missionsfelde nicht viel Nachrichten. In Vizagapatam besteht eine anglovernacular-Schule deren Leiter, selbst aus derselben hervorgegangen, bisher Heide war, nun aber die heil. Taufe empfangen hat. Dies und eine Schilderung einer Predigtreise von einem Katechisten ist alles, was ich von ausführlicheren Mittheilungen in der Monatsschrift resp. den Berichten[2]) seit mehreren Jahren über diese Mission finde, in der vier englische Missionare thätig sind. Die statistischen Angaben zeigen leider eine Abnahme der früher gesammelten Gemeinden. 1861 waren in denselben 43 Kommunikanten und 299 Christen. Für 1872 ist die erstere Zahl auf 41 gesunken, während nur 243 Anhänger aufgeführt sind.

Fruchtbarer ist das weiter südwestlich gelegene Feld auf dem dieselbe Gesellschaft arbeitet in den Distrikten Cuddapah und Kurnool.[3]) Hier hat das Evangelium unter der niederen Kaste der Malas (Paria's) eine weite Verbreitung gefunden. Niedrig und verkommen, wie diese Schicht der Bevölkerung ist, bedarf sie auch nach der Annahme des Christenthums noch vieler Nachsicht und Pflege; selbst Ueberreste von Götzendienst und heidnischen Aberglauben ziehen sich bis in die christlichen Gemeinden hinein. Auch wird es den Bekehrten nicht immer leicht, sich in alle christlichen Ordnungen zu schicken. Dennoch sind die weiten Kreise, die hier unter den Einfluß des Evangeliums kommen, gewiß erfreulich. Nicht weniger als 75 Außenstationen stehen in Verbindung mit den genannten Stationen und viele derselben haben ihre Schulen. Die Einseitigkeit, an der dieses Werk zu leiden schien indem es sich ausschließlich in den Schranken der niederen Kaste bewegte, scheint allmählig zu weichen. Nicht nur werden christliche Mala's, die eine weitere Bildung erhalten haben schon ganz anders als sonst selbst von Brahminen behandelt, dann aber sind in neuerer Zeit auch einige Uebertritte aus einer etwas höheren Kaste, den Boya's, vorgekommen. Letztere früher als kühne Krieger resp. Räuber und Jäger bekannt, sind jetzt meistentheils die Wächter in den Dörfern.

Endlich hier noch Bellary, gleichfalls als Londoner Station (seit 1810) zu erwähnen, deren Wirkungskreis zum Theil im Telugu, zum Theil im kanaresischen Gebiete liegt. Dazu gehören 2 Außenstationen. Die neusten Berichte zeigen eine bedeutende Abnahme der früher gesammelten christlichen Gemeinde.

Nach Nordosten zurückkehrend begegnen wir den Arbeiten der Church

---

[1]) cf. Miss. Atl., Asien Nr. 13.
[2]) Von Letzteren fehlen allerdings ein paar Jahrgänge.
[3]) Die Hauptstationen in letzterem ist Nundial.

Missionary Society auf diesem Gebiete, die gleichfalls unter den Malas einen ergiebigen Boden finden. Die vier Stationen Masulipatam, Ellore, Bezwara und Râghapur, (die neuerlichst von der vorigen abgezweigt ist) haben noch nicht grade sehr große Gemeinden aufzuweisen, doch sind bedeutende Schaaren aus den Dörfern der Umgegend bereits mit ihnen in Verbindung getreten und erhalten christlichen Unterricht. Man sucht die Taufe nicht zu übereilen, um nicht die Gemeinden mit unwürdigen Mitgliedern zu füllen. Die Mala-Christen werden hier als treu, fest und eifrig andre ihrer Volksgenossen dem Christenthum zuzuführen geschildert. Uebrigens haben sie beim Uebertritte von den höheren Kasten von denen sie in mancher Abhängigkeit stehen, nicht wenig zu leiden. — Die Gemeinden gewöhnen sich daran, die Kosten für ihre kirchlichen Bedürfnisse zu bestreiten.

In Masulipatam hat die Gesellschaft verschiedene bedeutende Schulen die von Kindern höherer Kasten besucht werden.

Eine besondere Mission war 1860 für die Kois, einem noch wenig hinduisirten Volksstamme am Godavery zu Dumagudiem gegründet. Dieselbe hat ihren guten Fortgang gehabt doch in Bezug auf die Kois manche Enttäuschungen erfahren. Unter den dort gesammelten 246 Christen sind nur 77 aus jenem Volksstamme. Die große Schwachheit die dieselbe im christlichen Leben beweisen, ist mit Rücksicht auf die niedre Kulturstufe, der sie entstammen, sehr erklärlich. Leider ist ein um diese Mission sehr verdienter Beamter derselben durch Versetzung in eine höhere Stellung entzogen worden. Da auch der bisherige Missionar aus Gesundheitsrücksichten Indien verlassen mußte, so steht die Station vorläufig unter Leitung eines bewährten Katecheten.

Eine dritte Gesellschaft die ebenfalls mit reichlichem Erfolge unter den Malas arbeitet, ist die Society for the Propagation of the Gospel. Früher war die Hauptstation Cuddapah; jetzt werden zwei solche aufgeführt: Mutyalapaud (pâd) und Kulsapaud. Mit beiden sind 53 Dörfer verbunden, in denen gegen 2000 Christen wohnen, und fast 1000 Katechumenen der Taufe harren.

Eine weitere Station derselben Gesellschaft ist Secunderabad bei Hyderabad, der Hauptstadt des Nizams, mit vier Außenstationen. Hier zeigen sich etwas geringere Fortschritte.

In der letzt genannten Stadt arbeitet auch ein Missionar der schottischen Staatskirche (established church). Auch seine Gemeinde mehrt sich nur durch einzelne Uebertritte.

Am fruchtbarsten wohl von allen Missionen im Telugulande ist in neuster Zeit die der amerikanischen Baptisten, nachdem sie beinahe drei Jahrzehnte hindurch nur sehr geringe Fortschrite gemacht hatte. Bis vor wenigen Jahren umfaßte sie nur die eine Station Nellore, mit einer Gemeinde von einigen dreißig Mitgliedern. Jetzt sind 2 weitere Hauptstationen hinzugekommen, umgeben von zahlreichen Gemeinden in näheren und ferneren Dörfern, und die Mitgliederzahl hat bald das dritte Tausend erreicht. 447 Personen wurden nach dem letzten Berichte in einem Jahre in Verbindung mit der Station Ongole getauft. Eine große Anzahl von Taufbewerbern mußten unberücksichtigt bleiben, nur weil die Missionare, es waren bisher ihrer nur 5, auf dem ganzen Felde nicht im Stande sind, die Arbeit zu bewältigen. Man rechnet gegen 10,000 die dem Heidenthume entsagt haben. Die Bewegung gewinnt immer weitere

Ausdehnung und hat sich selbst über das Nulla-Mulla-Gebirge erstreckt. — Im verflossenen Jahre sollten mehrere neue Missionsfamilien eintreten. Von den mehr als vierzig eingebornen Predigern, die auf verschiedenen Außenstationen beschäftigt sind, haben 7 bereits die Ordination empfangen. Zur Ausbildung weiterer Kräfte ist ein theologisches Seminar eingerichtet. Auch wird an einer neuen Telugu-Uebersetzung der Bibel gearbeitet. Die Zahl der Schulen beträgt über 30. — Die beiden genannten Stationen sind schon auf der Karte angegeben. Die dritte ist Ramapatam, halbwegs zwischen Ongole und Alloor, wahrscheinlich das Ramiapatanam der Karte. Von den vielen Außenstationen heben wir nur das eben genannte Alloor (18 engl. Meilen nördlich von Nellore) und Cumbum und Ravypand, westlich von Ongole hervor. Schließlich ist zu bemerken, daß auch hier die große Menge der Bekehrten aus einer der niedrigsten Kasten, der der Schukler[1]) angehören, obgleich auch einige Sadra und Tariah den Gemeinden beigetreten sind.

Geringer als die eben beschriebenen Erfolge sind die der Hermannsburger Mission, die sich hier noch mehr in der Periode der vorbereitenden Arbeiten befindet. Es war bisher immer noch viel mit den äußeren Geschäften der Anlegung von Stationen 2c. zu thun. Die Zahl derselben ist auf 8 gekommen; dabei soll es nun aber auf längere Zeit sein Bewenden haben und die Kräfte dem innern Ausbau zugewendet werden. Außer den auf der Karte angegebenen Stationen Sulurpett, Naidupett, Gudur und Sriharicotta ist Vakadu, (letztere anstatt des mit betreffenden Zeichen versehenen Dugarajapatanam) zu nennen. Die drei andern liegen westlicher auf den Vorbergen der östlichen Ghâts, nämlich: Venkatagiri (= Vencatigheorry, oder wahrscheinlicher V.droog der Karte), von dort 10—12 engl. Meilen nördlich, Rapur, sowie Kalastry, das Hauptgötzennest jener Gegend (cf. M. Atl., Asien Nr. 14.). Im Ganzen zählt diese Mission 251 Bekehrte.

Ueber die Arbeiten der amerikanischen Lutheraner in Rajahmundry Palnaud und Guntoor liegen keine neueren Mittheilungen vor. Ebenso wenig über die mit keiner Gesellschaft verbundene Mission (amerikanischer Baptisten (?) in Narsapuram und Palicole an der südlichen Mündung des Godavery.

Die Mission der schottischen Freikirche zu Nellore wird als zu Madras gehörig unten aufgeführt werden.

	Kommunik.	Anhänger resp. Getf.	Schüler
London Miss. Soc.	304	4595	1453
Church „ „	270	1946	1690
Soc. for the Prapagation of the Gospel . . . ,	512	2252	1084
Established Church of Scotland	50	160	25
American Baptist Miss.	2871	10,000[2])	1000[2])
Hermannsburger Miss.	?	251	?
Amerikanische Lutheraner	?	?	?
Unabhängige Mission	?	?	?
	4007	19,222	5252

Wären die Angaben vollständig, so würden wir vermuthlich über 4200

[1]) Sie scheinen den obengenannten Chumars zu entsprechen.
[2]) Geschätzt.

Kommunikanten und über 20,000 eingeborne Christen zählen können. Im Jahre 1861 waren die entsprechenden Zahlen 724 und 4761. Schüler 2651.

Die unter Nr. 5—7 besprochenen Gebiete fallen größtentheils mit den apostol. Vikariaten Hyderabad und Vizagapatam zusammen. Das erstere umfaßt eine kathol. Bevölkerung von 6995 Seelen in Verbindung mit den Stationen: Secunderabad, Triumlgherry (4 mil. nördl.), Bheer (= Beder?) Muktul und Masulipatam. Zu Vizagapatam gehören außer dieser Stationen: Palkondah, Berhampore, Sooradah, Cuttack im Norden, Cocanada, Rajamandry, Samulcotta und mehrere andre Außenstationen im Süden, ebenso Kampti, N. W., zu dessen zahlreichen Nebenstationen sogar der ferne Aurangabad gehört. Katholische Bevölkerung: 8760. Schüler über 1200, von denen 372 in Vernacular-Schulen.

---

8. Das nördliche und mittlere Tamulenland.

Betreten wir, unsern Rundgang nach Süden zu fortsetzend, das Talmulenland, so erreichen wir bald in Madras eine der wichtigsten Missionsstätten in Indien, an der sieben verschiedene evangelische Gesellschaften ihr Werk treiben. Ein genauer Census hat die früher auf 700,000 Seelen geschätzte Bevölkerung auf 400000 reducirt. Von diesen sind 3600 Europäer, 12000 Eurasier, 50,000 Muhammedaner. Unter den übrigen 330,000 Eingebornen bekennen sich 21,400 zur christlichen Religion; doch nur 5500[1]) von diesen sind evangelisch. Mag auch gegen früher diese Zahl eine beträchtliche Steigerung aufweisen, und sich stetig vergrößern, so bleiben die Häuflein evangelischer Christen doch noch immer sehr verschwindende Pünktchen in der großen Heidenstadt. Der Hinduismus ist hier noch mehr als in andern großen Städten Indiens eine geschlossene ungebrochene Macht. Die Bestrebungen der Brahmo Somaj finden hier einen wenig günstigen Boden, trotzdem immer mehr moderne Aufklärung in die höheren Schichten der Bevölkerung eindringt. Ueber böses Beispiel aus europäischen Kreisen das der Mission manches Hindernis bereitet, ist auch hier zu klagen.

Die Society for the Propagation of the Gospel hat drei verschiedene Gemeinden, wenn wir die zu St. Thomé, als einer Vorstadt von Madras dazu rechnen. Die zu Vepery, dem nordwestlichen Stadttheile, ist eine der ältesten evangelischen Gemeinden in Indien, gegründet durch die dänisch-hallische Mission. Schon vor hundert Jahren zählte sie 1400 Mitglieder. Jetzt erholt sie sich nach einer langen Zeit des Verfalles. Die dritte ist mit der St. Johns-Kirche (in Triplicane?) verbunden. Im Ganzen hat die Gesellschaft hier 1525 Getaufte. Eine früher aufgeführte Außenstation zu Poonamallee wird nicht weiter erwähnt und scheint an die Church Miss. Society übergegangen zu sein.

Diese hatte bis vor Kurzem 5 besondere Gemeinden in den verschiedenen Stadtheilen[2]) gesammelt. Jetzt sind dieselben zu einem Kirchenkörper in zwei

---

[1]) Diese Zahl hat keine absolute Gültigkeit, da einige Coefficienten derselben auf Schätzung beruhen.

[2]) In Rogapuram, Tinevelly Settlement, Black Town, Chintadrapettah und Mount Road.

Parochien verbunden, der unter der Leitung eines selbstgewählten Kirchenrathes[1]) steht. Zu dem Letzteren gehört nur noch ein Missionar jener Gesellschaft als Vorsitzender. Die ganze Amtsthätigkeit wird von bewährten eingebornen Geistlichen geübt. Die Gemeinden machen bedeutende Fortschritte zur äußeren Selbstständigkeit, und die Gesellschaft wird zuletzt ihre schon stätig verringerten Geldbeiträge ganz zurückziehen können. Den europäischen Missionaren bleiben die Arbeiten unter Hindus und Muhammedanern. Unter den Letzteren, aus höheren Ständen, wird durch Harris' Schule gewirkt in der arabisch und persisch gelehrt wird. Außerdem sind mehr als zwanzig Schulen verschiedener Art zu erwähnen.

Ein besondrer jetzt stärker als früher betriebener Zweig der Missionsarbeit st die Evangelisirung der Umgegend, deren Früchte in den Gemeinden von Mevalur, Palaveram Poonamallee und Tripassore zu Tage treten.

Die Leipziger evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft hat in Madras mit treuer Arbeit mancherlei zerstreute Reste der Christengemeinde aus alter Zeit zu sammeln gewußt. Auch aus den Heiden werden manche gewonnen und die Berichte weisen ein nicht unbeträchtliches Steigen der Seelenzahl nach, die zuletzt als 1284 angegeben wird. Es ist nicht bemerkt, wieviel davon auf die Stadt, und die Kirche zu Pursewakum kommt, und wieviel andrerseits in den 24 Dörfern leben, in denen diese Mission Anhänger hat. Manche derselben haben in dem südlich gelegenen Sadras, das eine Außenstation bildet ihren Mittelpunkt. In diesen Dörfern sind es die Leute der niedersten Kasten, die sich zuweilen in größerer Zahl dem Christenthum zuwenden. Die Schule in Madras wird, mit geringen Ausnahmen nur von Kindern der Gemeinde besucht.

Ausgedehnter ist auch hier die Schulwirksamkeit der beiden schottischen Kirchen. Die Free Church hat in verschiedenen Anstalten, deren höchste die Zöglinge bis zur Universität erfolgreich vorbereitet, 2643 Schüler (incls. 880 Schülerinnen) unter ihrer Pflege. Diese Zahlen beziehen sich jedoch nicht allein auf die Stadt Madras, (u. z. Triplicane sowie Black Town) sondern auch auf die Zweigstationen in der Umgegend[2]) auf denen von eingebornen Lehrern resp. Katechisten nicht nur in Schulen, sondern auch durch Predigt unter der heidnischen Bevölkerung gewirkt wird. Die mit dieser Mission verbundenen christlichen Gemeinden scheinen jedoch von geringerer Bedeutung zu sein, da die an sich schon niedrigen Zahlen gegen frühere Jahre sogar einen Rückgang zeigen. Auch hier wird die Mission durch ärztliche Praxis unterstützt.

Die Established Church zählt in ihrem Central-Institut, in dessen höheren Klassen gleichfalls jener Bildungsgrad erreicht wird 393 Zöglinge. Daneben sind ein paar Zweigschulen in den Vorstädten Washermanpetta und Perambore. Auch die Außenstationen Arconum und Vellore[3]), haben ihre Schulen und letztere eine kleine Gemeinde. Die zu Madras mit der Andreas Kirche verbundene, obgleich größer als die der Free Church, zeigt gegen früher numerischen Rückschritt.

Auch die Gemeinde der Londoner Mission zu Pursewakum zu der

---

[1]) The Madras Native Church Council.

[2]) Chingleput, Wallajahbad, Conjeveram, Trivellore, Cavitandalum und Nellore. Letzteres liegt nördlicher, wie bereits oben erwähnt im Telugulande.

[3]) Auf der Karte Asien Nr. 14 fälschlich als zur Free Church gehörig bezeichnet.

Tripasore und Pulicat als Außenstationen ist jetzt kleiner als vor 10 Jahren während die zu Black Town langsam gewachsen ist.

Die Wesleyan Methodist Miss. Soc. hat mehrere kleine Gemeinden in Royapettah, in einer nördlichen Vorstadt, auf St. Thoma's Monnt und in Blacktown. Zur letzteren gehören gebildete Eingeborne, für die der Gottesdienst in englischer Sprache gehalten wird. Auch diese zählen zusammen jetzt weniger Mitglieder als vor 10 Jahren, dagegen hat sich die Schülerzahl in den Schulen dieser Gesellschaft bis gegen 1000 vermehrt.

Hie und da wird einer in Madras bestehenden unitarischen Mission gedacht. Nähere Angaben über dieselbe sind mir nicht vorgekommen.

Westlich und südwestlich von Madras bieten die beiden Arcot-Distrikte (nördl. und südl.) ein ausgedehntes und ergiebiges Missionsfeld. Die Reformed Church in America frühere Reformed Protestant Dutch Church übernahm dasselbe vom American Board im Jahre 1857. Damals bestanden hier vier Stationen mit etwas über ein Hundert Kommunikanten und 400 Christen überhaupt. Bis 1869 hatten sich die Stationen bis auf sieben vermehrt.[1]) Damals zählte man in zahlreichen Dörfern mehr als 2000 Seelen in Verbindung mit 13 Gemeinden. Seitdem werden die Zahlen beträchtlich weiter gewachsen sein, da der Bericht jenes Jahres schon einen einjährigen Zuwachs von mehr als 300 Seelen aufweist.[2]) Vermuthlich gehören auch hier die Bekehrten vorzugsweise den niederen Kasten an. Auch mancher Uebertritte von katholischen Eingebornen wird Erwähnung gethan. Zu Arcot befindet sich ein Hospital, wie überhaupt diese Mission durch ärztliche Thätigkeit gefördert wird.

Neben derselben arbeitet seit 1864 im Süd-Arcot-Distrikt die dänische Missionsgesellschaft, u. z. jetzt auf den beiden Stationen Bethanien bei Puttambaukam und Siloam bei Tricalore. Leider sind die erbetenen näheren Mittheilungen nicht eingetroffen. Wir gedenken später auf diese Mission ausführlicher zurückzukommen. Sie ist ein Schößling der alten hallisch dänischen. Ungleich zahlreicher sind die Stationen, welche sich jetzt unter der Leitung der evang. lutherischen Mission zu Leipzig befinden. Das Centrum ihrer Wirksamkeit ist in Trankebar, wo 1706 bekanntlich die erste evangelische Mission in Indien begann. Die alte Gemeinde der dortigen Neu Jerusalem-Kirche scheint ziemlich verknöchert zu sein und in der Stadt sowohl, als auf den 12 zugehörigen Außenplätzen, wenig oder gar keinen Zuwachs mehr aus den Heiden zu gewinnen. Die einstmals bedeutende portugiesische Gemeinde ist seit längerer Zeit ausgestorben.

Viel fruchtbarer ist das Werk auf den weiteren Stationen, die hier in Betracht kommen.[3]) Zu jeder derselben gehören eine Anzahl Dörfer in denen Christen leben. Mayaveram allein hat deren 127 mit 1730 christlichen Seelen. Vor 10 Jahren zählte es 510 Seelen in 44 Dörfern und beweist also ein schnelles Wachsthum. Mehr oder weniger findet sich dasselbe auch bei den an-

---

[1]) Arcot, Arnee, Chittoor, Gnamodiam, Mudnapilly, Palamnair und Vellore.

[2]) Der eben eintreffende neueste Bericht giebt 3060 Seelen an mit 668 Kommunikanten. Als Hauptstation ist Sattambadi hinzugekommen.

[3]) Tirumenjanam, Manikramam, Poreiar, Mayaveram, Combaconum, Negapatam, Tanjore, Trichinopoli, Puducotta, Cudalore, Sidambaram (Chellumbrum) und das nahe an der westlichen Grenze des tamulischen Sprachgebiets gelegene Coimbatore, zu dem Jerkad (Jercand) und Salem als Außenstationen gehören.

dern Stationen, so daß bereits über 450 Dörfer mit 8000 Seelen zu dieser Mission gehören. Freilich auch hier darf man nicht übersehen, daß diese verhältnismäßig größeren Schaaren sich fast ausschließlich aus den niedersten Kasten, namentlich den Pallern und Kallern, gesammelt haben. Diese waren früher privilegirte Diebe, jene sind arme und gedrückte Reisbauern. Auch hier finden wir die Erfolge der Mission verbunden mit socialer Bewegung. Manche der erwähnten Außenstationen sind soweit gefördert, daß eine selbstständigere Gestaltung der Gemeinden erfolgen kann. Freilich hat die Sache ihre Schwierigkeit. Wohl sind Landprediger mit genügender Bildung vorhanden, wie sie aus dem jetzt wieder von Trankebar nach Poreiar verlegten Seminar[1]) hervorgehen. Doch fehlt ihnen meistens (wie überhaupt den Tamulen) die Energie namentlich um eine Gemeinde in Ordnung zu halten. Schwierig ist es auch die nöthigen Mittel für die kirchlichen Bedürfnisse in den armen obgleich vielfach auch opferwilligen Gemeinden zu beschaffen. Die Entwicklung selbstständiger Gemeinden wird also durch die Dotirung der Pastorate besonders mit Landbesitz bedingt sein. Dieser Aufgabe tritt die Gesellschaft nunmehr näher. — Endlich ist ein bedeutender Zweig dieser Mission zu erwähnen: die Presse zu Trankebar, an der ein Missionar eigens mit literarischen Arbeiten beschäftigt ist. Sie liefert eine regelmäßige Zeitschrift, Erbauungsbücher und andre Schriften, ist jetzt aber auch durch die neue Herausgabe des Neuen Testamentes in der alten Fabriciusschen Uebersetzung in Anspruch genommen. Unter Mitwirkung verschiedener englischen resp. amerikanischen Gesellschaften ist nämlich eine neue tamulische Bibelübersetzung zu Stande gebracht, die jetzt ausschließlich von der Bibelgesellschaft verbreitet wird. Die lutherischen Christen wollen jedoch von ihrem alten Fabricius nicht lassen. Die neue Uebersetzung enthält gewiß viele Verbesserungen; in einzelnen Punkten scheint sie allerdings fehl gegriffen zu haben.

Neben der Leipziger Gesellschaft hat in dem weiten Delta des Cauvery die Propagation Society 12 Stationen,[2]) die ebenfalls der dänisch-hallischen Mission entsprossen sind. Zum Theil befinden sie sich an denselben Orten wie die lutherischen. Die hierzu gehörigen Gemeinden mit 4700 Seelen sind in vielen Dörfern zerstreut. Vor zehn Jahren hatte diese Mission kaum 1/3 jener Zahl aufzuweisen.

Endlich arbeitet auf demselben Felde auch die Wesleyan Methodist Miss. Soc. u. z. zu Trichinopoly bereits seit 1818. Wenige Jahre später wurden Negapatam, Manargoody und Melnatam besetzt, während Trivaloor und Caroor jüngere Stationen sind. Democh sind an allen genannten Orten nur kleine, zum Theil nur ein paar Mitglieder zählende Gemeinden gesammelt. Der letzte Jahresbericht beschreibt sie als im Ganzen standhaft und aufrichtig, doch stets einsichtsvoller Aufsicht bedürftig. Ihre theologische (!) Kenntnis sei beschränkt, auch hätten sie viel zu kämpfen mit den Einflüssen des sie umgebenden Heidenthums. Heiden und Muhammedaner hören übrigens die unausgesetzt betriebene Predigt im Freien meistens mit Aufmerksamkeit an, ohne daß sichtbare Wirkungen zu Tage träten. Die mit den Stationen verbundenen Schulen dagegen erfreuen sich einer wachsenden Schülerzahl.

---

[1]) Dasselbe bildet in 3 Klassen: Theologen, Katecheten und Schullehrer und zählt gegen 50 Zöglinge.

[2]) Trichinopoly, Erungalore, Taujore, Canendagoody, Aneycadoo, Amiappen Vediarpuram, Combaconum, Nangoor Trankebar, Negapatam und Cudalore.

Weiter finden wir noch einige Stationen der London Miss. Soc. in den Gebirgen (Ostghats), welche das weite Flachland der sogen. Koromandel Küste im Westen begrenzen. Ein paar Leipziger Außenstationen in dieser Gegend mit nur unbedeutenden Gemeinden sind bereits erwähnt, wie zu Salem (Sêlam). Dort hat jene Gesellschaft eine alte Arbeitsstätte, die in neuerer Zeit fruchtbar zu werden beginnt. Die Zahl der zugehörigen Außenstationen ist in wenigen Jahren von 8 auf 135 gestiegen. Dagegen machte die jüngere Station Tripatoor fast keine Fortschritte und zum Theil Rückschritte. Leider sucht man in den Blättern der Gesellschaft umsonst nach einer eingehenden Darlegung der dortigen Verhältnisse.

Eine auch schon alte Station derselben besteht zu Coimbatore, wo, wie oben bemerkt, später auch die Leipziger sich niedergelassen haben. Aber während die letzteren obwohl bei mancherlei Schwächen und Schäden der Gemeinde fortwährend numerischen Zuwachs berichten, haben die Londoner nach dem letzten Jahresberichte ein Sinken ihrer Mitgliederzahl zu melden. Zu diesem Arbeitskreise gehört übrigens auch Pollachy mit mehreren Außenstationen.

Schließlich erwähnen wir hier sogleich noch das schon innerhalb des kanaresischen Sprachgebiets belegene Bangalore als Londoner Station seit 1820. Die dortige Gemeinde ist im letzten Jahrzehnt bedeutend gewachsen. Auch dort ist vor Kurzem eine Leipziger Station gegründet, da nach jener großen Stadt eine Anzahl ihrer Gemeindeglieder von andern Stationen übergesiedelt sind.

	Kommunik.	Get. resp. Anh.	Schüler
Society for the Propagation of the Gopsel . . .	2518	6240	2718
Church Miss. Soc.	508	1227	1766
Free Church of Scotl.	110	227	2643
Established „ „	210	5000	598
London Miss. Soc.	599	1875	2336
Wesleyan Methodist M. S.	154	600[1])	2696
Reformed Church in America	668	3060[2])	600[2])
Evangel. luth. Mission zu Leipzig	4—5000[1])	9380	1954
Summa	9767	27,609	15,311

Im Jahre 1861 belief sich die Zahl der Kommunikanten auf 5424, die der Getauften resp. Anhänger überhaupt auf 13,908, und in den Schulen wurden 5732 Zöglinge unterrichtet.

Die katholische Mission dieses Gebietes steht größtentheils unter den apostolischen Vikaren von Pondichery, Madras und Coimbatore. Der erstere leitet über dreißig Hauptstationen, von denen Viele mit denen der evangelischen Mission zusammentreffen. 115314 Katholiken gehören zu denselben. Madras hat 13 Stationen unter denen wir noch Arcot, Cuddapah und Kurnool mit zahlreichen Außenstationen hervorheben. Die Zahl der Katholiken beträgt 42,000. Coimbatur hat dagegen nur 17,600 in Verbindung mit 12 Hauptstationen. In diesen Zahlen sind jedoch einige Gemeinden mit inbegriffen, die unter beson-

[1]) Nach muthmaßlicher Schätzung.
[2]) Zahl für 1869.

derer Jurisdiktion des portugiesischen Erzbischofs von Goa stehen, und nach Beendigung des Schismas durch das Breve ad reparanda damna von 1861, in ihrer besonderen Stellung anerkannt sind.

Die Missionsarbeit der Brüdergemeine im West-Himalaya.

Von Th. Rechler in Herrnhut, Missionar a. D.

(Schluß.)

Die Leichen werden verbrannt, vorher aber von den Lamas gewisse Stücke laut gelesen. Es sind dies Vorschriften die der Seele ertheilt werden, wie sie es anzustellen habe, sobald als möglich direkt zu Buddha zu gelangen. Bis 40 Tage lang irrt sie in dem körperlosen Zwischenzustand umher. Da es den Lamas darum zu thun ist, sobald als möglich mit dem Lesen fertig zu werden, — denn nachher gibt es Bier — werden häufig die einzelnen Blätter des Buches unter einander vertheilt, und jeder (alle zu gleicher Zeit) liest die seinigen laut ab. Von der Asche werden mitunter, verbunden mit Erde, kleine Buddhabilder geformt, gebrannt und aufbewahrt. Wenn ein Lama verbrannt wird, so wird dann zu seinem Gedächtniß ein Monument von Steinen erbaut; diese Monumente haben alle eine Form; auf einem 4eckigen Unterbau erhebt sich eine zugespitzte Säule.

Wenn ein Lama tschenpo (ein großer Lama, Bischof, Erzbischof) aus Zanskar, Ladak oder dem chinesischen Tibet kommt, was dann und wann geschieht, so ist dies ein großes Ereigniß. Er besucht nicht nur die Klöster, sondern läßt seinen segnenden Einfluß auch den Dörfern zukommen. Ein solcher ist ohne alle Frage heilig, und sich oder die Felder von ihm segnen lassen, ist von großer Bedeutung. Natürlich thut er eine solche Reise nicht umsonst. Der letzte, dessen Besuch ich dort erlebte, erhielt nicht blos an baarem Geld viele 100 Rupien, sondern außerdem noch Reis, Butter, Weizen, Gerste, Schafe und Ziegen in großer Anzahl. Alles dies mitzunehmen war aber beschwerlich, und so versteigerte er vor seinem Abgang diese Dinge, und die welche es gegeben hatten, kauften es sehr gern wieder zurück zu hohen Preisen. —

Das Neujahr ist ein großes Fest. Erst werden in der Nacht alle bösen Dämonen durch Schießen und Trommeln bei Fackelschein auf dem Feld davongejagt, nachdem dies geschehen, muß einen Tag lang jedes Geräusch vermieden werden, selbst der Rauch, damit die Vertriebenen nicht wieder angelockt werden. Das ganze Dorf scheint ausgestorben zu sein, denn Niemand spricht ein lautes Wort, oder verläßt ohne Noth das Haus. Ist dies vorüber so wird das neue Jahr gefeiert durch in Oel gesottene Kuchen und Bier.

Die Klöster befinden sich hoch oben an den Bergen, der Weg zu ihnen ist meist steil und beschwerlich. Einige sind ziemlich groß. Die Zellen der Lamas sind klein. Im Hauptgebäude sind das Bibliothekzimmer, in welchem die Bücher aufgespeichert liegen, die einzelnen Bände sehr oft in seidene Tücher geschlagen. Die Sammlung der heiligen Schriften umfaßt 100, eine zweite weniger angesehene, theils Commentare zu der ersteren, theils andere wissenschaftliche Schriften enthaltend, sogar über 200 Bände. Jeder Band besteht aus losen Blättern,

wohl 2′ lang und 1/2′ breit, und liegen dieselben zwischen 2 Brettern. Außer Büchern gibt es da noch Fahnen, Masken die zu Maskeraden und Umzügen gebraucht werden, ferner Trommeln, Posaunen, Becken, große und kleine Glocken (Klingeln), große Bischofsmützen, Stäbe mit einem Dreizack oben 2c. In diesen Räumen ist die Reinlichkeit sehr sparsam. Ferner ist hier der Saal, in dem Buddha und seine Jünger, einige mitunter in Lebensgröße, aus Holz oder Lehm geformt, auch viel kleine aus Metall gemacht. Die Malerei ist oft nicht übel, die Farben halten sich frisch. Auch die Wände sind bedeckt mit Malereien, Scenen aus ihrer Mythologie vorstellend. Außer den vielen hölzernen Gebetsmühlen in den Kreuzgängen des Klosters fehlt es auch in diesem Raum nie an einem ungeheuer großen Gebetscylinder, 7—8′ hoch und 4—5′ im Durchmesser. Vor den Statuen sind auf niederen Bänken eine Masse Oellampen befindlich (messingne, auch silberne Schaalen), die bei gewissen Gelegenheiten brennen. Eine Lampe brennt immer. Auf einer andern Erhöhung werden die Opfergaben niedergelegt, seidene Tücher, Blumen, Getreideähren 2c., in ein großes Gefäß wird die Butter gethan. Auch die Götzen sind mit Stoffen vielfach behangen, manche sogar ganz eingehüllt. Auch noch andere Räume gibt es; z. B. ein Zimmer, in dem die Lamas gemeinschaftlich lesen, oder Vorlesungen hören, oder Thee trinken. Sie sitzen in Reihen auf Polstern das Buch auf den untergeschlagenen Beinen vor sich. Beim Lesen wird der Oberkörper beständig auf- und abwärts geneigt.

Das „Wallfahrten“ ist dem Buddhisten eine hochwichtige religiöse Handlung. 3 Tagemärsche von Kyelang unterhalb der Vereinigung des Tschandra und Bhaga, dicht am Ufer des Tschenab in der Nähe der Wohnungen von Brahminen und Lamas steht ein nach dem Muster der indischen Pagoden gebauter Tempel. Dies ist **der** Wallfahrtsort, zu dem Hindus und Buddhisten gemeinsam pilgern; jene bis aus der Gegend von Benares her, diese bis von Lhassa und auch weiter nordöstl. her. Im Tempel sieht man durch eine Spalte in einem völlig finstern Raum, das aus weißem Stein bestehende Bild des „Herrn der drei Welten“, bei den Hindus Trilokuath (Sanskrit Awalokiteswara) von den Buddhisten jigten sum gonpo oder phagpa der Edelste Heilige genannt. Die dienstthuenden Priester sind Lamas, **nicht** Brahminen. Dorthin nun zu pilgern ist von unermeßlichem Werth, und deshalb mit Ausnahme der Wintermonate der Ort wohl nie ohne Pilgrimme. Gar manche reisen dorthin, weil sie wirklich **den Druck** fühlen, den das Unvermögen die Tugendvorschriften zu erfüllen, auf ihr Inneres ausübt, andere gehen hin um Genesung von Krankheit, Abwendung von Unglück zu erflehen, Weiber wohl auch um Kindersegen zu erlangen. Niemand kommt mit leeren Händen, was für die dort wohnenden Priester natürlich von großem Vortheil ist. Ganz besonders ist die Reise dorthin Segenversprechend, wenn nicht der gewöhnliche Weg, sondern der sehr beschwerliche über **den** Kyelang gegenüberliegenden Berg eingeschlagen wird.

4. Die Missionsarbeit unserer Kirche in Tibet.

a) Entstehung der Mission.

Als im Jahr 1853 die 2 ersten Brüder von Deutschland abreisten, hatten sie den Auftrag über Ostindien durch West-Tibet nach der Mongolei zu gehen um dort als Boten des Evangeliums thätig zu sein. Zu dem Zweck hatten sie ein Jahr lang sich mit dem Studium der westmongolischen Sprache beschäftigt,

wozu in unsrer Brüdergemeine Königsfeld im Großherzogthum Baden, damals Gelegenheit war. Dort lebte nämlich noch Missionar Zwick, der einige 30 Jahre vorher unter den Kalmücken in den Steppen der Wolga thätig gewesen war, und späterhin ein Wörterbuch und eine Grammatik der westmongolischen Sprache geschrieben hatte.

Nach Beendigung der Sprachstudien hatten die Brüder auch noch einen kurzen medizinischen Cursus in der Charité zu Berlin durchgemacht. Jener Weg durch Ostindien war auf Rath des Missionars Prochnow von der engl. Kirche, gewählt worden, nachdem der Weg in die Mongolei durch Rußland und die Steppen der Kirkisen unausführbar sich erwiesen hatte, indem die russische Regierung die dazu nöthigen Pässe zu geben nicht willig war. Die Brüder fanden bei Dr. Prochnow eine liebe, freundliche Aufnahme, brachten dort in Kotgurh ein Jahr damit zu sich mit der hindostanischen Sprache bekannt zu machen, ja fanden auch durch Dr. Prochnows freundlichen Beistand einen Lama bei dem sie einen Anfang des Tibetischen machen konnten, denn eine Bekanntschaft mit dieser Sprache war höchst wünschenswerth für die voraussichtlich längere Reise durch Tibet. Im Frühjahr 1855 traten sie nun die Weiterreise an, dankbar für die erfahrene Theilnahme und Hülfeleistung der indischen Behörden. Sie erreichten durch Lahul und Ladak die Grenze des chinesischen Tibets, wurden aber von den chinesischen Behörden überall zurückgewiesen, und durch Verweigerung von Holz, Wasser Lebensmitteln und Lastträgern zum Rückzug genöthigt. Sie trennten sich nun, und versuchten einzeln den Eintritt, aber beide erfolglos, und sahen sich genöthigt nach Kotgurh zurückzureisen.

Sie erhielten nun die Anweisung, der Grenze so dicht als möglich sich niederzulassen, und unter der tibetischen Bevölkerung zu arbeiten, die ja ebenfalls mongolischer Raçe und Buddhisten seien, bis der HErr die Thür aufthun und ein weiteres Vorgehen zeigen würde.

Sie fanden die Provinz Lahul dazu am geeignetsten. Besser noch würde Ladak gewesen sein, aber dazu verweigerte der Maharajah von Caschmir, Gulab Sing die Erlaubniß. Er gab als Grund an, es würde für Europäer daselbst zu kalt sein; in Wirklichkeit ist es aber Prinzip der Caschmir-Regierung, keine Europäer ansässig im Reiche zu dulden, und es dürfen bis heut Europäer nur während der Sommermonate vorübergehend sich in ihrem Gebiet aufhalten. Diese Erlaubniß, während des Sommers in Ladak reisen zu dürfen, wurde also auch unsern Brüdern ertheilt. Es sei gleich hier weiter erwähnt, daß einige Jahre später Br. Heyde nochmals, von Kyelang aus nach Caschmir reiste, um bei dem jetzigen Maharajah, Rum Beer Sing die Erlaubniß zur Ansiedelung in Ladak zu erlangen. Er wurde zur Audienz zugelassen, abermals abschlägig beschieden, und diesmal als Grund angeführt, der Maharajah könne aus Pietät gegen seinen Vater nicht etwas erlauben, was sein Vater nicht gestattet hätte.

Es wurde nun ein Stück Land gekauft bei dem Dorf Kyelang 10,000' hoch, und der Bau eines Hauses begonnen. Mittlerweile 1857 war ein dritter Missionar berufen worden, Jäschke, bis dahin Mitdirektor unseres Pädagogiums in Nisky, um hauptsächlich nach Erlernung der tibetischen Sprache die Uebersetzung der h. Schrift anzufangen. Zu dem Zweck die Sprache zu lernen verbrachte er den Sommer 1857 in einem Dorf bei Leh, der Hauptstadt Ladaks, in dem Haus eines tibetischen Bauers. Die Rebellion in Indien war unterdessen ausgebrochen, und die Frage lag nahe, ob man unter solchen Umständen nicht besser thäte, den Bau des

Hauses zu sistiren, aber die Brüder beschlossen, mit Gottes Hilfe weiter zu bauen, und freuten sich dankbar, als der Fall Delhis ihnen bekannt wurde. 1859 wurde eine lithographische Presse aufgestellt, und die biblischen Geschichten von Dr. Barth in Calw in tibetischer Sprache als erstes Buch gedruckt.

1864 übernahm, dem erhaltenen Ruf zufolge, Schreiber dieses die Leitung der Mission, Jäschke widmete sich nun ganz der Bibelübersetzung, nachdem er noch einige Monate im östl. Himalaya unweit Darjeeling bei einem dortigen Lama den osttibetischen Dialekt studirt hatte. Pagell errichtete 12 Tagemärsche südöstl. von Kyelang in dem tibetischen Dorf Poo unweit des Sutlej eine zweite Station. Poo liegt dicht an der Grenze der chinesisch-tibetischen Provinz Totso im oberen Theil der Provinz Kunauwr deren Bewohner ebenfalls Buddhisten sind, während die untere Provinz von Hindus bewohnt wird. Der Rajah ist ein der indischen Regierung Tribut pflichtiger Hindu.

5. Art und Weise der Thätigkeit und Erfolg derselben.

Die Verkündigung des Evangel. wurde vom Volk, nachdem die erste Neugier befriedigt war, sehr gleichgültig aufgenommen, und höchstens die Behauptung „das ist alles auch in unsern Büchern zu finden“ oder, „es gibt verschiedene Wege, das Ziel ist dasselbe“ aufgestellt.

Die Lamas, die im Anfang sehr bereitwillig waren beim Studium der tibetischen Sprache zu dienen, weil sie sich geschmeichelt fühlten, daß Lamas aus dem ferneren Westen Interesse an ihren Schriften zeigten, wurden in diesem Eifer kalt und zogen sich zurück, als ihnen der Zweck der Brüder mehr und mehr klar wurde. Sie sind so völlig überzeugt von der Vortrefflichkeit ihrer Religion, und der tiefen Weisheit ihrer Bücher — und das je mehr, je weniger sie davon verstehen — daß nur wenige auf tiefere Gespräche eingingen. Während des Sommers werden jährlich Missionsreisen unternommen in die nördlich und nordwestlich gelegenen Provinzen, und überall in den Dörfern und Klöstern das Evangel. verkündigt, theils im Gespräch mit Einzelnen, theils den zusammengerufenen Bewohnern eines Dorfes und die während der Wintermonate gedruckten Schriften an solche vertheilt die des Lesens kundig sind. (In Ladak ꝛc. ist das Lesen und Schreiben unter den Laien gewöhnlicher als in Lahul). Diese Thätigkeit ist im Lauf der Jahre nicht ohne Segen geblieben. Wenn auch die Bücher von Manchen wohl nur hingelegt werden, so gibt es doch auch Viele, die dieselben nicht blos annehmen und mechanisch lesen, sondern bei späterem Besuch um Erläuterung des nicht Verstandenen bitten. Wir wissen, daß unsre Bücher durch Vertheilung an Pilgrime und Handelsleute bis Lhassa und wohl weiter gedrungen sind, und die Botschaft „Es ist in keinem Andern Heil ꝛc.“ ist im Lauf der Jahre eine wenigstens in dem außerchinesischen Tibet ganz bekannte. Es sind von den einzelnen Theilen des Neuen Test., welches jetzt bis auf den Hebräerbrief und die Offenbarung St. Joh. fertig übersetzt ist, viele Tausende von Exemplaren gedruckt und vertheilt worden. Außer diesen einzelnen Büchern des N. Test. sind bis jetzt ferner durch Druck vervielfältigt worden, Dr. Barths Geschichten des A. und N. Test. Harmonie der 4 Evangelisten, eine christliche Kirchengeschichte bis 1648, verschiedene Tractate, z. B. eine Predigt Luthers über die Wohlthat des Leidens Christi; Kernsprüche der h. Schrift mit erläuternden Liederversen, die 10 Gebote, die 3 Artikel des christlichen Glaubens mit Luthers Erklärung u. a. m.

Nach mehrjähriger Thätigkeit hatten wir die Freude zu sehen, daß unter den Leuten, die mit uns in näherer Berührung standen durch Arbeit in der Druckerei, dem Garten 2c. mehr Suchen und Fragen nach Wahrheit, und Zweifel an ihrer Religion sich zeigten. 1865 konnten die beiden Erstlinge, Vater und Sohn, getauft werden. Am Schluß von 1873 war die Zahl der Getauften mit Einschluß der getauften Kinder auf beiden Stationen 23 Personen (in K. 14, in P. 9) und 3 Taufcandidaten.

Es muß bemerkt werden, daß unsre Christen in Kyelang alle aus Ladak sind, von welcher Provinz oft Leute in Lahul sich aufhalten, da die despotische Regierung von Caschmir manche veranlaßt, anderswo sich etwas zu verdienen wo ihnen das Verdiente eher bleibt. Seit den letzten Jahren kann man aber auch bei den Lahulern spüren, daß sie Vertrauen zu uns haben, die Nichtigkeit ihrer Religion fühlen und nach etwas Besserem sich sehnen, und gern offen hervortreten würden, wenn nicht die Furcht vor den Lamas sie noch zurückhielte, und nicht weniger die Furcht vor den Dschos, und die schwierigen häuslichen Verhältnisse. Den Lamas konnte es natürlich nicht entgehen, daß das Vertrauen zu ihnen mehr und mehr schwand, und sie entwickeln seitdem eine Rührigkeit die nichts anders zum Zweck hat, als uns als Irrlehrer und Ketzer zu verdächtigen, und mit Hilfe der Dschos das Volk einzuschüchtern. Diejenigen welche unsern sonntäglichen Gottesdienst besuchen, sind beim Dscho schlecht angeschrieben und bleiben dann oft lange wieder aus. — Unsre Christen bleiben auch nicht unbeobachtet. Ein besuchender Ladaker aß einst mit einem der Christen, — und sofort ertheilte der Dscho, der es durch seine Aufpasser erfahren hatte, den Befehl, diesem Mann in Lahul weder Logis noch Lebensmittel zu geben, so daß sich derselbe gezwungen sah, zu gehen. Das Volk hat schon mehremal an seine Lamas die Aufforderung gerichtet, wenn der Buddhismus wahr und die Religion der Padri Sahibs unwahr sei, sollten sie doch die Sahibs überführen, und jene haben schon lange eine Disputation angesagt, sind aber noch nie erschienen. Eine solche würde ja ohnedies nichts fruchten, aber ohne persönlich zu werden zu disputiren ist ihnen nicht möglich.

Ein Lama im Nachbardorf, ein armer Mann, hatte schon seit längerer Zeit dadurch Verkehr mit uns, daß er von uns öfters benützt worden war Einkäufe und Aufträge in Simla[1]) zu besorgen. Er fand Interesse am Wort Gottes, las viel in demselben und dachte darüber nach. Die Folge war, daß er von seinen Collegen übel angesehen wurde, und als er einst im Febr. 1869 bei einer ihrer Zusammenkünfte es wagte, etwas *für* die Padri Sahibs zu sagen, drohte man ihm mit Rache, und einige Tage später wurde er bei einem veranstalteten Trinkgelage von dem flachen Dach eines Hauses gestoßen, unten vollends getödtet, und schleunigst die Leiche verbrannt. Wir konnten nicht nur deutlich die Blutspuren sehen, sondern hörten auch nach und nach das Nähere, auch die Aeußerungen und das Benehmen der Leute bestätigten unsern Verdacht. Während des Winters, wo alle Pässe gesperrt und wir von der übrigen Welt abgeschnitten sind, war auch — abgesehen davon daß wir nichts *beweisen* konnten — eine gerichtliche Anzeige unthunlich.

1865 hatten wir Gelegenheit einen Lama aus Traschilunpo bei Lhassa, der

[1]) Simla 18 Tagemärsche südlich von uns. Der Sitz der indisch-engl. Regierung während der Sommermonate und der nächste Ort wo man europäische Bedürfnisse herbeziehen kann.

auf einer Pilgerreise durchkam, und ein gelehrter und belesener Mann war zum Dableiben zu vermögen, und derselbe war namentlich in sprachlicher Beziehung dem Br. Jäschke bei dessen Arbeit von wesentlichem Nutzen. Er zeichnete sich — wie überhaupt die Lamas von Lhassa — vor den Lahuler Lamas sehr aus durch ein höfliches, gewandtes und freundliches Benehmen. Die Lahuler Lamas mieden ihn anfangs, da er mit uns verkehrte, und da dies den Mann wenig berührte, fingen sie an ihn durch Schmeicheleien zu gewinnen, benutzten seine schwache Seite — die Trunksucht — und brachten es dahin, daß er sich mehr und mehr der Wahrheit verschloß, und 1869 uns wieder verließ.

In Poo erschien 1871 ebenfalls ein Lama aus Lhassa. Er hatte, auf einer Wallfahrt begriffen, irgendwo in der Nähe Poo's ein Ev. Matthäi in die Hände bekommen, las darin, und kam nach Poo, um weiter nach der Wahrheit zu forschen. Im Herbst desselben Jahres konnte sein Wunsch getauft zu werden, erfüllt werden, und dieser Mann ist nun in Kyelang wo er durch seine sprachlichen Kenntnisse von großem Nutzen ist.[1]) Er scheint es wirklich treu und aufrichtig zu meinen, und hat einen 1873 durchreisenden Collegen aus chinesisch Tibet vermocht, auch dazubleiben um Christ zu werden. So ist nun durch Gottes Segen auch unter den Lamas ein Anfang gewonnen, der wenn diese ersten sich bewähren, zu großen Hoffnungen sich berechtigt. Da diese Leute als Fremde nicht unter dem Dscho stehen, so sind sie auch verhältnißmäßig sicher. Daß all unsre Christen als Phipa (Draußenstehende, Ketzer) angesehen werden, und keine soziale Gemeinschaft mit ihnen gepflogen wird ist selbstverständlich.

Durch Vermittlung der Regierung ist uns vor mehreren Jahren ein großer Theil unbebauten Bergabhanges zugemessen worden; die Brüder haben nun im verflossenen Jahr durch Anlegung einer Wasserleitung aus dem Gletscher her (14,000' hoch liegend) oberhalb des Dorfes in der Höhe von ohngefähr 11,000' ein Land gewonnen, was urbar gemacht werden kann und soll, und nicht blos Arbeit für die Christen geliefert hat, sondern auch möglicherweise dahin führen kann, daß noch mehrere Unterhalt finden können.[2]) Vielleicht daß dann auch mit der Zeit Lahuler es möglich finden, offen hervorzutreten, da dann wenn sie auch Haus und Hof und Familie verlassen müssen, sie eine Möglichkeit sehen, weiter zu existiren. Die Regierung hat sehr freundlich und bereitwillig eine Geldunterstützung zu obiger Arbeit gereicht.

Zu Ende des Jahres 1868 sah sich Br. Jäschke genöthigt, wegen geschwächter Gesundheit nach Deutschland zurückzukehren. Es ist ihm aber Gott Lob, möglich geworden, seine Uebersetzungsarbeiten hier wieder aufzunehmen, und ist er gegenwärtig mit der Anfertigung eines umfangreichen tibetisch-deutschen Wörterbuchs beschäftigt, welches, so Gott will, im Lauf des nächsten Jahres beendet sein kann. Seine ausgezeichnete und gründliche Kenntniß der tibetischen Sprache ist auch von der indobrittischen Regierung und den wissenschaftlichen Gesellschaften in Indien und England vielfach anerkannt worden. Schon 1866 zeigte die Regierung reges Interesse an einer kurz gefaßten englisch geschriebenen tibetischen Grammatik und dazu gehörigen kl. Wörterbuch, in welchem das tibetische mit lateinischen Lettern geschrieben ist.

---

[1]) Sein Vater ist Schatzmeister des Dalai Lama in Lhassa.

[2]) Nach den neusten Nachrichten wird schon dies Jahr ein großer Theil dieses Landes besät werden, da die Wasserleitung voriges Jahr glücklich zu Stande gekommen war.

Beide Bücher hatten wir auf unserer Presse in Kyelang lithographirt, und wurden die Bücher zum Besten unserer Mission verkauft. Die Regierung selbst nahm einige 100 Exemplare. Auch an dem jetzt in Arbeit begriffenen Werk des großen Wörterbuchs nimmt die indische Regierung großes Interesse, und hat zu einer Uebersetzung desselben in die engl. Sprache schon die vorläufigen Schritte gethan. —

Der Schule, wurde sobald als möglich Aufmerksamkeit geschenkt. Die ersten Versuche waren sehr entmuthigend. Es wurden zunächst A. B. C. und erste Lesebücher gedruckt, und dann mit Mühe einige Knaben aus dem Dorf, während des Winters zusammengeholt. Etwas so unerhört Neues fand bei den Eltern großen Widerstand, und als sie merkten, daß Lamas und Dschos einer solchen Schule nichts weniger als hold waren, wurden die Knaben unter allen möglichen Vorwänden zurückgehalten. Im Sommer war es absolut unmöglich, die Schule fortzusetzen, denn kein Knabe erschien. Es wurde nun ein anderer Plan gefaßt. In den verschiedenen Dörfern der Umgegend wurden Lamas aufgefordert, in ihren resp. Dörfern den Knaben Schule zu halten. Sie sollten die Kinder lesen und schreiben lehren, und dafür monatlich bezahlt werden. Man wollte dadurch wenigstens so viel erreichen, daß das heranwachsende Geschlecht mehr des Lesens Kundige aufweisen könne, damit diese Wissenschaft nicht blos auf Lamas und höher Gestellte beschränkt bleibe, um das allgemeine Lesen des Wortes Gottes zu ermöglichen. Im Anfang schien dies zu gehen, denn die dabei zu erntenden Rupien lockten. Bald aber zeigte sich, daß die Lamas nicht mit Eifer die Sache betrieben, sie schoben alle Schuld auf die unwilligen Eltern und dasselbe Lied sangen die Dschos, und so schlug auch dieser Versuch fehl, und die Schule blieb für lange Zeit eine nichts versprechende Thätigkeit.

Als mit der Zeit die Regierung den Wunsch hatte, die Urdusprache möchte in Lahul und Spiti eine nicht ganz unbekannte Sprache bleiben,[1]) konnte neue Hoffnung für Schulthätigkeit gefaßt werden. Die Brr. erklärten sich willig die Leitung der Schule zu übernehmen, es wurde auf Kosten der Regierung ein Schulhaus gebaut, und den Dschos aufgegeben, von Lahul und Spiti 20 Knaben nach Kyelang zu senden, die resp. Dörfer mußten für Kost sorgen. Die betreffenden Häuser aus denen Knaben geschickt wurden — es war in den Dörfern geloost worden — erhielten Befreiung von verschiedenen Arbeiten, z. B. Straßenbau und dergl. Es hielt schwer die Eltern dazu zu bewegen, da aber die Dschos genöthigt waren, dabei auf Wunsch der Regierung ihren Einfluß geltend zu machen, so fanden sie sich darein. — Ein Munschi aus der Ebene wurde als Urdulehrer angestellt, und einer unsrer Christen, ein braver intelligenter junger Mann, wurde tibetischer Lehrer, denn um die fremde Sprache mit Erfolg lernen zu können, sollten sie auch in der eigenen Sprache gründlich unterrichtet werden.[2])

Diese Schule nun ist zu unserer Freude trotz vieler Mühe und Hindernisse mehr und mehr erweitert, und nicht nur schon mancher Schüler entlassen worden, der durch den Unterricht des Regierungsmunschi Urdu lesen und schreiben, sondern auch die eigene Sprache fließend lesen und schreiben kann und in Geographie, Geschichte und Rechnen erfreuliche Kenntnisse hat. In der Klasse der Urduschüler

[1]) Urdu ist die offizielle Sprache der engl. Regierung in Indien.

[2]) Der jetzige Munschi, ein Muselmann, der sein Lehramt sehr treu verwaltet, liest jetzt sehr fleißig für sich das N. Testament und ist Hoffnung vorhanden, daß er zur Taufe sich melden wird.

wird aus den Büchern der Regierungsschulen gelehrt, und in der tibetischen Classe die von uns verfaßten benützt, z. B. ein Geographiebuch mit verschiedenen Karten, eine populäre Darstellung des Planetensystems, die nöthigen Rechen- und verschiedene Lesebücher, vor allem dient als solches täglich die Evangelien und Apostelgeschichte, desgl. die schon erwähnte Kirchengeschichte. Die Brr. betheiligen sich täglich am Unterricht. Es freute uns zu sehen, daß manche der Knaben nicht nur Fähigkeit, sondern allmälig auch Interesse am Lernen zeigten. Von Seiten der Eltern und Dschos wurden freilich unaufhörlich Schwierigkeiten hervorgesucht, und alles Mögliche ausgesonnen die ganze Sache zu nichte zu machen, glücklicherweise aber ohne Erfolg.

Nachdem nun diese Schule mehrere Jahre bestanden hatte, und die ersten Schüler entlassen werden konnten, dachten wir darauf die Schulthätigkeit zu erweitern. Wir wollten zu dem Ende in verschiedenen Dörfern der Umgegend Schulen errichten und an ihnen solche in Kyelang geschulten Jünglinge als Lehrer anstellen. Ohne Hilfe der Dschos hätten wir freilich die Dorfbewohner nicht bewegen können, die Knaben zur Schule zu senden, aber diese Hilfe wurde uns merkwürdiger Weise zu Theil. Seit Jahr und Tag hatten sich die Lamas und Dschos es wohl nicht verhehlen können, daß ihre Religion anfing, festen Grund zu verlieren, und kamen nun selbst auf die Idee, es sei gut, wenn die Jugend lesen lerne, damit sie dann selbst durch Studium der eigenen Religion den Padri Sahibs und ihrer Ketzerei entgegen treten könne; und dann merkten die Dschos, daß von der Regierung solche Sachen wie Schulen gern gesehen würden, sie wollten da der Regierung sich als loyale Unterthanen zeigen; kurz wir fanden bei ihnen große Willigkeit uns zu unterstützen. Es wurde in den betreffenden Dörfern den Eltern der Befehl gegeben ihre Knaben ohne weiteres zur Schule zu senden, und zwar Sommer und Winter, 3 Jahre lang. Wir stellten den Eltern den Nutzen einer Schule liebreich vor, und so konnten wir denn in 5 Dörfern, — jetzt schon an einigen mehr — Schulen einrichten, und durch in Kyelang geschulte Jünglinge mit Lehrern besetzen. Lokale zu finden, war zum Theil sehr schwierig, in einigen Dörfern wurde das Vorhaus des Götzentempels dazu benutzt. Jeder Lehrer erhielt monatlich seinen bestimmten Gehalt, er mußte außer Sonntag, tägl. Schule halten, und in sein Journal die an- und abwesenden Schüler verzeichnen, auch monatl. einen Bericht an uns senden. So oft als möglich besuchten wir die Schulen. Nach Jahresfrist hatten dieselben schon Schüler aufzuweisen, die lesen und ziemlich gut schreiben konnten und die 4 Species sammt dem großen Einmaleins wußten. Große Wandkarten von Lahul, Panjab und den Welttheilen waren von uns angefertigt worden, und wurden benutzt. 2mal des Jahres sind Ferien, in denselben kommen die Lehrer auf je 14 Tage nach Kyelang, und erhalten von uns Unterricht, auch überzeugen wir uns ob sie privatim weiter gelernt haben.

An Schattenseiten und Entmuthigungen fehlt es freilich nicht. Die Eltern sind saumselig im Schicken der Kinder, und es muß fort und fort ihnen wieder zugeredet werden. Es kam in einem Dorf auch vor, daß die Eltern blos aus dem Grund die Knaben zurückhielten, weil sie dem Lehrer sein Gehalt nicht gönnten, und wollten, er solle davon an das Dorf abgeben. Andere verlangten alles Ernstes, daß die Bauern die kinderlos seien, den mit Knaben gesegneten Häusern Entschädigung geben sollten für den Vorzug den sie genößen, keine Knaben zur Schule schicken zu müssen. Trotz alle dem fehlt es aber auch nicht

an Ermuthigung. Mancher dieser heidnischen Lehrer liest fleißig in seinem N. Test., und lehrt die Kinder Sprüche auswendig oder Lieder. Einer schrieb mit großen Buchstaben über sein Schulzimmer: „Die Furcht des HErrn ist der Weisheit Anfang.“ Ein anderer erklärte einem Lama ohne Scheu: „Die Religion der Sahibs gefällt mir.“ Die Zahl der Schüler, welche fließend lesen können nimmt zu. Manche erzählen auch zu Hause was sie in der Schule von Maschika (Christo) gelesen haben. Verschiedene abergläubische Dinge lassen Lehrer und Schüler von selbst. Ein anderes erfreuliches Zeichen ist, daß die Lamas anfangen, die Schulen bedenklich zu finden Wir wollen alles dies nicht überschätzen, aber haben doch wohl ein Recht uns der Hoffnung hinzugeben, daß so Gott will, die heranwachsende Generation, die mit dem N. Test. und andern christlichen Büchern bekannt geworden ist, empfänglicher sein wird für das Evang. als die jetzige. Je länger die Schulen bestehen, desto mehr gewöhnen sich auch die Eltern an diese trim soma (neue Sitte) und der Widerwille schwindet. Voriges Jahr hat ein in Kyelang die Schule besucht habender Jüngling aus Spiti das ernste Verlangen ausgesprochen, getauft zu werden, und will in seinem Geburtsland als Lehrer thätig sein.[1])

Was die Mädchen betrifft, so sind die Schwierigkeiten noch größer. In den ersten Jahren schon machten die Frauen der Missionare den Versuch im Winter eine Strickschule zu halten. Diese Kunst zu lernen war den Mädchen erwünscht, und sie machten da bald große Fortschritte. Wir lieferten die Wolle, die Mädchen strickten und wurden dafür bezahlt, und wir verkauften die fertigen Strümpfe an durchreisende Europäer und deren Dienerschaft. Nach mehreren Jahren wurde die Schule dahin erweitert, daß die sie besuchenden Mädchen sich auch mußten Unterricht im Lesen gefallen lassen. Dies kam ihnen freilich als etwas sehr Ueberflüssiges vor; doch die Lust, durch Stricken etwas zu verdienen, war zu groß, und sie nahmen jenes Uebel mit in den Kauf. Da diese Schule nur während des Winters möglich ist, war es natürlich, daß das Gelernte während des Sommers zum größten Theil wieder vergessen wurde, doch ist dies auch besser geworden, und gibt diese Schule viel Gelegenheit, auf Herz und Gemüth der Mädchen einzuwirken.[2])

Beinahe 20 Jahre sind vergangen seit dem Anfang unsrer Missionsthätigkeit in Tibet, und die sichtbaren Erfolge nach so langer Zeit wohl nicht groß, gar oft ist der Muth schwach geworden, und es hieß wie einst bei unserm Brr. in Grönland: „Die Alten wie die jungen, sind hart wie Stein. Noch mehr Verhinderungen — sind vorgedrungen — ja wärn wir nicht gedungen — wir ließens sein.“ Als die Brr. 1858 das neugebaute Haus beziehen konnten hieß die Loosung der Brüdergemeine: „Gesegnet wirst du sein, wenn du eingehst, gesegnet wenn du ausgehst, 5 Mose 28 6. und „Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden, Röm. 5. 5.“ — Lob und Preis sei Ihm der dies Sein Wort wahrgemacht hat, und ferner wahr machen wird.

Die Welt mag immer lachen — bei diesen Sachen — und fragen was wir Schwachen — in Tibet thun? wir wollen unsre Sachen — nicht lassen ruhn, — und vor der List des Drachen — das Haus bewachen — und Heiden selig machen, — — — es wird einst auch dort weiter heißen — — sie wollen nun.

[1]) Am Pfingstfest vorigen Jahres wurde er getauft, wobei er den Namen dentong gawa „der sich der Wahrheit freut“ erhielt.

[2]) Voriges Jahr kamen auch einige Mädchen während des Sommers.

Das Missionswerk der Brüder-Kirche (1732—1873).

Von Bischof L. Th. Reichel in Berthelsdorf bei Herrnhut.

III. Missionsthätigkeit der Neuzeit 1832—1873.

I. Innere Umgestaltung der älteren Missionen.

§ 28. Das Jahr 1834 macht einen wesentlichen Abschnitt in der Missionsgeschichte. Wenn schon im Jubeljahr der Brüdermission der Gedanke betont ward, daß in 100 Jahren manche Verhältnisse sich bedeutend geändert, was auf die Betreibung des Werkes nicht ohne Einfluß bleiben konnte, so trat dieß 1834 noch deutlicher hervor, da am 1. Aug. die Emanzipation der Negersclaven in den Englischen Colonien zuvörderst in Westindien proclamirt ward. Erst am 1. August 1838 nach 4jähriger Lehrlingszeit sollte sie völlig in Kraft treten. Nur in Antigua, wo die Neger in christlicher Bildung hinreichend vorgeschritten erfunden wurden, ward diese Lehrlingszeit erlassen und trat sogleich völlige Freiheit ein. Auf der Cap-Colonie erfolgte die Sclaven-Emancipation 1838, 1. Dec.

Diese philanthropische Maasregel diente allenthalben zur Neubelebung des Missionswerkes überhaupt, brachte aber für alle Missionsgesellschaften neue Pflichten und vermehrte Anforderungen, wenn der nun immer klarer hervortretende Gedanke, diese einst heidnischen Länder zu christlichen umzugestalten, realisirt werden sollte.[1])

Dazu war vor allem eine christliche Schulbildung erforderlich, die unter den früheren Sclavenverhältnissen fast gar nicht statt finden konnte. Die sehr bedeutenden Geldmittel wurden theils durch die Regierung, (das englische Parlament votirte 20,000 L. zur Errichtung von Schulhäusern, von denen 1500 L. (10000 Thlr.) der Brüdermission zugetheilt wurden), theils durch Missionsfreunde dargeboten, durch deren außerordentliche Anstrengungen eine für Schulen und neue Stationen 1840 bis nahe an 50000 Thlr. gewachsene Schuld in wenig Jahren ganz getilgt ward.

Für das Lehrerbedürfniß und die Beaufsichtigung der von Farbigen gehaltenen Schulen mußten neue Kräfte herangezogen werden, was das Missionspersonal bedeutend vermehrte, bis die in Fairfield, Jamaica, 1842 und in Cedarhall, Antigua, eingerichteten Gehülfenschulen oder Zuziehungsanstalten die ersten farbigen Lehrer in den activen Dienst entlassen konnte. Allmählig konnten in Westindien die europäischen Lehrer ganz in den eigentlichen Missionsdienst treten und Eingeborne diesen Theil der Missionsarbeit unter Beaufsichtigung der Missionare ganz übernehmen.

In Jamaica ist dieses Schulsystem am umfangreichsten, indem außer 18 Stationsschulen noch 37 Landschulen von farbigen Lehrern und Lehrerinnen besorgt werden, in denen 4048 Kinder Unterricht erhalten. — In Süd-Afrika trat schon 1834 ein Farbiger, Ezechiel Pfeiffer, in Gnadenthal als Schullehrer

---

[1]) S. Ueberblick über das Missionswerk 1836—48; 1848—57; 1857—69 und Verlaß der General-Synode v. 1836; 1848; 1857 und 1869.

ein. 1838 ward dort eine Gehülfen-Schule für Zuziehung von Lehrern errichtet, und durch eine Stiftung des Fürsten Schönburg-Waldenburg so liberal dotirt, daß auch für andere Missionsgesellschaften in Süd-Afrika eine Anzahl von Freistellen vergeben werden kann. Indeß hat es hier länger gewährt bis das Schulwesen in einen erfreulichen und Erfolge versprechenden Gang kommen konnte.

§ 29. Auf den dänischwestindischen Inseln konnte die Sclaven-Emancipation erst 1848 proclamirt werden, doch ward seit 1839 darauf hingearbeitet durch Errichtung von Landesschulen, deren Bedienung die Regierung den Brüdern übertrug, und für welche sie die nöthigen Schulhäuser erbaute. 1841 waren 8 solche Schulhäuser in St. Croix vollendet, in welchen die Plantagenkinder unentgeltlichen Unterricht erhalten und zwar in englischer Sprache, da die früher gebrauchte Creolsprache allmählig ganz außer Gebrauch kam. In St. Thomas und St. Jan wurden später ebenfalls 8—10 solcher Schulhäuser errichtet für circa 400 sehr zerstreut wohnende Kinder.

§ 30. In den holländischen Colonien (resp. Suriname), wo die Emancipation erst 1873 völlig eintrat, haben die Sclavenverhältnisse lange an Errichtung von Schulen gehindert. Erst 1844 konnte in Rust en Werk an der Comewyne der erste Versuch zur Bildung junger Neger-Schullehrer gemacht werden, welcher 1851 durch die Errichtung der Centralschule in Beekhuizen, nahe bei der Stadt weitere Ausdehnung erhielt. Sowohl die Regierung als auch Missionsfreunde in Holland lassen es an reichlichen Geldunterstützungen nicht fehlen, da die Schule, wie in dänisch Westindien, Freischule sein soll.

Das englische System, nach welchen die Eltern ein mäßiges Schulgeld zahlen und die Regierung je nach den Leistungen der Lehrer und Schüler größere oder geringere Unterstützungen bewilligt, hat größere Erfolge geliefert, auch darin, daß dadurch der nun freien farbigen Bevölkerung ihrer Colonien die Nothwendigkeit und der Segen, Kirche und Schule allmählig selbst zu erhalten, früher zum Bewußtsein gekommen ist.

§ 31. Außer den farbigen Schullehrern, die auf allen diesen älteren Missionsgebieten (selbst in Grönland und Labrador,) allmählig als Gehülfen oder selbstständig in die Arbeit treten konnten, ist als zweiter wichtiger Zug der inneren Umgestaltung zu erwähnen die Anstellung Eingeborner als Missionsgehülfen, aus denen eine native ministry allmählig herangebildet werden soll, bis einmal durch Anstellung farbiger Missionare die europäischen Missionare mehr nnd mehr entbehrlich gemacht werden können. Dieses Ziel dürfte noch nicht sogleich erreicht werden, doch sind die ersten Schritte dazu bereits geschehen. 1854 ward dem farbigen Missionsgehülfen Alfred Lind in Jamaica die Weihe zu einem Diaconus der Brüderkirche ertheilt und eine Gemeine seiner Leitung anvertraut und 2 Jahre später ward in Antigua der farbige Br. Buckley durch seine Ordination selbstständiger Missionar der durch seinen Dienst schnell anwachsenden Gemeine in Greenlay. Außer diesen sind seit dem noch 6 farbige Brüder durch ihre Ordination in den vollen Missionsdienst eingetreten.

§ 32. Als dritter Zug der inneren Umgestaltung ist zu erwähnen die bereits 1863 auf einer Missionsconferenz in St. Thomas beantragte und durch die General-Synode von 1869 sanctionirte Einrichtung, nach welcher jede Missionsgemeine selbst aus ihren Mitgliedern eine Committee erwählt, mit dem

Auftrag selbstthätig Theil zu nehmen an der Leitung der inneren und äußeren Angelegenheiten der Gemeine. Dieß ist in den meisten der westindischen Missionen bereits geschehen und hat sich als zweckentsprechend bewährt.

Mit dem inneren Ausbau geht Hand in Hand die

II. äußere Erweiterung und Wachsthum.

§ 33. In 41 Jahren hat sich die Zahl der Stationen mehr als verdoppelt theils durch das Zunehmen auf älteren Missionsgebieten, theils durch 3 neue Missionsanfänge; sodaß ein stetiges Wachsthum unverkennbar ist.

Auf den nordischen Missionen hat sich zwar die Zahl der Pflegbefohlenen nicht vermehrt, da diese Völker an Zahl abnehmen; dennoch kamen in Grönland zu dem 4ten Platz Friedrichsthal (1824) in Folge von Br. Ernst Reichels Visitation (1859) noch 2 neue Zweigstationen Umanak im Norden (1861) und Igdlorpait im Süden 1864. In Folge der durch die Regierung gebotenen Zerstreuung der Grönländer ist deren Bedienung bedeutend erschwert.

In Labrador war 1830 Hebron im Norden in ganz baumloser Gegend angelegt. Nach Br. L. T. Reichels Visitation (1861) ward 1864 Zoar begonnen, wo erst 1873 das Kirchlein vollendet werden konnte, und 1871 Rama, nördlich von Hebron als Jubelstation angelegt.

§ 34. In St. Thomas ward 1843 in der Stadt eine selbstständige Missionsgemeine eingerichtet, da nach dem Eingehen vieler Plantagen viele Gemeinglieder dieser Insel sowie von St. Jan dahin gezogen waren.

In Jamaica, wo 1833 New-Bethlehem als 6. Station bezogen ward, blühte nach der Emancipation die Mission mächtig auf. Alle Kirchen auf den 6 Plätzen waren überfüllt. Neue Predigtplätze und feste Stationen mußten schnell nach einander eingerichtet werden, unter Jac. Zorns energischer Leitung, zuerst 1834 Beaufort, dann 1835 Bethany, 1838 New-Nazareth und New-Hope, (jetzt Salem genannt) 1839 Litiz, 1840 Bethabara, 1847 Springfield und 1866 als 14. Station Mizpa mit dem Filial Broadleaf, welches durch einen farbigen Missionsgehülfen bedient wird. Noch ist zu erwähnen die große Erweckung die im Septbr. 1860 beginnend, sich auf alle Gemeinen und einen großen Theil der Insel ausdehnte. Manche liebliche Segensfrüchte erfreuten die dort angestellten Diener des Herrn.

In Antigua ward 1838 Lebanon in der Mitte der Insel, 1840 Gracefield im Norden und 1859 Greenbay als 8. Station eingerichtet und außerdem ein durch einen Missionsgehülfen bedienter Predigtplatz in Five Islands. Da auch andere Missionsgesellschaften, namentlich die Weslyaner, ihre Seile weiter ausdehnten und an die nun freien Neger strengere Anforderungen gemacht werden konnten, hat sich die Seelenzahl der in der Pflege der Brüdermission stehenden, bedeutend vermindert, durch Gottes Gnade nicht zum Schaden des inneren Lebens.

In St. Kitts wurde 1845 Estridge als 4. Station angelegt. Die Brüder Cunow und Badham machten hier, wie auf den übrigen westindischen Inseln, 1863 eine gesegnete Visitation.

In Barbados fingen die Pflanzer an einzusehen, daß die Verbreitung des Evangeliums auch ihr Vortheil sei und unterstützten nun die Mission. 1826 ward Mount Tabor als 2. Station bezogen, 1836 in der Stadt Bridgetown

eine Gemeine eingerichtet und 1841 Cliftonhill als 4. Station angelegt, die nun ganz von einen Farbigen bedient wird.

In Tobago ward 1842 Moriah als 2. Station angelegt und die Predigtthätigkeit in verschiedenen Schulhäusern mit Hülfe der Eingeborenen bedeutend erweitert.

§ 35. In englisch Guiana war 1835 der Versuch zu einer Mission unter den Negern in Demerara gemacht worden, der aber nach mehreren Unterbrechungen 1840 wieder ganz aufgehoben ward. Ebenso mußte eine in Ost-Florida 1847 begonnene Mission für dortige Negersclaven, die segensreiche Erfolge versprach, doch nach 7 Jahren um der in den Sclavenverhältnissen liegenden Schwierigkeiten willen wieder aufgehoben werden.

§ 36. Um so erfreulicher war das Wachsthum des Werkes in holländisch Guiana oder Suriname. Seit dem Eingehen der Arawakken-Mission an der Corentyn und dem Eingehen der 1765 an der Senthea Creek begonnenen Buschneger Mission,[1]) war die 1778 in der Stadt Paramaribo erbaute Kirche der fast einzige Ort, wo den Sclaven der Colonie das Evangelium von der freien Gnade Gottes. in Christo verkündet werden konnte. 50 Jahre später (21. Juli 1828) ward die neue große Kirche unter großem Zulauf des Volkes eingeweiht. Sowohl die Regierung als die weiße Bevölkerung überhaupt bezeigten nun der Mission Achtung und Gunst. Es war zwar schon früher (von 1785—1818) von Sommelsdyk aus versucht worden auf den Plantagen Eingang zu gewinnen, doch hatten die Plantagen-Verwalter beharrlich sich widersetzt, so daß 1826 erst 6 Plantagen dem Worte des Lebens geöffnet waren. Das änderte sich nun schnell. 10 Jahre später waren es schon 130 Plantagen, auf denen die Brüder von Zeit zu Zeit Kirchtag halten durften und gegenwärtig sind von 209 Plantagen 194 der Verkündigung von Gottes Wort geöffnet. Um diese nur auf Wasserwegen zu erreichenden Plantagen einigermaßen regelmäßig bedienen zu können, mußten nach und nach feste Stationen angelegt werden, womit nach Bischof Curies Visitation 1835 mit Charlottenburg an der Cottica der Anfang gemacht ward. 1840 ward Salem im Distrit Coronie am See-Ufer zum Wohn- und Kirchplatz eingerichtet, 1844 Rust en Werk, 1848 Leliendal an der Comewyne. 1851 ward auf der 1843 angekauften, nahe bei der Stadt gelegenen, Plantage Beckhuizen eine Centralschule zur Heranbildung von Landschullehrern begonnen, die später in die Stadt verlegt ist. Später angelegte Stationen sind:[2]) Annaszorg 1853, Catharina Sophia 1855, Heerendyk 1856, Bersaba 1858, Waterloo an der Nickerie und Clevia an der Suriname 1859.

Die Zahl der in der Pflege der Brüdermission stehenden Neger, die 1836 an 12000 betrug ist auf beinah 24000 angewachsen und beträgt 2 Drittheile der Gesammtbevölkerung der Colonie.

Die äußere Erhaltung dieser Mission, in welcher 65 europäische Missionsgeschwister thätig sind, ist dadurch möglich gewesen, daß ein von den Missionaren in Paramaribo betriebenes Schnittwaarengeschäft sehr bedeutende Einnahmen erzielt, und außer den von der Regierung zunächst für die Schulen gewährten Jahres-

---

[1]) S. Mission unter den freien Buschnegern in Suriname von Ledderhose 1854.
[2]) S. Missions-Atlas der Brüder-Unität.



beiträgen die 1793 gestiftete Zeister-Missions-Societät es an reichlichen Unterstützungen nicht fehlen läßt.

Ohne das würde es nicht möglich gewesen sein in den letzten 20 Jahren 10 neue Kirchen[1]) zu erbauen und die Holzplantage Berg en Dal an der Grenze der Colonie anzukaufen und dort eine feste Station einzurichten, um von da aus die im Urwald zerstreut wohnenden Mitglieder der kleinen Buschnegergemeinlein Gansee und Koffycamp, wo am 15. Decbr. 1872 ein neues Kirchlein gebaut ward, öfter als bisher möglich war, besuchen zu können.

§ 37. Das letzte der älteren Missionsgebiete, über dessen äußeren Wachsthum hier zu berichten ist, ist die britische Cap-Colonie in Süd-Afrika, die sich im Lauf der Jahre immer weiter hin nach Westen ausgedehnt hat, so daß das noch freie Kaffernland nebst Nomansland, wo unsre neusten Kaffernstationen als Friedenshütten unter den sich stets bekriegenden Wilden angelegt sind, sich wohl bald obrigkeitlichen Schutzes werden erfreuen dürfen.

1815 machte C. J. La Trobe, der englische Missionssecretair, einen ausführlichen amtlichen Besuch in den noch wenig angebauten Colonialgebieten, in Folge dessen 1818 Enon am Witterivier als erste Station des Unterlandes angelegt ward, die als Vorposten der Kaffermission anzusehen ist. Zwar ward der Ort 1819 von den Kaffern verbrannt, doch führte grade dieß, nach der wunderbaren Leitung des Herrn, zur Anlegung von Silo (1828) außerhalb der Gränzen der Colonie, welches in einem späteren Kaffernkrieg das Pella ward für viele aus ihren Stationen geflüchtete Missionare andrer Gesellschaften und erst 1848, da die Coloniegränze bis an den Keyfluß ausgedehnt ward, unter englischen Schutz kam. Trotz dem ward in dem späteren Krieg (1851—53) sowohl Silo als das erst 1850 am Windvogelberg angelegte Gosen von den Kaffern verbrannt. Beide Stationen sind indeß wieder gebaut worden und als 3. Kaffernstation innerhalb der Colonie 1859 Engotini angelegt.

1863 ward außerhalb der Colonie unter den Tambukkis Baziya angelegt, sowie 1870 in Nomansland unter Zibis Stamm der Amahlubis Emtumasi in den Vorbergen des wilden Drakengebinges. Möge sich da noch vielfach erfüllen der Glaubenswunsch Zinzendorfs:

„Dein Pfeil — macht Kaffern wund und heil.“

Innerhalb der Colonie unter Hottentotten und Mischlingen aller Art ward 1823 in Hemel en Arde einem Hospital für Lazaruskranke eine Missionsstation errichtet, die 1845 von der Regierung nach Robben Island verlegt, und bis 1868 von Brüdermissionaren bedient ward. 1824 ward Elim angelegt, 1839 Clarkson in der Zitzikamma, zunächst für die Fingus, einem aus seinem Lande vertriebenen Kaffernstamm, welchen die englische Regierung hier aufgenommen hatte; 1859 Wittewater und 1865 Beroe bei Gnadenthal, welches letztere 3000 Einwohner zählt. So ist das Werk äußerlich und auch innerlich gewachsen. Twisttwyk, Katzenberg, Goedvermacht, Witkleibosch sind Außenstationen, die von eingebornen Lehrern und Missionsgehülfen bedient werden.

---

[1]) S. Jahresbericht von 1873.

III. Neue Missions-Anfänge.

§ 38. Mosquito-Küste 1849.

In Folge einer durch die Missions-Direction 1847 veranlaßten Recognoscirungsreise an die Moskito-Küste in Mittel Amerika faßte die General-Synode der Brüder-Unität 1848 den Beschluß dort eine neue Mission unter Indianern, Negern und Mulatten zu beginnen.

Im März 1849 landeten Geschw. Pfeiffer von Jamaika mit den Brüdern Lundberg und Kandler in Bluefields, dem Hauptort dieses unter englischem Protectorat stehenden Ländchens und begannen dort ihre Missionsarbeit, anfänglich mit wenig Erfolg. Nach einem amtlichen Besuch des von Suriname in die Unitäts-Direction berufenen Missionars Wullschläger ward an der Pearlkey Lagune in einem Indianerdorf 1855 Magdala als 2. Station errichtet und 1858 Rama auf einer kleinen von etwa 150 Rama Indianern bewohnten Insel. Diese sind alle für das Evangelium gewonnen. Auch auf den andern Stationen hat das Werk des Herrn einen erfreulichen Fortgang gehabt und sich von da weiter nach Norden hin ausgedehnt. Auf einem kleinen Schooner „dem Friedensbote", der vor einigen Jahren durch einen größeren durch Collecten unter den Sonntagschülern unsrer amerikanischen Gemeinen ersetzt ist, wurde die ganze Küste bis Cap Gratias a Dios wiederholt besucht, und auf die dringende Bitte der nach dem Evangelium verlangenden verschiedenen Indianerstämme 1860 Ephrata, 1846 Bethania in Taspapauni und 1871 Kukulaya weiter landeinwärts angelegt. Letztere Station wird von dem farbigen Missionar Peter Blair und Bethanien von dem farbigen Missionsgehülfen Smith bedient. Beide sind in erfreulichem Gedeihen. Dagegen mußte die 1860 auf Corn Island angelegte Station Joppe 1871 als völlig erfolgloses Werk aufgegeben werden.

Eine schwere Heimsuchung des Herrn war der Orkan vom 18. Okt. 1865, durch welchen sämmtliche Stationen fast ganz zerstört wurden; doch hat es der Herr durch die Opferfreudigkeit der Missionsfreunde[1]) gelingen lassen, diesen äußeren Schaden bald wieder herzustellen. Er hat auch bis daher die schon längere Zeit drohende Gefahr, daß Nicaragua das Ländchen in Besitz nehmen und dann die katholische Kirche der evangelischen Missionsthätigkeit hindernd in den Weg treten werde, in Gnaden abgewendet.

§ 39. Australien 1850.

Einem von der Synode 1848 gefaßten Beschluß gemäß einen Missions-Versuch unter den Eingebornen Neu-Hollands zu machen, wurden 1849 2 Brüder auf dieses uns damals noch ganz unbekannte Feld gesendet. Im Febr. 1850 landeten sie in Melbourne, der Hauptstadt in Victoria (früher Port Philipp) und fanden von christlichen Leuten unterstützt nach langem beschwerlichen Umherreisen am Boga-See einen zur Niederlassung günstig scheinenden Platz, wo sie sich Oct. 1851 anbauten. Durch das Vordringen der Goldsuchenden Weißen, Feindschaft der benachbarten Colonisten und die anscheinende Erfolglosigkeit der Arbeit unter den Schwarzen muthlos gemacht verließen die Brüder

[1]) S. Jahres-Bericht von 1866. Extrabeiträge 50,000 Thlr.

1856 gegen den Willen der Missions-Direction ihr Arbeitsfeld, und so erreichte der erste Versuch einer Mission unter den Papus sein Ende.

Ein 2ter 1858 gemachter Versuch im Wimmera District, wo 1850 Ebenezer angelegt ward, führte zu um so erfreulicheren Resultaten. 1860 konnte der Erstling Pepper mit Namen Nathanael getauft werden, dem bald andre folgten. Besonders zu nennen ist sein Bruder Philipp, der bald als Evangelist unter seinen Landsleuten segensreich wirkte und dessen im Aug. 1873 erfolgter Heimgang sehr schmerzlich erfunden wird. Das liebliche Aufblühen Ebenezers, das Aller Blicke auf sich zog, veranlaßte die presbyterianische Kirche Victorias das Anerbieten zu machen, die Kosten einer 2. Station in Gippsland ganz auf sich zu nehmen. 1863 ward dort Ramahyuk angelegt und auch hier hat sich der Herr in Gnaden zu dem Werk bekannt und Kirche nnd Schule gedeiht auf das lieblichste.

Ein Missionsversuch an der Coopers Creek im Innern von Australien scheiterte an dem Wassermangel dortiger Gegenden.

§ 40. West-Himalaya 1856.

Das jüngste unsrer Missionsfelder ist auf dem Himalaya-Gebirge im inneren Asien. Schon bei der Anlegung der Gemeine Sareptas war das ein Hauptzweck von dort aus den asiatischen Horden das Lebenswort zu bringen. Die 1815—1823 von dort aus gemachten Versuche einer Kalmucken-Mission sind oben erwähnt. Durch einen Besuch von Missionar Gützlaff aus China war 1850 die Unitäts-Direction veranlaßt worden, dem Gedanken an einen Missionsversuch unter den Mongolen in Central-Asien in ernste Erwägung zu ziehen. Nachdem 2 dafür dahin berufene Brüder einige sprachliche und medicinische Vorstudien gemacht hatten, reisten sie über London nach Ostindien 1854 und machten von Kotgurh aus 3 vergebliche Versuche in das chinesische Gebiet zu den Mongolen vorzudringen. Einstweilen ward als Vorposten auf einem in Kyelang in Lahul angekauften Grundstück 1856 ein Missionshaus erbaut und 1857 bezogen, sowie 1865 ein zweites in Poo in Kunawur.

Die Hauptthätigkeit ist durch Verbreitung christlicher Schriften in der Nähe und Ferne der Verkündigung des Evangeliums Bahn zu bereiten. Sind gleich einige Wenige aus den Buddhisten schon getauft worden, so ist doch im großen Ganzen die Zeit des Wartens noch nicht vorüber, des Arbeitens auf Hoffnung ohne bedeutende sichtbare Erfolge.

IV. Gegenwärtiger Bestand 1873.

§ 41. Wenn dieser kurze geschichtliche Ueberblick über die Entstehuug und den Fortgang des Missionswerkes der Brüder-Unität schon eine große Verschiedenheit zeigt in Hinsicht der Völker, unter denen wir arbeiten, ihrer Sprache, geographischen Lage, climatischen Verhältnisse, 2c. — oder auch in Hinsicht auf die Zeit des Anfangs des Missionswerkes unter ihnen und der sehr mannigfaltigen Hindernisse von außen und von innen, die dabei zu überwinden waren, so tritt diese große Verschiedenheit noch deutlicher hervor, wenn das gegenwärtige Stadium der Entwickelung ins Auge gefaßt wird. Von diesem Gesichtspunkt aus lassen sich die in allen Welttheilen in 16 Missionsprovinzen zerstreuten Missionsgemeinen in 4 Gruppen zusammenfassen.



1. Die erste Gruppe umfaßt die älteren Missionen, die auf dem Stadium der Entwickelung angelangt sind, daß sie nicht mehr eigentliche Heiden-Missionen genannt werden können, da sie schon längst aus den Heiden gesammelte Christengemeinen sind und Taufen erwachsener Heiden nicht mehr bei ihnen stattfinden können. Es sind dieß die westindischen Missionen auf den 3 dänischen Inseln. St. Thomas, St. Jan und St. Croix und auf den 5 englischen Inseln: Jamaica, Antigua, St. Kitts, Barbados und Tobago. Auf allen datiren die Missions-Anfänge aus dem vorigen Jahrhundert und die meisten haben schon das Jubelfest ihres 100jährigen Bestehens gefeiert. Sie sind alle unter Negersclaven begonnen unter mancherlei Anfechtungen von außen und innen. Eine jede hatte ihre Zeit der ersten Liebe nnd des schnellen Wachsthums, dann aber auch eine Zeit des Stillstands wo nicht gar Rückschrittes und inneren Verfalls, was in vielfacher Hinsicht mit den Sclaverei-Verhältnissen zusammenhing, vielleicht aber auch damit, daß von den Missionaren auf äußere Geschäftigkeit, auf Handwerkstreue, zu großer Accent gelegt ward. Nach der Emancipation entstand allenthalben durch des Herrn Gnade neues Leben in Kirche und Schule. Mit dem äußeren Wachsthum war auch ein erfreuliches Fortschreiten innerer Entwickelung wahrzunehmen, und allgemach kam bei den leitenden Behörden, sowie einzelnen Missionaren der Grundsatz mehr und mehr zum Bewußtsein und zur Geltung, daß über dem nächsten Zweck aller Missionsthätigkeit „Seelen für das Lamm zu werben," auch das entferntere Ziel nicht aus den Augen gelassen werden dürfe „selbstständige, sich selbsterhaltende und durch ihre eignen Nationalarbeiter bediente Gemeinen heranzubilden, welche allmählig zu der Reife gedeihen wo die kirchlichselbstständige Organisation an die Stelle der ihr den Weg bahnenden Mission tritt."[1])

Ist dieses Ziel gleich noch nicht erreicht, so ist es doch erreichbar und schon manches dafür geschehen, wie bereits oben angedeutet (s. § 28—32).

Hier folge nun noch ein statistischer Ueberblick der Westindischen Missionen:

Dänisch Westindien.					
St. Thomas u. St. Jan.	5 Stat.,	2523 Mitgl	v. denen	1217 Communic.	sind.
St. Croix	3 „	2667 „	„ „	1303 „	„
Englisch Westindien.					
Jamaica	14 „	12971 „	„ „	4400 „	„
Antigua	8 „	6231 „	„ „	2757 „	„
St. Kitts	4 „	3274 „	„ „	1259 „	„
Barbados	4 „	2399 „	„ „	948 „	„
Tobago	2 „	2222 „	„ „	820 „	„

Diese 7 Missionsgebiete umfassen auf 40 Stationen und 4 Außenplätzen oder Filialen 32,287 Mitglieder, Neger und Farbige, beinah die Hälfte der in der Brüder-Pflege befindlichen Mitglieder unsrer Missionsgemeinen. Die Communicantenzahl 12704 ist weit über die Hälfte aller derer, die in der Heidenwelt als Erwachsene getauft, oder durch die Confirmation berechtigt sind an dem 8wöchentlichen Abendmahlsgenuß Theil zu nehmen. Da dieß von vielen wirklich

[1]) S. Verlaß der Allgemeinen Synode der Brüder-Unität, 1869. § 89.

geschieht, so muß die Zahl derer die im Laufe des Jahres wirklich zum Tisch des Herrn genaht sind, wenigstens drei bis viermal so hoch angesetzt werden.

Unter den 93 Missionsgeschwistern sind 36 ordinirte europäische (und amerikanische), 7 ordinirte eingeborne Missionare und 4 farbige Missionsgehülfen.

Die 58 Stationsschulen und 50 Landschulen, mit 9479 Schülern, von denen viele nicht zu unsern Gemeinen gehören, werden von 75 farbigen Lehrern und 64 farbigen Lehrerinnen gehalten unter der Oberaufsicht der Missionare und Regierungs-Schulinspectoren.

§ 42. Die zweite Gruppe enthält von den älteren Missionen diejenigen, bei denen die volle Erreichung des Endzieles äußerer Verhältnisse wegen, unmöglich erscheint, und die daher nach unsrer Meinung völlige kirchliche Organisation, ohne Hülfe von Außen her nie erreichen werden. Es sind dieß die Nordischen Missionen und die Indianer-Missionen in Nord-Amerika. Alle haben das gemein, daß sie unter Völkern sich befinden, die durch die natürliche Landesbeschaffenheit, oder durch alt hergebrachte Sitte, auf Jagd und Fischfang zu ihrem Lebenserwerb angewiesen sind, und eine höhere Culturstufe wohl nie erreichen werden. Zugleich lehrt die Erfahrung, daß ihre Zahl von Jahr zu Jahr sich verringert, und sie ihrem völligen Aussterben entgegengehen.

In Grönland ist die Zahl unsrer Pflegebefohlnen auf 6 Stationen nur noch 1594, vor 1856 — 1977. Im letzten Jahr sind 143 gestorben und nur 45 geboren. Abnahme 98 in Einem Jahr!

In Labrador sind auf 5 Plätzen 1162 — statt 1204 vor 16 Jahren.

In Nord-Amerika sind auf 4 Plätzen 371 — statt 515 vor 16 J.

Die ganze Zahl der zur Brüder-Mission gehörenden Grönländer, Eskimos und Indianer (Delawares und Cherokees) die vor 16 Jahren noch 3696 war, beträgt nun 3127.

Ein dankenswerther Fortschritt in der Missionsarbeit ist, daß bei dem Unterricht der Jugend in den Schulen mehr als früher Gehülfen aus der Nation herangezogen werden können. Das ist besonders in Grönland von großer Wichtigkeit, da beinah 2 Drittel der Schulkinder ihren ganzen Unterricht auf 20 verschiedenen Außenplätzen durch Nationsgehülfen erhalten müssen.

§ 43. Die dritte Gruppe umfaßt die älteren Missionsgebiete, die mit dem wirklichen Heidenthum noch mehr oder weniger in Berührung kommen, innerlich einer weiteren Entwickelung fähig sind und zugleich nach außen hin neue lebensfähige Sproßen treiben. Es sind dieß die 2 großen Missionsgebiete in Süd-Amerika und Süd-Afrika.

In Suriname sind außer der Stadt Paramaribo, wo die Negergemeine 6683 Mitglieder zählt, von denen 2400 Communicanten sind, noch 12 Stationen in der Colonie von Missionaren besetzt, deren Pflegbefohlne meist auf Plantagen zerstreut mit großer Beschwerde nur 5—6mal im Jahr besucht werden können. Der größte dieser Reisedistricte ist der von Charlottenburg, von wo aus an der Cottica und Comewyne 3600 Neger auf 48 Plantagen regelmäßig besucht, gelegentlich auch weitere Reisen zu den heidnischen Aukanern an der oberen Cottica gemacht werden. Der Suriname Reisedistrict umfaßt 28 Plantagen mit über 2000 Gemeingliedern. Von Berg en Dal aus können die Buschneger an der oberen Suriname (meist Saramaccaner) in Ganse und Koffykamp zuweilen besucht werden, während das durch Joh. Kings wunderbare Er-

weckung an der oberen Saramacca 1861 unter den Matuari-Negern gebildete Gemeinlein Maripaston nur schwer von Europäern erreicht werden kann.

In Süd-Afrika ist das 12 sehr weit von einander entfernt liegende Stationen umfassende Missionsgebiet in 2 Districte getheilt worden, den westlichen (nach dortigem Sprachgebrauch das Oberland) und den östlichen (Unterland).

Ersterer Süd-Afrika West zählt auf 7 Stationen und 4 Außenplätzen 7552 Mitglieder, meist sogenannte Hottentotten (eigentlich Mischlinge der nun fast ganz ausgestorbenen Hottentotten und freigelassener Negersclaven); nur in Clarkson sind auch Kaffern und Fingus.

Im bergigen Unterland, Süd-Afrika Ost haben wir 5 Stationen, 3 in Britisch-Kafraria und 2 in frei Kaffernland, zu denen bald eine 3. kommen wird. Es sind da 1350 Mitglieder, unter etwa 250 Hottentotten, sonst Kaffern (Tambukkis) Fingus und Hlubis. Daß unsre dortigen Missionare außer holländisch und englisch noch die durch ihre Schnalzlaute schwer zu erlernende Kaffernsprache gebrauchen müssen, erschwert die Arbeit gar sehr.

§ 44. An diese neuen Sproßen der älteren Missionen schließen sich als vierte Gruppe die 3 oben (§ 38—40) genannten Missionsgebiete an, wo die Missionare noch wirklich unter Heiden wohnen.

Auf der Mosquito-Küste sind auf 6 Stationen 898 Neger und Indianer in der Pflege der Mission und unter ihnen gar manche, denen das Wort vom Kreuz ein Geruch des Lebens zum Leben geworden.

Australien mit 129 Farbigen auf 2 Stationen, berechtigt auch zu freudigen Hoffnungen für die Zukunft.

West-Himalaya zählt bis jetzt auf 2 Stationen erst 20 Mitglieder groß und klein.

§ 45. Die Gesammtzahl der auf den 16 Missionsgebieten der Brüder-Unität auf 90 verschiedenen Stationen in Pflege stehenden Personen beträgt 69139, welche von 295 europäischen und amerikanischen und 27 eingebornen Missions-Arbeitern, Brüdern und Schwestern, bedient werden.

Es ist und bleibt für sie und uns das Missionswerk ein Glaubenswerk. Es gilt, sowohl in Bezug auf den Ausbau schon begonnener Missionen und deren Ausdehnung durch Anlegung neuer Stationen, als auch in Bezug auf neue Unternehmungen und Erweiterungen des Werkes, dem Herrn vertrauen, der der Herr der Schätze Gottes ist, und dessen Verheißung Wahrheit bleibt; „Mein Volk soll meiner Gaben die Fülle haben“ (Jerem. 31, 14).

Wir wollen — und dazu möge der Blick auf die vergangene Zeit uns kräftiglich ermuntern, — wir wollen uns immer wieder aufs Neue daran erinnern lassen, daß wir mehr glauben lernen; (Matth. 17, 20) glauben, daß wenn es auch scheinen will, als ob das Werk weit über unsere Kräfte hinausgehe, Er doch einen neuen Zeugengeist erwecken und neue Hülfsquellen uns eröffnen kann.

Je mehr dieser Glaube wächst und erstarkt durch Seine Gnade, desto mehr werden wir in allen Gemeinen der Brüder-Unität uns vereinigt fühlen als Ein Volk welches den Beruf festhält als Ein großer Missionsverein Seinen Schmerzenslohn Ihm einzusammeln aus allen Erdenbreiten.

Zur Missionsthätigkeit des Apostels Paulus unter Israel.

Die Gerechtigkeit aus dem Glauben. Eine theologisch-dogmatische Auslegung des vierten Capitels in Pauli Brief an die Römer von Paulus Cassel. Gotha. Schlöffmann.

Wenn von der Missionsthätigkeit des Apostels Paulus unter Israel die Rede ist, dann pflegt man wohl in erster Linie an seine Missionspredigten zu denken, etwa an Apostelg. 13, 16 ff. 22, 1 ff. Allerdings liegt auch in diesen Predigten die Wurzel der Judenmission, sofern er hier zu Israel über die messianischen Weissagungen redet und ihre Erfüllung in Christo nachweist: und das wird ja für alle Zeiten der heilige Boden bleiben, auf welchem die Seelen aus Israel den finden werden, der auch für Abraham's Samen gestorben und auferstanden ist. Aber wie gelangt Israel auf diesen heiligen Boden? „Ziehe die Schuhe ab von deinen Füßen!" das steht an der Grenze desselben geschrieben; „thue ab, was dich gegen den Messias und sein Heil abschließt!" Was ist das aber? An allererster Stelle ist es die Meinung, als wenn Israel das Heil bereits hätte. „Ohne Christum kein Heil!" das ist aber das A und das O des Evangeliums. Daher gilt es aufdecken, daß es ein Wahn sei, wenn Israel das Heil bereits ohne Christum zu besitzen meint. Wie der Heidenmissionar in Indien sich die heidnischen Systeme anzueignen hat, um nicht bloß in Indien's Sprache, sondern auch in Indien's Gedankenkreisen sich bewegend mit den Seelen zu verhandeln und ihnen nachzuweisen, daß die Götter Götzen und daß das Heidenthum die in den indischen Staub herabgezogene Religion sei: so hat der Judenmissionar sich zu versetzen in den Gedankenkreis Israel's, er hat sich anzueignen die Art und Weise, in welcher Israel sich die Sache zurechtgelegt hat, um eine Position vor Gott ohne die Opfer und ohne den Messias vermeintlicherweise zu gewinnen. Der Apostel Paulus nun trat Israel entgegen, angethan mit der vollen Rüstung des pharisäischen Judenthums, das ja seine glühende Seele ganz und gar erfüllt hat, ehe das Licht des Auferstandenen ihn auf dem Wege nach Damaskus umleuchtete. Er kannte das jüdische System bis in seine tiefsten Fasern. Im Pharisäismus hatte er bis dahin seine Gerechtigkeit zu finden gemeint; nun waren ihm die Schuppen von den Augen gefallen und er bekannte: „Christus Jesus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung. (1 Corinth. 1, 30.) Also ohne ihn keine Gerechtigkeit, kein Heil! Jesum Christum, der Israel's Gerechtigkeit ist, zu predigen ist nun seine Lebensaufgabe, seines Herzens Freude. Und er thut das in seinen Briefen in der Weise, daß er oft Zwiegespräche hält mit einem Israeliten, der ihm Einwendungen macht. Diese Stellen seiner Briefe geben uns ein lebendiges Missionsbild. Praktisch fällt ja noch heute der Schwerpunkt der Juden-Mission in das Zwiegespräch. Man hört wohl ab und zu von Solchen, die sich für die Juden-Mission nicht erwärmen können, den Einwand: „Die Juden leben ja in unsrer Mitte! mögen sie doch in unsre Kirche kommen und das Evangelium hören, wenn sie ein Interesse daran haben." Das ist aber ein böses „Wenn". Ist es denn wohl billig, solches von den Juden zu erwarten? Mit einem derartigen Einwand macht man auch die Seelsorge und die innere Mission todt. Ebenso gut könnte man auch sagen: „Laßt doch die Indier nach den englischen Kirchen kommen, wenn sie ein Interesse dafür haben." Daher ist der persönliche Verkehr mit den Juden unentbehrlich. Und aus diesem Verkehr entspringt dann auch ein ganz eigenthümliches Verhältniß des Israeliten zur christlichen Predigt. Wenn ich einen Israeliten kenne, und ich lade ihn zu einer Predigt ein, so gewinnt diese für ihn ein persönliches Gepräge. Er sucht in mir nicht irgend einen christlichen Prediger, sondern seinen Freund, der ihm bewiesen hat, daß er Sorge um seine Seele trage.

Paulus Cassel nun weist uns in seinem lehrreichen Buch nach, wie der Apostel Paulus im 4. Capitel des Römerbriefs mit Israel und dem Judenthum Zwiesprache hält. Der Verf. geht dabei von dem Begriff der Zedaka, der Gerechtigkeit aus. Er definirt: „Gerechtigkeit hat der, welcher in der Wahrheit seiner Seele das Gericht erträgt und frei hervorgeht." Das Ganze knüpft an Gen. 15, an Abraham's Glaubensgerechtigkeit an, durch welche er, der Kinderlose, aus dem Zustand der Geschichtslosigkeit gerissen und ihm der Segen des Volks, das aus seinen Lenden geht, verliehen wird. Durch den Glauben besaß Abraham seine Gerechtigkeit. Durch sie wurde er der

Träger einer Besonderheit, mit der Gott einen Bund schloß und die thun soll Zedaka (Gerechtigkeit) und Recht. Gen. 18,19. Daraus ergiebt sich die Nothwendigkeit des Gesetzes für Israel, denn Abraham's Nachkommen bekundeten durch ihre Beobachtung des Gesetzes, daß sie den Gott hatten, an den ihr Urvater glaubte. Ich deute dieß Alles hier nur an; der Verf. behandelt diese feinen und schwierigen Punkte eingehend und mit großer Klarheit. Dann geht er, (und darauf weise ich besonders hin) dazu über geschichtlich nachzuweisen, wie der Begriff der Zedaka sich im Lauf der Jahrhunderte modificirt hat: er that den passiven Sinn ab und der aktive Sinn des gerechten Thuns wurde ganz sein eigen. Während der Zeit des zweiten Tempels und später erscheint Zedaka in dem Sinn von Erbarmen und Wohlthätigkeit im jüdischen Sprachgebrauch. In dieser Zeit bildet sich die Tradition, das ungeschriebene Gesetz, die sogenannte Halacha, die das schriftliche Gesetz auslegte, zuspitzte und weiter ausspann, und die Zedaka schrieb man nun nur dem zu, der das schriftliche Gesetz sammt der Tradition bewahrte. So war es auch zur Zeit des Paulus.

Der Hauptpunkt ist nun der „Sechuth“ Abraham's. Mit „Sechuth“ übersetzt der Targum Abraham's Zedaka. Sechuth bedeutet „Reinheit“ und der Glaube, der Abraham rein machte, ward für ihn das alles Uebrige in den Hintergrund drängende Verdienst. Auf Abraham's Verdienst stützt sich die gesammte jüdische Tradition, als auf den Eckstein, auf welchem der ganze Bestand Israel's ruht. Darauf gründet sich auch namentlich die Abschließung gegen Christus und sein Reich. Hat Israel im Verdienst Abraham's Gerechtigkeit und Heil, was soll dann Christus? Diese Gedanken hat Paulus zu widerlegen. Seine Aufgabe ist, den Sechuth Abraham's aus den Angeln zu heben d. i. im Geist zu erfüllen.

Nachdem der Verf. so den Grund gelegt, geht er an die Auslegung von Röm. 4. Ich enthalte mich des Eingehens auf das Einzelne derselben. Der Leser kann aus dem andeutungsweise Mitgetheilten entnehmen, was er von dieser Auslegung an Aufklärung über den Sinn des Paulinischen Evangeliums in seinem Gegensatz gegen die jüdische Theologie zu erwarten habe. Seine Hoffnungen werden aber übertroffen werden, denn auf verhältnißmäßig kleinem Raume wird der Belehrung aus jüdischen Quellen eine Fülle geboten, die verstehen lehrt, was man bis dahin als eine Art von Hieroglyphe zu betrachten genöthigt war. Man schlage z. B. Lightfoot's Talmudische Illustrationen zum N. T. auf. Material bietet er genug, aber vollständig unverarbeitet und deßhalb unverständlich, ja ungenießbar. Man hört ja wohl über den Talmud sagen: „das ist lauter Unsinn!“ So sagen die, welchen der geistige Führer fehlt. Israel hat sich weit über tausend Jahre an diesen Talmud geklammert; ein sinnloses Buch hätte ihnen einen solchen Haltpunkt nicht bieten können. P. Cassel behandelt hier Talmud und Midrasch mit pietätsvollem Sinn, aber mit kritischem Auge und darum bietet er so reiche Belehrung.

Sein Werk ist eine Missionsschrift. Mögen christliche Schriftforscher und jüdische Männer, die sich abschließen gegen die Paulinische Deutung des A. T. das Buch studiren. Und Gott der Herr gebe Beiden seinen Segen um des Messias willen, der gekommen ist, Israel und alle Völker durch seine Gerechtigkeit selig zu machen.

Ferd. Hausig.

Die Berliner Missions-Gesellschaft.

Von Missionsinspektor Kratzenstein in Berlin.

Die Berliner Missionsgesellschaft, officiell genannt „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden zu Berlin", hat am 2. Juni 1874 das Jubelfest ihres fünfzigjährigen Bestehens gefeiert. Sie zählte an diesem Tage 53 europäische Missionare (während außerdem noch 3 bereits geprüfte Missionszöglinge zur Abordnung und Aussendung bereit standen), 6 europäische Missions-Colonisten, und 6 afrikanische Nationalgehilfen, dazu in 5 Missionsgebieten 33 Stationen und über 5500 Gemeindeglieder. Außerdem zählte sie in Europa 284 und in Afrika 3 Hilfs-Vereine, hatte eine Einnahme von über 60,000 Thlr. und besaß schuldenfrei ein Grundstück mit einem stattlichen neuen Missionshause, von denen das erste 60,000 Thlr., das zweite 120,000 Thr. gekostet hatte. Im Missionshause wohnten der Missionsdirektor und 2 Missions-Inspectoren, 2 Missions-Secretäre und (außer jenen 3 Missions-Candidaten) 16 Missionszöglinge. Diese kurzen Angaben beweisen bereits, daß am Tage des Jubelfestes wirklich und thatsächlich Grund genug zum Jubeln vorhanden war. Noch mehr aber wird die Berechtigung zur Jubelfeier einleuchtend, wenn man die Geschichte und Entwicklung der Berliner Mission kurz vor dem Auge vorübergehen läßt.

Professor August Neander erließ, namentlich durch Assessor Lecoq dazu angeregt, im Jahr 1823 einen „Aufruf zu milden Beisteuern für die evangelischen Missionen unter den Heiden." Der Erfolg davon war außer dem Eingehen zahlreicher Beiträge der Zusammentritt von zehn Männern zu einem Missionsverein. Dieser Zusammentritt geschah am 29. Februar 1824, und dieser Verein, welchem sich bald darauf noch fünf andere Männer anschlossen, erhielt den Namen „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden zu Berlin." Dieser Name bezeichnete damals deutlich den Stand der Sache: man wollte nämlich zunächst keine Gesellschaft gründen, welche selbst Missionare ausbildet und aussendet, sondern wollte nur bereits bestehende Missionen unterstützen, nämlich folgende vier: die Basler Mission, die Mission der Brüdergemeinde, die Missions-Anstalt des Pastor Jänicke in Berlin und die Ostindische Mission in Halle. Bald bildeten sich Hilfs-Vereine, (der erste von allen zu Stettin 1824), welche ihre gesammelten Beiträge zumeist ganz oder doch zu zwei Drittheilen an die Mutter-Gesellschaft in Berlin abführten und auch sonst mit derselben in Verkehr blieben. Die Zahl derselben wuchs begreiflicher Weise in erhöhetem Maße von da ab, wo die Berliner Gesellschaft sich entschloß, selbständig Missionare auszusenden und auszubilden. Diese Hilfs-Vereine, die namentlich in den Provinzen Brandenburg, Pommern, Sachsen und Schlesien sehr zahlreich sich bildeten, aber auch in Posen und Preußen sich finden, sind die kräftigen Stützen und treu bereiten Förderer der Berliner Mission.

Von Anfang an betrachtete man als die Hauptererfordernisse für das Amt der Heidenboten eine gründliche Kenntniß der Heiligen Schrift und der theologischen Wissenschaften, sowie eine tüchtige sprachliche Ausbildung. Das Bekenntniß, welches für den Unterricht im Seminar wie auch für die Wirksamkeit der Missionare Geltung hat, ist naturgemäß — nach dem Gebiete der Missions-Vereine und der Gebiete fast aller Missionszöglinge — das evangelisch-lutherische. Doch wird dasselbe in freier, weitherziger Weise gepflegt, und es haben die Missionare das seligmachende Evangelium zu predigen und nicht die Schärfen der Scheidelehren hervorzukehren. Die Verpflichtung geschieht auf die Bekenntnißschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, namentlich auf die ungeänderte Augsburgische Confession und den Kleinen Lutherischen Katechismus. In den Hilfs-Vereinen sowie in den Comité's derselben und ebenso in dem Comité der Berliner Hauptgesellschaft arbeiten Lutheraner, Unirte und Reformirte friedlich mit einander.

Das Comité ergänzt sich durch Cooptation. Jedes Mal den ersten Dienstag im Monat findet zu Berlin eine Sitzung statt; werden die Arbeiten in derselben nicht bewältigt, so wird, falls Verschiebung unthunlich ist, am nächsten Dienstag nochmals Sitzung gehalten.

Das Gebiet der Berliner Mission liegt in Süd-Afrika. Dasselbe ist in fünf Kreise getheilt; zwei derselben haben die festere Synodal-Verfassung mit einem Superintendenten an der Spitze, drei die losere Conferenz-Ordnung mit einem Conferenz-Vorsteher an der Spitze. Alle halbe Jahr versammeln sich die Brüder der einzelnen Kreise der Reihe nach bei einem der Brüder, unter Vorsitz des Superintendenen oder Conferenz-Vorstehers. Diese Versammlungen werden von den Brüdern besonders hoch gehalten und pflegen ihnen viel Erfrischung und Segen zu bringen. Auf den Halbjahrs-Versammlungen wird ein Protokoll geführt, von allen Brüdern unterschrieben und dem Comité zugestellt. Jede Station hat ihren Vorsteher; derselbe hat alle halbe Jahr einen übersichtlichen Bericht einzusenden und außerdem ein Tagebuch zu führen und (wenigstens im Auszuge) einzuschicken. Eine gedruckte Anweisung regelt die Rechte und Pflichten der Missionare. Für die Predigt und überhaupt für alle Thätigkeit unter den Heiden gilt es als Regel, daß der Missionar sich nicht mit dem Dolmetschen begnüge, sondern die Sprache seines Volks so bald und so gründlich wie möglich erlerne und gebrauche.

1. Conferenzkreis Oranje-Freistaat.

Die erste Aussendung eigener Missionare geschah im Jahre 1834. Man hatte in Berlin an den Volksstamm der Betschuanen im südlichen Afrika gedacht, von denen man gehört hatte, daß sie für die Annahme des Evangeliums in besonderem Grade empfänglich seien. Die Brüder kamen aber nicht ganz bis zu den Sitzen dieses Volksstammes, sondern blieben auf der großen Hochebene zwischen Oranje- und Vaalfluß und gründeten daselbst unter dem Hottentottenstamme der Koranna die Station Bethanien. Bittere Zerwürfnisse unter ihnen selbst und blutige Zwistigkeiten unter den beiden Hälften des

Stammes hinderten eine Zeit lang das Gedeihen des Platzes. Später kamen neue Schwierigkeiten hinzu: die Wanderlust der Koranna; die Gewaltthätigkeiten, welche die aus der Cap-Colonie einwandernden holländischen Bauern gegen die Koranna und auch gegen das Stationsgebiet, welches — 2 Stunden Reitens im Durchmesser — der Berliner Mission von dem Griqua-Häuptling Adam Kok geschenkt worden war, sich oft genug erlaubten; dann die Streitigkeiten zwischen der englischen Regierung der Cap-Colonie, welche dieses Land zwischen Oranje- und Vaalfluß als ihr zugehörig erklärte und zwischen jenen Bauern, welche diese Oberherrschaft nicht anerkennen wollten und welche endlich auch ihre Freiheit erlangten und in diesem Lande den Oranjefluß-Freistaat aufrichteten. Mehr und mehr zogen auch Betschuanen zu, während die Koranna, von denen indeß ein Theil sich bekehrte, vielfach in Hoffart und Faulheit verkamen und auswanderten. Die Station hat eine sehr bedeutsame Lage: die großen Straßen von Nord und Süd, von Ost und West kreuzen sich auf derselben, ein für das Gedeihen einer Station allerdings nicht sehr förderlicher Umstand. Indeß hat dieselbe seit einer Reihe von Jahren stetig zugenommen: die Zahl der Christen beträgt gegenwärtig etwa 700, die Zahl der Communicanten, d. h. der zum Genuß des heiligen Abendmahls berechtigten Gemeindeglieder, etwa 400. Eine große neue Kirche ist seit einigen Jahren gebaut, die fast 11,000 Thlr. gekostet hat, eine Summe, zu welcher von Berlin nur ein sehr kleiner Theil beigesteuert wurde, und welche übrigens aus freiwilligen Gaben jener Gegend und aus den Erträgen der Station zusammengebracht worden ist.

Von Bethanien aus wurde 1845 angelegt die Station Pniel. Dieselbe liegt am Vaalfluß, ein wenig östlich von der Einmündung des Hartflusses. Wie der ganze Oranje-Freistaat so ist auch diese Gegend besonders geeignet zur Viehzucht, namentlich zur Schafzucht. Aber die Koranna, die hier saßen und zum Theil noch sitzen, hatten viel mehr Lust am Nichtsthun und am Hin- und Herziehen. Von sehr üblem Einfluß war seit Jahren der Häuptling Jan Blum, dessen Vater ein aus der Cap-Colonie um des Mordes seiner Frau willen geflüchteter Thüringer, dessen Mutter aber eine Korannin ist. Dennoch blieb das Wort Gottes nicht ohne Frucht, und selbst aus der Häuptlingsfamilie bekehrten sich mehrere, auch etliche Brüder von Jan. Seit es durch die Aufrichtung des Freistaates ihnen noch fühlbarer geworden war, daß sie innerhalb der Grenzen desselben politische Selbständigkeit nicht mehr besitzen, ist eine Anzahl derselben auf die rechte Seite des Vaalflusses hinübergezogen; viele derselben besuchen indeß auch von da aus noch Kirche und Schule. Die in größerer und geringerer Entfernung von der Station entdeckten Diamantenfelder sind leider nicht ohne bösen Einfluß auf die Entwicklung der Station geblieben: Trunksucht und allerhand Unordnung haben dadurch noch zugenommen. Die englische Regierung hat seitdem jene ganze Gegend für englisches Gebiet erklärt, dazu auch das Gebiet der Station Pniel; gegen letzteres Verfahren ist indeß vom Berliner Comité mit gewichtigen Gründen durch das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches Protest erhoben worden. Um nun jenen üblen Einflüssen einigermaßen zu wehren, und um zugleich die eingeborenen Christen und Heiden, welche auf den Diamantenfeldern arbeiten,

desgleichen auch unsere deutschen Landsleute daselbst, mit der Predigt des Evangeliums zu bedienen, ist zur Unterstützung des auf Pniel angestellten Missions-Katecheten Kallenberg Anfang Juli 1874 ein eigener Missionar (Carl Meyer jun.) ausgesandt worden. Die Zahl der Gemeindeglieder mag etwa 80 betragen; bis in die neueste Zeit sind durch Taufen immer wieder neue Leute hinzugekommen.

Außer Pniel sind von Bethanien aus gegen Ende der vierziger Jahre noch die Stationen Hebron, Platberg und Saron angelegt worden, von denen indeß nur die letztere ein etwas längeres und auch fruchtbares Bestehen hatte.

Dahingegen sind 2 andere Plätze, welche in späterer Zeit von Bethanien aus gegründet worden sind, noch vorhanden, hoffentlich für lange Zeit. Der eine ist Poortjesfontein, wo seit 1859 eine bedeutende Oekonomie, besonders Schafzucht, besteht, die sich immer gedeihlicher ausbreitet und deren Vorsteher, Br. Mülke, auch auf die dortigen Leute einen kräftigen, geistlichen Einfluß übt.

Der zweite Platz ist Poortjesdam, jetzt Adamshoop genannt. Früher ein Außen- und Predigtplatz von Bethanien ist derselbe seit 1869 zu einer eigenen Station erhoben worden. Der dortige Grundbesitzer, Adam Oppermann, Sohn eines sehr reich gewordenen Freisklaven und eine Frucht der Mission zu Bethanien, hat dort eine kleine Kirche, Schule und Missionars-Wohnung gebaut, hat Garten- und Weideland für den Missionar abgetreten und kommt auch für die Besoldung desselben auf, hauptsächlich aus eigenen Mitteln und zum Theil durch die Beiträge der auf seinem Grundbesitz wohnenden Leute, die zumeist Bastarde sind, d. h. ein Mischvolk aus Weißen, Koranna und Betschuanen. Die Nähe der Diamantenfelder hat auch hier große Theuerung und andere Hinderungen des geistlichen Lebens verursacht. Dennoch steht die Sache so, daß der Missionar Trümpelmann eben (Mitte 1874) geschrieben hat, er hoffe die Station bald sein „liebes Adamshoop“ nennen zu können. Die Zahl der Gemeindemitglieder beträgt an 200.

Diese 3 Stationen: Bethanien (mit Poortjesfontein), Pniel und Adamshoop bilden zusammen den Conferenzkreis Oranje-Freistaat, dessen Vorsteher seit geraumer Zeit Miss. Wuras von Bethanien ist, der älteste Veteran der Berliner Mission und von jeher (seit 1836) auf dieser Station thätig. Neben ihm arbeiten die Missionare Meyfarth und Richter, welcher letztere jetzt durch den eben ausgesandten Paul Winter ersetzt wird.

2. Der Conferenz-Kreis Cap-Colonie

begann seinem Anfange nach wenige Jahre nach Begründung der Berliner Mission in Bethanien. Durch die harte, kränkende Behandlung seitens des Missions-Vorstehers daselbst war einer der Missionare der ersten Aussendung, Miss. Gregorowsky, von dort vertrieben worden. Er hatte dann im Dienste der südafrikanischen Missions-Gesellschaft eine vorläufige Thätigkeit in der Capstadt gefunden. Als aber 1837 der berlinische Missions-Superintendent Pehmöller nach der Capstadt kam, ward er von diesem so-

fort wieder seinem Wunsche gemäß im Dienste der Berliner Mission verwandt, und zwar für die Station Zoar. Dieselbe, sechs Tagereisen östlich von der Capstadt in dem Thalwinkel der Swarte- und Roode-Berge gelegen, besaß damals die besondere Theilnahme der südafrikanischen Missionsfreunde. In Folge einer Erweckung, die unter den dortigen Bastardhottentotten selbständig entstanden war, hatten sie dort eine Station angelegt, die aber aus Mangel an einem rechten Missionar nur nothdürftig hatte gepflegt werden können. Gregorowsky griff nun die Arbeit wacker an, und unter ihm und seinen Nachfolgern hob sich der Platz immer mehr. 1853 ward die neue stattliche Kirche eingeweiht, welche indeß nicht auf dem Grund und Boden von Zoar, sondern auf einem eigens für die Berliner Mission erkauften Platze, Amalienstein, erbaut war. Die südafrikanische Missions-Gesellschaft hatte nämlich die Station Zoar nicht ohne weiteres an die Berliner Mission abtreten wollen, und so war das Abkommen getroffen worden, daß die Berliner Mission den Missionar stellte und besoldete, während sich die Süd-Afrikanische Gesellschaft das Recht vorbehielt, späterhin, wenn sie einen geeigneten Mann hätte oder um anderer Gründe willen, den Platz wieder als den ihrigen zu besetzen. Ein bei der Einweihung jener neuen Kirche auf dem Altar aufgestelltes Crucifix war hiezu die ungeahnte Veranlassung, denn viele Leute in der Capstadt und in der Cap-Colonie waren über diesen „römischen Götzendienst", wie sie ihn nannten, aufs äußerste entrüstet. Die Scheidung trat ein im Jahre 1856, und zwar zu etwa gleichen Theilen: ungefähr 500 Leute entschieden sich für Amalienstein, und eben so viele für Zoar, und zwar auf jeder Seite sowohl Christen wie Heiden.

Der von Pniel nach Amalienstein gesandte Missionar August Schmidt überwand das Widerstreben der wegen der Suspension ihres Missionars Prietsch äußerst entrüsteten Leute durch Geduld und Liebe in kurzer Zeit. Die Etablirung eines Kaufladens, welchem seit einer Reihe von Jahren Miss. Elfert vorsteht, sowie einer Garten- und Ackerwirthschaft unter Miss. Meyer (wozu später auch noch eine Mühle kam), trug auch zur Hebung von Amalienstein sichtlich bei. Ein ebenfalls dort gegründetes kleines Institut für Missionarskinder hatte dagegen nur ein kurzes Bestehen. Der dort gestiftete Missionsverein wies aber bedeutende und wachsende Erträge auf. Von besonderem Segen sind die Abendmahlsfeiern alle sechs Wochen, denen eingehende Beichtgespräche der Gemeindeglieder mit ihrem Seelsorger vorausgehen.

Bei Gelegenheit der Inspectionsreise des Missions-Directors Dr. Wangemann im Jahre 1866 ward die Wiedervereinigung Zoars mit Amalienstein angebahnt, und nach Befragung der Gemeinde und unter Zustimmung der Bevollmächtigten der Cap'schen reformirten Kirche 1867 öffentlich vollzogen. Indeß dauerte das friedliche Einvernehmen nicht lange, und der Hadergeist der Zoaraner bereitete den Amaliensteinern und besonders dem noch zu Zoar wohnenden, früher südafrikanischen, seit 1867 Berlinischen Missionar Pauw manche trübe Stunden. Immer wieder aber wenden sich etliche von den verständigern Leuten von dem Unwesen in Zoar ab und der Amaliensteiner Gemeinde zu. Die Zahl der Gemeindeglieder betrug Ende 1873 etwas über 700 Seelen. Die Erträge des Ladens und die Beiträge der

Gemeinde erreichten zuletzt eine solche Höhe, daß davon die Station nebst den dort angestellten 4 Brüdern völlig erhalten werden konnte. Von Amalienstein werden auch noch einige Außenplätze mit der Predigt des Evangeliums besucht.

Lady Smith, drei bis vier Stunden westlich von Amalienstein gelegen, ist aus einem Predigtplatz, was es eine Reihe von Jahren war, seit 1868 unter Miss. Howe eine selbständige Station geworden, das schon selbst wieder ein paar Außenplätze besitzt. Die Bevölkerung sind meist arme Arbeitsleute und ein paar Schänken richten manches Unheil an; doch aber konnte 1862 eine dort neu erbaute Kirche und später auch eine geräumige Schule eingeweiht werden. Auch sind an 200 Gemeindeglieder gesammelt worden.

Anhalt-Schmidt, die dritte Station jenes Gebietes, ward 1860 am Eingange der Langekloof nahe bei dem Hottentottendörflein Haarlem durch Miss. Prietsch gegründet. Seit der ersten Aufweckung um Ostern 1862 ist es mit dem geistlichen Leben der Leute, wenn auch in wechselnder Hebung und Senkung, doch allmählich vorwärts gegangen. Die Gemeindeglieder zahlen einen regelmäßigen jährlichen Beitrag. Als Schullehrer arbeitet dort der Eingeborene Theophilus Grunewald. Für den großen Landbesitz der Gesellschaft ist seit einigen Jahren ein eigener Oekonom, Br. Markötter, angestellt. Zwei, später drei Außenstationen weisen erfreuliche Früchte auf. Die Zahl der Gemeindeglieder mag etwa 300 betragen.

Die jüngste Station in jener Gegend ist Riversdale. Riversdale ist eine kleine aufblühende Kreisstadt. Es lebten dort im Jahre 1868, in welchem die Station von den Berlinern aufgenommen ward, eine ganze Anzahl bereits getaufter Eingeborener, die aber der rechten Pflege und Leitung ermangelten. Als nun die Bitte an den Amaliensteiner Lehrer Heese und durch ihn an's Comité kam, sich dieser Leute anzunehmen, ward denselben gern gewillfahrt. Br. Heese griff sodann die Sache mit großem Eifer an, und fand dabei sowohl durch die Farbigen wie durch die Weißen des Ortes thätige Unterstützung. Ein Schulhaus ward gebaut, die Kirche ward gründlich hergestellt, eine mit der Mission in entfernterem Zusammenhange stehende höhere Töchterschule ward angelegt, in Schule und Kirche wurden dazu befähigte Eingeborene zur Mithülfe bestellt. So hob sich die Seelenzahl der Gemeinde, die ursprünglich etwa 50 betrug, in ungefähr 6 Jahren auf fast 500. Die Auslagen von mehreren tausend Thalern, welche die Einrichtung dieser Station kostete, sind inzwischen zurückerstattet; die Gemeinde bringt auch die Kosten für ihren Missionar auf. Sechs bis acht Plätze in der Umgegend werden mit der Predigt in regelmäßigen Zeitabschnitten besucht.

Vorsteher dieses Conferenzkreises in der Cap-Colonie ist Miss. Prietsch in Anhalt-Schmidt.

3. Synodal-Kreis Britisch-Kafferland.

Als am 2. Juni 1836 die Brüder der zweiten Aussendung am Cap landeten, kam ihnen dort die Kunde von den traurigen Zerwürfnissen in Bethanien zu Ohren. Und zugleich erhielt einer von ihnen, Miss. Döhne,

die dringende Aufforderung, seine Wirksamkeit nach Britisch Kafferland zu verlegen, wo eben erst die Kaffern durch einen siegreichen Krieg von den Engländern gedemüthigt worden waren. Er kam auch dieser Aufforderung nach und legte unter dem klugen und kräftigen, aber sehr fleischlichen und für alles Höhere sehr unempfänglichen Volke der Kaffern die Station Bethel an. Darbend und vereinsamt warf er sich mit aller auf die Entdeckung und Erlernung der schönen, aber so ganz anders gearteten und schwierigen Kaffersprache. Nach einigen Jahren (1840) gingen die durch sein Zeugniß gewonnenen Erstlinge durch Buße, Glauben und Taufe ein in die Christenheit.

Schon zwei Jahre vorher, 1838, war eine zweite Station Itemba (d. h. Hoffnung) gegründet worden, wo ebenfalls die Erfüllung nicht allzulange auf sich warten ließ. Bis 1845 kamen auch noch die Stationen Emmaus und Endveni hinzu.

Bald darnach aber brachen kurz hinter einander zwei neue Kafferkriege aus. Bereits durch die ersten (1846 und 1847) wurden alle Berliner Missionare vertrieben und alle ihre Stationen verbrannt. Bethel und Itemba, welche sich eben wieder aus der Asche erhoben hatten, wurden durch den zweiten Krieg (1850—1852) auf's neue eingeäschert. 1853 ward Bethel zum dritten Male aufgebaut. Ein seit 1856 drohender neuer Kafferkrieg ward durch die Energie der Engländer am Ausbruch gehindert. Ueberhaupt war von da ab die politische Kraft jenes Kafferstammes der Xosa gebrochen. So konnte sich seitdem die Kaffermission friedlich entfalten. Eine gewisse, mehr und mehr wachsende Förderung erhielt dieselbe durch eine Anzahl deutscher Einwanderer aus Pommern und der Uckermark, unter denen sich ein frisches geistliches Leben zu regen begann. Eine schöne neue Kirche ward auf Bethel gebaut, und zwar fast ganz aus dortigen Mitteln; dieselbe ist etwa 4500 Thlr. werth, und dazu wurden von Berlin nur 500 Thlr. beigesteuert. Zur Befestigung der Station diente auch dies, daß die von der Kobußi umflossene Halbinsel, auf welcher Bethel liegt, im Jahre 1872 von der englischen Regierung der Mission als Eigenthum zuerkannt worden ist. Wenn es nur mit der ersten Liebe und mit dem Ernste der Heiligung auf Bethel besser stünde! Doch hat es ja auch daran nie ganz gefehlt; nach lahmen und lauen Zeiten sind auch wieder frischere Zeiten gekommen, und einzelne aufrichtige und kräftige Bekehrungen haben die Brüder Kropf und Beste immer wieder getröstet und neu ermuthigt. Die Seelenzahl der Gemeindeglieder beträgt jetzt etwa 170, die etwa 290 Thlr. Beiträge aufbringen.

Eine große Noth für diese und auch für die meisten übrigen Kafferstationen ist die Zunahme der Trunksucht unter den Kaffern, die durch Eröffnung immer neuer Branntweinschänken noch sehr gefördert wird. Die Sache ist jetzt so arg, daß große Versammlungen von Kaffern die englische Regierung gebeten haben, sie von diesem Uebel zu befreien, welches sonst ihren Untergang herbeiführen müsse. Sehr hinderlich für Einfachheit und Tüchtigkeit des christlichen Lebens ist auch die falsche, kostspielige und oft sehr äffische Civilisation in modischer Kleidertracht. Indeß ist dagegen weiter keine Hülfe als in der Kraft des Wortes Gottes, so wie in ernster Vermahnung und strenger Zucht. Das wird denn auch ungescheut und unbeirrt angewandt.

Und so geht es doch vorwärts mit der Christianisirung des Kaffervolkes. Von allen Stationen aus wird auch die Außenpredigt fleißig geübt und auf allen Stationen sind Nationalgehilfen und Gemeinde-Aelteste thätig. Auch lernen die Gemeinden mehr und mehr ihre Verpflichtung zur Bezahlung von Beiträgen einsehen und derselben nachkommen.

Die Kaffermission ist seit 1867, seit der Inspectionsreise des Missions-Directors Dr. Wangemann, unter dem Superintendent Kropf, dem ältesten Missionar von Bethel, zu einem Synodalkreise zusammengefaßt worden.

Miss. Kropf war auch mehrere Jahre lang an der jüngst vollendeten Uebersetzung des Neuen Testamentes in hervorragender Weise thätig. Ein Kaffergesangbuch besitzen jene Gemeinden schon seit längerer Zeit; dasselbe ist neuerdings gründlich durchgesehen nnd verbessert worden.

Von den übrigen Stationen in Britisch Kafferland ist die nächst älteste Wartburg. In ihr ward 1855 das früher an jener Stelle gelegene Emmaus erneuert. Besonders spürbare Hülfe leistete später der Nationalgehilfe Stephan Schwen, derselbe, welcher diesen Sommer mit seinem Missionar Rein nach Deutschland gekommen ist, vorzugsweise um die zu sehen und um denen zu danken, welche das Evangelium nach Kafferland gesandt haben. Als zweiter Missionar ist dort Br. Johl thätig. Im Jahre 1863 wurde die neue schöne Kirche eingeweiht, zwei Drittel ihrer Kosten sind dort zu Lande aufgebracht worden. An Beiträgen kamen im letzten Jahre über 200 Thaler zusammen; die Seelenzahl der Gemeinde betrug über 170. Das geistliche Leben derselben ist im Ganzen befriedigend.

Nahe bei King-Williams-Town, der Hauptstadt des Landes, liegt die Station Petersberg, deren Ursprung in's Jahr 1857 fällt. Sie ist unter demjenigen Volksstamme der Xosa-Kaffern angelegt, unter welchem 1836 die Missionsthätigkeit der Berliner begonnen ward. In Folge der Kriege aber ist dieser Stamm von seinen früheren Sitzen am Tolagebirge in dies weiter südlich gelegene Hügelland durch die Engländer versetzt worden. Auch dieser Station, wie auch der Station Wartburg, ist von der Englischen Regierung ein beträchtlicher Landbesitz zuerkannt worden. In den ersten Jahren ging ein frischer Zug durch die Leute der Station; hernach erlahmte diese Frische spürbar. Zur Belebung derselben unternahm Missionar Liefeldt den Bau einer neuen größeren Kirche und sammelte dazu den größten Theil der Kosten unter den Schwarzen der Nation und den Weißen der Umgegend. Indeß erlebte er die Vollendung derselben nicht, und der erste Gottesdienst in der neu erbauten Kirche im März 1873 war die Leichenfeier ihres Erbauers. Die Seelenzahl der Gemeinde mag etwa 50 betragen. Inzwischen wird diese Station mit versehen durch Br. Anders, den Missionar der unfern davon gelegenen und auch von hier aus im Jahre 1864 gegründeten

Station Emdiseni. Der Häuptling Tois, ein Sohn jenes Gasela, auf dessen dringende Bitte Miss. Döhne nach Britisch Kafferland kam, besucht zwar die Kirche fleißig, denkt aber mit nichten an seine Bekehrung. Dennoch wächst die Station allmählich, der Bau einer neuen Kirche ward nöthig und die Gemeinde mag etwa 60 Seelen zählen.

Die jüngste Station führt den Namen Etembeni, d. h. „auf Hoffnung“; sie hat aber außer dem Namen mit der alten Station Itemba, d. h. Hoffnung, nichts zu schaffen. Das Volk, unter welchem Miss. Nauhaus 1868 dieselbe angelegt hat, wohnt in gebirgiger Gegend und lebt noch mehr in ursprünglichen kaffrischen Verhältnissen. Deßhalb herrschte aber unter den Leuten auch ein sehr unbändiges, unzüchtiges, rohes, heidnisches Wesen und Treiben. Eine wesentliche Hülfe erhielt die Station sehr bald durch starken Zuzug von Kafferchristen aus anderer Gegend; freilich zog nach einigen Jahren ein Theil derselben, weil sie sich nicht fügen wollten, wieder ab, wie dergleichen auch auf anderen Kafferstationen nichts Seltenes ist. Auf einem Außenplatze entstand eine sehr hoffnungsvolle Erweckung, und bald machten sich dort die Leute an den Bau eines passenden Versammlungshauses, während gerade jetzt auf der Hauptstation eine neue größere Kirche erbaut wird. Die Gemeinde zählt etwa 60 Seelen.

4. Conferenzkreis Natal.

Durch den vierten Kafferkrieg (1846 u. 1847) waren, wie oben erwähnt ist, sämmtliche Berliner Kaffer-Missionare von ihren Stationen vertrieben worden. Sie hielten nun in Bethanien mit den übrigen Brüdern eine Conferenz über ihre künftige Thätigkeit. Das Ergebniß war, daß drei von ihnen der Einladung des ihnen vom Kafferland her bekannten englischen Regierungs-Beamten Shepstone folgten, und zum Beginn einer Missionsthätigkeit der auf der Ostküste Südafrika's am Indischen Ocean gelegenen englischen Colonie Natal sich auf den Weg machten. Es mögen in dieser Colonie etwa 200,000 Kaffern wohnen, theils in geringerer Anzahl auf den Besitzungen der Weißen und als Dienstleute derselben, theils massenhaft und zu Tausenden in sogenannten Locationen, Landstrichen, die ihnen zu diesem Zweck von der englischen Regierung angewiesen worden sind. Die Zahl der weißen Colonisten wird kaum ein Zehntel so viel betragen.

Unter jenen dreien befand sich Döhne, der indeß bald, mit Genehmigung des Comité's, Prediger bei den Holländern in der Hauptstadt Pieter-Maritzburg ward. Die beiden andern waren Posselt und Güldenpfennig. Dicht an der Grenze einer Location bekamen sie ihre Wirkungsstätte angewiesen, und zwar hart unter dem Drakengebirge, welches Natal im Westen begränzt, und unfern der Quelle der kleinen Tugella, also unfern des nördlich gelegenen Reiches der Sulu-Kaffern. Der Station, welche sie dort angelegt haben, gaben sie den Namen Emmaus. Bereits nach einem Jahre zog Posselt zur Gründung einer andern Missions-Station an die Meeresküste. Als Ersatz für ihn traf Anfang 1850 Miss. Zunkel ein, derselbe, welcher bis zur Stunde Missionar von Emmaus ist. Bald gab es ein frisches Wehen des Geistes auf Emmaus, Fragen nach dem Wort Gottes und Forschen in demselben, auch Gründung einer strengen Zucht und Ordnung, und zwar letzteres auch auf Verlangen der christlichen Kaffern selber. Etwa zwei Jahre lang weilte einmal Miss. Posselt mit seinen Kaffern von der Küste auf der Station. Anregend wirkte der Bau einer neuen ansehnlichen Kirche,

die 1857 eingeweiht wurde. Zur Sicherung der Station trug dies bei, daß von der englischen Regierung 500 acres für den Missionar und 5000 acres für die Stationsleute geschenkt wurden. Dennoch lag das geistliche Leben etliche Jahre lang darnieder; besonders das Jahr 1864 nannte Miss. Zunkel das schwerste und sorgenvollste seines ganzen Lebens. Gleich nachher aber trat ein kräftiger neuer Aufschwung ein: ernste Buße etlicher Ausgeschlossenen, mehr Begehren nach der Taufe, zahlreicher Kirchenbesuch erquickten das Herz des Missionars; ja er konnte sogar einige Männer anstellen, welche entfernteren Kraalen das Evangelium nach ihren Kräften predigten. Auch fingen die Leute an, sich an das Geben von Beiträgen zu gewöhnen; zum Bau des neuen Berliner Missionshauses wurden 103 Thr. beigesteuert. Die Seelenzahl der Gemeinde wird etwas über 180 betragen.

Miss. Posselt hatte sich 1848 an die Küste von Natal begeben, war bei den dort in Neu-Deutschland angesiedelten Deutschen Pastor geworden und hatte sich zugleich ihrer Dienstkaffern und der übrigen Kaffern jener Gegend als Missionar angenommen und dazu eine Station gegründet, die er zum Andenken an seine verstorbene Frau Christianenburg nannte. Er konnte sich bald eines gesegneten Erfolges unter den Kaffern erfreuen und war auch bei den Deutschen sehr angesehen, so daß er, als er nach jenem durch die Verhältnisse nöthig gewordenen Aufenthalte in Emmaus wieder zurückkehrte, in feierlicher Procession unter Lieder und Freudenschüssen wieder eingeholt wurde. In der deutschen Gemeinde bildete sich 1857 ein Missionsverein, und das Missionsfest, welches Deutsche und Kaffern gemeinschaftlich feiern, und wobei sie meist dieselben Lieder zugleich deutsch und kaffrisch singen, ist alljährlich ein Glanzpunkt in dem Leben beider Gemeinden. Mannigfach hat Posselt seine Leute auf ihren Wunsch Gebetsversammlungen halten lassen; etliche Männer hat er als Wegbereiter mit der Predigt des Evangeliums auf Kraale senden können, wo auch er selbst ab und zu predigte. Zu Beiträgen sind die Leute seit einer Reihe von Jahren willig gewesen. Wie auf Emmaus, so machte auch auf Christianenburg das übermäßige Trinken von berauschendem Bier zuweilen viel Noth; doch wird auf beiden Plätzen durch die Gemeinde selbst ein ernsthafter Kampf gegen dies Unwesen geführt. Zahlreiche Taufen fanden in den letzten Jahren statt und der Mangel an Land wird immer drückender, weßhalb schon wieder Neukauf von Land bewilligt worden ist. Die Gemeinde mag jetzt 380 Seelen zählen. Miss. Posselt hat die Freude, daß sein ältester Sohn Johannes ihm als Schullehrer zur Seite steht.

Miss. Güldenpfennig, welcher sich durch Maßnahmen des Comité's verletzt fühlte, hatte im Anfang der fünfziger Jahre Emmaus und den Dienst der Berliner Mission verlassen, und war Prediger bei den holländischen Bauern geworden. 1857 ward er indeß auf seine Bitte wieder aufgenommen und erhielt zugleich Vollmacht, eine neue Station in der Natal-Colonie anzulegen. Er pflog auch deßhalb Verhandlungen, die aber nicht zum Ziele führten und machte dann zwei andere Versuche, die sich aber als nicht passend erwiesen. Krank und schwach kehrte er 1864 nach Deutschland heim und ist 1868 nach schmerzlichem Leiden zu Alt-Ruppin entschlafen.

Inzwischen hatte Miss. Nauhaus im Jahre 1860 an der Mündung

des Blaukranzflusses in die Tugella eine Station angelegt, auf welche der Name Stendal, wie Güldenpfennig seine letzte Station genannt hatte, übertragen wurde. Es sollte mit derselben hauptsächlich der Stamm des Häuptlings Nodade bedacht werden. Dieser saß jedoch in einiger Entfernung auf einem Felsenberge und zeigte sich stets sehr feindselig und hindernd. Als Miss. Nauhaus im Jahr 1864 nach Britisch Kafferland versetzt wurde, hatte er noch keinen Heiden taufen können. Auch unter seinem Nachfolger Schumann ging es sehr kümmerlich; ein in der Nähe gestifteter Predigtplatz brachte ebenfalls keine Frucht. Nun ward versucht, durch den von Christianenburg hieher gesandten Nationalgehilfen Dalana etwas geistliche Regung und Bewegung unter die Leute zu bringen. Indeß ward auch hierdurch ein paar Jahre lang kein Erfolg erzielt. Endlich am Schluß des vorigen Jahres kam zu dem 1866 getauften Erstlinge ein Häufchen neuer Leute hinzu, so daß sich auf Stendal ein Gemeinlein von 25 Seelen findet.

Die vierte Station in Natal führt den Namen Emangweni. Sie ist durch Miss. Reizel im Jahre 1863 von Stendal aus gegründet worden, und zwar am Fuße des Drakengebirges in einem schönen Kesselthale unter dem Stamm des Häuptlings Putini. Die Erstlinge wurden erst 1868 getauft und von nun an ging es langsam aber stetig vorwärts. Die Regierung hat 500 acres geschenkt, aus dem auf einem Theile dieses Feldes gebauten Waizen wurden 1872 etwa 160 Thlr. Reinertrag erzielt. Die Gemeinde zählte 1872 bereits 36 Seelen, als der benachbarte Häuptling Langalibalele gegen die Engländer einen Aufstand machte, in welchen auch Putini's Volk mit verflochten war. Nach Niederschlagung jenes Aufstandes soll nun auch Putini's Volk nicht mehr als ein eigener Stamm bestehen dürfen: aller Landbesitz und alles Vieh ist den Leuten abgenommen, und sie selbst sind auseinander getrieben worden. In der nächsten Gegend finden sich nur noch etwa 100 Leute, darunter 29 Getaufte. Zunächst ist Miss. Reizel noch am Platz, um abzuwarten, wie das Schicksal der Station sich weiter gestalten wird und ob sich vielleicht wieder Leute in jener Gegend sammeln werden und sammeln dürfen.

Vorübergehend gehörte auch in Natal ein Wartburg zu der Zahl der dortigen Berliner Stationen. Dasselbe lag in der Nähe der Hafenstadt Durban und war der Wohnplatz des Miss. Döhne. Dieser war 1862, nachdem er eine Reihe von Jahren im Dienste der Nordamerikanischen Mission in Natal gestanden hatte, wieder in die Dienste der Berliner Mission eingetreten, besonders mit der Aufgabe, die Bibel, und zwar zunächst das Neue Testament, in die Sulukaffersprache, in welcher er Meister ist, zu übersetzen. Bei der Inspectionsreise des Miss.-Dir. Dr. Wangemann ward ihm 1867 noch dazu die Aufgabe gestellt, den Kaffern, welche in der Nähe seines Platzes auf etwa 20 kleinen Kraalen zerstreut wohnen, mit der Predigt des Evangeliums nachzugehen. Er ließ dies durch einen Eingeborenen besorgen, die Sache hörte aber bald wieder auf. Auch mit der Bibel-Uebersetzung ging es nur langsam vorwärts und so ward die Verbindung zwischen ihm und der Berliner Mission 1870 wieder aufgelöst.

Die beiden jüngsten Stationen in der Colonie Natal stammen aus dem

Monat Juni 1868 und ihre Gründung liegt nur wenige Tage auseinander. Auf dem Wege von Natal nach der nördlich von dem Oranje-Freistaat gelegenen Südafrikanischen oder Transvaal-Republik liegt das eben erst entstehende Oertchen New-Castle. Eben um dieses Grundes willen, also um dadurch ein Verbindungsglied zwischen den Natal'schen und den Transvaal'schen Stationen zu erlangen, erschien es wünschenswerth, in New-Castle oder doch in der Nähe davon eine eigene Station zu besitzen. So ward denn durch Miss. Prozesky die Station angelegt, welcher bald nachher der Name Königsberg gegeben wurde, ihrem ostpreußischen Wohlthäter zu Ehren, welcher mehrere tausend Thaler zum Ankauf des Stationslandes geschenkt hat. Von New-Castle, wo der Missionar auch predigt, mag sie etwa drei Stunden entfernt sein. Sie liegt auf halbem Wege zwischen Durban und Botschabelo sehr einsam und von den Weißen abgeschieden unter einem bedeutenden Kafferstamme. Irgend nennenswerthes Verlangen nach Gottes Wort ist bei denselben freilich nicht vorhanden; im Gegentheil das alte wüste Heidenthum ist durch Stammeszwist nur noch mehr zur Entfaltung gekommen. Doch fanden sich am Ende des Jahres 1873 elf Getaufte.

Nur wenige Tage später ward durch Miss. Glöckner die Station Hofenthal gegründet, in naher Nachbarschaft von Emmaus, von wo aus der Stamm Sikali's bisher so gut es ging mit dem Evangelio bedient worden war. Die Station liegt in einer großen Schlucht, von drei Seiten durch hohe Berge eingeschlossen, und nur von einer Seite offen, mit der Aussicht auf die ganze Kette des Drakengebirges. Die Kaffern waren wohl meist freundlich, aber zu einer Bekehrung wollte es lange Zeit nicht kommen. Jetzt besteht die kleine Gemeinde aus 19 Seelen. Bei den anwohnenden Bauern ist Miss. Glöckner besonders wohl gelitten; dieselben halfen auch bei der Gründung mit Beiträgen von Vieh und Geld; so oft es ihm möglich ist, predigt er ihnen in der unfern gelegenen Mariannenkirche.

Der Vorsteher der Natal-Conferenz ist der Senior der dortigen Brüder, Miss. Posselt in Christianenburg.

Eben jetzt ist es im Werke, auf dem Dorfe Harry Smith im Nordosten des Oranje-Freistaats, welches die Verbindung zwischen diesem, der Transvaal-Republik und Natal bildet und wo fort und fort zahlreicher Durchzug und Aufenthalt von allerlei Afrikanern sich findet, eine neue Station anzulegen.

5. Synodal-Kreis Transvaal.

Auf diesen vier Gebieten (Oranje-Freistaat, Cap-Colonie, Britisch Kafferland, Natal) waren zu Anfang der fünfziger Jahre Berliner Missionare thätig. Und zwar fanden sich dort die Stationen derselben noch bei weitem nicht in der Zahl und Entwicklung, zu der sie gegenwärtig gelangt sind. Dennoch dachte man damals ernstlich daran, noch ein neues Missionsgebiet zu betreten.

Zuerst ward an die Insel Mauritius gedacht. Bis kurz vorher hatte nämlich auch Ostindien, freilich nur kurze Zeit (1843—1848) und ohne

Erfolg, zu den Gebieten der Berliner Mission gehört, und auf Mauritius gibt es viele Kuli's, d. h. ostindische Arbeiter. Indeß weder dieses noch eins der andern Missionsgebiete, die noch in Vorschlag kamen, ward in Angriff genommen. Nur aus der Mission unter den Swasi-Kaffern, die nördlich von den Sulu-Kaffern wohnen, schien etwas werden zu können; aber die zur Erkundigung dorthin gesandten Missionare mußten froh sein, als sie lebendig und unversehrt aus den Händen des grausamen Königs Swasi wieder herauskamen.

So geschah es denn, daß die Berliner Mission nun endlich zu der Völkerschaft kam, der sie gleich am ersten Anfang die Predigt des Evangeliums hatte bringen wollen, nämlich zu den Betschuanen, oder wie sie sich in den Ländern nannten, die nun das neue Gebiet der Berliner Mission wurden, zu den Bassuto. Es hat dies Volk seine Wohnsitze im Norden und Nordosten der Transvaal-Republik. Dort lebt es in gebirgigen Gegenden zum Theil in einer gewissen Abhängigkeit von jenem Bauernstaate, zum Theil in voller Freiheit und in ungebrochenen väterlichen Sitten unter größeren und kleineren Häuptlingen. Es ist den Kaffern stammverwandt, hat aber ein weicheres und dem Evangelio viel mehr zugängliches Wesen.

Die erste Station, welche von Leydenburg, dem Hauptorte des östlichen Theils der Transvaal-Republik aus, mit Bewilligung, ja unter Förderung der dortigen Behörden von den Missionaren Merensky und Grützner angelegt wurde, erhielt den Namen Gerlachshoop. Es geschah dies zum dankbaren Andenken an den General v. Gerlach, den Vice-Präsidenten der Gesellschaft, der mit großer Bestimmtheit auf diese Gegend als auf das neue Missionsgebiet hingewiesen hatte. Mitte 1860 ward die Station bezogen und bereits Weihnachten 1861 ward der Erstling des Volkes getauft und dann ein Häufchen nach dem andern, selbst aus der Familie des Häuptlings Maleo etliche, trotz der offenen und thätlichen Feindseligkeiten desselben. Da traf diesen und sein Volk ein entsetzliches Schicksal: er ward von einem Heere der Swasi-Kaffern überfallen, besiegt und mit mehr als zwei Drittheilen seiner Leute erschlagen. Erfreulich war der Eifer, welchen darnach die übriggebliebenen Leute für das Wort Gottes Wort bewiesen. Leider aber jagte Ueberfall, Plünderung und Mord benachbarter feindseliger Häuptlinge das so sehr zusammengeschmolzene Häuflein wieder nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Bereits aber war Gerlachshoop nicht mehr die einzige Station in jenen Ländern. Sekoati, der hochbejahrte Oberhäuptling der Bassuto, hatte den Missionaren den Zutritt in seinem Lande gestattet, und so war 1861 die Station Khalatlolu durch Merensky und Nachtigal angelegt worden. Sie trafen dort einen in Britisch Kafferland Getauften und außerdem noch drei kräftig erweckte Leute an. Ihre Predigt fand großen Anklang: Hunderte stellten sich verlangend dazu ein, und bald gelangte eine namhafte Anzahl derselben zur Taufe.

Der alte König Sekoati war kurz nach dem Einzuge der Brüder gestorben, und statt seiner saß nun Sekukuni auf dem Throne. Er zeigte sich bald als einen kräftigen Herrscher, hatte auch unverkennbar ab und zu seltsame Eindrücke von dem verkündigten Evangelium, aber es dauerte immer nicht

lange, so ward solches durch Wollust, Trunksucht, Hochmuth und durch die bösen Rathgeber wieder ausgetilgt. Ganz besonders brachte es ihn auf, daß sein Bruder Dinkoanyane sich taufen ließ, von dem er nun erst recht Gefahr für seine Herrschaft fürchtete.

Dessenungeachtet kam noch in dieser Zeit die Gründung zweier neuen Stationen zu Stande. 1863 ward durch Miss. Endemann Phata Metsane angelegt, wo trotz der Mißhandlung der Kirchgänger sich eine kleine Gemeinde sammelte.

Und 1864 gründete Miss. Merensky die wichtige Station Gha Ratau wichtig dadurch, weil sie, wenn auch nicht unmittelbar auf oder an dem Königsberge, doch in der Nähe desselben errichtet ward. Die Christen von dort und aus der Umgegend machten gleich eine Gemeinde von 40 Seelen aus, und eine ebenso große Zahl fand sich sehr bald zum Taufunterricht ein.

Nun brach aber auch sofort die erste Verfolgung über sie aus. Die Männer mußten mehrere Tage und Nächte nackt in Kälte und Hunger dasitzen, und die Frauen wurden in ein kaltes Wasserloch getrieben. Zwei hervorragende Männer unter den Gläubigen wurden mit Latten auf's grausamste blutig geschlagen. Aber unter all' dieser Plagen ward keiner abfällig als nur einer, der erst kurze Zeit am Taufunterricht Theil genommen hatte. Und bald stieg die Zahl der Taufcandidaten auf 149.

Da aber, nach einer kurzen Ruhezeit, ward durch die Taufe der Tlakale, der großen Frau Sekukunis, die zweite, viel schrecklichere Verfolgung hervorgerufen. Sekukuni ließ den Christen all' ihr Vieh und Korn wegnehmen und das Wasserholen verbieten. Aber keiner verleugnete. Wenige Tage nachher wurden sie auf Befehl Sekukuni's so grausam zerhauen, daß etliche für todt am Boden lagen. Wie sie später bezeugten, so haben sie unter diesen Martern gebetet und sich das Bild des gegeißelten und gekreuzigten Heilands vorgestellt, und also haben sie Kraft und Muth erlangt. Wer noch fliehen konnte, floh in die Wälder und Felsklüfte. Aber ein anhaltender, heftiger Regen machte den Aufenthalt fast unerträglich, zumal da es an Speise mangelte. Die Vorstellungen und Bitten der Missionare waren völlig erfolglos; ja bald erschien ein tobender Haufen in Gha Ratau, um Merensky zu reizen und dann um's Leben zu bringen. Endlich sank das Wasser in den beiden hoch angeschwollenen Grenzflüssen des Landes ein wenig und die Flucht gelang. Die Zahl der Flüchtlinge betrug einige achtzig und etwa 30 Kinder. Das war gegen Ende des Jahres 1864.

In Khalatlolu blieb der öffentliche Gottesdienst verboten: so suchten sie in kleinen Häuflein und bei dunkler Nacht ihre Erbauung. Darüber verging das Jahr 1865, Anfang 1866 aber wurden innerhalb einiger Tage alle Missionare von Gha Ratau, Khalatlolu und Phata Metsane auf Befehl Sekukuni's vertrieben.

So schien die Mission unter dem Bapedi (so heißt jener Stamm der Bassuto) ein Ende zu haben; sie nahm aber sofort einen neuen frischen Anfang.

Es gelang dem Miss. Merensky, für seine Flüchtlinge einen zur Ansiedlung sehr passenden Platz zu finden und zu kaufen. Er nannte denselben

Botschabelo d. h. Zuflucht. Freilich der Anfang war schwer: unter Mangel und Mühsal und in beständiger Furcht vor Ueberfällen durch Sekukuni oder den tyrannischen Matabelen-Häuptling Mapoch. So waren sie denn wacker auf ihrer Hut und bauten auch eine feste Schanze; für die zuverlässigste feste Burg freilich galt ihnen ihr Gott und Herr. Häuptling der Bapedi war Johannes Dinkyanyane, Häuptling der aus Gerlachshoop hieher geflüchteten Bakopa war Josua Ramopudu, ein Sohn Maléo's. Liebe zu Gottes Wort und also auch Zucht und Ordnung regieren unter den Leuten; zur Beihülfe für das Missionswerk entrichten sie den Zehnten. Fort und fort wuchs die Bevölkerung durch Zuzug aus Sekukunis Lande: nach 4 Jahren betrug die Zahl der Einwohner 867, die Zahl der Gemeindeglieder 433. Schon machten sich auch etliche auf, das Wort vom Kreuz in entlegenere Gegenden zu tragen. Und fort und fort wuchs die Station innerlich und äußerlich: Ende 1872 hatte dieselbe über 1300 Einwohner, wovon über 1000 Christen waren. Eine neue große Schule war gebaut und ebenso die dritte Kirche, beides die stattlichsten Gebäude in Transvaal. Da kam eine Sichtung über Botschabelo. Dikoanyane, sonst dem Miss. Merensky so kindlich zugethan, ja unterthan, verfiel durch Einflüsterungen auf Herrschergelüste und zog gegen Ende des Jahres 1873 von Botschabelo ab, weil er dort allerdings ein so unbeschränkter Herrscher nicht sein konnte, wie er begehrte. Mit ihm zogen etwa 280 Leute, Christen und Heiden. Sie wünschten einen eigenen Missionar zu haben; statt dessen ist ihnen aufgegeben, sich in bußfertigem Sinn entweder nach Botschabelo zurückzubegeben, oder bei dem Missionar von Leydenburg, in dessen Nähe sie jetzt wohnen, um Aufnahme zu bitten. Ein Theil, gewiß der bessere, hat dies auch bereits gethan. Und da in demselben Jahre zahlreiche Taufen geschehen konnten, so belief sich die Zahl der Christen am Ende 1873 trotz jenes Auszuges doch beinahe auf 1000 Seelen.

Somit ist Botschabelo die bedeutendste aller Berliner Stationen. Dasselbe ist auch der Sitz des Superintendenten für Transvaal; als solcher ist nämlich im Jahre 1867 Miss. Merensky von dem Miss.-Director Dr. Wangemann eingesetzt worden.

Wie bereits erzählt ist, mußte Anfang 1866 auch Khalotlolu aufgegeben werden. Miss. Nachtigal, welcher dort stand, wandte sich zunächst nach Leydenburg, und bald gestaltete sich die Sache so, daß er an diesem Orte eine eigene Station aufrichten konnte. Es fanden sich nämlich hier viele Eingeborene als Arbeitsleute, ferner war eine ganze Anzahl Christen aus Khalotlolu mit ihrem Missionar ausgeflüchtet und endlich ließ sich von hier aus die Verbindung mit den Leuten in Sekukunis Lande, die das Evangelium noch lieb haben, um so besser unterhalten, als theils dasselbe von hier aus nicht allzu entfernt lag, theils auch Sekukuni gerade zu Miss. Nachtigal eine besondere Zuneigung hatte. Nachtigal sowohl wie auch der wackere Nationalgehilfe Jonas Pudumo und etliche andere Gläubige haben in den folgenden Jahren mehrfach Land und Leute Sekukuni's mit Mahnung und Trost des Evangeliums besucht; auch Dir. Wangemann war während seiner Visitationsreise dort, ihm selbst und jenen Leuten zu tröstlicher Erquickung und schmerzlicher Rückerinnerung.

Die Gemeinde zu Leydenburg ist so gewachsen, daß sie Ende 1873 über 150 Glieder zählte. Dieselbe befindet sich indeß jetzt, da dieß manche Unzuträglichkeiten mit sich führte, nicht mehr in Leydenburg selbst, sondern unweit davon auf einem eigens dazu erkauften Platze.

Noch im Jahre 1866, etwa ein halb Jahr nach der Besetzung von Leydenburg, ward auch in der Hauptstadt des Landes von Transvaal, in Pretoria, eine Station eröffnet. Die Sache des Evangeliums kam dort gleich von vorn herein in frischen Gang. 1869 ward die neu erbaute Lazarus-Kapelle eingeweiht. Joseph Kocho-n-etsó, der Schulgehilfe, nahm sich der Kinder mit Liebe und Treue an. Ein eigener Platz ist auch für diese Station angekauft und bereits von vielen Familien der Eingeborenen bezogen worden. Die Gemeinde, welche etwa 200 Seelen zählt, hat sich in der Steuer von Beiträgen stets sehr willig bewiesen. Miss. Grünberger ist jetzt dort stationirt.

Etwa 3 Stunden Reitens ostnordöstlich von Pretoria liegt die mit der eben genannten Station, von der sie früher ein Außenplatz war, eng zusammengehörige Station Wallmannsthal. Deshalb nennen wir sie bereits jetzt an dieser Stelle, obgleich sie erst im Jahre 1869 eine selbständige Station wurde. Sie entwickelte sich ganz ungemein schnell, und die Leute fügten sich willig in die auf Botschabelo erprobten Ordnungen. Der Häuptling des Platzes, Jan Kekane, war bereits getauft und gab seinen Leuten mehrere Jahre lang ein gutes Vorbild. Nach und nach aber ward er widerspenstig, ja boshaft feindselig gegen den Missionar Knothe. Das Endergebniß davon war, daß er genöthigt ward, mit seinem Anhange die Station zu verlassen. Dagegen aber haben sich ein paar andere kleine Häuptlinge auf dem Stationsgrunde angesiedelt. Die Gemeinde zählt etwa 70 Seelen.

Etwa ein Jahr früher, 1868, war eine Station 8 Meilen nordwestlich von Pretoria durch Miss. Sachse angelegt worden, Tschuanêng, d. h. am (Flusse) Tschuane. Sehr schwierig war es in diesem Falle, daß die Eingeborenen dort auf Grund und Boden saßen, der nicht ihnen, sondern einer Genossenschaft von Bauern zugehörte. Schwierigkeit machte ferner das Vorhandensein eines stellvertretenden sehr rohen Häuptlings und eines noch minderjährigen eigentlichen Häuptlings. Dennoch konnten bereits 1870 die ersten 5 Männer getauft werden. Zwei Jahre später regte sich auch unten den bis dahin so feindseligen Frauen ein lebendiges Heilsverlangen. Maubane, der junge Häuptling, schwankte hin und her. 1873 mochte das Volk die Bedrückungen der Bauern nicht länger ertragen und verließ seine bisherigen Wohnsitze. Etwa 15—20 Meilen nordöstlich hatten sie sich ein eigenes Land durch Kauf erworben. Der größeren Selbständigkeit wegen kaufte Missionar Sachse dicht daneben einen halben Bauernplatz und nannte denselben einstweilen nach seiner Vaterstadt Neu-Halle. Die Gemeinde ist jetzt bis auf 36 Glieder gewachsen.

Endlich ist nun in einem dritten viel südlicher gelegenen Hauptort des Landes eine Berliner Missionsstation gegründet worden, nämlich in Potschefstroom. Miss. Moschütz, früher im District Sautpansberg bei Lekalekale stationirt, war von einer äußerst schweren Krankheit wie durch ein Wunder



genesen und hatte sich zu einer Wiederherstellung nach Potschefstroom begeben. Nun war aber unlängst von dort eine Gesandtschaft von Eingeborenen nach Pretoria gekommen, um sich einen Berliner Missionar auszubitten. Dem Br. Moschütz sagte das Klima in Potschefstroom sehr zu, und da er auch selbst ein Herz zu der Sache hatte, so begann er dort eine Missionsthätigkeit im Jahre 1872. Die dort bereits vorhandenen Christen aus den Eingeborenen waren von den Wesleyanern getauft; leider fand sich unter ihnen viel Parteitreiben und Ungebundenheit, bei ihnen und den Heiden außerdem viel Stumpfheit und Hoffahrt. Doch hat er im Jahre 1873 9 Erwachsene und 14 Kinder taufen können.

Diese 6 Stationen sind jetzt der Bestand der Berliner Mission in jenem südlichen Theile der Transvaal-Republik. In enger Verbindnng mit diesem steht aber dasjenige Berliner Missionsgebiet, welches in dem nordöstlichen Theile des Transvaal noch in frischer Entwicklung begriffen ist.

In jenen Gegenden ist die Ansiedlung der Bauern noch ziemlich vereinzelt; desto dichter nnd in ihrer Eigenthümlichkeit unversehrter wohnen dort in großartigen Gebirgslandschaften za reiche Stämme der Bassuto, zwischen denen hie und da auch Matebelen-(Kaffer-)Stämme eingesprengt sich vorfinden.

Aus der Colonie heimkehrende Matebelen des mächtigen Oberhäuptlings Mankopane (oder Mapela) hatten im Jahre 1864 in Gerlachshoop erzählt, daß ihr König sehnlichst nach einem Lehrer verlange. Bald nachher waren Berliner Missionare auf dem Wege zu demselbeu und bekamen von ihm auch günstigen Bescheid. Als sie aber aber nur wenige Monate später, nachdem Gerlachshoop hatte anfgegeben werden müssen, wiederkamen, um nun dauernd zu bleiben, war inzwischen ein Nationalgehülfe der Pariser, die unter den Süd-Bassuto des Königs Moschesch arbeiten, angelangt und hatte für seine Missionare Besitz ergriffen von dem Volk Mapela's. Dieser hatte sich nämlich auch an Moschesch gewandt, welchen alle Bassuto-Fürsten als ihren Oberkönig ehrten. Mapela wünschte nun ein Zusammenarbeiten der Pariser und Berliner; da aber beide darauf nicht eingehen wollten, so entschied er sich für die Pariser, um nur den gefeierten und gefürchteten Moschesch nicht zu beleidigen. Betrübt zogen die Brüder von dannen. Aber schon öffnete Gott der Herr ihnen eine andere Thür. Der Bassuto-Häuptling Mangoati oder Matlale erklärte sich auf eine Anfrage willig, einen Missionar aufzunehmen.

So gründete Miss. Grützner die Station Gha (d. h. bei) Matlale, Pfingsten 1865. Wilde Felsenberge ringsum; viel Volk, aber wenig, die zur Predigt kamen. Den Erstling aus dem Volk taufte Dr. Wangemann Himmelfahrt 1867. Doch mehr und mehr hob sich das Interesse an Gottes Wort. Der Stamm der Erstgetauften hielt sich frisch und fest, und das war ein Segen für alle später Getauften, unter denen ein ernstes Wesen herrschte. Als Miss. Grützner, welchen Dir. Dr. Wangemanu zum Vice-Superintendenten eingesetzt hatte, in der zweiten Hälfte 1873 seine Station verließ, um nach Botschabelo zu ziehen und Stellvertreter des Superintendenten Merensky während dessen Reise nach Deutschland zu werden, betrug die Zahl der Gemeindeglieder 48.

Miss. Moschütz, welcher damals nach Ostern 1865 mit Grützner zu

Mankopane zog, wäre bald nachher beinahe doch noch von demselben als Missionar angenommen worden, indem dieser der pariser Nationalgehilfen müde war und überdies die Pariser nach Berlin geschrieben hatten, daß sie jenes Missionsgebiet aufzunehmen nicht die Absicht hätten. Aber ein Sieg des Moschesch über ein Heer der Bauern des Oranje-Freistaats machte den Mankopane sofort anderes Sinnes.

Dafür legte der Miss. Moschütz eine Station an in der Nähe des Dorfes Makapânspoort für den Stamm des Häuptlings Lekalekale, daher genannt Gha Lekalekale, und zwar in demselben Jahre 1865, im Dezember.

Der Häuptling benahm sich aber durchaus widerwillig und verbot jeden Verkehr mit den Missionaren. Nur ein strenges Einreden des Präsidenten Pretorius änderte die Sache etwas. Ein Kriegszug der Bauern 1867, der sich wider die ursprüngliche Absicht gegen Lekalekale wandte, war sehr hinderlich. Nachher ward die Feindseligkeit des inzwischen großjährig gewordenen Häuptlings Mokopane noch größer. Dazu kam ferner die schwere, von jedermann für todtbringend gehaltene Krankheit des Miss. Moschütz. Sein Nachfolger Miss. Regler hat dort einen sauren Dienst. Die Zahl der Getauften, die schon einmal 21 betrug, ist durch Verziehen derselben und da neue Leute nicht hinzukamen, auf 6 gesunken. Es steht in Frage, ob nicht die Station aufgegeben werden muß.

Endlich, nach langem Warten, konnte denn auch eine Station bei Mankopane errichtet werden, und zwar ebenfalls von Gha Matlale aus, durch Br. Kühl, der dieselbe Thutloane genannt hat. Es war im März 1867, als er dort anzog. Er erwarb sich das Vertrauen der Leute bald in hohem Grade. Seine 4 Erstlinge taufte er im Februar 1868, und es hat sich von da ab die Gemeinde stets gemehrt in innerlichem und äußerlichem Wachsthum und zwar trotz der oft sehr bedrohlichen Hinterlist und Feindschaft Mapela's. Als Miss. Kühl im Oktober 1873 zur Stellvertretung des Br. Grützner nach Gha Matlale abreiste, konnte er dem Miss. Schubert ein Gemeindlein von 19 treuen Leuten übergeben.

Mapela hatte damals, als er Br. Kühl bei sich aufnahm, noch zwei Plätze in seinem Lande zu Stationen angewiesen. Der eine war Malokûng. Miss. Endemann bezog denselben ebenfalls im März 1867. Die Bevölkerung besteht zumeist aus Matebelen, die roher sind als die Bassuto. Der Krieg von 1867 und 1868 vertrieb wie die Br. Moschütz und Kühl, so auch den Br. Endemann. Erst im November 1868 konnte er zurückkehren, zu neuem Herzeleid. Mit gebrochenener Kraft schied er im Jahre 1870, und begab sich zunächst nach Botschabelo, um dort nach Kräften in der Schule und für sprachliche Arbeiten thätig zu sein. Miss. Köhler, bisher schon eine Zeit lang sein Gehilfe, übernahm die Station. Er hat in Geduld die harte und fast erfolglose Arbeit fortgesetzt und schließlich doch ein wenig Erfolg gesehen. Ende 1873 betrug die Zahl der Gemeinde freilich erst 8 Seelen. Die Aufhebung auch dieser Station ist schon in Frage gekommen.

Die Verbindung zwischen diesen in Mankopane's Gebiet und den südlicher gelegenen Stationen ward hergestellt durch die Station Modimul'le (oder

auch Waterberg genannt), welche Miss. Koboldt Mitte 1867 anlegte. Die Station liegt nahe dem Gebiete des Häuptlings Bapo, dessen Leute dieselbe passiren müssen, wenn sie auf Arbeit nach dem Dorfe Waterberg gehen. So wandern auch Leute von Mankopane und Matlale fortwährend hier durch. Nach und nach siedelten sich auch Leute auf dem bedeutenden, der Missions-Gesellschaft gehörigen Stationslande an. Anfang 1870 wurden die ersten getauft. Von da ab ging es mit den Taufen rüstig vorwärts. Michaelis 1873 waren es bereits 57 Gemeindeglieder. Miss. Koboldt dachte eben an den Bau eines größeren Kirchleins: da ward er plötzlich durch eine kurze heftige Krankheit vom Herrn hinweggenommen. Br. Beyer von Blauberg trat zunächst an seine Stelle.

Die Station Blauberg war damals, als sie März 1868 von Miss. Beyer gegründet ward, die nördlichste aller Berliner Stationen, die zugleich von den übrigen Stationen jener Gegend weit entlegen war, ein vorgeschobener Posten. Es ist dort wildes Bergland, in welchem die Raubthiere noch eine gefährliche Plage sind. Die 2 Erstlinge der Station, die jedoch nicht von dem dortigen Volke stammten, sind am Ende des Jahres 1868 getauft worden. Die Feindschaft des Häuptlings und der Heiden ward je länger desto ärger. Dennoch hatte Beyer die Freude, seinem Nachfolger, Miss. Stech, ein Häuflein von 12 Seelen übergeben zu können.

Als eine Verbindungsstation zwischen diesem entlegenen Blauberg und zwischen Gha Matlale ward 1870 von Miss. Trümpelmann die Station Makchabêng angelegt, zuerst auf dem Gebirge, sodann an einer bequemeren Stelle am Fuße des Gebirges, unter großen Schwierigkeiten. Als 1871 Missionar Trümpelmann nach Adamshoop berufen ward, übernahm Miss. Baumbach den Platz. Der Häuptling ist wie die meisten Häuptlinge äußerlich freundlich, in der That aber feindlich. Ein paar auswärts getaufte Leute sind jetzt mit auf dem Platze, auch ist eine Anzahl solcher vorhanden, welche die Taufe begehren; bis jetzt hat aber Br. Baumbach noch nicht gewagt, sie einem derselben zu Theil werden zu lassen.

Einen bedeutenden Vorstoß nach Nordwesten (20—30 Meilen von Blauberg) that die Berliner Mission durch den Beginn der Arbeit bei dem Häuptling Tschwâße. Schon im März 1872 hatten die Missionare Beyer und Baumbach eine Untersuchungsreise dahin gemacht und Tschwâße war willig gewesen, Missionare bei sich aufzunehmen. Noch im Laufe dieses Jahres kam die Sache wider Vermuthen zur Ausführung. Es mußte nämlich die Mission, welche die Br. Beuster und Stech bei dem Häuptling Mutle in Angriff genommen hatten, durch einen gemessenen Befehl von dessen Oberhäuptling Sekukuni wieder abgebrochen werden. Kurz entschlossen wandten sich die Brüder nun zu Tschwâße. Am 10. November 1872 geschah dort die erste Verkündigung des Evangeliums. Es ist hiermit ein neues Gebiet betreten: Sprache und Volksstamm der Batßoetla weichen entschieden ab von den Bassuto. Die Gegend ist herrlich: ein prächtiges Bergland, reichbewässert, in den Thälern tropische Vegetation, Palmen, Riesenfarren, Bananen u. dergl. Der Anfang der Brüder war sehr schwer: unter strömenden Regengüssen und immer wiederkehrenden Fieberschauern haben sie Unsägliches zu leiden gehabt. Etliche

in Natal Getaufte sind in jenem Lande zerstreut. Das Volk ist freundlich, aber eine besondere Neigung zum Evangelium hat sich noch nicht gezeigt.

Dennoch ist durch den nachrückenden Bruder Schwellnus bereits im Anfang 1873 eine zweite Station angelegt worden und zwar bei dem Unterhäuptling Matsibandele. Tschwäße's Frau war aber so eifersüchtig auf diese ihrem Unterhäuptling widerfahrene Ehre, daß sie den Nationalgehilfen Joseph, welcher hierbei besonders thätig war, tödten lassen wollte. Durch Rücksprache mit Tschwäße ward aber diese Gefahr abgewandt.

Es sind also bis jetzt 8 Berliner Stationen, welche in jenem nördlicher gelegenen Gebiete von Transvaal gegründet sind. Alle halbe Jahre haben die Brüder derselben unter sich eine Conferenz, während sie alle Jahre mit den Brüdern der südlicher gelegenen Stationen zusammen eine Conferenz halten.

Auch von allen diesen nördlichen Stationen aus wird die Predigt auf Außenplätzen fleißig geübt.

Mit diesem nördlicheren Gebiete ist nun schon das Land der gefährlichen Fieber, wenigstens seiner Grenze nach, beschritten worden. Ab und zu haben Brüder unter Fieberanfällen mehr oder weniger schwer gelitten. Zwei derselben sind dem Fieber bereits zum Opfer gefallen: der schon genannte Koboldt, bei dessen Tode das Fieber wenigstens mitgewirkt zu haben scheint, und schon vor demselben, im April 1872, der kaum erst ausgesandte Bruder Leesch in freiem Wildfelde auf einer Untersuchungsreise in der Gegend zwischen dem Limpopofluß und der Delagoabay.

An literarischen Hilfsmitteln besitzt jenes Missionsgebiet ein Suto-Lesebuch in 3 Abtheilungen, in welchem bereits eine bedeutende Anzahl biblischer Stücke sich übersetzt finden; ferner den kleinen Lutherischen Katechismus, eine Auswahl von Kernliedern in dem Versmaaß des Originals, und eine Auswahl von Psalmen. (Die Bassuto lieben das Psalmodiren mehr als das Singen unserer Melodieen, was ihnen zu streng geschlossen vorkommt.) In Aussicht steht jetzt der Druck einer ausführlichen Suto-Grammatik des Miss. Endemann, und zwar unter Beihülfe und Empfehlung der Berliner Universität.

Das Ländergebiet in Südafrika, über welches die Berliner Missionsstationen verstreut sind, ist zur Zeit so groß wie Deutschland, Frankreich und Spanien zusammen genommen. Dazu können in allen 5 Missionsprovinzen noch neue Stationen angelegt werden, vielleicht mit Ausnahme von dem Oranje-Freistaat; am dringendsten freilich ist das Bedürfniß dazu in Transvaal. Dort ist zur Verbindung der meist noch weit von einander getrennten Stationen noch viel zu thun. Und um deßwillen scheint es räthlich, für jetzt von noch weiterer Ausdehnung nach außen abzusehen, zumal da nach Norden hin durch die Fiebergegenden und die verderblichen Tsetse-Fliegen eine zunächst schwer zu durchbrechende Grenze gezogen worden ist.

Die Mission in Ovambòland.

Vom Missions-Inspector von Rohden in Barmen.

Mr. Galton war es, der bekannte englische Reisende, der im Jahre 1851 das Land und Volk der Ovambò entdeckte, und diesen Namen zuerst in die Karten des westlichen Südafrika einführte. Das Land liegt südwärts von den Ufern des Cunené, und der Cunené fließt ins atlantische Meer, wenn auch die Mündung mehrentheils durch eine riesige Sandbarre den Augen der Schiffer entzogen wird. Das Land ist schön, fruchtbar, angebaut mit Korn und Gartengewächsen, voll schöner Waldungen und wohlhabender Ortschaften, und von einem klugen und fleißigen Negervolk bewohnt. So ungefähr lautete die Summe der ersten Nachrichten. Galton hatte keinen andern Zugang zu den Ovambò gefunden, als von der Walfischbai aus, und mitten durch das Hereroland. Vielleicht hätte er auch von Norden her, von der portugiesischen Besitzung Mossamedes aus, den Cunené und das Ovambòland erreichen können. Wenigstens unterliegt es keinem Zweifel, daß die Portugiesen selbst schon seit längerer Zeit einen Verkehr mit den Negerstämmen am Cunné unterhalten, und gelegentlich auch wohl von dorther Sklaven gekauft haben. Mr. Galton aber hatte vom Capland aus seinen Entdeckungszug ins Werk gesetzt; denn am Cap fand er Landsleute und was ihm noch mehr werth war, an der Wallfischbai und im Hereroland fand er evangelische Missionare, die obwohl Deutsche, doch der englischen Sprache mächtig, ihn gastlich bei sich aufnahmen, ihm in jeder Weise zur Hand gingen und sein Unternehmen nach Kräften förderten. Der Engländer war unbefangen genug, um den wohlthätigen Einfluß, den die deutschen Missionare auf das heidnische Negervolk übten, richtig zu würdigen, und sein Begleiter, Anderson, ein Schwede, der als Jäger und Handelsmann im Lande bleiben wollte, urtheilte gleichfalls sehr richtig, daß der Aufenthalt und der Geschäftsbetrieb weißer Leute in diesem abgelegenen und herrenlosen Lande nicht wirksamer gesichert werden könnte, als durch Missionare, welche im Lande wohnen, und die ebenso scheuen als wilden und blutdürstigen Stämme allmählig an Sitte und Billigkeit gewöhnen würden.

So geschah es denn, daß die Entdecker des Ovambòlandes sich sofort an die ihnen bekannten (rheinischen) Missionare des Hererolandes wandten, um sie zur Niederlassung unter den Stämmen am Cunené aufzufordern. Sie machten geltend, daß ein seßhaftes, ackerbautreibendes, fleißig und wohlregiertes Volk der missionarischen Thätigkeit bessere Erfolge verspreche, als die herumschweifenden, auf öden Steppen wohnenden, nur von der Milch ihrer Heerden lebenden Herero. Sie priesen die Annehmlichkeit des Klimas, die Fruchtbarkeit des Landes, und hoben besonders hervor, daß die Ovambòhäuptlinge, so viele sie deshalb gefragt hätten, einstimmig wünschten, daß Lehrer in ihr Land kämen, und daß sie gerne ihre Kinder ihnen zum Unterricht anvertrauen würden.

Also machten sich die Missionare Hahn und Rath von der Rheinischen Missions-Gesellschaft im Jahre 1858 auf, um den Stand der Dinge im Ovambòland zu untersuchen. Wege führten natürlich nicht dahin, am wenigsten Wagenwege. Sie mußten sich mit ihren schweren Ochsenwagen mühselig

durch Sand und Dorngestrüpp winden, durch Sümpfe und über Steingeröll, über weite Steppen und durch engen Buschwald, bis sie nach etwa 6 Wochen an die Grenzen des Ovambòlandes kamen. Aber weiter als zur Residenz des südlichsten Häuptlings, Nangoro in Ondonga, kamen sie nicht. Sie merkten gleich, daß der Mann Böses gegen sie im Schilde führe. So sehr sie auch auf ihrer Hut waren, so kam es doch zu einem förmlichen Gefecht und Ueberfall. Nur schleunige Umkehr konnte sie retten. Glücklicherweise hatten die Ovambò noch keine Gewehre; ihre Speere und Assagaien trafen nicht weit, und die Flintenschüsse, mit welchen die Begleiter der Missionare die schwarzen Verfolger zurückschreckten, verfehlten ihre Wirkung nicht. Ja der König Nangoro selbst, ein übermäßig dicker und unschlachtiger Mensch, wurde von dem Knallen der Gewehre, von Angst, Zorn und Schrecken dermaßen aufgeregt, daß er plötzlich todt zu Boden fiel. Da hörte der Kampf vollends auf, und die Missionare konnten mit ihren Leuten unverfolgt heimziehn. (Siehe Bericht der Rhein. M.-G. 1858 Nr. 12 ff.)

Der plötzliche Tod des Königs Nangoro hatte großen Schrecken unter den Ovambò hervorgerufen. Allgemein hielt man die Missionare für mächtige Zauberer, oder wenigstens ihren Gott für einen furchtbaren Gott, den man nicht ungestraft beleidigen dürfe. Von dieser Stimmung zogen die weißen Jäger und Handelsleute, die bis an die Grenzen des Ovambòlandes zu streifen pflegten, den ersten Nutzen. Mr. Green, der die Missionare selber begleitet hatte und mit ihnen umgekehrt war, konnte bald darauf eine Niederlassung im Ovambòland versuchen. Anderson, Cain, Palgrave, Een, Grendon und wie die Irländer, Engländer, Schweden, Amerikaner weiter heißen, die in jenen Gegenden ein abenteuerndes Leben führen, machten ebenfalls von der günstigen Gelegenheit Gebrauch, eröffneten ihre Kramläden in den Residenzen der verschiedenen Häuptlinge, und nahmen große Quantitäten von Elfenbein, Straußfedern, von Korn, Vieh, Kupfererz als Zahlung mit fort.

Die Missionare zögerten lange, den Besuch bei den Ovambò zu wiederholen, wiewohl sie von dem Nachfolger des Königs Nangoro, und auch von anderen Häuptlingen durch wiederholte Botschaften dazu aufgefordert wurden. Auch von den verständigeren Weißen wurden sie mehrfach ermahnt, ins Ovambòland zu ziehen, um das rohe Volk etwas zu sittigen, und ihren eigenen gewinnsüchtigen Unternehmungen eine größere Sicherheit zu verschaffen. Erst im Jahre 1866 waren die vielen Nöthe und Schwierigkeiten, mit welchen die Herero-Missionare ununterbrochen zu kämpfen hatten, so weit bewältigt, daß Miss. Hahn es wagen konnte, seine Arbeitsstätte auf 4 bis 5 Monate zu verlassen, und abermals durch die wilde Wüstenei ins schöne Ovambòland und zu den grünenden Ufern des Cunené zu ziehen. (Siehe Bericht der Rhein. M.-G. 1868 Nr. 7 ff.)

Dies Mal gings ihm in der That sehr gut. Alle schwarzen Fürsten, die er besuchte, beeiferten sich, ihn ehrenvoll zu empfangen, beschenkten ihn vielfach mit Nahrungsmitteln, Bier, Korn, Bohnen, Schlachtvieh, ja gar mit Elfenbein, führten ihn hinein in die geheimnißvollen Windungen der Pallisadenreihen, die wie ein Irrgarten ihr Wohnhaus umgaben, um jeden Eindringling fernzuhalten, ließen ihn ihre fürstlichen Frauen und Kinder sehen, und erklär-

ten sich höchst einverstanden mit seiner Absicht, ihnen weiße Lehrer zu schicken, die das Wort Gottes unter ihnen predigen sollten. Natürlich wußten die Häuptlinge selbst nicht, was sie sich bestellten, indem sie Missionare in ihr Land riefen. Sie hatten nur ein unbestimmtes Gefühl davon, daß die Europäer, die durch ihr Land streiften und sich hier und da als Handelsleute niederließen, klügere und mächtigere Leute seien, als sie und ihre Schwarzen, und hofften, daß die Missionare oder weißen Lehrer ihnen möglichst schnell und leicht alle Kenntnisse und Geschicklichkeiten beibringen würden, um es den Europäern gleich zu thun. Außerdem aber erwarteten sie wohl, daß die Missionare ihnen ebensoviel schöne Geschenke machen würden, wie die Händler, Gewehre, Pferde, schöne Kleider u. dgl. Besonders Tjikongo, des Nangoro Nachfolger, König der Ovandonga, und Najuma, König der Ovakuambi, hatten sich bereits sehr an den Umgang mit Europäern gewöhnt, und empfingen deshalb den Missionar am freundlichsten. Najuma hatte schon europäische Kleidungsstücke an, und trank Kaffee, Thee und Branntwein mit den Weißen, aber ein unverschämter Bettler war er trotzdem, wie alle schwarzen Häuptlinge, und was ihm irgend von den Sachen des Missionars gefiel, das wollte er auch gleich haben. Geschenke an Schlachtvieh und Eßwaaren, welche Hahn von den Häuptlingen empfing, mußte er theuer genug mit Gegengeschenken bezahlen, als Büchsen, Esel, Zündhütchen, Tuch u. s. w. Tjipandeka, der mächtige Ovakuenamafürst, hatte noch keinen Europäer bei sich gesehen, war deshalb auch mit geringeren Gaben zufrieden, Knöpfen, Zunderdosen, Perlen, Messern u. dergl., zeigte sich sonst aber als ein sehr verständiger und entgegenkommender Mann, so daß die Missionare eine gute Hoffnung für ihn faßten. Dagegen der Ovagandjerakönig Tjipaka, oder wie andere schreiben Tjeja, wollte sich vor dem weißen Lehrer nicht sehen lassen und nahm seinen Besuch nicht an; vielleicht fürchtete er sich vor der Zaubermacht des fremden Mannes.

Durch die Schönheit des Landes und Volkes, den freundlichen Empfang bei fast sämmtlichen Fürsten, und die direkten Bitten etlicher, ihnen Lehrer und Missionare zu schicken, fühlte sich Miss. Hahn verpflichtet, gleich nach seiner Rückkehr ins Hereroland Schritte zu thun, um evangelische Missionare in dies vielversprechende Missionsfeld zu bringen. Am nächsten hätte es der Rheinischen Gesellschaft gelegen, ihre Boten dahin zu senden. Allein das wünschte Hahn selber nicht. Er meinte, daß unter den Ovambò nicht mit getheilten Kräften, sondern mit ganzer Kraft gearbeitet werden solle. Da nun, wie er meinte, die Rheinische Gesellschaft kaum die wachsenden Bedürfnisse der Herero-Mission zu befriedigen im Stande sein würde, so wandte er sich an eine ganz neue Missions-Gesellschaft, welche eben nach einem passenden Arbeitsfelde suchte, um ihre ersten Missionare auszusenden. Es war dies die finnische Missions-Gesellschaft, die ihren Sitz in Helsingfors hat, und bis dahin sich darauf beschränkt hatte, fremde Missionen zu unterstützen.

Der Vorstand der finnischen Missions-Gesellschaft ging sofort auf Miss. Hahn's Gedanken ein, und da die Rheinische Gesellschaft ihr in der entgegenkommendsten Weise das neuentdeckte Missionsfeld abtrat, sich auch zu jeder Hülfeleistung erbot, so sandte sie im Sommer 1868 ihre Missionare nach Barmen, um von dort mit etlichen neuausgehenden Rheinischen Sendboten zu-

nächst ins Hereroland, und nachdem sie die dortige Sprache gelernt (die der Ovambòsprache sehr verwandt ist) unter Führung des Miss. Hahn ins Ovambòland zu ziehen. Nach den Mittheilungen aus Afrika und den Vorschlägen Hahn's hatte die finnische Gesellschaft es für das Zweckmäßigste gehalten, gleich eine ganze Schaar von Missionaren, eine Colonie von evangelischen Lehrern und Handwerkern auszusenden. Denn nicht blos durch Prediger, durch ordinirte Geistliche wollte man auf die heidnischen Stämme einzuwirken suchen, sondern auch durch die Darstellung eines christlichen Gemeinschaftslebens mit seiner Ordnung und Cultur.

So kamen im Jahre 1869 zehn junge finnländische Missionare ins Hereroland, unter ihnen 3 Handwerker, und zwei Jahre später noch 2 Misssonare und 3 Bräute. Ihr Landungsplatz konnte kein anderer sein, als die Walfischbai, und ihre Herberge die Station Otyimbigue im Hereroland. Dort haben die zuerst angekommenen Brüder ein Jahr und länger gewohnt, von dort sind sie unter Leitung des Mr. Green (weil Hahn verhindert war) ins Ovambòland gezogen, dorthin kehrten einzelne von ihnen zurück, so oft es galt, ihre Vorräthe zu ergänzen, ihre Verstärkungen in Empfang zu nehmen, ihre Bräute abzuholen, oder sonst wie ihrer Mission Vorschub zu leisten, kurz, Otyimbingue, obgleich 6—8 Wochen nach südwärts gelegen, war der eigentliche Stützpunkt der Ovambòmission.

Interessant ist es in den Tagebüchern der finnländischen Missionare zu lesen, wie der König Tjikongo in Ondonga sie bei ihrer ersten Ankunft empfing. Es war am 9. Juli 1870, als zuerst 8 junge Finnländer mit dem Mr. Green nach einer beschwerlichen Reise von 7 Wochen in Ondonga ankamen. Sie waren im Hause des Händlers Grendon abgestiegen, und dorthin kam der König Tjikougo sie zu begrüßen. Miss. Kurwinen, welcher der Sprache schon ziemlich mächtig war, redete ihn im Namen der Brüder mit diesen Worten an: „Jetzt sind wir gekommen. Als wir noch in unsrer fernen Heimath waren, hörten wir von euch, Ovambòvolk, da Lehrer Hahn's Brief zu uns kam. Wir hörten, daß ihr euch Lehrer wünschtet und Gottes Wort. Als wir das hörten, entbrannte in unsern Herzen die Liebe zu euch. Wir sagten, wir wollen hinreisen und zu euch kommen. Damals waren wir aber noch in der Schule bei unsern Lehrern. Wir waren noch nicht fertig, daß wir nur sogleich hätten reisen können. Als wir endlich auf die Reise gingen, brauchten wir lange Zeit, um mit dem Schiff über das weite Wasser zu kommen, denn unsere Heimath ist sehr weit weg. Dann kamen wir nach Otyimbingue. Da sind wir länger als ein Jahr geblieben, um die Landessprache zu lernen. Von da begaben wir uns wieder auf die Reise und brachten lange Zeit auf dem Wege zu. Deshalb sind wir nicht früher hierhergekommen. Aber nun sind wir hier, und unsre Herzen sind voll Freude, daß wir euch sehen. Wir fragen euch, freut ihr euch auch, daß wir gekommen sind? Wenn es so ist, so bleiben etliche von uns gleich bei euch, die andern aber gehn zum Najuma und zu dem Ovakuambivolk. Wir suchen nicht irdisches Eigenthum, sondern eure Seelen selig zu machen. Denn glaubt nicht, daß die Seelen verschwinden und zu nichts werden, wenn wir sterben. Nein, sondern die, an welchen Gott, den ihr Kalunga nennt, Wohlgefallen hat, die nimmt er zu sich an einen

guten Ort in den Himmel, wo sie beständig bei Gott sind im ewigen Leben, in Freude und Seligkeit. Aber die Bösen kommen in die Qual und Pein. Diese Sachen wollen wir euch lehren." — Darauf antwortete der König: „Alles, was ihr saget, wollen wir hören." Dann wurden ihm diejenigen Brüder vorgestellt, welche bei ihm bleiben sollten, nämlich Björklund, Jarwelin, Malmström und der Handwerker Heinonen. Tjikongo hätte offenbar lieber mehr Handwerker als Prediger gehabt, besonders Büchsenschmiede. Um Gottes Wort ist es ja diesen kleinen schwarzen Potentaten nicht zu thun, wohl aber um Culturmittel aller Art: vor allen Dingen um Waffen, durch welche sie ihre Herrschaft weiter ausdehnen und Raubkriege führen können. Pulverfabriken und Hinterlader wären ihnen willkommener gewesen, als Kirchen und Bibeln.

Uebrigens blieb Tjikongo bei der ersten Vorstellung freundlich genug. Er lud die Missionare in seine Wohnung (Eombo) und erwartete sie selbst an seiner Thüre stehend und umgeben von seiner Leibwache. „Die Wohnung ist eigentlich eine kleine Festung und besteht aus einer Anzahl kreuz und quer laufender Gänge, die in einem großen Gehege von Pallisaden eingeschlossen sind. Auch die einzelnen Gänge sind aus Pallisaden gebildet und sind so zahlreich, daß man ohne Führer sich gewiß nicht zurecht finden könnte. Tjikongo lud uns in den innern Raum, wo er Gäste zu empfangen pflegt. Königlich sah es freilich nicht darin aus. In dem schmalen Raum, der etwa 20 Personen fassen kann, war nichts zu sehen, als kahle Wände, bestehend aus Pfählen, die unmittelbar nebeneinander aufgerichtet sind, und darüber ein in seiner Art künstlich angefertigtes Strohdach. Das Dach ist so eingerichtet, daß man es abnehmen und an einen andern Ort versetzen kann. In der Mitte des Raumes brannte ein Feuer, und an den Wänden sahen wir mehrere Feuerstellen, wo Nachts das Feuer unterhalten wird. Die Ovambò haben nämlich die Sitte, nicht um ein einziges Feuer herumzusitzen, sondern so viele verschiedene Feuer anzuzünden, daß sie von allen Seiten wohl durchwärmt werden. Zwischen diesen Feuern liegen und schlafen sie. Stühle gab es in dem Königssaal nicht. Für uns wurden große Holzklötze herbeigeholt, die aber ganz mit Schmutz überzogen waren. Dann wurde eine große Calabasse mit Bier hereingebracht, und sehr kunstvoll geschnitzte Holzbecher, in welche uns Bier mit Löffeln gefüllt wurde. Nach der Landessitte trinkt immer der König zuerst davon und dann seine Gäste. Einen Tisch giebt's im Königshause eben so wenig wie Stühle. Die Biercalabasse stand auf der Erde, und ringsherum wurde der Sand etwas angehäuft, damit sie nicht so leicht umfiele. Sklavinnen mit dicken Kupferringen an Armen und Beinen bedienten uns. Andere Sklavinnen hatten ganz in der Nähe das Korn zu mahlen oder eigentlich zu zerstampfen, aus welchem das Bier bereitet wird. Zu diesem Zweck sind große hölzerne Mörser in die Erde gegraben, und während wir beim König saßen und Bier tranken, hörten wir beständig neben uns ein starkes Dröhnen."

Der Empfang in Ondonga war also nicht so übel, und die vier dort zurückbleibenden Brüder fingen sogleich an, mit des Königs Erlaubniß ein Haus aufzurichten, zu predigen und zu lehren. Allein es zeigte sich bald, daß auf dergleichen der König am wenigsten gerechnet hatte. Er hatte im letzten Kampf

gegen seine Nachbarn bedeutende Verluste erlitten, sein Ansehn im Lande war sehr gesunken; die Weißen, so meinte er, sollten es ihm wieder aufrichten helfen. Das Predigen konnte ihm dazu nicht viel nützen. Die kleine Messingkanone, die ihm die Handelsleute geschenkt und die er am Eingang seiner Wohnung aufgestellt, schien ihm von viel größerem Werth zu sein, wenn er sie im Ernst auch nicht gebrauchen konnte. So sah er denn das Treiben der Missionare sehr bald mit kalten und unzufriedenen Blicken an. Das Schulehalten verbot er ihnen ganz, in ihre Gottesdienste kam er nicht, ließ auch seine Leute nicht hinein, in seinem Hause empfing er sie nicht mehr, für Korn und Schlachtvieh sorgte er ihnen nicht, und die Missionare mußten ihre weiter im Innern vorhandenen Brüder in Anspruch nehmen, um nur zu ihrer täglichen Nahrung zu kommen. Diese Mißstimmung des Königs mochte wohl ein halbes Jahr und länger gedauert haben, als eine schwere Krankheitsnoth, und die Ankunft oder vielmehr Durchreise eines neuen finnischen Bruders eine Aenderung veranlaßte. Es war der Missionar Tolonen, der beim Aufbruch der übrigen Brüder noch in Otyimbingue zurückgeblieben war, und ihnen nun ins Ovambôland nachkam. Er kam gerade während der Regenzeit nach Ondonga. Die Regenzeit scheint aber in den Landschaften am Cunené dieselben Fieber hervorzurufen, wie an der Guineaküste und an den Ufern des Zambesi. Die Fremdlinge, also auch die Missionare, wurden vorzugsweise vom Fieber ergriffen, aber auch die Schwarzen in großer Zahl, auch König Tjikongo war unwohl. Da kam nun Tolonen, der merkwürdigerweise selbst vom Fieber verschont blieb, gerade zu rechter Zeit. Die Kleidungsstücke und die Arzneimittel, mit welchen er den fiebernden König versah, wurden von ihm so wohl aufgenommen, daß er ganz freundschaftlich wurde, Tolonen und die übrigen Missionare wieder beschenkte und sogar erlaubte, Schule zu halten, was er sonst nie hatte zugeben wollen. So wurde denn gleich ein Anfang gemacht mit der Schule. Es wurde buchstabirt, gesungen und biblische Geschichten erzählt, und der Eifer der schwarzen Jungen war Anfangs sehr groß. Später verlor sich zwar der eine oder der andre wieder, aber manche machten doch dem Lehrer viele Freude. Tjikongo wollte Tolonen gar nicht wieder fortlassen. Nur eine kurze Besuchsreise gestattete er ihm bei den nördlicheren Brüdern, dann (es war in den ersten Monaten des Jahres 1871) mußte er wieder nach Ondonga zurückkehren. Dort fand er das Fieber noch im ärgsten Wüthen. Alles lag krank, Weiße und Schwarze, eine große Zahl der letzten starb, auch einer der Weißen, doch kein Missionar. König Tjikongo war selber schlimm krank. Tolonen fand ihn, nachdem er durch die vielen engen Gänge der Residenz sich durchgewunden, in seinem Schlafraum liegend und von seinen Weibern umgeben, die ihn pflegten. Sein Gesicht erhellte sich, als er den arzneikundigen Lehrer wieder bei sich sah. Er ließ ihm gleich vom besten Bier holen, nahm die Arzneimittel mit großer Zuversicht und ließ sich sogar eine strenge Diätvorschrift gefallen. Auch mehrere der früheren Schüler Tolonen's kamen gleich am ersten Abend herbei und fragten ihren alten Lehrer voll Freuden, ob er sie noch kenne, und ob er nicht wieder Schule mit ihnen halten wolle. Für den Augenblick konnte das nicht geschehen. Die übrigen Missionare lagen ziemlich alle krank, und wenn sich einer erholte, ward's mit dem andern desto

schlimmer. Die Häuser der übrigen Weißen, die sich in Ondonga angesiedelt hatten (die Handelsleute Gunning, Swanland, Rawen) waren lauter Lazarethe, und die Schwarzen begehrten zu 20 und 30 des weißen Lehrers Hülfe in ihrer Krankheitsnoth. Tolonen mußte sich selber wundern, daß er zwischen all den vielen Kranken vom Fieber verschont blieb.

Einige Monate später, im Juni 1871, als die Fieberzeit ziemlich vorbei und die Brüder sämmtlich wieder hergestellt waren, kamen ein Paar neue, erst frisch aus Finnland angekommene Missionare nach Ondonga. Auch sie empfingen im Ganzen einen freundlichen und hoffnungweckenden Eindruck. „Das Land hier ist sehr schön, schrieben sie, besonders jetzt, unmittelbar nach der Regenzeit, da die ganze Gegend mit Gras bedeckt ist. Ueberall sieht man schön belaubte Bäume, hie und da auch Strecken, wo vereinzelte Palmbäume stehn, welche feierlich ihre Kronen gegen den blauen Himmel erheben. Kornbewachsene Aecker sieht man nach allen Seiten. Es wächst hier zweierlei Korn, das eine hat Aehnlichkeit mit dem Roggen, das andere mit dem Hafer. Ondonga zwischen den wogenden Kornfeldern und unter den vielen schattigen Bäumen, ist ein sehr hübscher Platz. König Tjikongo ist jetzt auch um vieles freundlicher gegen die Brüder, und läßt seinem Volke Freiheit zu hören und zu lernen. Als wir den ersten Besuch bei ihm machten, schien er freilich etwas berauscht zu sein. Auch hat er sich noch nicht entschließen können, selber zum Gottesdienst zu kommen. Die Männer kommen hier ziemlich fleißig zum Gottesdienst, Frauen dagegen selten, und wenn sie kommen, bleiben sie doch selten bis zum Schluß. Die Morgenröthe ist aufgegangen für das blinde, nackte Volk, da das Wort Gottes zu ihnen gekommen ist. Gebe der Herr, daß sie auch bald in ihren Herzen aufgehn.“

Wir verlassen jetzt zunächst die Station Ongonda, zu der wir am Schlusse nochmal zurückkehren werden, um die 4 Brüder Kurwinen, Rautanen, Weikkolin und Piccrainen (letzter ein Schmied) zum König Najuma ins Ovakuambiland zu begleiten, und die kurze Geschichte der dort von ihnen angelegten Station Elim mitzutheilen. Sie hatten sich, wie wir uns erinnern, am 13. Juli 1870 von ihren Reisegefährten in Ondonga verabschiedet, und waren 3 Tage später in Najuma's Wohnplatz eingezogen. Der Platz selbst gefiel ihnen sehr wohl. Er liegt auf einem graßreichen Hügel, der sich ziemlich weit von Norden nach Süden zieht, und bestanden ist mit wilden Feigenbäumen und Palmen. In der Ferne sieht man über die Ebene hin dichte Waldungen und an ihrem Rande die schmächtigen Spitzen von vielen trefflichen Palmbäumen. Nach Westen hin ist alles offenes Land mit weiter Aussicht, nach Norden schneidet der Wald die Fernsicht ab.

Auch mit dem König waren die Brüder anfangs zufrieden. Sein Aeußeres nahm freilich keineswegs für ihn ein; dick, schmutzig, mit zerrissenen europäischen Kleidern angethan, machte er keinen angenehmen Eindruck. Indeß empfing er sie sehr freundlich, kam ihnen in aller Eile entgegengelaufen, und führte sie durch die Irrgänge seiner Wohnung zu seinen Vorrathsräumen, seinem Viehplatz, seinem Wasserteich, seiner Küche, seinem Empfangssaal, seiner Schlafstube. An den rohen Pallisadenwänden standen allerlei schöne Geschenke der Europäer, sogar eine Drehorgel, sonst aber war alles eng und dunkel.

In dem überdachten Raume diente ein kleines Loch als Fenster, das Dach war von Stroh, der Boden von Lehm. Wenn es regnete wurde alles durchnäßt. — Indem die Missionare ihre Strohhütten bauten, die ihnen aber im Juli (der dortigen Winterzeit) wenig Schutz gegen die empfindliche Kälte gewährte, und darauf sich daran machten, dauerhaftere Wohnhäuser zu errichten, hatten sie bereits Gelegenheit, den tyrannischen Charakter des Najuma kennen zu lernen. Sein Volk zittert vor ihm. Wer mit ihm reden will, liegt auf den Knieen. Niemand darf etwas kaufen, außer vom König. Nicht bloß alles Eigenthum der Leute gehört dem König, sondern auch ihre Person. Sie sind alle seine Sklaven. Auf seinen Befehl mußten gleich anfangs alle Männer zur Anhörung der Predigt kommen, (er selbst hielt sich auch dann von seinen Leuten fern) auf seinen Befehl mußten sie den Missionaren helfen beim Hausbauen, Holz hauen, Balken und Brennholz herbeischaffen, Brunnen graben u. s. w. Als der Anfang mit dem Brunnengraben gemacht werden sollte, bekamen die Missionare keinen kleinen Schreck, als es hieß: dazu müsse erst ein Mensch geopfert werden. Sie erfuhren jetzt erst, daß noch bei vielen andern Gelegenheiten Jünglinge oder Mädchen geopfert wurden. Auf ihre Vorstellungen stand jedoch Najuma dies Mal von solchem Verlangen ab. Aber ein ander Mal, etliche Wochen später, wies er sie mit ihren Vorstellungen barsch zurück. Er hatte von der kleinen Messingkanone gehört, die König Tjikongo am Eingang seines Combo (Pallisadenresidenz) aufgestellt hatte, und brannte vor Begierde, es ihm darin gleich zu thun. Einer der weißen Handelsleute, der Schwede Erikson, hatte sich erboten, ihm ein Kanönchen zu verschaffen, hatte aber für das kleine werthlose Ding den unerhörten Preis von 60 Kühen verlangt. Najuma, voll Begierde nach dem glänzenden Spielzeug, kaufte es und bezahlte es auch, indem er seinen Unterthanen 60 Kühe wegnehmen ließ und sie dem Erikson gab. Etliche Männer wollten ihr Vieh nicht gutwillig hergeben, sondern widersetzten sich, aber die ließ Najuma als Empörer erschießen. Andere ließ er an die portugiesischen Handelsleute als Sklaven verkaufen. Da halfen keine Bitten und Vorstellungen. Am schlimmsten war es, wenn er betrunken war. Dann wüthete er wie ein wildes Thier, brach in die Häuser der Weißen hinein, schrie und tobte, und hatte es besonders auf etliche der weißen Frauen abgesehen. Mr. Green mit seiner Familie mochte sich den Gewaltthaten des wilden Menschen nicht länger aussetzen und verließ noch im November 1870 mit den meisten übrigen Weißen das Land.

Darauf schienen die Portugiesen, die schon früher vom Norden her, von jenseit des Cunené, zum Najuma gekommen waren, nur gewartet zu haben. Jetzt kamen sie oder vielmehr ihre dunkelfarbigen Handelsagenten, ihn gegen die Missionare einzunehmen. Das seien nur Spione, sagten sie, die gekommen seien, um die Gelegenheit auszukundschaften, und ihm unversehns die Herrschaft zu rauben. Najuma war nämlich, wie die Leute sagten, gar nicht zur Herrschaft berufen gewesen, sondern hatte den rechtmäßigen Herrscher vertrieben, und fürchtete nun immer, selber einmal dasselbe Schicksal zu leiden. Auch redeten ihm die portugiesischen Katholiken vor, was ihm die Missionare predigten, das sei gar nicht Gottes Wort, sondern lauter Betrügerei, und so fuhr er denn

auch wohl mal die Brüder an: sie sollten nicht predigen, etliche Menschen kämen in den Himmel, etliche aber in das ewige Feuer. Das sei nicht wahr, sie kämen alle zum Ovakuru (vermeintlicher Stammvater und Gott der Ovambò). Die Frauen sollten gar nicht zum Gottesdienst kommen, und die Männer nicht zur Schule. „Was brauchen diese Leute Verstand? Ich, der Herrscher allein brauche Verstand und Wissen.“ Er hatte auch wirklich angefangen Buchstaben zu lernen, es aber bald als zu mühsam wieder liegen lassen; um so weniger aber sollten seine Leute es können.

Anfangs traten zwischen iesen Zeiten schlimmer Launen bei Najuma noch wohl Unterbrechungen ein. Wenn die Portugiesen fort waren, das Branntweinfaß geleert war, und Miss. Kurwinen ihm schöne biblische Bilder zeigte und erklärte, dann war er wohl mal wieder ganz freundlich, ja herzlich, erklärte, daß alles, was die Brüder ihm sagten, wahr und schön sei, daß die Portugiesen ihm nur schmeichelten, um ihn zu betrügen u. dgl. Aber solche bessere Neigungen gingen schnell vorüber. Die schlimmen Verführer waren bald genug wieder da, tranken dem Najuma zu und wußten seine Leidenschaften aufs neue aufzustacheln. So hatten sie ihn zu einem Raubzug gegen einen Nachbarstamm verleitet, um neue Sklaven ankaufen zu können. Sklaven bekamen sie zwar nicht, aber Ochsen, deren Najuma sehr viel geraubt hatte. Von diesen Ochsen wollte er auch den Missionaren etliche schenken. Die aber nahmen das Geschenk nicht an, tadelten vielmehr den Kriegszug und erklärten solche Handlungsweise für schweres Unrecht. Das nahm ihnen Najuma sehr übel. Er sagte ihnen seitdem, sie sollten von seinem Platze wegziehen, nur ihren Schmied Picrainen wollte er behalten, den aber auch völlig als seinen Unterthan und Knecht behandeln. Als die Brüder statt dessen den Picrainen fortschickten nach Ongonda, wurde er noch mehr erbittert. Sie sollten ihr Vieh nicht mehr auf die Weide schicken, ihre Viehhirten ließ er peitschen. Wer den Missionaren als Knecht dienen und ihnen helfen würde, ward mit dem Tode bedroht. Niemand durfte in ihren Gottesdienst gehn, Niemand ihnen Nahrungsmittel verkaufen. Das letzte war noch das Schlimmste. Es war wie wenn eine Festung durch Hunger bezwungen werden soll. Die Brüder widerstanden eine lange Zeit; sie persönlich anzugreifen, schien der König doch nicht zu wagen. Aber endlich mußten sie weichen. So oft sie auch eine neue Unterredung mit dem König versuchten, es gelang ihnen nicht. Er blieb dabei, sie sollten seinen Platz verlassen.

Am 21. Mai 1872 hatten sie ihren Reisewagen gepackt und fuhren schweren Herzens ab. Sie hatten eben ein neues größeres Wohnhaus fertig gebaut, in welchem Kurwinen mit seiner jungen Frau wohnen sollte. Das mußte nun geräumt und verlassen werden. Was sie nicht mitnehmen konnten, brachten sie in das ältere Wohnhaus und schlossen es ab. Kaum waren sie fort, so ließ Najuma das schöne neue Haus bis auf den Grund niederreißen. Die zurückgebliebenen Sachen aus dem alten Haus ließ er willig verabfolgen, als sie abgefordert wurden, dann wurde auch das alte Haus niedergerissen.

Die Mission unter den Ovakuambi war also an dem Eigensinn und der Laune dieses Mannes gescheitert. Aller Widerstand ging nur vom Könige aus. Bei den Unterthanen hatten die Missionare nie eine feindliche Gesinnung verspürt.

Wenn sie auf ihren Reisen durch das Land hier und da mit einem Trupp der Schwarzen zusammenkamen, wurden sie fast immer freundlich und achtungsvoll aufgenommen. Kurwinen hatte ein Paar Lieder in ihre Sprache übersetzt. Wenn er die anstimmte, und dazu das kleine Harmonium auf seinem Wagen spielte, hörten sie still und aufmerksam zu und auch der Ansprache, die er hielt; baten ihn öfter wiederzukommen, und ihnen von Gottes Wort zu sagen. Sie thaten das mit solchem Ernst und solcher Angelegentlichkeit, daß man an ihrem aufrichtigen Wunsch nicht zweifeln konnte. Aber in diesen Landen ist der Wille des Königs allein maßgebend. Will er predigen lassen, so wird gepredigt, will er glauben lassen, so wird geglaubt. Ohne seine Erlaubniß darf Gottes Wort weder verkündigt noch angenommen werden; ohne seine Erlaubniß darf kein Missionar ins Land kommen, geschweige darin wohnen. Selbst ein schwarzer Prediger würde sich keinen Augenblick vor den Wächtern des Königs verbergen können, wie viel weniger ein weißer.

Elim war zerstört. Die Missionare hatten sich nach Ondonga zurückgezogen. Es war aber noch eine andere Station von den Finnländern im Ovambòland errichtet, die sie Rehoboth nannten. Schon von Anfang an war es ihre Absicht gewesen, nicht bloß bei König Tjikongo in Ondonga und bei Najuma in Elim sich niederzulassen, sondern auch bei König Tjeja unter den Ovagandjera. Tjeja war der König gewesen, welcher den Miss. Hahn bei seinem Besuch nicht hatte aufnehmen wollen, aus Aberglauben oder aus Furcht. Hahn bemerkte damals gleich, daß die Ovagandjera noch viel roher und ungeschlachter seien, als die übrigen Ovambò, auch bei weitem nicht so geknechtet unter die Tyrannei ihres Häuptlings, wie Najuma's Unterthanen. So fanden es auch die finnischen Brüder Björklund und Picrainen bei ihrem ersten Besuch. Sie wurden freundlich empfangen und mit Bier und Schlachtvieh reichlich versehen, aber statt daß bei Najuma Jedermann sich scheute, des Königs Gäste ohne Erlaubniß auch nur anzureden, drängte sich hier der ganze wilde Haufe nackter Männer und Weiber um die Fremdlinge her, triefend von Fett am ganzen Leibe und besonders die Haare derartig geschmiert und künstlich in allerlei sonderbare Formen gezwängt, daß man sich hüten mußte, mit ihnen in allzu nahe Berührung zu kommen. Einer der Missionare hatte eine blaue Brille auf, diese Glasaugen brachten die Schwarzen ganz außer sich; er konnte sich nur mit Mühe ihren Untersuchungen entziehen.

„Der König," schreibt einer der Missionare, „ist wohl ganz freundlich, aber nach allem, was wir sahen, ein schwacher und unbedeutender Mann. Seine Leute kümmern sich wenig um ihn. Während bei Najuma es kaum vorkommen kann, daß der König einen Befehl wiederholen oder zweimal nach einem Manne schicken muß, so thun die Untherthanen des Tjeja, als ginge sie sein Befehl gar nichts an."

Die durch diesen ersten Besuch angeknüpfte Verbindung wurde aufrecht erhalten, und sobald Verstärkung angekommen und die finnischen Brüder einen aus ihrer Mitte glaubten missen zu können, beschlossen sie, den Miss. Rautanen zu den Ovagandjera zu schicken. Zu Anfang Juni des Jahres 1871 kam er dort an, wurde gut aufgenommen und arbeitete fleißig, um sich ein kleines Wohnhaus aufzurichten, unter einem unerhört großen Baume,

der 30 Schritt im Umkreis hatte. Der König hatte ihm etliche seiner Leute zu Hülfe gegeben bei Aufrichtung der Wohnung, hatte auch für Eßwaaren gesorgt. So fing er denn getrost an zu predigen und Schule zu halten. Erfolge waren zwar nicht gerade zu sehn, aber der Missionar konnte doch fast ein Jahr lang sein Werk unter den Ovagandjera ungestört fortsetzen, und der König hatte ihn persönlich ganz gern. Aber das änderte sich, als Miss. Rautanen gegen die Mitte des Jahres 1872 auf mehrere Monate verreisen mußte. Er wollte sich seine Frau aus dem Hereroland holen, eine Missionarstochter, die er bei seinem früheren Aufenthalt in Otyimbingue kennen gelernt hatte. Während seiner Abwesenheit sollten ein Paar andre Brüder seine Stelle bei Tjeja vertreten. Es war gerade die Zeit, wo Elim zerstört war, und somit standen grade mehrere zur Disposition. Aber Tjeja scheint diesen Personenwechsel nicht gern gesehn zu haben. Gleich in den ersten Tagen gab es Streit. Die Brüder hatten sich eine Treppe oder Leiter gemacht, und sie dem König geliehn. Der aber wollte sie nicht wieder herausgeben. Sie sei sein Eigenthum, so wie alles in seinem Land sein Eigenthum sei. Es mag nicht leicht sein, bei dergleichen Ansprüchen der nackten afrikanischen Potentaten das rechte Benehmen zu beobachten. Jedenfalls sollte man nicht hart gegen hart antworten. Mit freundlicher Gelassenheit läßt sich mancher Zwist aus dem Wege räumen. Hier aber kam es zu einem Wortstreit, und den Ausruf des Königs: macht, daß ihr fortkommt! nahmen die Brüder gleich so ernstlich, daß sie sich darüber weitere Erklärungen ausbaten. Was anfangs nur wohl in der Aufwallung gesagt war, wurde durch die weiteren Nachfragen und Verhandlungen zum festen Entschluß, und schon nach vierwöchigem Aufenthalt bei Tjeja packten die beiden Brüder ihre Sachen wieder zusammen und zogen fort. Einer von ihnen kam später noch einmal, um den Rest seines Eigenthums zu holen, sah auch den König, und man kann nach den gemachten Mittheilungen sich kaum des Eindrucks verwehren, daß es leicht gewesen wäre, mit ihm wieder auf freundlichen Fuß zu kommen. Wenigstens erklärte er, daß er Rautanen gern wieder bei sich aufnehmen und dessen Eigenthum bis zu seiner Rückkehr bewachen wolle. Das war Ende August 1872.

Am 13. Januar 1873 kam Rautanen mit seiner jungen Frau wieder nach der Station zurück. König Tjeja empfing sie ganz freundlich, kam aber doch nicht mehr zu ihren Gottesdiensten und befahl auch seinen Unterthanen, sich von dem Lehrer fernzuhalten. So blieb Rautanen's Missionsarbeit eingeschränkt auf die wenigen Diener, die er bei sich hatte. Und jetzt war die Regenzeit hereingebrochen. Alle Thäler ringsum waren derartig mit Wasser gefüllt, daß jede Verbindung mit den übrigen Stationen für mehrere Monate völlig abgeschnitten war. Als die wilden Wasser sich verlaufen hatten, begab sich Rautanen mit seiner Frau, beide vom Fieber geschwächt und elend, zur Conferenz der Missionare, die am 3. Juni zu Ondonga gehalten wurde, und erklärte hier, daß er nicht allein zu den Ovagandjera zurückkehren könne, er müsse einen Bruder zur Begleitung und Unterstützung haben. Er mußte aber hinzufügen, daß Tjeja ihn zwar aufgefordert habe, noch einen Gehülfen mitzubringen, aber mit der Bedingung, daß dieser Gehülfe Tjeja's Diener sein sollte. Sämmtliche Missionare wußten aber zu gut, was das heiße, Tjeja's

oder irgend eines andern Negerfürsten Diener zu sein, und da keiner sich bereit erklärte, sich in die launenhafte Willkür dieses ebenso grausamen als kindischen Potentaten zu begeben, so wurde beschlossen, die Station Rehoboth aufzuheben und die Mission bei den Ovagandjera einstweilen abzubrechen. Unmittelbar nach dem Schluß der Conferenz begab sich Rautanen mit Weikkolin nochmals zu Tjeja, aber nur, um sich von ihm zu verabschieden und alles Eigenthum von dort wegzuholen. So war auch die zweite Station in Ovambóland wieder aufgegeben. Vermuthlich hätten erfahrenere Missionare noch andere Auswege gefunden. Ja noch eine dritte Station wurde in gleicher Weise aufgehoben, und zwar durch Beschluß der nämlichen Conferenz am 3. Juli 1873. Es war dies die Station bei Tjipandeka, König der Ovakuenama. Dieser Häuptling ist uns schon aus H. Hahn's Reisen bekannt. Auch Miss. Tolonen hat von seinem ersten Besuch bei ihm eine recht lebendige Schilderung gegeben, die wir hier folgen lassen.

„Am Morgen nach meiner Ankunft empfing ich schon früh Botschaft vom Könige, er werde kommen und mich besuchen. Aber es dauerte bis 10 Uhr, ehe er sich sehen ließ. Endlich sah ich einen großen Haufen Hunde, die in voller Fahrt auf meinen Wagen zustürmten. Daran merkte ich, daß der König käme. Und in der That, hinter dem Hundehaufen schritt ein langer Mann mit einem Stab in der Hand. In seinen rothen eng anschließenden Beinkleidern und seinem groben gestreiften Hemd hätte man ihn eher für einen Zuchthäusler als für einen König halten sollen, aber an seiner portugiesischen Mütze, die mit messingnen Zierrathen versehen war, sah man, daß er der König war. Verlegen trat er an meinen Wagen heran, betrachtete mich einen Augenblick und bot mir nun die Hand zum Gruß. Darauf stieg er selbst auf den Wagen, fragte, woher ich käme, was ich zu verkaufen hätte und was für Geschenke ich für ihn mitgebracht. Ich gab ihm Perlen, eine graue Decke und zwei Stücke Tabak. Er sagte, er werde jetzt nach Hause gehen, denn ich könnte jetzt noch nicht mit ihm reden, ich sei noch zu müde von der Reise, er wolle mir erst ein Schlachtvieh schicken. Das ist nämlich so ihre Sitte. Auf der Reise fasten sie gewöhnlich, und nach ihrer Ankunft müssen sie sich erst wieder den Bauch vollstopfen, ehe sie zu etwas anderm aufgelegt sind.

Nachmittags kam er wieder, verlangte wieder Geschenke, und fragte dann, ob ich der Lehrer sei, den er erwartet habe, und was ich denn lehren wolle; und rühmte, daß er noch jung sei und noch gut lernen könne. Sonderbarerweise ist das die Meinung aller dieser Ovambókönige, daß die Lehrer eigentlich gekommen seien, um sie, die Könige, etwas Gutes zu lehren. Daß das Volk aber auch etwas lernen sollte oder dürfte, will ihnen gar nicht in den Sinn. So pflegen sie denn auch etliche Male allein oder mit geringer Begleitung zum Gottesdienst zu kommen oder zum Unterricht im Lesen. Aber wenn sie sehen, daß das ABC nicht so schnell gelernt ist, und daß sie im Gottesdienst nichts erfahren, wodurch sie reicher und mächtiger werden könnten, so ist's mit dem Hören und Lernen bald am Ende. Bei Tjipandeka kam noch dazu, daß er ein arger Trunkenbold ist, und meist nur des Morgens sich im nüchternen Zustand befindet.

„Folgenden Tags schickte er einen Boten zu mir, der mir sagen sollte,

daß er Gefallen an mir habe, und daß er in seiner Stadt große Vorräthe hätte, Kühe, Böcke, Korn, Bier u. dgl. Deshalb sollten wir zusammen wohnen und zusammen Eine Stadt sein. Ich wußte sehr wohl, was das bedeuten sollte, nämlich all mein Eigenthum sollte ihm gehören, aber nicht etwa auch sein Eigenthum mir. Die Erfahrung bei den andern Ovambókönigen hatte uns schon hinlänglich überzeugt, daß wir in dieser Hinsicht sehr vorsichtig sein und uns ja nicht ganz in die Hände der Könige geben dürfen. Je selbstständiger und unabhängiger wir ihnen gegenüberstehen, desto mehr können wir hoffen, Einfluß auf sie zu gewinnen. Haben wir uns aber erst ganz von ihnen ausziehen lassen und sind mit unserm Bedarf auf ihren guten Willen angewiesen, so werden wir ihnen schnell lästig und sie suchen uns wieder los zu werden. Deshalb hütete ich mich wohl, eine zustimmende Antwort zu geben, sondern begnügte mich mit der allgemeinen Versicherung, daß ich mich freue, seine Freundschaft gewonnen zu haben."

„Meine Antwort mochte dem König wenig gefallen haben. Einige Tage ließ er nichts von sich hören. Dann schickte er einen Boten und ließ fragen, warum ich ihm nicht viele Waaren mitbrächte, und warum ich ihm nicht alles gäbe, was er wünschte. So wünsche er jetzt mein Handharmonium zu haben. Das schickte ich ihm aber nicht, denn er würde es doch nur zerrissen haben, sondern ließ ihm sagen, ich sei kein Handelsmann, sondern ein Lehrer, und sei gekommen, ihn zu besuchen und zu fragen, ob er einen Lehrer bei sich wohnen haben wolle oder nicht. Wolle er es nicht, so würde ich sofort wieder umkehren. Das wirkte denn doch so viel, daß am andern Tage der König selbst zu mir kam, begleitet von einigen Weibern, die Körbe voll Bohnen brachten, wofür sie kleine Messingdosen zum Schmuck empfingen. Er selbst stieg auf meinen Wagen, ließ sich meine Kleiderkiste öffnen, bat sich einige Hemden aus und fing dann an auf meinem Handharmonium zu trillern, nach seiner eigenen Manier, und ich sollte auf dem Horn dazu blasen. Das that ich denn auch und blies langsam einen Ton nach dem andern, während er dazu trillerte. Das war eine sonderbare Musik. Dem Tjipandeka mußte sie aber gefallen, denn er ließ mich am andern Tage in seine Stadt und in sein Gehöft kommen. Ich kannte ja schon hinlänglich die eigenthümlichen Residenzen der Ovambòkönige: unzählige gewundene Gänge zwischen hohen Pallisadenreihen, so eng, daß meist nur eine Person dazwischen gehen kann, um jeden plötzlichen Ueberfall unmöglich zu machen. In der Mitte verschiedene Wohnungen von Holzwerk mit einem halben oder ganzen Strohdach darüber, oft ganz unbedeckt. Da sind Häuser für die Weiber des Königs, für die Sklaven, für den König selbst und für seine Familie, Vorrathshäuser, Kochhäuser u. dgl. Da sah ich unter den Leuten, die auf den König warteten, zum Theil greuliche Negergesichter, vor denen man hätte erschrecken mögen, andere sahen gutmüthiger aus. Der König selbst war umgeben von seinen vornehmsten Rathgebern, in einer Art Saal ohne Dach, wo viel europäische Geräthe an den Wänden standen, meist Geschenke von Handelsleuten. Der König bot mir Branntwein an, aber ich weigerte mich, davon zu trinken, dagegen that ich ihm gern Bescheid in Bier. Dann wurden Tänze aufgeführt. Das ist nun das kindischste und langweiligste Vergnügen, was man sich denken kann. Da stehen die Männer alle zusammen auf einem Haufen, schreien so laut sie können nach einer Art Melodie und schlagen über ihrem Kopf allerlei Knochenstücke zusammen,

die ihnen sonst zum Schmuck dienen. Unterdeß springt bald einer bald der andere aus dem Haufen hervor, stampft mit den Füßen, dreht und wendet sich nach allen Seiten, schwingt die Arme in die Luft und springt dann wieder in den Haufen zurück. So geht's unaufhörlich weiter. Ganz ähnlich ist's mit dem Tanz der Frauen, nur daß sie alle auf der Erde hocken und unter einer einförmigen Melodie die Hände zusammenschlagen. Dann springt auch eine oder die andere auf, stampft mit den Füßen, schwingt die Arme hin und her u. s. w.

„Wie gefährlich es übrigens ist, solch einen afrikanischen König zu reizen, sollte ich bald erfahren. Ich hatte bei meinem Besuch einen Begleiter bei mir, Inane, König Tjikongo's Sohn von Ondongo. Dieser Inane rieth mir, ich möchte einen hübschen Stab, denn der König in seiner Wohnung stehen hatte, zum Andenken von ihm begehren. Ich, in der Meinung, daß dergleichen hier Sitte sei, und daß der König sich vielleicht dadurch geehrt fühlen würde, brachte meine Bitte halb scherzend vor. Aber wie erschrak ich, als der König aufsprang und zwei unschuldige Kinder, die am Eingang saßen, ohne alle Ursache mit einem Stock dermaßen bearbeitete, daß der Stock zersprang. Dann befahl er, ihm seine Büchse zu holen, und schoß sie so dicht vor meinen Ohren ab, daß ich von meinem Stuhl aufsprang. Wohin willst du, fuhr er mich an, obgleich ich sofort wieder niedersaß. Ich konnte auf Inane's Gesicht lesen, daß die Sache bedenklich sei, und ein guter Geist gab mir die Antwort ein: ich kenne eure Sitten nicht. Das ist nämlich die gewöhnliche Formel der Entschuldigung und Abbitte, wenn einer den Zorn eines Höherstehenden gereizt hat. Wäre Inane nicht eines Königs Sohn gewesen, sicherlich würde Tjipandeka ihn erschossen haben. Jetzt machte er seinem Zorn Luft, auch nachdem ich mich entschuldigt hatte, und schlug und peitschte die Sklavinnen und die Tänzerinnen und was ihm vorkam. Ich war froh, aus der Löwenhöhle entrinnen zu dürfen und werde diesen Abend bei Tjipandeka nicht leicht vergessen."

Zur wirklichen Niederlassung bei den Ovakuenama und Aufrichtung einer Station sollte es erst im April und Mai 1873 kommen. Talonen hatte inzwischen in Begleitung anderer Brüder mehrere Reisen gemacht, hatte verschiedene andere Ovambóstämme besucht, wie die Okasima und Ombandya, hatte die abweichenden Dialekte dieser Stämme verglichen, hatte die Zugänglichkeit der Häuptlinge, die Empfänglichkeit des Volks geprüft, und war zu dem Resultat gekommen, daß keinerlei Aussicht sei bei dem Volke Eingang zu finden, wenn nicht die Häuptlinge gewonnen werden könnten. Denn das Volk ist so sehr an knechtischen Gehorsam gegen die Häuptlinge gewöhnt, hat so wenig Verständniß von den persönlichen Rechten und Pflichten jedes einzelnen Menschen, daß es nur auf Befehl des Königs sich zum Hören und Lernen herbeilassen würde. Aber der König will eben nicht, daß das Volk unterrichtet werde, er will auch selbst nicht unterrichtet sein in geistlichen Dingen, sondern er will klug werden, um danach reich und mächtig zu werden, um seinen Besitz zu erweitern und seine Genüsse und Bequemlichkeiten zu erhöhen. Dazu sollen ihm die weißen Lehrer helfen, und alle ihre Fertigkeiten, ihr Eigenthum, ja ihre Person soll zu seiner Verfügung stehn. Es scheint, daß Tolonen, da er mit solchen Wahrnehmungen sich bei Tjipandeka niederließ, sich von vorn herein auf einem baldigen Bruch gefaßt machte. Und so wundern wir uns nicht, daß er schon nach ein Paar Monaten der Conferenz zu Ondonga erklärte,

daß, da Tjipandeka sich feindlich gegen ihn erweise, und es mit dem König Najuma hielte (der schon vorher seine Missionare vertrieben hatte), er es für unklug und gefährlich halte, wieder zu Tjipandeka zurückzukehren, und daß es ihm besser scheine, ihn für die nächste Zeit vergebens auf Missionare warten zu lassen. Die Conferenz trat dieser Ansicht bei. Die Station blieb unbesetzt. Dies auffallende Verfahren der Conferenz wird uns etwas erklärlicher, wenn wir dabei im Auge behalten, daß es den jungen raschen Brüdern nicht bloß an der nöthigen Disciplin und der Leitung eines erfahrenen älteren Bruders fehlte, sondern daß es schon längst zu einem offenen Zerwürfniß unter ihnen gekommen war, in Folge dessen sich zwei der Brüder (Jurwelin und Malmström) gänzlich von der Ovambòmission lossagten, und unmittelbar nach der Conferenz über Walfischbai und Capstadt nach Europa zurückkehrten.

Sämmtliche übrig gebliebenen Missionare sammelten sich bei dem König Tjikongo in Ondonga, dem einzigen, bei welchem sie noch freundliche Aufnahme fanden, und der ihnen seinen Schutz zusagte. Aber es war doch nicht möglich, daß Alle in der Königsstadt beisammen blieben, sie mußten sich über Tjikongo's Reich vertheilen. So wurden denn neben der Hauptstation Ondonga noch drei Nebenstationen errichtet, Orukonda 5 Stunden weit, Onipa 6 Stunden weit von Ondonga entfernt, und Ondyumba 2 Stunden von Onipa. Die Vertheilung der Brüder geschah so, daß Björklund mit Skoglund und dem Schmied Picrainen und Heinonen auf der Hauptstation blieb, Tolonen auf Orukonda, Kurwinen mit Reijonen auf Onipa und Weikkolin mit Rautanen auf Ondyumba. Die ersten Arbeiten auf den neugegründeten Stationen sind natürlich in diesem Theil Afrikas immer ziemlich dieselben. Erst wohnt man im Wagen oder unter einem Zeltdach, dann fängt man an, sich ein provisorisches, auch wohl gleich ein größeres festes Haus zu bauen, und sich etwas wohnlicher einzurichten. Mittlerweile sammelt man die Kinder, um sie nach und nach an Schulzucht zu gewöhnen, predigt den Erwachsenen, versucht ihr Vertrauen zu gewinnen und ein Verlangen nach Unterricht bei ihnen zu erwecken und hält an am Gebet, daß der Herr diesem verdüsterten Geschlechte die Augen öffnen und den harten Boden ihres Herzens für Pflug und Aussaat empfänglich machen wolle. So machten es denn auch die Brüder im Reich des Königs Tjikongo. Die Eingebornen begegneten ihnen im Ganzen sehr freundlich; Jeder, der des Weges kam, half gern ein wenig mit beim Bau, und war sehr zufrieden, wenn er dafür etwas Tabak geschenkt bekam. Der Missionar nahm die Gelegenheit wahr, ihnen biblische Bilder zu zeigen und etwas von biblischen Geschichten zu erzählen. War das Haus fertig, so wurde Sonntags Abend eine Gesangstunde oder eine Katechisation gehalten, und in der Woche eine Mittagsschule. Ein kleiner Gehülfe, der den kleinen ABC-Schützen die Buchstaben zeigte, fand sich bald. Die Missionare widmeten sich unterdeß den Männern, die Frau Missionarin den Mädchen, und schließlich wurden noch ein Paar Verse gesungen. Natürlich mußten diese Verse in der Ovambòsprache erst von den Missionaren übersetzt sein, ebenso mußten die biblischen Geschichten, der Katechismus, kurz alles, was zum Unterricht des Volkes dienen sollte, erst in die fremde Sprache übertragen werden; und es waren unter den finnischen Brüdern sehr kundige und geschickte Männer, die sich dieser Aufgabe mit viel Eifer und Gewandtheit unterzogen.

Von einem sichtbaren Erfolg, von Bekehrung und Taufe ist in der

Ovambómission noch nicht die Rede, vielleicht noch auf lange Zeit nicht. König Tjikongo ist wohl freundlicher gegen die Missionare, als die übrigen Ovambókönige, und verbietet ihnen nicht, sein Volk zu lehren, aber er ist weit davon entfernt, einem seiner Unterthanen zu erlauben, die Sitten und Lehren der weißen Männer anzunehmen. Die Missionare sind zwar eifrig am unterichten, aber die Schüler dauern nicht aus. Etliche Tage oder Wochen kommen sie wohl in die Schule, dann suchen sie wieder das Weite. Nur die Diener der Missionare, die mit an ihrem Tische essen, bleiben länger, und die sind denn auch oft die einzigen Schüler und Sonntags die einzigen Zuhörer. Es kommt freilich auch vor, daß der Missionar sämmtliche Diener um ihrer beständigen Diebereien willen plötzlich fortschickt und lieber ganz allein bleibt. Aber so schlimm das alles klingt, soll doch Niemand meinen, daß die Ovambómission hoffnungslos sei. Die Thatsache allein, daß eine Anzahl christlicher Familien aus Europa unter diesem schwarzen heidnischen Geschlecht wohnt, daß die Neger ihr Thun und Lassen beständig vor Augen haben, sich an ihre Sitten gewöhnen, ihre Begriffe und Denkweise verstehen lernen und theilweise aneignen, wiegt schwer bei einem Volk, welches bis dahin noch in gar keiner Berührung mit christlicher Cultur und Civilisation gestanden hat. Nach und nach wird doch einem und dem andern ein Verständniß aufgehn von der Liebe der Missionare zu ihnen und von der Liebe dessen, in dessen Namen sie zu ihnen gekommen sind. Erst nach 20 Jahren wurden die Erstlinge aus den Herero getauft, und jetzt gehört die Hereromission zu den blühendsten in Südafrika. Warten wir ab, ob nicht nach 20 Jahren unter den Ovambó ein gleicher Erfolg zu rühmen ist.

Orientirende Uebersicht

über den gegenwärtigen Stand des gesammten christlichen Missionswerkes

von R. Grundemann.

Asien.

9. Die südlichsten Landschaften des Tamulengebietes: Madura und Tinevelly.[1])

Madura[2]) war schon vor mehr als 300 Jahren der Schauplatz einer von ausgedehnten Erfolgen begleiteten katholischen Missionsthätigkeit unter der Kaste der Paraver. Später, im siebzehnten Jahrhundert trieb Roberto dei Nobili hier seine Accommodations-Schwindeleien um die höheren Kasten zu gewinnen. Sein Werk hat wenig Spuren hinterlassen, während von dem erstgenannten über 50000 Katholiken herrühren. Auch die evangelische Mission hat hier bald ein Jahrhundert lang gewirkt: zuerst die Dänisch-hallische, später die Propagation-Society und seit 1834 die des American Board, der hier eines seiner bedeutendsten Arbeitsfelder hat. Von den 14 im Atlas angegebenen Stationen, werden folgende 3 in den neusten Berichten nicht mehr aufgeführt: Sivagunga Usalampatti und Cumbum. Die Zahl der Außen-

[1]) Vergl. Miss. Atlas, Asien Nr. 15 und Nr. 14.
[2]) NB. Mádura.



stationen dagegen ist auf 149 gestiegen. 31 organisirte Gemeinden werden zum Theil von 14 ordinirten Eingebornen bedient. Ueberhaupt aber finden sich Christen in 249 Orten,[1]) jedoch überall nur in kleinen Häuflein. Im Ganzen zählen sie 7059 Seelen mit einem Zuwachs von 770 während des letzten Jahrzehntes. Die Uebertritte erfolgen nicht massenweise, sondern — wie der Bericht sagt — in dem mehr versprechenden Wege der Einzelbekehrung. Leider muß daneben bemerkt werden, daß die Motive zum Uebertritt nicht immer rein sind. Selbst Rückfall in's Heidenthum verringert dann und wann den Zuwachs. Lassen die Gemeinden auch in vielen Beziehungen manches zu wünschen übrig, so ist doch ein deutlicher Fortschritt sowohl in ihren äußeren Lebensverhältnissen (z. B. in Reinlichkeit) als auch im Charakter nicht zu verkennen. In Aufrichtigkeit und Treue stehen die Christen merklich höher als die heidnische Bevölkerung. Leider suche ich umsonst nach Angaben darüber, welche Elemente derselben die Mission vorzugsweise an sich zieht; ob die Siva-Diener die hier mit den in geringerer Zahl vorhandenen Verehrern des Vischnu auf freundlichem Fuße stehen[2]) oder die große Masse des Volkes, die obwohl in vielen Beziehungen hinduisirt, doch bei ihrem alten Dämonendienst stehen geblieben ist. Wahrscheinlich die letztere.

Die Gemeinden thun übrigens viel zur Bestreitung ihrer kirchlichen Ausgaben. Wir erwähnen noch das theologische Seminar zu Pasumalai, sowie die ärztliche Thätigkeit in zwei Hospitälern.

Die Propagation Society, welche einst auch im Madura-Distrikt alle lutherischen Stationen übernommen hatte, wirkt jetzt nur noch im südöstlichen Theil desselben, nachdem die andern Plätze mit einer dieser Gesellschaft sonst nicht eigenen Bereitwilligkeit zu Gunsten der amerikanischen Mission aufgegeben waren. Ramnad und das auf der Insel Rameswaram gelegene Paumben sind die beiden Stationen mit einer gegen früher zusammengeschmolzenen christlichen Seelenzahl von 300. Weit fruchtbarer erscheint das benachbarte Feld derselben Gesellschaft in Tinevelly, das die Küste dieser Landschaft umfaßt, während die Church Miss. Soc. mehr im Innern arbeitet. Hier stehen wir bei einer der erfolgreichsten Missionen in ganz Indien, die sich aber überwiegend auf eine besondere Kaste, die der Schanars (Palmenbauer) beschränkt. Es darf nicht übersehen werden, daß hier die Uebertritte schaarenweise erfolgen und mit in der Gewohnheit des gemeinsamen Handelns, wie sie dieser Kaste eigen ist einen Erklärungsgrund finden. Die der weitgehenden Bewegung zum Christenthume hier beigemischten socialen Momente sind deutlich wahrzunehmen.

Die oben genannte Gesellschaft hat jetzt in Verbindung mit ihren 7 Hauptstationen[3]) eine christliche Bevölkerung von 14,000 Seelen gesammelt, die sich auf 188 Dörfer vertheilt.

Noch größer sind die Erfolge der Church Miss. Soc. die nicht weniger als 38,000 Christen in ihren 9 Distrikten zählt, deren jeder eine Hauptstation hat. Es sind dies nach dem letzten Bericht: Palamcotta, Meg-

---

[1]) 139 davon haben Congregations, Gemeinschaften von Getauften, die von den organisirten Gemeinden unterschieden werden.

[2]) Sonst stehen diese beiden Konfessionen des Hinduismus in schroffer Feindschaft einander gegenüber. Das südliche Indien hat überwiegend den Siva-Dienst.

[3]) Edeyengoody, Radhapuram, Nazareth, Moodaloor, Christianagaram, Sawyerpuram und Puthiamputhur.

nanapuram, Suviſeshapuram, Dohnavur, Paneivilei, Pannikullam, Nallur, Surandei und Sivagaſi. Es iſt jedoch bemerkenswerth, daß in den letzten Jahren der Zuwachs abgenommen, ja ſogar die Zahl der eingebornen Chriſten um mehr als 700 zurückgegangen iſt. Die angedeuteten ſocialen Momente wirken in neuerer Zeit nicht mehr wie früher. Die Unterdrückung durch höhere Kaſten, welche früher Viele der Miſſion zuführte, hat nachgelaſſen. Auch zeigt ſich in den Gemeinden, obgleich ſie bedeutende Fortſchritte zu ihrer Selbſtſtändigkeit gemacht haben, vielfach bedauerliche Schwachheit, ja ſelbſt das ſo ernſt bekämpfte Kaſtenbewußtſein erſcheint wieder unter den Chriſten, wo man es bereits für ausgerottet hielt, und ſchädigt das chriſtliche Leben.

Der Ausfall an Mitgliedern beſchränkt ſich jedoch beſonders auf einige Diſtrikte, während in andern, und zwar ſolchen, die unter der Leitung eingeborner Paſtoren ſtehen, die Mitgliederzahl durch die Taufe Erwachſener ſich mehrte. Bemerkenswerth iſt überhaupt die geförderte Stellung welche die aus dem Volke ſelbſt hervorgebildete Geiſtlichkeit erlangt hat. Es ſind bereits 33 ordinirte Prediger in Thätigkeit. — Das theologiſche Seminar zu Palamcotta bildet 80 Zöglinge. Auch die niederen Schulen deren Beſuch vielfach durch die Verhältniſſe erſchwert iſt, heben ſich und zählen 11,600 Schüler, 800 mehr als im Jahr zuvor.

	Kummunik.	Getf. reſp. Anhänger	Schüler
American Board	1547	7059	4229
Society Propag. Gosp.	2361	14004	3551
Church Miss. Soc.	6265	38098	11632
Sa.	10,173	59,161	19,412

Die entſprechenden Zahlen für 1861 ſind: 7,641. 46,730. 13,994.

Bezüglich der katholiſchen Miſſion haben wir hier das apoſtoliſche Vikariat Madura zu nennen, deſſen nördlichſte Abtheilung mit in das unter Nr. 8 behandelte Gebiet fällt, mit den 8 Stationen: Trichinopoly, Tanjore, Negapatam 2c. Die mittlere Abtheilung umfaßt Madura, Dindigal und Ramnad nebſt 10 weiteren Stationen in der Nähe der genannten. Die ſüdliche Abtheilung bildet Tinevelly mit 10 Stationen, unter denen wir Palamcotta, Tuticorin und Manapaud hervorheben. Der ganze Sprengel enthält eine katholiſche Bevölkerung von 169,000 Seelen, deren 25,000 in Verbindung mit dem Erzbisthum Goa ſtehen. Dieſe Zahlen werden einigermaßen durch die Notiz beleuchtet, daß in einem Jahre 4890 Heidenkinder in Todesgefahr getauft wurden.

---

10. Travancore und Cochin.

Die hohe Kette der Aligiri im Süden bei Kap Comorin umgehend kommen wir nunmehr in das nur unter brittiſchem Schutze ſtehende Reich Travancore, deſſen heidniſcher König ſich noch ziemlich in der Gewalt der Brahminen zu befinden ſcheint, deren 30,000 er auf öffentliche Koſten zu unterhalten hat. Trotz der Kraft die hier der Hinduismus ſich zu erhalten gewußt hat, wie denn hier die Kaſtenunterſchiede ſchärfer als ſonſt wo beobachtet werden, gehört dies Gebiet wie Tinevelly mit zu den allerergiebigſten für die evangeliſche Miſſion. Süd-Travankor iſt von der London Miss. Soc. ſeit Anfang

dieses Jahrhunderts besetzt.[1]) In die südlichsten Distrikte, die viel Beziehungen zu Tinevelly haben, (wie denn auch dort Tamil gesprochen wird) war schon von daher das Evangelium eingedrungen. Hier konzentrirt sich auch jetzt noch die Mission mit ihren bedeutenden Erfolgen. Nagercoil, Kottaram, Tittuvilley, Neyoor und Pareychaley sind die betreffenden Stationen. Weniger bedeutend ist die nördlichere, Quilon, welche bereits im Malayalim-Gebiete liegt, während Trivandrum, in der zwischenliegenden Gegend (wo die Bevölkerung gemischt zu sein scheint) mit zu den fruchtbaren Stationen gehört.

Mehr als 30,000 Christen[2]) stehen hier unter der Leitung von 9 Missionaren und 188 eingebornen Predigern, deren 10 ordinirt sind. Diese Massen sind wieder aus den niedrigsten Kasten, der Schanar, Pariah und Pulleier gesammelt. Wie sich nicht anders erwarten läßt, leiden die Gemeinden noch an manchen Schwachheiten; doch werden sie beschrieben als zunehmend an Erkenntnis, Opferwilligkeit und Frömmigkeit. Beachtenswerth ist, daß auch hier wie in Tinevelly auf einigen Stationen die Zahl der Christen in neuster Zeit abgenommen hat. Für 2 Stationen gilt dies sogar von den Kommunikanten. — Die Zahl der Schüler müßte größer sein, um im rechten Verhältniß zur Seelenzahl zu stehen. — Viel Segen stiftet die ärztliche Missionsthätigkeit.

Weiter nördlich in Nord Travomcore und dem kleinen Staate Cochin, wo neben vielen römisch-katholischen auch zahlreiche syrische (Thomas-) Christen aus alter Zeit sich finden, arbeitet die Church Missionary Society mit gutem Erfolg. Besondere Aufmerksamkeit wandte diese Mission zu Anfang den Syrern zu, und obgleich diese durch einen erneuten engeren Anschluß an die Jakobitische Kirche Syriens und ihren Patriarchen sowohl den Römern (soweit sie nicht überhaupt schon mit Rom unirt waren) wie den Evangelischen schroffer gegenüber stellte, findet doch immer noch hie und da die Verkündigung des Evangeliums unter ihnen Eingang, wie denn z. B. das Seminar zu Cottayam die größere Zahl seiner Zöglinge von ihnen erhält. Ungleich bedeutender aber ist der Erfolg unter den Angehörigen der Sklaven-(Leibeignen-) Kaste.[3]) Auf ihre Rechnung kommt es, daß die Gesellschaft von diesem Felde seit einiger Zeit gewöhnlich eine größere Zahl Taufen Erwachsener melden kann als von irgend einem andern ihrer vielen Felder in drei Welttheilen. Ihre 34 Stationen im nördlichen Indien lieferten im letzten Jahre kaum den fünften Theil der Bekehrten, welche die 9 Stationen[4]) in Travancore aufzuweisen im Stande war, trotzdem, daß die eingebornen Christen hier mancherlei Unterdrückungen ausgesetzt sind. Ihre Seelenzahl wird auf 15165 angegeben. Die selbstständige Gestaltung der Gemeinden und die Organisation der Kirche durch Distrikt- und Provinzial-Synoden macht auch hier erfreuliche Fortschritte.

Eine der genannten Stationen befindet sich unter andern Verhältnissen. Mundakayam ist für die Arrier, die auf sehr niederer Kulturstufe stehenden Aborigines der Aligiri, 1851 angelegt. Damals bestand dort rings die Wild-

---

[1]) Wir nehmen die Gelegenheit wahr, an den interessanten Gründer dieser Mission, unsern Landsmann Wilh. Tobias Ringeltaube, ein wahres Original und Missionsgenie, bisher aber zu wenig bekannt, zu erinnern. cf. Missionsfreund 1864, p. 97 ff.

[2]) Die Katechumenen sind mitgerechnet.

[3]) Pulayan's, wahrscheinlich identisch mit den oben genannten Pulleiars.

[4]) Allepie, Cottayam, Cochin, Mavellikara, Trichur, Pallam, Tiruwella, Kunnakulam und Mundakayam.



niß des Waldgebirges, welche jetzt vor der Kaffekultur verschwindet. Damit ist denn auch die Mission nicht auf jene Eingebornen beschränkt geblieben. Doch sind sie dem Evangelio besonders zugänglich und bilden den größten Theil der 1300 Seelen starken Gemeinde.

	Kommunik.	Anhänger	Schüler
London Miss. Soc.	2438	30,094	4347
Church „ „	3417	15,165	3338
	5855	45,259	7685
1861	3004	30,607	10,046

Katholischerseits ist hier das apostolische Vikariat von Verapoly und das später davon abgezweigte von Quilon zu erwähnen, dieses mit 20 Stationen unter denen Trevandrum die wichtigste, jenes, obgleich dem Gebiete nach das kleinste ist der Seelenzahl nach das bedeutendste von allen in Indien. Es werden 233,000 Katholiken gezählt, unter denen 150,000 unirte Syrer. Nur 3 Stationen werden angegeben, dazu jedoch 13 Parochien unter den Syrern. Verapoly ist der Sitz mancher ausgedehnten Institute: Seminare, Druckereien ꝛc.

11. Malabar und Kanara.[1])

Malabar unterscheidet sich von andern der bisher besprochenen südindischen Landschaften durch das stärkere muhammedanische Element seiner Bevölkerung. Die von arabischen Ansiedlern abstammenden Mapillas sollen fast ein Drittheil derselben ausmachen und haben noch immer einen hervorragenden Einfluß. Die höheren Hindukasten sind schwächer vertreten und die Masse des Volkes, obwohl in einigen Beziehungen hinduisirt, doch noch allgemein dem Dämonendienst ergeben gehört den verachteten niedrigen Kasten an. Auch hier treffen wir die Puleier, früher als Sklaven im Reisbau beschäftigt, sowie die Palmenbauer, hier Tier genannt, Fischer, Mugeier ꝛc. während die Nayer, die Grundbesitzer sich schon zu den höheren Kasten rechnen. Die Verhältnisse sind in vielen Stücken denen in Travancore ähnlich; wie denn auch hier wie dort dieselbe Sprache, das Malayalim gesprochen wird: — Die Basler Mission ist die einzige, die auf diesem Felde u. z. seit einigen dreißig Jahren arbeitet. Kananur (Cananore), Talatscheri, Tschombala, Kolikodu (Calicut), Kodakal und Palakadu (Palghat) sind die Hauptstationen; die letzte zugleich die südlichste und jüngste besteht seit 1858. Kann sich diese Mission auch bei Weitem noch nicht solcher umfangreichen Erfolge rühmen, wie wir sie auf den zuletzt besprochenen Gebieten trafen, so zeigt sie doch ein stilles regelmäßiges Wachsthum, durch welches immerhin beträchtliche Gemeinden entstanden sind. Mögen sie an Zahl denen in Travancore und Tinevelly nachstehen, so dürften sie doch in Bezug auf Gründlichkeit des christlichen Lebens vielleicht manchen Vorzug vor ihnen haben. Auch hier stammen die Bekehrten überwiegend aus jenen niederen Kasten. Dasselbe gilt auch von Kanara, wo die letzteren, wenigstens in Südkanara, sich auch durch die Sprache unterscheiden. Dort herrscht nämlich das ursprüngliche Tuln bei den Palmbauern, hier Bikawar genannt u. a., während die höheren Kasten meistens das später eingedrungene Kanarasische

[1]) Vergl. Miss. Atlas, Asien Nr. 14.

reden. In der Hauptſtadt Mangalur hat die Basler Geſellſchaft das Centrum ihrer indiſchen Miſſion (ſeit 1834). Die dort beſtehende große Weberei charakteriſirt die erfolgreiche Verwendung der Induſtrie als Gehilfin der Miſſion, wie ſie in ſolchem Maße in Indien wohl allein von dieſer Geſellſchaft geſchieht. Daſelbſt befindet ſich die größte der Gemeinden mit über tauſend Mitgliedern. Mulki und Udapi, nebſt Karkala ſind die weiteren Hauptſtationen; die letzte erſt neuerlichſt gegründet, liegt nordöſtlich von Mulki.

Weniger erfolgreich arbeitet die Geſellſchaft zu Honor in Nordkanara, einer wiederholt aufgegebenen und wiederaufgenommenen Station.

Endlich ſind noch zwei beſonderer Zweige der Basler Miſſion zu erwähnen. Der eine im Kurg-(Kodaga)Lande mit ſeiner kriegeriſchen Bevölkerung. Stationen ſind in der Hauptſtadt Merkara (Madikeri) und dem nach einem erfreulichen Anfange ſehr zurückgegangenen Chriſtendorf Anandapur. Hier iſt man über die erſten, grundlegenden Arbeiten noch nicht hinausgekommen.

Der andre Zweig findet ſich auf den als Geſundheitsſtation für das ſüdliche Indien wichtigen Blauen Bergen, Nilagiri. Die verſchiedenen Volksſtämme dieſes Gebirges ſind noch mehr oder weniger vom Hinduismus unberührt. Dennoch ſind die Erfolge hinter den früheren Erwartungen zurückgeblieben. Neben der Basler Miſſion die hier ſeit 1846 beſteht und jetzt die beiden Stationen Käti und Kotargiri hat, haben ſich ſpäter noch die Vertreter andrer Geſellſchaften angeſiedelt, deren Gemeinden zum Theil aus andern Gegenden mit den Stärkung ſuchenden Europäern auf die Berge kommen. Die Church Miss. Society hat zu Ootacamund, dem Hauptplatze, eine Gemeinde von 250 eingebornen Chriſten. An einem andern, gleichfalls als Sanatorium benutzten Orte, Kunur arbeitet die Reformed Church in Amerika[1]) und hat eine ähnliche Zahl von Bekehrten aufzuweiſen. Weniger bedeutend ſcheint die dortige Miſſion des Wesleyan. Methodisten zu ſein.

	Kommunik.	Getaufte	Schüler
Evangel. Miſſion zu Baſel	2296	4319	1957
Church Miss. Soc.	90	250	145
Reformed Church in America[2])	74	211	43
Wesleyan Miss. Soc.	25	?	?
Sa.	2485	4780	2145

Die entſprechenden Zahlen für die Basler Miſſion im Jahre 1861 waren: 1274. 2473. 2255.

Mangalore iſt auch Sitz eines apoſtoliſchen Vikariats, das in Verbindung mit 17 Stationen gegen 54,000 Katholiken zählt, von denen 9000 unter dem Erzbiſchof von Goa ſtehen.

---

12. Myſore (Maisur).[3])

Dies weite Gebiet mit ſeinen 3 Millionen kanareſiſch ſprechender Bevölkerung iſt ein beſonderer Diſtrikt der Wesleyan Methodist Mission, die mit Ausnahme von Bangalore auch die einzige in demſelben thätige

[1]) cf. oben Seite 497.
[2]) Angaben von 1868.
[3]) Vergl. Miſſ. Atl. Aſien Nr. 14.



iſt. Außer der eben genannten Stadt, dem Sitze der engliſchen Behörden, wo jene Geſellſchaft 144 Mitglieder unter dem Militär[1]) und 47 in der übrigen Bevölkerung zählt, ſind Myſore mit Seringapatam, Toomkoor mit Coonghul, Goobbee, Shemoga nnd Haſſam mit Chickmagaloor als Stationen zu erwähnen. Auf dieſen ſämmtlichen Plätzen ſind jedoch nur kleine Gemeinden, vorhanden, und auch bei dieſen müßten die zugehörigen Europäer abgerechnet werden um die jedenfalls nicht bedeutende Zahl der Heidenchriſten feſtzuſtellen.

„Unter Demüthigungen und Enttäuſchungen können wir doch nur fühlen, daß es unter unſren Leuten ſolche giebt, deren Herzen gerührt worden ſind“ oder „Unſre Mitglieder fahren fort ſtandhaft zu leben, aber die meiſten ſcheinen damit zufrieden den chriſtlichen Namen zu tragen“ u. dergl. ſind die Wendungen mit denen der letzte Jahresbericht die Zuſtände beſchreibt. Wenigſtens können dagegen die Schulen des Diſtriktes ihre Zahlen in die Wagſchale werfen: 2072 Knaben und 946 Mädchen.

Wie bereits oben erwähnt iſt Bangalore auch Station der Londoner und der Leipziger Geſellſchaft und die bezüglichen Zahlen mußten unter Nr. 8 mit eingerechnet werden.

So bleibt hier nur die Station der Propagation Society zu Bangalore mit Oſſoor, anzugeben. Letzteres liegt nördlich von jenem und zählt nur 46 Chriſten, während dort über 400 ſind. Dieſe Gemeinde iſt im letzten Jahrzehnte bedeutend gewachſen.

	Kommunik.	Getaufte reſp. Anhänger	Schüler
Wesleyan Method. M.	318	318 + ?	3018
Propagation Soc.	140	480	130
	458	798[2])	3148
Im Jahr 1861:	255	567	1810

Myſore hat unter ſeiner Bevölkerung 22600 Katholiken in Verbindung mit 10 Hauptſtationen: Bangalore, Myſore, Shemoga u. a. Es bildet ein beſonderes apoſtoliſches Vikariat.

Indien. Schluß.

Faße ich nun die numeriſchen Ergebniſſe meiner Arbeit über Indien zuſammen, ſo finde ich für die evangeliſchen Miſſionen folgende Zahlen:[3])

	Kommunik.	Getaufte reſp. Anhänger	Schüler
1872[4])	52,600	216,600	99,500
1861	27,400	138,500	77,000
Somit beträgt der Zuwachs:	25,200	78,100	22,500

[1]) Es iſt nicht geſagt, wieviel davon Eingeborne ſind.

[2]) Unvollſtändig.

[3]) Dieſe ganz unabhängig von der offiziellen Statiſtik gewonnenen Reſultate ſtimmen mit derſelben hinſichtlich der Kommunikantenzahl, die dort auf 52,000 angegeben wird, (cf. London Miss. Chronicle 1873, p. 231) ziemlich überein, während ſie betreffs der Chriſten überhaupt hinter den Angaben derſelben (224,000) etwas zurückbleiben. Manche mangelhafte Angaben bei den einzelnen Miſſionen erklären dieſe Differenz.

[4]) Die Reports geben meiſtentheils die Zahlen, welche für den Schluß des Vorjahres gelten.

Zunächst muß ich zu diesen Zahlen bemerken, daß sie nur annähernd eine Darstellung der wirklichen Verhältnisse geben. Die verschiedenen Gesellschaften zählen nach verschiedenen Principien. Bald werden z. B. die Katechumenen und selbst deren Kinder schon mit zu den Gemeinden im weitesten Umfang (nominal christians) gerechnet, bald sind nur die Getauften durch die betr. Zahlen vertreten, wobei dann wieder die Praxis der früheren oder späteren Taufe in Rücksicht zu nehmen wäre. Auch ist es hie und da nicht klar, ob unter jenen Christen im weiteren Sinne die Kommunikanten noch einmal mit berechnet sind oder nicht. Es giebt in dieser Beziehung keine Möglichkeit vollständig komparate statistische Daten zusammenzustellen, aus denen sich eine zutreffende Gesammtsumme berechnen ließe. Immerhin aber, da die ältere wie die neue Zusammenstellung gleichermaßen an diesen Unzulänglichkeiten leidet, haben sie für die gegenseitige Vergleichung eine wichtige Bedeutung.

Soviel liegt auf der Hand, daß die Mission in Indien trotz der mannichfachen Hindernisse, die ihr im Wege stehen, beträchtliche Fortschritte macht. Doch die Zahlen, in denen die letzteren ausgedrückt sind, erfordern zu ihrem Verständniß manche Berücksichtigung. Sie sind wie eine Waare, die nicht allein zu wägen, sondern auch nach ihrer Qualität zu prüfen ist. Der Zuwachs von 78,000 eingebornen Christen darf nicht ohne Weiteres als ein verhältnißmäßiger Fortschritt in der Christianisirung Indiens angesehen werden, da die verschiedenen Schichten der Bevölkerung in auffallend ungleicher Weise daran partizipiren. Es ist schon oben bemerkt worden, wie von den 22,000 Bekehrten, die Bengalen im letzten Jahrzehnte der Mission zufielen 20,000 auf Aborigines und nur 2000 auf die Hindubevölkerung kommen. Leider ist nicht zu ermitteln, wie viele Personen unter diesen 2000 aus den niedrigsten Kasten hervorgingen. Vielleicht würden sie ein ähnliches Uebergewicht über die Bekehrten aus den höheren Kasten haben, wie dort die Aborigines über die Bekehrten überhaupt. So verdankt denn auch in Südindien die Mission die auffallende Zunahme lediglich den Uebertritten aus jenen Kasten. Manche Stationen, auf denen es nicht gelang sie heranzuziehen, scheinen nur mit Mühe sich bei dem früheren Bestande halten zu können, oder haben sogar eine Abnahme zu beklagen. Es würde jedoch auch nicht zutreffen, wenn man hiernach die Aborigines und die niedern Kasten durchweg als das dem Evangelio zugängliche Element der indischen Bevölkerung bezeichnen wollte. In einigen Gebieten steht nämlich dies Element demselben ebenso hart entgegen, wie überall die höheren Kasten. Es scheint[1]) als seien besondere s o c i a l e Verhältnisse die nothwendige Vorbedingung für die Fruchtbarkeit der Mission in Indien. Von dieser Seite sollte auf ihre Erfolge ein bisher noch zu wenig beachtetes Licht fallen.

Vielleicht aber werde ich von Diesem und Jenem dafür getadelt, daß ich auf die numerischen Erfolge überhaupt solches Gewicht lege. Was die Mission indirekter Weise wirke, sei viel höher anzuschlagen, und die sich vorbereitende Umwälzung im ganzen indischen Leben sei das Ziel, auf das die Mission hinarbeite und an dem sie ihre rechten Erfolge finden werde. In diesen Gedanken meint mancher Missionsfreund ein rechtes Verständniß der Sachlage zu finden. Indessen man täusche sich nicht. Weder ist die Mission der alleinige,

[1]) NB: es scheint. Hat mich der Schein getäuscht, so lasse ich mich gern eines Andern belehren.

ja nicht einmal der Hauptfaktor jener unverkennbar anbrechenden Umwälzung, noch wird diese Indien zu einem christlichen Lande machen. Die Zersetzung des Hinduismus ist keineswegs gleichbedeutend mit dem Fortschritt des Christenthums. Den deistischen Brahmoismus gelingt es vielleicht als positives Element in dieser Bewegung zur Herrschaft zu gelangen. (? d. Red.) Weite Kreise, die man von der höheren Missionsschule her von christlichen Einflüssen durchdrungen glaubte, sind mehr oder weniger bereits jener Richtung anheimgefallen.

Ferner ist höchst beachtenswerth, was vielfach übersehen wird, daß der Islam in verschiedenen Theilen Indiens bedeutend an Kraft gewinnt, ja zum Theil selbst erfolgreich missionirt, während seine Kreise sich auf's schroffste abwehrend gegen die christliche Mission stellen.

Auch die katholische Mission ist kein unwesentlicher Faktor. Mögen die großen Massen ihrer Anhänger auch in manchen Beziehungen wenig zu bedeuten haben, und als eine Kaste neben andern Kasten abgeschlossen, wenig über dem Niveau der heidnischen Bevölkerung stehen, so sind es doch nicht unbeträchtliche Schaaren, die die römische Kirche von Jahr zu Jahr aufs Neue an sich zieht. Darunter befinden sich auch jährlich mehrere Hundert, die von den Irrthümern des Protestantisnus bekehrt, neben den gewonnenen Heiden nochmals getauft (!) werden. Leider gestatten unsre Quellen nicht eine genauere Angabe über das Wachsthum und den jetzigen Stand der katholischen Gemeinden. Im Jahre 1865 zählten sie 785,000 Mitglieder, zwei Jahre später wird die Zahl auf 802,000 angegeben. Bedürfen diese Zahlen auch vielleicht mancher Reductionen, so zeigen sie doch eine nicht zu übersehende Konkurrenz für die evangelische Mission.

Andrerseits verdient in Bezug auf die letztere das Wachsthum der Kommunikantenzahl, hie und da selbst bei Verminderung oder nachlassendem Wachsthum der Christenzahl überhaupt, bemerkt zu werden. Ein Erstarken und Selbständig sich gestalten der christlichen Gemeinden tritt vielfach deutlich zu Tage, wenngleich in denselben nicht bloß Schwachheiten und Unvollkommenheiten, sondern auch bedenkliche, Schäden, die aus dem Heidenthum zurückgeblieben sind, vorkommen. Das Heranwachsen gründlich gebildeter und zur selbstständigen Führung geistlichen Amtes fähiger eingeborner Prediger,[1]) die Zunahme der von den Gemeinden aufgebrachten Beiträge, &c. sind Zeichen, daß die Mission bereits feste Kernpunkte gewonnen hat.

Diese wenigen Andeutungen müssen hier jedoch genügen, um zu zeigen, wie complicirte Faktoren zu berücksichtigen sind um sich von der Stellung und der Entwicklung der Mission in Indien einen Begriff zu machen, der keineswegs durch bloße statistische Daten gewonnen werden kann.

III. Ceylon.[2])

1. Die tamulischen Provinzen.

Dieses Gebiet schließt sich in ethnographischer und religionsgeschichtlicher Beziehung eng an das gegenüberliegende Festland an. Auch hier haben wir eine tamulische Bevölkerung mit bramanischer Religion. Abgesehen von den früheren Bekehrungs-Maßregeln arbeitet die evangelische Mission unter derselben

[1]) Dagegen ist die unverhältnißmäßig große Zahl der niederen bezahlten Missionsagenten auf manchen Gebieten ein bedenklicher Schade.

[2]) Vergl. Miss. Atl. Asien Nr. 16.



nunmehr 60 Jahre. Ins Besondere ist der Distrikt von Jaffna, im Norden, der Schauplatz dieser Thätigkeit, während im Uebrigen das weite Gebiet nur an einzelnen Punkten von derselben berührt wird. Bis 1847 stieg dort die Zahl der Stationen. Seitdem sind keine neuen angelegt worden.[1]) Die jetzigen Zustände deuten wir am besten mit den Worten eines amerikanischen Missionars an, die zunächst freilich nur für die betreffenden Kreise gelten können. Er sagt zur Erläuterung statistischer Daten: „Die Gemeinden haben also nur wenig mehr als ihr natürliches Wachsthum aufrecht erhalten. Wir glauben daß eine größere Zahl ihrer Glieder wahre Christen sind und daher sauerteigartig auf die umgebende heidnische Bevölkerung wirken werden. Aber wir wünschen mehr aktive und aggressive Bewegungen auf die Reihen der Feinde zu sehen. . . . Die Neuigkeit des Evangeliums ist verschwunden, und das protestantische Christenthum ist nun mit Romanismus, Hinduismus und Muhammedanismus als eine der Landesreligionen angesehen, erregt nur wenig Aufmerksamkeit und erfährt verhältnißmäßig wenig Widerstand. Unter diesen Verhältnissen werden die Bestrebungen das Volk zu bekehren mehr als Versuche zu einer andern Religionsform zu proselytiren betrachtet, denn als Bemühungen um die Rettung vom Verderben." Dennoch finden sich Personen zum Uebertritte bereit, meist solche, die durch verwandtschaftliche Beziehungen unter den Einfluß der christlichen Gemeinde gekommen sind. Bemerkenswerth ist es, daß sich die Stationen auf ein verhältnißmäßig kleines Gebiet beschränken, wobei allerdings die Ungunst einer dünnen Bevölkerung der anderen Gegenden in Rücksicht zu ziehen ist.

Der American Board hat seine 7 Stationen: Batticotta, Panditeripo, Tillipally, Oodooville, Manepy, Chavagacherry und Oodoopitty. Dazu gehören 12 Außenstationen, sämmtlich auf den flachen Koralleninseln gelegen, welche von der Nordküste von Ceylon nur durch seichte Lagunen getrennt sind. Die zugehörigen 570 Kommunikanten vertheilen sich auf 12 Gemeinden mit einer Seelenzahl von vermuthlich etwas über 1100.

Die Church. Miss. Soc. hat auf ihren 3 Stationen Nellore, Chundicully und Copay verhältnißmäßig mehr Zuwachs gehabt, indem sich die Seelenzahl ihrer Gemeinden in einem Jahrzehnte fast verdoppelte. Auch haben die letzteren bedeutende Fortschritte zu ihrer Selbstständigkeit gemacht. Die Wesleyan Methodist Mission[2]) aber, die vor einigen Jahren bereits über Abnahme zu klagen hatte berichtet neuerlichst von einem frischen Aufschwunge, durch den die Zahl der vollen Mitglieder wieder auf 248 gebracht wurde, so daß der jetzige Stand ein wenig höher ist, als 1865. Dagegen ist ein neues Arbeitsfeld zu Manaar an der Westküste in Angriff genommen worden, wie es scheint, nicht ohne Konflikt mit der dort bestehenden anglikanischen Mission, (Propag. Soc.), welche ebenfalls nach einer Annahme ihrer Bekehrten in den letzten Jahren wieder Fortschritte macht, ohne bis jetzt die schon 1861 angegebene Zahl erreicht zu haben.

Die Mission in den übrigen tamulischen Gegenden, nämlich der Ost- und Nordwestprovinzen ist nicht bedeutend und arbeitet nur auf je zwei Haupt-

[1]) Mit Ausnahme einiger Außenstationen der Methodisten die in neuster Zeit in Hauptstationen verwandelt wurden, sowie der neuen Unternehmung derselben zu Manaar.

[2]) Die Stationen sind Jaffna mit Wannarponne, Puttoor, Point, Pedro, Ploly und Catavelly.



punkten der letzteren, den bedeutendſten Küſtenplätzen. Im Innern der erſteren leben noch Reſte der dahin ſchwindenden Aborigines, Veddas, denen vor einer Reihe von Jahren unter den hoffnungsvollſten Ausſichten das Evangelium gebracht wurde. Jetzt ſchweigen die Berichte darüber ſchon längſt, und man hat nicht erfahren, wie das Werk ein Ende nahm. Dagegen hat die Wesleyan Methodist Miss. Soc. von der jenes Unternehmen ausging, ihre Miſſion zu Batticaloa (nebſt Puleantewo) ſeit 1814 aufrecht erhalten, ja in den letzten Jahren die Zahl der Nebenſtationen vermehrt, doch iſt es ihr kaum gelungen die inzwiſchen beträchtlich geſunkene Mitgliederzahl auf dieſelbe Höhe, die ſie 1861 einnahm, zurückzuführen (218). Seit 1852 hat auch die Propagation Soc. am genannten Orte eine Station für die in der Mitte des letzten Jahrzehnts mehrere Jahre dieſelben Daten (175 Mitgl., 9 Kommunik.) angeführt wurden, während ſie in den letzten Jahren ganz fehlen. Trincomallee, die ältere Station dieſer Geſellſchaft iſt ſchon lange aufgegeben, während die Wesleyan-Miſſion daſelbſt ſich ſeit zehn Jahren eines Zuwachſes von 10 Mitgliedern erfreut. An der Weſtküſte liegen die beiden Stationen der Propagation Soc. Putlam und Chilaw. Früher wurde auch Calpentyn (Kalapitiya) als ſolche aufgeführt, ſcheint jetzt aber nur als Nebenſtation der erſteren behandelt zu werden. Auch hier bleibt die Zahl der Chriſten nach den letzten Daten beträchtlich hinter den ſtatiſtiſchen Angaben von 1861 zurück.

	Kommunik.	Getaufte	Schüler
American Board	570	11—1200[1])	2154[2])
Church Miss. Soc.	270	604	2630
Wesleyan Miss. Soc.	511	1000[1])	3169
Propagation Soc.	77	228	?
Summa	1428	3032	7953[3])
Im Jahre 1861	1077[3])	2686	4084

2. Die ſinghaleſiſchen Provinzen.

Eine eingehendere Betrachtung würde dies Gebiet in drei Abtheilungen zu zerlegen haben, die durch die politiſche Eintheilung in die Weſtprovinz, Central- und Südprovinz bezeichnet iſt. Hier ſehen wir davon ab, da dieſelben Geſellſchaften in dieſen verſchiedenen Gegenden arbeiten. Die buddhiſtiſche Bevölkerung iſt dem Evangelio wenig zugänglich. Prieſter und Gelehrte bekämpfen daſſelbe mit den Waffen der modernen atheiſtiſchen Litteratur Europas und organiſiren durch Vereine ihren Widerſtand gegen die Miſſion. Doch ſcheinen die großen Maſſen des Volkes, deren Eltern und Voreltern ſchon die äußeren Formen des Chriſtenthums unter dem Einfluſſe früherer Regierungen angenommen hatten, hier wie in den nördlichen Provinzen immer noch Anknüpfungspunkte zu bieten.

Die Miſſion der engliſchen Baptiſten, hier die älteſte (ſeit 1812) hat genau genommen nur zwei Hauptſtationen, auf denen europäiſche Arbeiter beſchäftigt ſind, nämlich Colombo und Kandy. Auf den andern 18 Stationen (deren Namen wir der Kürze wegen übergehen) und 60 Außenſtationen wirken

[1]) Geſchätzt.
[2]) Von 1870.
[3]) Unvollſtändig.

eingeborne Prediger. An einigen jener Punkte finden ſich faſt ſelbſtſtändige Gemeinden, andere ſind noch weiter zurück, und haben nur wenige Mitglieder. Im Ganzen iſt die Zahl derſelben, wenn auch nicht grade in ſehr bedeutenden Fortſchritten gewachſen; im letzten Jahre jedoch iſt ſie wieder um mehr als 50 heruntergegangen. Stärker vermehren ſich in neuerer Zeit die Gemeinden der Wesl. Methodiſten, nachdem zu Anfang des vergangenen Jahrzehnts auch hier eine bedeutende Abnahme eingetreten war, die ſich jetzt erſt mit ſehr geringem Ueberſchuß ausgeglichen hat. Auch hier finden zahlreiche Stationen, zum Theil in der Umgebung von Colombo, (woſelbſt drei beſondere Arbeitskreiſe beſtehen) unter denen wir Negombo, Seedua, Minuangoda und Morotto hervorheben, ſowie an der Südküſte zu Point de Galle, Matura und deren Umgegend. Die meiſten dieſer 24 Stationen ſind gleichfalls von eingebornen Predigern bedient.

Die größten und gleichmäßigſten numeriſchen Erfolge ſcheinen ſich bei der Church Miss. Soc. zu finden, welche ihre Arbeit hier in 3 Diſtrikten: Colombo, Baddêgama und Kandy treibt. Der erſtere umfaßt die genannte Hauptſtadt, (wo, wie dies auch von den Methodiſten geſchehen, nicht nur aus Singhaleſen ſondern auch aus dort wohnhaften Tamulen eine Gemeinde geſammelt iſt) ſowie Cotta, wo in einem Jahre die Zahl der Chriſten ſich um 100 vermehrte. Weiter ſüdlich liegt Bentotte, die mit Baddâgama die Stationen des zweiten Diſtrikts bilden, von dem bemerkt wird, daß in den Städten weniger Erfolg iſt, als auf den Außenplätzen. Zu Kandy endlich iſt aus den tamuliſchen Kulis, die vom Feſtlande gekommen um in den Kaffeplantagen zu arbeiten, eine Gemeinde geſammelt, welche die ſinghaleſiſche weit übertrifft. Auch die Baptiſten wirken übrigens unter dieſen Kulis.

Als Stationen der Propagation Society ſind Mutwal und Kaymans Gate, (Stadttheile von Colombo) Kurena, Galkiſſe Pantura, ſowie Buona Viſta bei Point de Galle und Matura im Süden, und Badulla und Matale in der Centralprovinz zu erwähnen. An einigen dieſer Punkte finden ſich große chriſtliche Gemeinden, wie z. B. die zu Kurena gegen 1700 Mitglieder umfaßt.

Schließlich iſt zu bemerken, daß einige Schulen mit dem Miſſions-Vorſtande der established Church of Scotland in Verbindung ſtehen, während ein ſchottiſcher Frauenverein in Indien zu deren Unterhalt beiträgt.

	Kommunik.	Getf. reſp. Anhänger	Schüler
Baptist. Miss. Soc.	564	12—1400	1470
Wesleyan Miss. Soc.	1741	3—4000	4350
Church Miss. Soc.	737	4092	3215
Propagation Soc.	293	3206	?
Summa	3335	12,698	9035
Im Jahre 1861:	2408	10,691	8825

Die katholiſche Miſſion auf Ceylon vertheilt ſich unter die beiden apoſtoliſchen Vikariate Colombo und Jaffna, dieſes mit 57,874 jenes mit 102,222 kathol. Chriſten (nach der Statiſtik von 1868). Dort wirken vorwiegend Benedictiner aus Italien, während Jaffna ſeine Arbeiter meiſt aus der Congregation der unbefleckten Empfängniß erhält. Die Geſammtzahl der Schulen in beiden Vikariaten betrug 4139.

(Fortſetzung und Schluß im nächſten Jahrgange).

Inhalt.

I. Missions-Geschichte und Ethnologie.

Orientirende Uebersicht über den gegenwärtigen Stand des gesammten christlichen Missionswerkes. Von R. Grundemann . 11, 50, 92, 195, 239, 393, 482, 556
Das Missionswerk der Brüderkirche 306, 454 510
Die Berliner Missionsgesellschaft. Von Miss.-Inspektor Kratzenstein . . 521

Die Kolhs in Ostindien und ihre Christianisirung von Th. Jellinghaus 24, 104, 167, 203, 253, 290, 341
Die Missionsarbeit der Brüdergemeine im West-Himalaya. Von Th. Rechler 444, 500
Die Mission in Ovambòland. Von Miss.-Inspektor von Rohden . . . 541

John Coleridge Patteson, Missionsbischof von Melanesien. Von Hofprediger Baur 151

Indien und die abendländische Kirche im Mittelalter. Von Dr. Germann . 350

Der Asantekrieg. Von Dr. Weitbrecht 82
Die Bedeutung des Asante-Kriegs für die Mission. Vom Miss.-Inspector Zahn 273
Der Atjinesische Krieg und seine Bedeutung für die Mission. Von Missionar Schreiber 125
Die Bedeutung der japanesischen Reformbewegung für die Mission. Vom Herausgeber 214

Geographische und ethnologische Bemerkungen über Kafer- und Romansland. Von Missionar Meyer 220

Die Londoner Herberge zur Heimath. Von Prediger A. Michelsen . . . 295
Geschichte des Missionslebens in der protestantischen Kirche Baierns. Von Prof. Dr. Plitt 421
Ein Blick auf die heimatlichen Brennpunkte der römisch-katholischen Heiden-Mission. Von Miss.-Inspektor Petri 411

Missionszeitung und -Statistik . . . . . 84, 131, 184, 224' 325, 468

II. Missions-Theorie und -Apologetik.

Dic cur hic? Unser Programm. Vom Herausgeber 3
Der Missionsbefehl als Missionsinstruktion. Vom Herausgeber 41, 89, 137, 185, 233, 281, 377
Ein Staatsmann als Missionsapologet. Von Dr. Germann 38
Die Mission auf der evang. Alliance in New-York. (2.—12. Octob. 1873.) Von Prof Dr. Christlieb 71, 113
Weise Lehren eines chinesischen Heiden. Vom Herausgeber 270
Zur Missionskritik und Apologetik. Aus Dr. Livingstones letztem Briefe . 321
Zwei neue Missionsreden. Von Miss.-Inspektor Zahn 365

III. Religionsgeschichtliches.

Warum und mit welchem Auge will der Islam angesehen sein? Vom Miss.-Inspektor Plath 35
Der chinesische Philosoph Laò-tsè, ein Prophet aus den Heiden. Von Victor von Strauß 329
Die älteste Religion der Inder. Von Prof. Graßmann 473

IV. Missions-Literatur.

Ein Gang durch die deutsche Missionsliteratur 461
Indian Missions by Sir Bartle Frere 38
Wurm: Geschichte der indischen Religion 317
On Missions by M. Müller etc. 364
Nottrott: Die Goßnersche Mission unter den Kolhs 343
P. Cassel: Die Gerechtigkeit aus dem Glauben 519



